WIELAND

G
W646

Wieland's Werke.

Fünfunddreissigster Theil.

Kleinere Schriften zur Culturgeschichte.

Berlin.
Gustav Hempel.

15912
30/9/91

Inhalt.

Seite

Nikolas Flamel, Paul Lukas und der Derwisch von Brussa. Ein Beitrag zur Geschichte der Unsichtbaren 5

Ueber Alexander Dow's Nachrichten von den Fakirn in Ostindien 41

Anmerkungen über Alexander Dow's Nachrichten von der Religion der Braminen 47

Auszüge aus Johann Reinhold Forster's Reise um die Welt 59

Ueber die ältesten Zeitkürzungsspiele 97

Die Aëropetomanie 121

Die Aëronauten 143

Auszüge aus einem merkwürdigen Buche des funfzehnten Jahrhunderts, Trésor de l'âme betitelt . . . 193

Der Belialsproceß 203

Ein paar Worte für die Jesuiten 211

Ueber weibliche Bildung 229

Der allgemeine Mangel deutschen Gemeinsinnes und Nationalgeistes 246

Geschichte der Troglodyten 259

Nachrichten von merkwürdigen Personen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Sebast. Brant und Geiler von Kaisersberg 273

Ulrich von Hutten 285

Hans Sachs 293

Johann Fichard 309

Wilibald Pirkheimer 311
Theophrastus Paracelsus 314
Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim 320
Erasmus von Rotterdam 329
Fra Paolo Sarpi 338
Thomas Morus 340
Anna Maria von Schurmann 344
Ludwig Vives 356
Juliana Morell 362
Jakob Le Fèvre v. Etaples (Faber Stapulensis) 366
Nikolas Claudius Fabri, Herr von Peiresk 369
Hieronymus Fracastor 371
Justus Lipsius 374
Algernon Sidney 379

Merlin 391

Tafelrunde. — König Artus. — Genievra 394

Etwas aus den Anecdotes des Beaux-Arts 397

Auszüge aus des E. P. Angelinus Gazay, S. J., geistlichen Recreationen 400

Le Barbier's Kupfer zu Geßner's Werken 406

Die Wunderflasche des heiligen Remigius 409

Von der Titulatur: Haupt der Christenheit und päpstliche Heiligkeit 411

Das Narren- und Eselsfest 413

Anekdoten vom heiligen Martin 415

Der Kapuziner Pater Bolduci 418

Ueber den Vorschlag, unsre bisherigen Demoiselleu künftig Fräulein zu betiteln 426

Nikolas Flamel,

Paul Lukas und der Derwisch von Brussa.

Historische
Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Unsichtbaren.

Die nachstehende Abhandlung hat Wieland zuerst in dem Teutschen Merkur vom Jahre 1788, II. S. 460—472 und 485—521, als „Nachtrag zur Geschichte des angeblichen Adepten Nikolaus Flamel", veröffentlicht, welche letztere im Monat vorher ebenfalls im T. Merkur unter der Ueberschrift: „Giebt es Mittel, das menschliche Leben weit über das natürliche Ziel desselben zu verlängern?" (G—e unterzeichnet) erschienen war. Bei der Aufnahme in seine sämmtlichen Werke (Bd. XXX) hat sie Wieland hie und da, besonders die Einleitung geändert. Auffallend ist es, daß er nichts davon wußte, daß der Abbé Villain die Geschichte von Flamel als ein Märchen erwiesen und gerade ein Jahr vorher Adelung im dritten Bande seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" hiernach gezeigt hatte, daß Flamel kein Goldmacher gewesen.

Einleitung.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes Nr. IV im vierten Stück des Deutschen Merkur's 1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Märchen der redseligen Sultanin Scheherezade ähnlicher sähe und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich blos durch die Buchstaben G—e zu errathen giebt) von Flamel's Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daß diese wundervolle Geschichte durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lukas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Kleinasien zugestoßen sein soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beifall versagen kann, schienen mir eine schärfere Prüfung und unbefangnere Untersuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden ist: und so entstand der folgende Aufsatz, bei welchem meine Absicht erreicht ist, wenn er den Lesern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfasser an dergleichen Untersuchungen findet; wiewol ich nicht zweifle, daß er auch von einigem Nutzen sein könnte, wenn er als ein auffallendes Beispiel betrachtet würde, wie nöthig es sei, selbst den ehrlichsten Erzählern solcher Wundergeschichten ebenso scharf auf alle Worte

zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse sein sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geschichte Flamel's voraussetzt, daß die letztere, so wie sie theils von ihm selbst, theils von einer Menge Geschichtschreiber, Compilatoren und anderer Schriftsteller erzählt wird, dem Leser gegenwärtig sei, so zweifle ich nicht, daß man den Bericht, den er selbst (in einer Schrift, welche Herr G—e in Händen gehabt zu haben scheint[1]) von der wunderbaren Art, wie er zu seinem großen Vermögen gekommen, erstattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahre, wohnhaft in meinem Hause in der Schreibergasse, wegen der Armuth meiner ehrlichen Eltern nichts gelernt habe als ein Wenig Latein, so habe ich doch durch die große Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich Sanct Jakob's, endlich alle Bücher der Philosophen und ihre größten Geheimnisse verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knieen danken werde. Nach dem Tode meiner Eltern, als ich mein Brod mit Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes großes vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geschrieben war. Die Decke dieses Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und sonderbare Buchstaben in dieselbe eingegraben. Ich glaube, es waren griechische Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; lateinisch oder celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studirte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle (Petronelle), die ich so wie mich selbst liebe, und die ich damals erst seit Kurzem geheirathet hatte, war darüber sehr betrübt; sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß nicht vor ihr verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herr-

[1]) Le livre de Nicolaus Flamel contenant l'explication des figures. — A. d. H.

lichen Gemälde, wovon sie so wenig wie ich verstand; doch machte es mir viel Freude, mit ihr davon zu sprechen und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun sei, um den Sinn derselben zu erforschen. Ich ließ die Figuren nachmalen, zeigte sie allen Gelehrten in Paris und sagte ihnen, diese Figuren seien aus einem Buche, welches vom Stein der Weisen handle; aber sie verstanden nichts davon und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete einundzwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Galicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerstab und die Kürbisflasche, machte mich auf den Weg und kam nach St. Jago von Compostella, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück und traf zu Leon einen französischen Kaufmann an, der mich an einen jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez (Sanchez vermuthlich). Als ich ihm die Copei einiger Gemälde zeigte, ward er ganz entzückt und fragte mich sogleich, ob ich etwas von dem Buche wisse, worin sie zu finden seien. Ich antwortete, ich hätte Hoffnung, etwas davon zu erfahren, wenn sich Jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurückhalten und fing an, mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze, der gänzlich verloren wäre. Er verließ sogleich Alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten, um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beinahe alle Figuren und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn seit der Zeit, da wir aus dem Schiffe gestiegen waren, nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenten Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heiligen Jakob

nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleißig und fand, was ich suchte, so daß ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den 17. Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Quecksilber in reines Silber verwandelte; und den 25. April desselben Jahrs verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends ebenso viel Quecksilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine so außerordentliche Freude, daß mir bang wurde, sie möchte das Geheimniß ausschwatzen; aber durch die Güte Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und vorsichtig, was andre Weiber nicht sind."

So weit der wörtliche Auszug aus Flamel's handschriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde G—e zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leser so ausführlich mitzutheilen, weil es mir zu meiner folgenden Untersuchung wichtig scheint, den Ton, worin Flamel seine Aussage vorbringt (mit Lessing zu reden), vor Gericht stellen zu können. Nun muß ich auch Herrn G—e fortfahren lassen.

„Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drei neue Kirchen in Paris und begabte mit großen Summen sieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genießen. Noch jetzt*) geht alle Jahre eine Procession der Armen aus dem von ihm gestifteten Hospital Des Quinze-Vingts nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la Boucherie, um Gott für die Seele Flamel's, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreißig Jahren. Es war das Eckhaus der Rue Marivaux und der Rue des Ecrivains, und ich habe sehr oft im Vorbeigehen die Stelle mit Andenken an Flamel betrachtet. Auch habe ich mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la Boucherie die Acten zeigen lassen, welche seine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, sowie sein eigenhändiges äußerst sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen großen Reichthümern gelangt ist. Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande machten bald so großes Aufsehen, daß König Karl der Sechste etwas davon

*) Dies wurde ein Jahr vor der Revolution geschrieben, welche ohne Zweifel auch diesem frommen Gebrauche (wie so vielen andern) ein Ende gemacht haben wird.

erfuhr. Er schickte den Herrn von Cramoisy, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforschen, durch welche Mittel er so reich geworden sei. Dieser fand den Philosophen in seinem kleinen schlechten Hause auf irdenem Geschirre speisend. Flamel war genöthiget, zu gestehen, daß er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie Jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch im Jahre 1413 starb Pernelle, Flamel's Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie Beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dies ist Alles, was wir von dem Leben und den Schicksalen dieses berühmten Adepten wissen. Aber seine Geschichte hat das Besondere, daß sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkte recht interessant wird.

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntnissen und (wie man aus seinen Schriften sieht) ein Feind des Aberglaubens, dabei ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kosten Ludwig's des Vierzehnten mehrere Reisen in die Levante. In der Beschreibung seiner zweiten Reise erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brussa in Kleinasien hatte, und welche Flameln betrifft. Paul Lukas fand nämlich an einem abgelegnen Ort eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem nahe dabei stehenden Hause lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten und ihn aufs Beste bewirtheten. Einer von ihnen ließ sich mit unserm Doctor in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit Türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an, Lateinisch, Spanisch und Italienisch zu reden. Da er aber bemerkte, daß sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem europäischen Land er komme; und sobald er von Paul Lukas hörte, daß er ein Franzose sei, fing er an, sehr fertig französisch zu sprechen; und da ihm Jener (wie es scheint) ein Compliment hierüber machte, sagte er, er sei nie in Frankreich gewesen, hätte aber große Lust, dahin zu reisen. Das Gespräch fiel nachher auf allerlei Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige morgenländische Handschriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte Diesen die medicinischen Kräfte verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie und die Mittel, das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch gestand, er besitze nebst

sechs andern Freunden dieses große Geheimniß. „Wir reisen", sagte er, „beständig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem bestimmten Orte zusammen; die zuerst Angekommenen erwarten die Uebrigen; und wenn wir uns wieder trennen, so reden wir mit einander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder sehen wollen. Diesmal ist Brussa der bestimmte Ort; unsrer Viere sind bereits da, und wir erwarten die drei Uebrigen." — Nun entspann sich zwischen Paul Lukas und dem Derwisch ein Gespräch über die Alchymie und den Stein der Weisen, dessen Wirklichkeit der Letztere gegen die Zweifel des Erstern im Ton eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist, behauptete. Eine der größten Tugenden dieses Geheimnisses, sagte er, sei diese, daß es in der Macht seines Besitzers stehe, sein Leben weit über das gewöhnliche Maß des höchsten Menschenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten Mehrere in dem Rufe gestanden, daß sie den Stein der Weisen besessen; aber Alle, sogar Nikolas Flamel, seien gestorben wie andere Leute. „Wie?" rief der Derwisch aus, „Flamel gestorben? Wenn Du das glaubst, so irrest Du sehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich selbst habe ihn erst vor drei Jahren in Indien gesehen; er ist einer meiner vertrautesten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich seine Geschichte nicht. Ich will sie Dir also erzählen."

„Der Derwisch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits in Flamel's eigenem Berichte gelesen haben, und setzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von seinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicherweise großes Aufsehen habe erregen müssen, so hätte dieser Adept, der als ein weiser Mann die Folgen leicht vorausgesehen, eben als man im Begriff gewesen sei, ihn einzusperren, mit seiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor solche Maßregeln genommen, daß alle Welt sie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (sagte der Derwisch) mußte sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen gab er vor, sie sei gestorben, und ließ an ihrer Statt ein Stück Holz, mit ihren Kleidern angethan, in einer von den Kirchen, welche sie hatten erbauen lassen, begraben, während sie selbst auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente sich Flamel ebendesselben Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Aerzte und die Geistlichen. Er hinterließ ein Testament, worin er befahl, daß man ihn neben seiner geliebten Pernelle begraben

und eine steinerne Spitzsäule auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen heimlich seinem Weibe nach. Seit dieser Zeit haben sie ein wahrhaft philosophisches Leben geführt, sind beständig unbekannterweise von einem Lande zum andern herumgereist und leben noch immer, wiewol seit ihrem vermeinten Tode beinahe vierhundert Jahre verflossen sind."

„Vorausgesetzt, daß dieses Abenteuer mit dem Derwisch zu Brussa dem Doctor Paul Lukas wirklich begegnet sei, wird man sein Erstaunen sehr natürlich finden, wie es möglich sei, daß ein türkischer Mönch, der Frankreich nie gesehen hatte, von allen Umständen der Geschichte Flamel's so genau unterrichtet sein könne. Er setzt hinzu: „Er könne Alles dies unmöglich glauben; er erzähle blos historisch, was er gehört habe, und überlasse nun einem Jeden, seine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken, was er wolle.""

Jedermann, der sich in diesem Fache der unglaublichen Geschichten genauer umgesehen hat, wird gestehen müssen, daß kein anderer Adept solche Beweise der Realität seiner Kunst aufzuweisen habe als Nikolas Flamel. Ein Goldmacher, der Spitäler dotirt und Kirchen baut, ist eine so große Seltenheit oder ist vielmehr so einzig in seiner Art, daß der Stein der Weisen und die Quelle der ewigen Jugend selbst unglaublich zu sein aufhören, sobald man, wie hier der Fall ist, jenes Factum für etwas Unleugbares annehmen muß. Aber daß dreihundert Jahre nach seinem Tode ein türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer und sei ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daß dieser Derwisch ein so unglaubliches oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daß er eine Menge besonderer Umstände von Flameln zu erzählen weiß, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniß ziemlich genau übereinstimmen, ohne daß man begreifen kann, wie er auf eine andere Art als aus Flamel's eigenem Munde dazu hätte gelangen können, und daß wir für Alles dies das Zeugniß eines Mannes wie Paul Lukas haben, gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahr-

haftigkeit des Erzählers keine Einwendung stattfindet — dies scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniß Flamel's ein so entscheidendes Gewicht beizulegen und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daß ein Karneades selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspenstige Vernunft schweigen zu heißen und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig, der nämlich, die geschehenen oder geschehen sein sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten und daran herumzutasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unächten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir uns verlassen, daß, so oft man uns etwas schlechterdings Unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache aufschwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung dabei vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist. Ob sich dies auch bei gegenwärtiger Adeptengeschichte bewähren werde, wird dem Urtheil des wahrheitsuchenden Lesers anheimgestellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Person Flamel's, seinen vorgeblichen übergroßen Reichthum und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Erstens war Flamel nicht blos ein Schreiber, sondern auch ein Miniaturmaler und trieb also zwei Professionen, womit in den damaligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweitens, Herr G—e scheint durch die Art, wie er von Flamel's Stiftungen spricht, einen viel größern Begriff davon in uns zu erwecken, als man sich nach dem Berichte der französischen Schriftsteller, die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drei neue Kirchen und begabte sieben alte mit großen Summen. Eben dies wird zwar auch in den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, Vol. XXV. p. 350, gesagt. Allein daß das Wort stiften (fonder) hier nicht so zu nehmen sei, als ob er diese Kirchen und Spitäler allein gestiftet habe, erhellet schon daraus,

daß Vol. XLIII. p. 338 von der Kirche St. Jacques de la Boucherie ausdrücklich gesagt wird: Flamel habe im Jahre 1400 zu ihrem Bau beigetragen und sie mit einigen Stiftungen begabt. In ebendiesem Bande des besagten Werkes, S. 397, heißt es auch von der Pfarrkirche des Innocens: „Man weiß, daß Nikolas Flamel an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte." So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen sein. Wenn aber gleich in der Angabe seiner Stiftungen viel Uebertriebenes sein sollte, so bleibt doch immer unleugbar, daß sie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Miniaturmalers zu König Karl's des Sechsten Zeiten weit zu übersteigen und die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr zu erregen, daß der Requetenmeister Cramoisy ihn auf Befehl des Hofes fragen mußte: durch was für ein geheimes Mittel er zu einem so großen Vermögen gekommen sei. Vernünftig zu reden, konnte dieses Mittel, wie viel Ursache auch Flamel haben mochte, es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches sein. Aber zu Karl's des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel, reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als eines angeben können und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beispiel sagen, er habe seine Schätze durch ein Bündniß mit dem Teufel bekommen; nur hätte ihn dies geraden Weges nach dem Grèveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemals leer werde, begabt; aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel seines Kellers einen großen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundertundfunfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voll Goldstücke gefunden; aber auch das hätte ihm nichts geholfen; immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit*) angemessenste Antwort war immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

*) Einer Zeit nämlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte und für alle vermeinte Adepten, nicht nur als besondere Günstlinge des Himmels, sondern hauptsächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geister große Ehrfurcht trug.

Dazu war nun freilich ungefähr so ein Märchen nöthig wie das, welches er dem König in seinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Compostell, der damals in der ganzen europäischen Christenheit noch eine sehr große Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äußerst eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen in drei Operationen verschafft hatte, waren meistens auf seine milden Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben; denn er besaß ja das Hieroglyphenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch, sagt man, lieferte Flamel dem König aus und kaufte sich damit von aller weitern Anforderung los.

Wie kam es denn aber, daß Karl VI. oder seine immer so gelddürftige Gemahlin Isabelle (die berüchtigte Isabeau de Bavière) und ihre geldhungrigen Günstlinge sich dieses herrliche Mittel, wodurch sie aller ihrer so verhaßten und schändlichen Erpressungen auf einmal überhoben gewesen wären, nicht besser zu Nutze machten? Und wie kam es, daß man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheimniß machte, sondern zuließ, daß es im sechzehnten Jahrhundert sogar durch öffentlichen Druck bekannt wurde? — Bis diese Fragen zu unsrer völligsten Befriedigung beantwortet sein werden, möcht' es wol das Rathsamste bleiben, als etwas Ausgemachtes anzunehmen, daß Flamel — zwar vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmäßigste — aber doch auf eine sehr natürliche Art zu seinem Reichthum gekommen sei. Gesetzt auch, wir könnten nicht errathen, wie, so würde doch das Unvermögen, unsre Neugier hierüber zu befriedigen, nicht einmal ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund sein, das hieroglyphische Buch des Rabbi Abraham und den heiligen Jago von Compostella zu Hilfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmal Unerklärbarers, nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber selbst das Wie liegt nicht so hoch über dem Punkt, zu welchem der menschliche Verstand hinaufreichen kann, als mein Ungenannter zu glauben scheint. Gesetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé*) wäre (nach Lenglet's

*) „Naude", sagt Herr G–e in einer Note, „der es eher für möglich

du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, so leitet sie uns wenigstens auf eine andere, die, auch als blos mögliche Hypothese, noch immer unendlich wahrscheinlicher ist als die Meinung, daß Flamel den Stein der Weisen (was mit einer vornehmern Benennung ebenso viel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erst im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu St. Jacques de la Boucherie schon lange (sagt Lenglet), aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! aber warum erinnert er sich nicht des heftigen Sturms, der beim Aufstande der Pariser im Jahre 1393 über die vom Hofe begünstigten, der Nation aber äußerst verhaßten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieser Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche, und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer ein, welche größtentheils Juden oder Lombarden waren, öffnete ihre Cassen, schüttete das Geld auf die Straßen und zerriß ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Judenhäuser geplündert und viele dieser Unglücklichen, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet.*) Könnte dies nicht etwa der Schlüssel zum Geheimniß unsers Adepten sein? Könnte Flamel bei dieser Gelegenheit nicht so gut als ein Anderer über irgend eine wohlgespickte Judencasse gerathen sein und, anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause in der Schreibergasse zu

---

hält, daß Flamel ein Schurke als ein Goldmacher gewesen sei, behauptet: er sei durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverschreibungen von ihnen angenommen, aber die Gelder, anstatt sie für ihre Rechnung einzuziehen, für sich selbst behalten habe. — Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist in seiner Histoire de la Philosophie Hermétique, Vol. I. p. 217, daß Naude sich geirrt habe. Die Juden, sagt er, wurden im Jahre 1181 durch König Philipp August aus Frankreich vertrieben, also zweihundert Jahr, ehe Flamel geboren war. Zum zweiten Male wurden sie verjagt im Jahre 1406. Das Archiv der Kirche de St. Jacques de la Boucherie beweist aber, daß Flamel diese Kirche lange vor besagter Zeit habe erbauen lassen. Er kann also seine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bei der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte und lange vor der zweiten seine großen Schätze schon besaß. Uebrigens, sagt dieser große Kritiker, ist Flamel's eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daß man beinahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln kann."

*) Siehe Meusel's „Geschichte von Frankreich", zweiter Theil, S. 459, und die daselbst angezogenen Gewährsmänner.

schaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorsichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinschaftlichen Reichthums beitragen lassen) könnte nicht Frau Pernelle zufälligerweise eben bei einem Hause, wo das Geld zum Fenster hinausgeschüttet wurde, vorbeigegangen sein und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen haben? Oder, wofern diese Vermuthungen zu lieblos scheinen, was hindert uns anzunehmen, daß einige reiche Juden von Flamel's Bekanntschaft (denn es scheint doch, daß er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beim Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; daß zufälligerweise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu sein, die im Tumult ums Leben kamen, und daß Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestaterben derselben zu machen, um so getroster ergriffen haben könnte, da so etwas in jenen verwirrten und gesetzlosen Zeiten sich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen ließ? Dies wäre doch wol eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel sein bereits durch Schreiberei, Malerei und gute Wirthschaft erworbenes Vermögen auf einmal beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüssigen Fonds zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschluß, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?" — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der Erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gotteswillen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bei seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege erlangten Reichthum ein Wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäß, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke, das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, daß man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in ebendemselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des funfzehnten Jahrhunderts sind gerade der Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris

durch milde Beiträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daß er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publicums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden mußte. Flamel, der wol so einfältig nicht war, als er sich in seinem Livre des Explications stellt, konnte leicht voraussehen, daß es (zumal unter einer so heillosen und immer gelddürftigen Regierung, wie Karl's VI. war) gar leicht zu mißlichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen ließen, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer hätte ersinnen können. Er gab vor, daß er von Gottes und des heiligen Jakob's zu Compostella Gnaden, ohne sein Verdienst, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich so wenig verstand als irgend ein Clerc des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraussetzen kann) den König oder vielmehr die Königin, so lang es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem großen Werke hin (was unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günstlings der Königin Isabeau, folgte, um so leichter war) und starb darüber im Jahre 1413 in einem sehr hohen Alter und in dem Rufe, daß er das Geheimniß der weisen Meister, womit seit mehrern Jahrtausenden so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern der Welt sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaßten Rufs war weder von dem Geiste seiner Zeit noch von der damaligen Regierung zu erwarten. Hingegen können wir sicher sein, daß es unter den Alchymisten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als einem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabei zu finden glaubte, wenn er unter Flamel's Firma und Credit solche Werklein wie das Sommaire philosophique und das Désir désiré in die goldbegierige

Welt ausgehen ließe. Denn daß Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sei, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann XXII. (der doch in der Bulle Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae den Fluch des Ernulphus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben*) — von solchen Leuten läßt sich doch wol erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Namen und Ruf eines Flamel's zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamel's hat zu Hilfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu sein. „Er erzählt Alles mit einer so treuherzigen Einfalt," sagt man. — Aber dies war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein großer Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen- und Rittermärchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton; und läßt nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreien Phäaciern oder Phaiaken (wenn man lieber will) seine Lästrygonen- und Cyklopengeschichten, seine Märchen von der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern, die im Kessel und am Bratspieße wieder lebendig werden u. s. w., mit einer ebenso einfältigen Miene, in eben

*) „Papst Johann der Zweiundzwanzigste", sagen die Alchymisten, „brachte es unter der Führung des großen Adepten Arnold von Villanova so weit in der Kunst, daß er bei seinem im Jahre 1334 erfolgten Tode bereits zweihundert Centner Goldes mit eignen Händen gemacht hatte; ja, er hielt es sogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniß nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern es der ganzen werthen Christenheit zum Besten in einem lateinischen Tractat, De arte transmutandi metalla (Von der Kunst, die Metalle zu verwandeln), öffentlich bekannt zu machen." — Daher kam es vermuthlich, daß Gold und Silber in diesen glücklichen Tagen so gemein wurden wie die Gassensteine; daß die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon voll waren; daß man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte, Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daß die von Lucian gepriesenen Saturnischen Zeiten sich überall wieder einstellten, wie die Geschichtschreiber des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden!! — Ohne Ironie zu reden, Johann der Zweiundzwanzigste verstand sich allerdings aufs Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vor- und Nachfahrer. Besonders trug ihm seine Sündentaxe große Summen ein; vielleicht eine nicht geringere, als ihn die pauperes Alchymistae aus dem Schmelztiegel ziehen lassen. Und wenn es wahr ist, daß er achtzehn Millionen Goldgulden baares Geld hinterlassen, wie Villani als Augenzeuge versichert, so hätte Se Heiligkeit einen schönen Tractat, „Von der Kunst, die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln", schreiben können.

dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dies nicht von Homer an alle Dichter, die ihre Kunst verstehen? Flamel war zwar kein Poet (wiewol man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten,*) Philosophus und Mathematicus seiner Zeit aufgeführt findet), aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit ebenso wenig Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vortheil gezogen haben könne, geltend zu machen gesucht; denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden, jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dies bei dem Aufstand der Pariser im Jahre 1393 der Fall sein konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesetzt aber auch, es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daß Flamel schon im Jahre 1380 oder noch früher zum Besitz seines geheimnißvollen Reichthums gekommen sei, so würde sein Märchen dadurch um nichts glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genötbigt halten kann, ihm zu glauben, daß er durch den Stein der Weisen reich geworden sei, müßte erst bewiesen sein, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich habe stattfinden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wär' es nicht möglich, daß er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Philipp August's Zeiten in seinem Keller vergraben sein konnte? Konnte dieses Haus damals nicht von reichen Juden bewohnt worden sein? Konnten sie nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genötbigt waren, den größten Theil ihres baaren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben und in der Folge durch tausenderlei Zufälle in ihrer Hoffnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblicke wieder zu erheben, betrogen worden sein? — Ich sehe in Allem diesem nichts Unmögliches. Aber bliebe zuletzt auch nichts Andres übrig, als den

*) Die Lexikographen, die ihn mit diesem Namen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daß das unverständliche alchymistische Tractätlein, Sommaire philosophique genannt (welches unter Flamel's Namen geht), in elenden Reimen geschrieben ist.

frommen und wohlthätigen Flamel noch vierhundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens, wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen, so würde ich mich ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschließen, als mir so ein Märchen weismachen lassen, wie das Flamelische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder sein, davon hat man unleugbare Beispiele ohne Zahl; aber daß ein Mensch mit Hilfe eines Pülverchens oder einer Tinctur Quecksilber in Silber und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unleugbares Beispiel, und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage sein, ob Einer, der sich für einen Adepten ausgiebt, ein Betrüger sei oder nicht.

Von dieser Seite möchte denn wol dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen sein. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas dreihundert Jahre nach Flamel's allgemein geglaubtem Tode mitten in Natolien aufstehen und die Wahrheit des Flamelischen Märchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läßt? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wol seltsamer sein, als daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig XIV. in der Levante reisen läßt, um alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen, auf seiner zweiten Reise, den 9. Julius 1705 zu Burnus-Baschi bei Brussa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moschee einen Derwisch aus dem Lande der Usbekischen Tartarn finden muß, der, ohne jemals in Frankreich gewesen zu sein, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahre 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers so gut (und noch besser, wie wir sehen werden) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Literatur mitten in Paris sein kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den türkischen Derwischen, die wir uns als der europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Literatur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muß uns diese Begebenheit

ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbekische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen; — denn kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es sind kaum drei Jahre, seitdem er ihn zum letzten Mal gesprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreimal großen gebenedeiten Geheimnisses des philosophischen Steins theilhaftig gemacht worden sind, besitzt in ihm auch die berühmte Jugendquelle (Fontaine de jouvence) oder das Mittel, sein Leben in einer Art fortdauernder Jugend tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jetzt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünfhundert Jahr alt, und da die Weisen seinesgleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herumkommen und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden, warum sollte nicht mir selbst noch das Vergnügen aufbehalten sein können, den weisen Flamel und seine discrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen und dadurch von meinem Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomon's und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner von der Wurzel aus geheilt zu werden?

Indessen bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, daß man sich eine so wunderbare Sache wie die Erzählung des Usbekischen Derwisch im zwölften Capitel des ersten Theils von Paul Lukas' zweiter Reise auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmal in den Kopf gesetzt hat, daß alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muß, ist: ob Herr Paul Lukas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa blos zur unschuldigen Belustigung seiner Leser, und um etwa ihren Menschenverstand auf eine kleine Probe zu setzen, erdichtet haben könnte?

Wahr ist's, Paul Lukas passirt (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — trotz dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben — für einen der ehrlichern Reisebeschreiber. Aber

freilich könnte eine so unglaubliche Erzählung wie diese die Ehrlichkeit eines Heiligen selbst verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er wenigstens als Augenzeuge lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen, zu behaupten, daß Paul Lukas von der fast allgemeinen Schwachheit gereifter Leute, das Gesehene zu vergrößern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frei geblieben sei. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup-Estant in dem karamanischen District Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden, sagt er, ist aus einem ganzen Felsen gehauen und inwendig so ausgehöhlt, daß sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe und verschiedene Gemächer über einander hat, die durch große Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadschi-Bestasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele schienen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen, aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebirges, durch welche seine Karawane gezogen, über zwanzigtausend, und man hätte ihm gesagt, daß auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup-Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicher sein als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen sein können), von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der großen syrischen Wüste entdeckt hätte; aber in einem so bekannten Lande wie das alte Kappadocien! Gleichwol, da Paul Lukas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da sein, nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über funfzigtausend belaufen mußte, dürfte doch wol eine Nulle wenigstens abgehen. Fünftausend solche pyramidische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bei der eilfertigen und äußerst flüchtigen Art, wie er sie sah (da die Karawane ihm zu Gefallen nicht stillhalten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte), hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen.

Ebenso zuversichtlich sagt er im zwölften Capitel des zweiten Theils von den Löwen, deren es eine große Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dies sei gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (en leur disant des injures) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: ein (armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr Außerordentliches erzählt, das sich auf dem See (ehemals Askanios genannt), an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der großen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammenkamen, befand sich auch ein armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war und sogar im Rufe stand, daß er Wunder thue. Der größere Theil der übrigen heiligen Väter des Conciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr armenischer Mitbruder, waren aber doch schlechtdenkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen und ihn bei allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bei aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereien nicht gleichgiltig; und da es die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beschloß bei sich selbst, sie auf eine Art zu prostituiren, daß sie ihn künftig wol ungeneckt lassen sollten. Eines Tages, da der größte Theil der Bischöfe am Ufer des Sees beisammen war, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser, spannte ein Paar Ochsen davor und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen wie ein Bauer, der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vorstellen, ob die Herren Confratres große Augen machten. „Nun, hochwürdige Herren," sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte, „ich habe gepflügt, geht Ihr nun hin und säet, indeß ich hier ein Wenig ausruhe!" — Das mußten die Herren nun wol bleiben lassen! Aber das Wunder des heiligen Bischofs brachte doch die gute Frucht, daß sie sich schämten, eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um

Verzeihung baten und ihm von Stund an mit größter Ehrerbietung begegneten." — Und so eine Historie erzählt Paul Lukas, ohne nur den Mund zu verziehen! Er sagt zwar nicht, daß er sie für wahr halte; aber er findet sie doch auch nur sehr außerordentlich, und man sieht es ihm ordentlich an, daß er sie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indessen beweist doch das Alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das Schlimmste, was sich daraus folgern ließe, wäre: daß Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wol betrogen werden konnte, aber nicht, daß er eines Vorsatzes, seine Leser zu betrügen, fähig war. Und warum hätte er ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läßt sich keiner absehen. Daß er aber aus bloßer Schalkheit, blos um die Leichtgläubigen zum Besten zu haben, so etwas ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm dies zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbekischen Derwisch in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Daß Paul Lukas zufälligerweise zu Brussa mit ihm bekannt ward und Alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit; der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch.

Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kenntniß von Flameln? Und was für Bewegungsgründe konnte er wol haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Märchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbekische Derwisch war nach Allem, was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch, wie es wenige in der Welt giebt. Auch sein Aeußerliches, sagt Lukas, war in der That außerordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dies Außerordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreißig Jahre alt zu sein und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit; das letztere wie ein geborner Pariser, wiewol er nie in Frankreich gewesen zu sein versicherte. — Sollte dieser Usbekische Derwisch am Ende wol gar ein europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwisch gewesen sein? Wenigstens müßte er mir

einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbek halten sollte! Bei dem Gegenbesuche, den der Derwisch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzneiwissenschaft mit (ich übersetze hier absichtlich von Wort zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — nichts sagt) und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte er hinzu, dies erfordert gewisse Vorbereitungen von Deiner Seite, und ich hoffe, Du werdest noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über Deinen Verstand ausgießen kann."*) Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hoffnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicherweise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den großen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas schließen mußte, daß dieser Mann, dem er kaum dreißig Jahre gab, schon über hundert sein müsse. — Ich sehe Paul Lukassen immer größere Augen machen; dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es sind unser sieben Freunde," fährt der Derwisch fort, „die in der Absicht, immer vollkommner zu werden, die Welt durchstreichen.**) So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen Ort, wo wir wieder zusammenkommen. Diesmal ist es Brussa; Vier von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die drei Uebrigen."

Paul Lukas bemerkte ein solches Einverständniß unter den vier Derwischen, daß man wohl sah, „es sei kein Zufall, sondern eine langwierige Bekanntschaft, was sie hier zusammengebracht habe." — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daß sie in Brussa in Gestalt Muhamedanischer Derwische erscheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwischen dem Usbekischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer wichtiger. Sie ge-

---

*) J'espère que vous serez quelque jour en état, de profiter des lumières, que je suis en état de répandre dans votre enterdement.

**) Die Absicht läßt sich hören, aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste sein.

rathen auf Alchymie und Kabbala, und Lukas (der noch immer nicht merkt, mit wem er's zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens: „Diese Wissenschaften und besonders der Stein der Weisen passirten in Europa bei vielen Leuten für sehr chimärische Dinge."

Das war Wasser auf die Mühle des Derwisch. Seiner Meinung nach war gerade die höchste, die einzige diesen Namen verdienende Philosophie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen, — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magischer oder theurgischer oder Hermetischer Philosoph und ein Adept in dieser übernatürlichen Philosophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf Messen, Rechnen und vernunftmäßige Combinationen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern Mann in ziemlich derben Ausdrücken und giebt deutlich zu verstehen, daß Philosophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der ächte Weise," sagt er, „ist der einzige Mensch, dem es zukommt, sich des Philosophirens anzumaßen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er sieht Alles um sich her sterben und wieder geboren werden, ohne sich im Mindesten darum zu bekümmern. Er kann sich größere Reichthümer verschaffen, als die größten Könige je gehabt haben; aber er tritt das Alles unter seine Füße, und diese großmüthige Verachtung giebt ihm in der Dürftigkeit selbst eine Größe, die ihn über alle Zufälle erhebt."

Man kennt diese Sprache! — Es ist das alte Rothwälsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermesschüler, Magier, kurz, aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an einem Tage zu Paris und zu Kairo zu sein, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen u. s. w. Das Seltsame ist nur, daß solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne wie Paul Lukas nicht stärker auffielen. Mit Allem dem, meinte er, wie viel der Weise auch vor uns gemeinen Menschen voraushaben möchte, müsse er doch wenigstens so gut

wie andere Leute sterben. — „Man sieht wol," erwiderte der Derwisch, „daß Du noch nie einen wahren Philosophen gesehen hast." — Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sei kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sei eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur Alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt habe, und deren dieser durch den Mißbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sei.

„Aber", wendete Lukas ein, „unser berühmter Flamel besaß diesen Stein auch, und gleichwol ist es eine ausgemachte Sache, daß er gestorben und begraben ist, wie sich's gebührt." Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der sich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel sei gestorben wie jeder andre gemeine Erdensohn. „Da ich ihm schon beinahe Alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte," spricht unser Wanderer naiv genug, „so erstaunte ich über alle Maßen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamel's zweifeln sah." — Das heißt auf gut Deutsch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wol nicht gestorben sein.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du bist also wirklich," sagte er lachend, „so treuherzig und glaubst, Flamel sei gestorben?" — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Costüme dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Aeußerungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen in Widerspruch stehen, ein mitleidig-spöttisches Gelächter zu erheben und durch diesen äußersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daß sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie blos der gesunden Vernunft gemäß sprechen, nicht etwa gar etwas Albernes gesagt haben könnten.

„Du glaubst also," fuhr der Derwisch fort, „Flamel sei gestorben? da irrst Du Dich sehr. Er lebt noch stark; es sind kaum drei Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe; er ist einer meiner besten Freunde." — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da

er und Flamel zuerst mit einander bekannt geworden seien; aber er hielt auf einmal wieder an sich,*) um ihn vor allen Dingen mit der wahren Geschichte des französischen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folgt, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur und dem Geheimniß der Person des Usbekischen Derwisch näher bringen wird.

„Unsrer Weisen", sprach er, „sind zwar nur wenige in der Welt; aber sie finden sich unter allen Secten und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander voraus. Zu Flamel's Zeit war einer von ihnen der jüdischen Religion zugethan. In seinen jüngern Jahren**) hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren; und da er wußte, daß die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen, sie zu besuchen, dahin, daß er sich von uns trennte,***) um diese Reise zu machen. Wir thaten unser Möglichstes, ihn davon abzuhalten,†) und er stand verschiedene Male auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, so bald als immer möglich wieder bei uns zu sein. Er kam nach Paris, welches schon damals wie jetzt die Hauptstadt des Reiches war. Er fand, daß die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in großem Ansehen standen, und unter Andern lernte er auch einen Rabbiner seines Stammes kennen, der die wahre Philosophie suchte und an dem großen Werke (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund ließ sich mit diesem Verwandten in eine vertraute Freundschaft ein und theilte ihm wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der Materia

---

*) Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu viel Licht auf einmal in Lukassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon genug, daß er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten gezeigt hatte; alles Uebrige mußte noch unter einem geheimnißvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören ja Vorbereitungen, vermuthlich auch Prüfungen dazu, bis Paul Lukas zum Anschauen des vollen Lichtes zugelassen werden konnte.

**) d. i. in den ersten Jahrhunderten seines Lebens.

***) Unser Usbekischer Derwisch war also auch dabei? Wie sorgfältig er ist, das, was er nicht geradezu heraussagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläßt!

†) Auch dies ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise (wie die Folge ausweist) übel für den jüdischen Adepten ablief, so giebt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daß ein gewisser hoher Grad der Divinationskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte

prima eine langwierige Operation erfordert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des philosophischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen, was er geschrieben, zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projection von neunzig Pfund schlechtem Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der Rabbiner, den diese Operation mit Bewunderung für unsere Brüder erfüllte, that sein Aeußerstes, um ihn bei sich zu behalten, aber vergebens, weil dieser sein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabbiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte sich seine bisherige Freundschaft in den tödtlichsten Haß. Er faßte den schwarzen Entschluß, eines der Lichter der Welt auszulöschen, und fand Mittel, ihn auszuführen. Kurz, er ermordete den Weisen und bemächtigte sich seiner Tincturen und seines ganzen Apparats. Allein er genoß der Früchte seiner Bosheit nicht lange; sein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn herauskamen, wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und sie wurden bekanntermaßen alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen, mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten, und passirte bei ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtschaffenheit. Dies war die Ursache, daß ihm ein jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und sämmtlichen Papiere anvertraute, in der Ueberzeugung, daß er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter diesen Papieren waren auch die des vorbesagten Rabbiners und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Handlungsgeschäften voll hatte, keine große Aufmerksamkeit auf diese Dinge verwandt. Aber Flamel besah sie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäßen darin fand und mit Recht daraus schloß, daß das große Geheimniß der Weisen darin verborgen sein könnte, ließ er sich das erste Blatt davon übersetzen (denn die Bücher waren hebräisch), und wie er sich dadurch in seiner Meinung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand. Er ging nach Spanien, wo es beinahe überall Juden gab, und ließ sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Uebersetzung

von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund und nahm ihn mit, in der Absicht, ihm sein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem großen Werke arbeiten hälfe; aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschloß er, mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermeßlichem Reichthum gekommen waren, ließen sie verschiedene große öffentliche Gebäude aufführen und bereicherten mehrere Personen. Dies erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, sobald man von ihm glaube, daß er den Stein der Weisen besitze; und es war nicht zu erwarten, daß man ihm nach dem Aufsehen, das seine großen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen werde. Er fand also als ein wahrer Philosoph, dem nichts daran gelegen ist, ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel, zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn G—e vernommen haben. „Und dies", setzte er hinzu, „ist Flamel's wahre Geschichte und nicht das, was Du davon glaubst, noch das, was man thörichterweise zu Paris davon denkt, wo wenige Personen von der wahren Weisheit Kenntniß haben."*)

Bei Vergleichung dieser Erzählung des Derwisch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamel's eigener Beichte gemacht, wird man finden, daß sie der letztern nicht nur in vielen wesentlichen Umständen widerspricht, sondern auch, daß sie in einem ganz andern Geiste und zu einer ganz andern Absicht gemacht ist als die Flamelische. Der Pariser Bürger wollte sich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch sein Märchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war so weit entfernt, zu besorgen, daß ihm die Entdeckung seiner so wunderbar erlangten geheimen Wissenschaft böse Händel zuziehen werde, daß er sich vielmehr im Gegentheil dadurch sicherzustellen hoffte. Mit dem Märchen des Derwisch hingegen hat

*) Also doch einige.

es eine ganz andere Bewandniß. Er fängt seine Ilias beim Ei der Leda an und erzählt Flamel's Geschichte, die er im Grunde nur als Episode behandelt, wie es seinem System und seiner Absicht gemäß ist, unbekümmert, ob sie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen und ihm vermuthlich ebenso unbekannt waren als dem Paul Lukas, zusammentreffen oder nicht.

Alles, was der Usbekische Derwisch in dieser zweiten Conversation mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flameln und von der wahren Philosophie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu sein, daß auch Ungeweihte meinesgleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden.

Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist. Sollte dies nicht sehr klüglich von dem Derwisch ausgedacht sein, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzuwarten? — Doch dem sei, wie ihm wolle, es giebt also mehrere solche Weise unter allen Religionsparteien; sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbindung mit einander, sie sind Brüder. Das, was sie zu den außerordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist, daß sie sich im Besitze der wahren Philosophie befinden.

Diese Philosophie ist auf die kabbalistische Theorie vom Menschen, nämlich auf den Grundbegriff gebaut: daß der Mensch in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ganz etwas Andres gewesen sei, als er jetzt ist; daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam Kadmon oder urbildlichen Gottmenschen (des ersten und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Eigenschaften) und daher im Genuß einer ewigen Jugend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sei.

Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese ihre ursprüngliche oder wenigstens in eine derselben nahekommende Vollkommenheit ist das große Geheimniß jener wahren Philosophie, die mit Einwilligung des allerhöchsten Urwesens schon dem Vater aller Menschen, Adam, nach seinem Falle und nach der langwierigen ernstlichen Buße, die er deswegen that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freund-

schaft mitgetheilt worden ist und sich von dieser Zeit an durch Tradition und hieroglyphische oder andere geheime Schriften unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus in den ältern, und König Geber, die arabischen Aerzte Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artephius,*) Raymund Lullus, Nikolas Flamel, Basilius Valentin u. v. A. in neuern Zeiten, waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet — und, da er verschmitzten und dreisten Betrügern so außerordentlich große Vortheile über die schwächste Seite der Menschheit giebt, sich aller Aufklärung zu Trotz sogar mitten in Europa bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniß dieses Ordens, das unter dem Namen des Steins der Weisen verborgen wird, begreift also unendlichemal mehr in sich als die bloße Operation, geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowol als das Geheimniß, tausend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommnen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher sprechen alle Adepten, d. i. Diejenigen, die uns gern bereden möchten, daß sie es seien, von der Kunst, Gold zu machen, als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daß sie sich nicht einmal damit abzugeben würdigen; — eine sehr sinnreiche Art, uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpiger Gestalt erscheinen und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweißtüchlein mit sich führen können.

Daß der Usbekische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wol nach Allem dem, was uns Lukas aus seinem eigenen Munde erzählt hat, schwerlich einem meiner Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewol das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtstrahlen sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läßt, so hat er doch, Alles zusammengenommen, genug gesagt, um uns zu überzeugen, daß seine Philosophie

*) Es existirt ein geheimes Buch von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von tausend Jahren geschrieben.

und diejenige, die ich so eben nach ihren Hauptzügen skizzirt habe, eine und ebendieselbe sei. — Lukas sagt am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwisch ausdrücklich: „Ich übergehe verschiedene andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem ebenso zuversichtlichen Ton erzählte." — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillschweigen des Derwisch manchem unsrer Leser aufgefallen sein mag, nämlich die Verbindung der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den guten Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen, Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesetzt aber auch, der Derwisch hätte von diesem Allen nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehrbesagten schwärmerischen Morosophie zu charakterisiren.

Es gab also im Jahre 1705 eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewußt waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntniß mehrerer europäischen Sprachen natürlich schließen muß) mit Andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung standen und unsichtbarerweise allerlei Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen ließen. Aber so wie allerdings zu glauben ist, daß diese geheime Brüderschaft zu Brussa (die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre tausend Jahre noch nicht vollendet hat und also noch gegenwärtig bei Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen werde, so ist nicht weniger zu vermuthen, daß sie auch in den drei bis vier letztverflossenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben sein könne, daß sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müßte mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen.

Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens, Christian Rosenkreuz, viel Unrichtiges eingemischt sein, vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferlei Sprachen ausgestreute Broschüre: Fama Fraternitatis laudabilis Ordinis Roseae Crucis, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloßen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen legirt zu sein pflegt, entsprungen war; aber etwas Wahres, das mit unserm Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache sein.

„Christian Rosenkreuz", heißt es, „geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe und wurde darauf zu Damas mit chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der magischen und kabbalistischen Philosophie einweihten. Er erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Aegypten und Afrika und wurde nach seiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engsten Freundschaft, Treue und Verschwiegenheit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schooß er die Mysterien der erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen und kraft dessen auch die Universalmedicin und die Kunst, die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideicommiß niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundertundzwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Dasein endlich, ohne daß man sagen kann, wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde."[1])

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weiß, daß es damals keine eigentlich sogenannten Chaldäer mehr gab. Unter den chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine andre als Weise von dem Orden unsers Usbekischen Derwisch gemeint

---

[1]) Ueber die Rosenkreuzer hatte Herder in ganz anderm Sinne im Teutschen Merkur, 1782. I. S. 227 ff., gegen Nicolai gehandelt. Vergl. den XVII. Theil unserer Ausgabe von Herder's Werken. — A. d. H.

sein; und was hindert uns zu glauben, daß es ebendieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahre 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, daß sie schon zu Flamel's Zeiten in voller Activität und mit dem jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimniß des Steines der Weisen lernte, in Bündniß stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besaß, sei in einem Alter von hundertundzwanzig Jahren gestorben. Wie? ein Mann wie er sollte so jung gestorben sein? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er sein; gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern unsichtbarer- und unbekannterweise die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherei, Goldmacherei und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menschenclasse, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucian's Timolaus wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher Gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäft und den großen Zweck des Usbekischen Derwisch noch mehr zu enthüllen oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wol sehr blind sein, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprichwort. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe!

Paul Lukas hatte, wie es scheint, keine Augen, zu sehen. Es ist beinahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr und gerade so viel hatte, als nöthig war, um tiefer in das Geheimniß einer so außerordentlichen Person einzudringen: — eines Menschen, der wie ein Mann von dreißig Jahren aussah und wie einer von fünfhundert sprach — der den Stein der Weisen zu haben vorgab — der ihm sogar Hoffnung machte, ihm nach gehöriger Vorbereitung die erhabensten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Märchen für Wahrheit erzählte, nichts Andres als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich großem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem Alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, bei-

nahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Herr G—e läßt ihn zwar sagen: er könne Alles dieses (nämlich was ihm der Derwisch bei Gelegenheit Flamel's erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaubniß, Lukas sagt nur, er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge (des choses encore moins croyables), die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben, er hätte ihm beinahe alles Uebrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flameln die Rede war) geglaubt? und dieses Uebrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint, daß der gute Lukas wie so viele andre wackere Leute selbst nicht recht wußte, was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imagination, vielerlei, aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber curioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerei, wiewol von den Vorurtheilen des großen Haufens nicht ganz frei gewesen zu sein. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Ueberdies war er kein müssiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige; sein Geschäft war, alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbekischen Derwisch blos deswegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuholen; alles Uebrige war zufällig. Das Außerordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessirte ihn — er ließ sich also näher mit ihm ein; es interessirte ihn nicht so sehr, daß er Lust bekommen hätte, sich tief einzulassen; dazu müßte er einen ganz anders organisirten Kopf und keine so weit von dergleichen Speculationen abführende Geschäfte gehabt haben; aber es interessirte ihn doch genugsam, um dem Derwisch mit so viel Aufmerksamkeit und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben grenzte, zuzuhören, daß dieser auch ohne eine andere Absicht unvermerkt Lust bekommen mußte, ihm recht viel vorzulügen.

Alles zusammengenommen, scheint mir Lukas bei dieser ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu sein; er erzählt sie in eben dem Tone, wie er von den zwanzig-

tausend Pyramiden spricht, die er zu Jurkup gesehen hat. „Ich habe", sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig XIV., „mehr als einmal Griechenland, Kleinasien, Persien, Syrien, Aegypten und Afrika durchwandert und habe dort mit vielen Gefahren eine große Menge Münzen, geschnittne Steine, alte Handschriften und andere nützliche Curiositäten gesammelt, die im Cabinet und in der Bibliothek Ew. Majestät Platz gefunden haben. Aber, Sire, es giebt Raritäten, deren man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die man Andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so habe ich große Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie Ew. Majestät ebenfalls anzubieten, und diese sind in dem Buch enthalten, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freiheit nehme." — Ganz gewiß dachte hier Lukas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wol die größte Rarität in seinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Charakter des Paul Lukas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben konnte, ihm so viel unsinniges Zeug aufbeften zu wollen. — Ohne Jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese außerordentliche Person Maß geben zu wollen, betrachte ich den mehrbesagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Classe und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Cagliostro oder, was bei mir einerlei ist, des Armeniers in Schiller's Geisterseher und des weisen Misphragmutosiris im Stein der Weisen. Diese Herren (deren Zweck bekanntermaßen blos die Veredlung der menschlichen Natur sowol als der Steine und Metalle und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus, und wiewol man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen, so glaube ich doch gern, daß man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, sobald ihnen Leute aufstoßen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre

Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß Einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt, so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dies scheint nun gerade bei Paul Lukas der Fall gewesen zu sein. Es ist wol möglich, daß die Disposition, die der hochwürdige Bruder Derwisch anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche historische Notizen von den Geheimnissen des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten. Da sich's aber zeigte, daß Lukas in den Grenzen einer kalten Bewunderung stehen blieb und kein Verlangen bezeigte, in das innere Heiligthum des mysteriösen Tempels, dessen Außenseite er anstaunte, eingeführt zu werden, so ließ es der Derwisch bei dem Gesagten bewenden, zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben, der es wiedersagen und bei seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise ohne sein Wissen ein Werkzeug sein, die Famam fraternitatis (die vielleicht damals einen solchen Trompetenstoß nöthig hatte) von Neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher homo bonae voluntatis aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wol in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemessnere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr, als was sie ist, gehalten wissen und unterwerfe sie wie diesen ganzen Aufsatz dem Urtheil der Leser, allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung Derjenigen, die mehr als ich von solchen Dingen wissen, und begnüge mich, zum Schlusse mit Oberon zu sagen:

„Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert!"

Ueber Alexander Dow's

Nachrichten von den Fakirn

in Ostindien.

Dieser Aufsatz erschien zuerst im Teutschen Merkur vom Jahr 1775, II. S. 152—156, und hat dort die Ueberschrift: „Unterthänige Zweifel gegen das classische Ansehen des Hrn. A. Dow, in seiner Nachricht von den Fatirn". In Wieland's Ausgabe seiner Werke ist er in den Supplementen, Bd. 6, unter die Litterarischen Miscellaneen aufgenommen.

Ich wünschte wol von Jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sei,

„daß ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt," —

und wie hoch wol der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arme sein ganzes übriges Leben bringen würde.

Ingleichen, ob es möglich sei,

„daß ein Mensch seine Fäuste so fest zusammendrücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen und auf der obern Hand wieder herauskommen."

Item:

„ob Einer dadurch, daß er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daß sein Kopf mit dem Gesichte rückwärts stehen bleibe."

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der englischen ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft,*) daß die hindostanischen Fakirn die Leute seien, die Alles dies möglich machen können.[1]) Er sagt uns zwar nicht, daß er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen

*) In seiner 1773 zu Leipzig übersetzten Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan, S. 19.

[1]) Der Herausgeber von Wieland's Werken, J. G. Gruber, bemerkt zu dieser Stelle: „Alexander Dow, ein Schottländer, der eine Reihe von Jahren als Obristlieutenant in Diensten der ostindischen Compagnie gestanden hatte, fügte jedem Bande seiner History of Hindostan, translated from the Persian of Muh. Cus. Ferishta, London 1768, eigne Abhandlungen bei. Diese erschienen

und mit gebührender philosophischer Hartglaubigkeit beobachtet habe; allein da er sich viele Jahre lang in Hindostan aufgehalten und in den wichtigsten Capiteln seines Buches als ein Mann von vielem Verstande erscheint, so läßt die positive Art, wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er seine Nachrichten von den Fakirn für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen, die Erzählungen solcher großer Wanderer zu lesen) nicht allemal möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es giebt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bei den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine kleine Vorsichtigkeitsmaxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt,*) ist Keinem unentbehrlicher als Dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn", sagt er, „dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Märlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen, nur nicht, als ob er wollte, daß wir's ihm glauben, sondern es dahingestellt sein lassend, so daß Jeder die Freiheit behält, davon zu glauben, was ihm gut däucht."

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein classisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht

---

sowol in Frankreich als in Deutschland abgesondert übersetzt, und auf diese „Abhandlungen zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan", Leipz. 1773, beziehen sich Wieland's Bemerkungen. Je mehr Dow fast auf allen Seiten mit Holwell u. A. in Widerspruch gerieth, desto begieriger mußte man auf die Entscheidung werden, auf welcher Seite sich die reinere Wahrheit befinde. Dow ist fast allgemein für unkritisch anerkannt worden, und selbst Sonnerat, der von allen Büchern über indische Mythologie das von Dow am Meisten empfahl, fand hierin wenig Beistimmung.

„Die Fakirn, von denen er hier redet, sind eigentlich die Sanyassi, Bramanen, die in den Stand der Einsiedler, und zwar von der strengsten Observanz, übergetreten sind, worin man durch vielerlei, zum Theil höchst raffinirte körperliche Selbstpeinigungen auf die Vereinigung mit der Gottheit vorzubereiten meint. Wie weit hierin die Schwärmerei gehen könne, lehrt uns ja auch unsre Religionsgeschichte" — A. d. H.

*) In der Abhandlung, Wie die Historie zu schreiben sei.

vonnöthen ist, daß die Anzahl der classischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit neuen rekrutirt werde.

Man kann freilich mit ebenso gutem Grunde fragen: „Was ist unmöglich?" als Pilatus fragte: „Was ist Wahrheit?" Aber gleichwol sollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterschied ist, ob er von Jemand erzählt, er habe sich auf einem Seile auf den Kopf gestellt, oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf, wie die heilige Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sei frisch auf und davon gegangen.

Anmerkungen

über Alexander Dow's Nachrichten

von der

Religion der Braminen.

Erschienen im Teutschen Merkur 1775, II. S. 156—167. — In Wieland's Werken, Bd. VI. der Supplemente (1798), unter den Litterarischen Miscellaneen.

So apokryphisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den Fakirn sein mögen (wiewol sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andere ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben), so sind sie doch nicht das Einzige, weswegen ich eben nicht so gar eilfertig sein möchte, seinem Buche ein classisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche Ton, womit er uns bereden will, daß wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der Hindus als wahren Götzendienst und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Märchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens ebenso verdächtig und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beizumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bei seinen Lesern versichert.

„Wir halten es", sagt Dow,*) „für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, daß jemals zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sei, daß sie das Werk der Hände anstatt des Schöpfers des Ganzen angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen Gemüths werden finden, daß der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offenbarung und die Philosophie haben zwar (wie man bekennen muß) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicherweise in schwachen Gemüthern in einer so geheimnißvollen Materie entstehen; allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemals eine Nation in

*) S. 57 der angezogenen Abhandlung.

grobe Abgötterei gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben."

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen als dies: es sei niemals keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier, seine Meerzwiebel, keinem Neger, seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges, irgend einen von seinen dreißig Millionen Göttern für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten, — so hätte er freilich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es ebensowol ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daß die Abgötterei, womit (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der größte Theil des menschlichen Geschlechts von je her angesteckt war und noch ist, nicht in der Leugnung einer ersten geheimnißvollen Grundursache, sondern in dem, was Shaftesbury Dämonismus nennt, bestehe, d. i. in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter oder auch mit den Namen und Symbolen der ersten Grundursache treibt. — Nichts ist gewisser, als daß unter allen gut oder übel policirten Völkern, von den Aegyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen Priester oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hätten, worin das Dasein einer ersten Grundursache angenommen und von den mancherlei Ausflüssen derselben sowol als von den Mitteln, wieder in sie zurückzufließen, von Göttern und Geistern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, periodischer Vernichtung und Wiedererschaffung der Dinge u. s. w. viel hochtönendes, fanatisches, nonsensicalisches Zeug geschwatzt worden wäre. Es ist also weder etwas Sonderbares noch Unbekanntes, daß die Vedams und Schasters oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen metaphysisch-allegorisch-phantastischem Plunder voll sind, und Dow hat uns darüber nichts Wesentliches gesagt, was die malabarischen Missionarien, La Croze, Mignot und Andre nicht schon lange gesagt und zum Theil weit besser auseinandergesetzt hätten.

Das System des Ausflusses aller Dinge aus Gott liegt allen morgenländischen Religionen (die jüdische ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander System dem Dämonism und Fanatism beförderlicher noch in jeder Betrachtung geschickter ist, die Herrschaft betrügerischer Priester über die unterdrückte

Vernunft abergläubischer Laien fester zu gründen, so hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es also, um die allgemeine, auf unleugbare Zeugnisse gegründete Meinung von dem höchst abgeschmackten Götzendienste der Ostindianer zu vernichten, wenn uns Dow sehr ernsthaft versichert, „daß die Braminen, gegen die Vorstellungen, die man sich von ihnen in Europa bilde, unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwissenheit und Allmacht Gottes glaubten; daß die Vielgötterei, deren man sie beschuldige, nichts mehr als eine symbolische Verehrung der göttlichen Eigenschaften, und alle die unzähligen Götter, die in Indien unter unzähligen Namen verehret werden, nichts als verschiedene Benennungen der Eigenschaften (richtiger der Ausflüsse und Modificationen) der ewigen Grundursache seien"? — Wird die Theosophie der Braminen dadurch besser? Ist der größte Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerschaaren um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuern Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerei und Zeichendeuterei? Und verdienen die Braminen weniger den Vorwurf, daß sie schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie um ihres Gewinnes willen die übrigen Laien gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder dämonistischen Religionen in drei Gattungen eintheilen, die man um ihrer äußerlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechseln muß.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus Schwachköpfen, die, weil sie selbst betrogen sind, den Namen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen, blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wol — Unsinn sein könnte; kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie treulich und ohne Gefährde in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andere Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern blos eine einträgliche Profession ist, durch die man mit wenig Mühe und allenfalls ohne die mindesten Ver-

dienste sich die größten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluß, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an alle dem Gaukelwerke ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die feierliche Rolle, die sie dabei spielen, denken aber: die Welt will betrogen sein und wird betrogen werden, ob wir oder Andere Diejenigen sind, die dabei gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabei.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch sein mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimniß daraus machen, daß sie das Ungereimte und Widersinnige ihres vulgaren Religionssystems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern, und da sie nun einmal, es sei nun durch die Geburt (wie die Braminen) oder durch den Zusammenhang der Dinge, genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Mißbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich mißbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleißigen. Diese redlichen Priester (und es giebt deren ganz gewiß am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluß in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, blos an die einfachsten Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Märchen, womit die Schädel des Volks und ihrer Collegen angefüllt sind, zu vernichten, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutungen einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint, Herr Dow habe während seines langen Aufenthalts in Indien einige Braminen von dieser letzten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, daß er diesen wackern Männern — die man nicht unbillig die Philosophen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber um ihrentwillen eine so günstige Meinung von dem Religionssysteme der Braminen überhaupt zu fassen und Diejenigen blinde Eiferer zu schelten, welche für etwas nicht Zweifelhaftes halten, daß der Mangel der christlichen Offenbarung und einer gesunden Philosophie die Indianer in sehr grobe Abgötterei gezogen habe, dies war nun wol zu viel.

Dow meint, es wäre ebenso lächerlich, wenn man „von

den ungelehrten Stämmen den wahren Zustand der Religion und Philosophie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhamedaner in London lächerlich sein würde, wenn er sich über die geheimnißvollen Lehren des christlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlassen wollte". — Aber er verstellt durch diese Wendung den wahren statum controversiae gar sehr. Fürs Erste muß die Religion mit der Philosophie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daß einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden, nicht unphilosophisch sind". Dies gilt von der Theosophie aller Völker und wird von Niemand geleugnet. Aber die Rede ist vom Zustande der Religion in Indien, und dieser muß weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beschaffenheit des Glaubens und Gottesdienstes bei den ungelehrten Stämmen und bei dem größten Theile der Braminenkaste selbst beurtheilt werden. Denn wenn etwas lächerlich ist, so wär' es das, wenn Jemand z. B von der Religion des englischen Volks nach der Religion eines Hume oder Gibbon, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungener Apologisten der Minister und nach den Geburtstagsoden des belorbeerten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer, der sich in einer dumpfigen Pagode vor dem Bilde des Brimha oder Brama hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist; was kann es ihm frommen, daß die Braminen sich unter diesem Brimha eine allegorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheiter ist, als was der indianische Laie dabei denkt? Brimha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit sein wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daß die unendliche Weisheit von sich selbst bestehe; und die Stellung, welche der sitzende Brimha dadurch bekommt, daß er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Zirkels der Ewigkeit. — Wahrlich, eine

herrliche Methode, Philosophie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten und in einen Irrgarten von Aberglauben und Phantasterei zu führen, aus dem es sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metaphysik, Politik, Moral, Physik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in diesem Geschmacke aus dem Märchen meiner Mutter Gans, aus Lucian's wahrer Geschichte, aus der Historie vom König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz, aus Allem, was je Albernes gedichtet worden ist, herausziehen?

Doch Herr Dow erkennt selbst, daß die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die große Quelle seien, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden", und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bei den Indiern gesteht er aufrichtig, „daß die Betrügerei der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sei, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen". — Nur hätte er bedenken sollen, daß auf diesen Umstand bei der Frage: „In welchem Zustande ist die Religion der Indianer?" Alles ankommt. Die Metaphysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimniß machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volke ein Geheimniß machen, hingegen nichts Angelegners haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Namen als Götzendiener.

J. G. Gruber begleitet in seiner Ausgabe von Wieland's Werken diesen Aufsatz mit folgendem Nachwort, das auch heute noch als treffend gelten darf:

„Als Wieland im J. 1775 diese Warnung schrieb, konnte er noch nicht ahnen, daß im darauf folgenden Jahrzehend durch eine zu Calcutta gestiftete gelehrte Gesellschaft so viele Entdeckungen würden gemacht und von indischer Literatur so viel

würde verbreitet werden, daß wir nicht nur ganz neue Ansichten, sondern daß auch die Resultate der angestellten Untersuchungen einen so außerordentlichen Einfluß auf die gesammte Literatur- und Culturgeschichte erhalten würden, als sie jetzt nach beinah einem halben Jahrhundert erhalten hat und nach aller Wahrscheinlichkeit immer mehr erhalten wird. Es könnte daher nicht ganz billig scheinen, Wielanden nach den gegenwärtigen Ansichten zu richten und zu verurtheilen. Gleichwol ist dies geschehen, und zwar von einem Manne, der mir durch seine Schrift eine reine Achtung für sich eingeflößt hat, von Nikias Müller in seinem Werke: „Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik" (Band I. Mainz 1822). Ich theile die Wieland betreffende Stelle (S. 57. fg.) mit und werde sie mit einigen Anmerkungen begleiten.

„„Unser mit rechtlicher Anerkennung seiner wissenschaftlichen vielseitigen Ausbildung und seines Dichtergeistes hochgewürdigte Wieland hat an der die moderne Geschmackslehre beleidigenden indischen Symbolik und an der seinen Grazien und Danaë-Phryne-Laidion'schen genußreichen Freudengeistern anekelnden, einen ernsten Büßergeist athmenden praktischen Lebensweisheit der Jünger Brama's einen lebendigen Abscheu eingesogen (den, wie auch gesagt wird, Goethe mit ihm theilt). In diesem Gefühle befeindet er auf seine satirische Weise — die er seinem Horaz und Lucian abgelernt hat — das Religionssystem, den Cultus des Bramanismus und die Bramanen selbst, ohne sich indessen über die indische Literatur näher einzulassen, die ihm bis auf einige fragmentarische Uebersetzungsversuche fremde blieb. (Sehr natürlich!) Er geht mit seiner Art, die Klinge zu führen, gegen Alex. Dow's „Nachrichten von der Religion der Bramanen" los. Der gewandte griechisch-gallische Fechtmeister giebt Täuschungsstöße und sucht unverwehrte Stellen auf. Aber eine von innerer Pietät vermiedene frivole Philosophie hat nie eindringliche Spitze und Schneide; und das Falstaffische Ecce signum! kann kein Vertrauen erwecken. Was der gelehrte Mann von der geheimen Theologie der Priesterkaste spricht, das mögen ihm die sachkundigen Paolino, Creuzer, Heeren und Andere (— die aber Alle erst 15—30 Jahre später schrieben! —) widerlegen, indem in Hindostan nur das Lehramt Privilegium ist, die Lehre selbst aber auch der niedrigsten Kaste als das heiligste Gemeingut ertheilt wird, und zwar die reine Symbolik, wie sie aus der Veda-Lehre erkannt werden kann, welche aber unser großer,

geistreicher Dichter und Gelehrter „einen metaphysisch-allegorisch-phantastischen Plunder" zu nennen beliebt; indem es ihm gefällt (lies: indem er nicht umhin konnte), an die einseitigen, von politischer Egoistentendenz dictirten Berichte der malabarischen Missionäre — gegen Herder's (spätere) Warnung — sich gläubig anzuschließen; weil es ihm eine innere Behaglichkeit gewährt (?), den äußeren, zum Theil grobmaterial herabgesunkenen Cultus der Ostindier einen höchst abgeschmackten Götzendienst zu nennen. Was hie und da eine unrechtliche oder unbeholfene Duldung der Bramanen, aber im Grunde nur ein Werk des zum Aberglauben hinneigenden Hindupöbels ist, das darf noch lange nicht mit den äußeren Cultformen vermengt werden, welche der spirituellen Speculation jener urmütterlichen Weltweisheit plastisch-analog und vernunftgemäß conventionell seit Jahrhunderten entsprechen. Freilich steht das hochantike hinduistische Weltanschauungssystem — das sich im innigen Vereine mit frommem Glauben wohl befindet — in scharf contrastirendem Gegensatze mit jener Aristipp-Epikur-Zeno'schen Weltweisheit, welche unser weiser Dichter in succum et sanguinem aufgenommen hat. Mit demselben und mit noch größerem Rechte dürfte Herr Wieland das Christenthum schmähen, wenn er sein Urtheil auf Schein und Außenseite gründet, weil auch hier der lichte, reine Geist im leidigen Ritualwesen hie und da obscurirt und trivialisirt wird. Mißdeutung einer guten Sache ist relativ, Entadelung derselben ist positiv schädlich; und bei den Hindus ist diese Mißdeutung nicht so allgemein als bei uns, weil unser Priesterthum unter stärkeren Versuchen gelitten hat als das Bramanische, welches mindestens den Aberglauben nicht so meisterhaft als Milchkuh zu behandeln versteht. Will aber Wieland mit den französischen Zeloten, welche in ihren Lettres édifiantes — wie schon Jones und vor ihm ihr eigener Landsmann Le Gentil klar dargethan hat — ein Heer von Entstellungen und Unwahrheiten aufstellen, absichtlich die reine Höhe vermeiden und in dem Pöbelkehricht rühren, um Gestank zu machen, so mag in Hinsicht auf den von ihm so schnöde behandelten Dow sein eigenes Sprüchelchen auf ihn bezogen werden: er hängt dem Autor die Krätze an, um sich an ihm reiben zu können. Das so fromme als sinnreiche bekannte Symbolbild, Brama auf dem Lotusblatte, stellt unser lieblicher Märchendichter neben seine Märchen der Mutter Gans. Dürfte er nicht, auf solcher Oberfläche mit Witz spielend, mit gleichem Rechte das christliche Mystenbild der Dreifaltigkeit oder jenes

der unbefleckten Empfängniß neben seinen Prinzen Biribinker setzen?"

„Der Herausgeber gehört zu Denen, die an Allem, was von indischer Literatur bekannt wird, ein sehr großes Interesse haben, und die recht viel davon erwarten. Er theilt z. B. mit Hrn. Müller die in seiner Vorrede S. XX ausgesprochene Ueberzeugung: „daß die Geschichte der Philosophie durch die Beleuchtung des Bramanismus eine merkwürdige Bereicherung und im Grunde die wesentlich wichtige Einleitung in ihrem ganzen Befang erhalte", so ganz, daß er bereits seit zwölf Jahren, wie Mancher auch den Kopf darüber schüttelte, dieser Geschichte in seinen Vorträgen gerade diese Einleitung gegeben hat. Um so unverdächtiger, hofft er, werden seine Bemerkungen sein.

„Ich fürchte sehr, daß der treffliche Müller gegen einen bloßen Schatten streitet; denn offenbar hat er den Gesichtspunkt Wieland's gar nicht bemerkt. Weit entfernt, den uralten Bramanismus anzutasten — dem er so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, als nach dem, was er damals davon wissen konnte, möglich war — richtet er sein Augenmerk lediglich auf die Religion der Hindu, wie sie unter den Bramanen gegenwärtig beschaffen ist und — Jahrtausende lang beschaffen war. Davon, sollte ich meinen, wäre nun doch nicht sonderlich viel zu rühmen, und wenn Wieland sich dagegen erklärt, so verdient er, gesetzt auch, er hätte geirrt, doch Achtung; denn er führte die Sache der Menschheit, und nicht mit solchen Waffen, wie Müller ihm vorwirft; denn ich sehe zwar wohl, daß er für die Sache der Menschheit ziemlich warm wird und in dieser Wärme vielleicht auch hie und da ein Wort mehr und stärker sagt, als er bei kaltem Blute gesagt haben würde, allein ich sehe nichts von Allem dem, was Hr. Müller bemerkt haben will. Ich kann aber auch nicht zugeben, daß Wieland in dem, was er wahrhaft gesagt hat, nicht, was er gesagt haben soll, geirrt habe, und um sich davon zu überzeugen, lese man das, was Niemeyer in dem Anhange seiner Beobachtungen auf Reisen, Bd. 2. S. 453 fgg., aus engländischen Missionsblättern mitgetheilt hat, und vergleiche damit eine in diesem Monat (October 1822) in der Berliner Zeitung bei Haude und Spener eben über diesen Gegenstand eingegangene Nachricht, wenn es anders noch einer andern Erinnerung bedarf als der, daß die Wittwen mit ihren Männern sich entweder verbrennen oder lebendig begraben lassen müssen, und daß Mütter ihre Kinder opfern.

„Den Unterschied, den Wieland zwischen geheimer Theologie und Volksreligion macht, werden Heeren und Creuzer schwerlich wegbringen und wegbringen — wollen. Woher aber hat es Müller, daß in Hindostan nur das Lehramt Privilegium sei, die Lehre selbst aber Gemeingut? Die alten Verordnungen darüber muß er doch wol gekannt haben. Vermuthlich hat er sie sich also anders ausgelegt als andre Leute. So setze ich ihm aber eine Mittheilung des Obristen Polier entgegen. Dieser schreibt unterm 22. Mai 1789 an Sir Joseph Banks: „Ob man gleich mehr Offenherzigkeit bei den gelehrten Hindus antrifft, als man gewöhnlich glaubt, so ist auf der andern Seite doch auch wahr, daß nach ihren Religionsgesetzen das Lesen der Vedas außer den Braminen Jedermann verboten ist, und daß außer den Kättris (der Kriegerkaste, zu der auch die Könige gehören) keine andre Volksclasse dem Vorlesen und Erklären derselben beiwohnen darf. Man muß sich daher um so mehr wundern, daß die Braminen diese Bücher, die ihren Landsleuten und Glaubensgenossen verweigert werden, ungläubigen Fremden mitzutheilen kein Bedenken tragen. Sie wissen zwar diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, indem sie sagen, wir wären jetzt in dem Kal-Jog oder in dem vierten Weltalter, in welchem die Religion in die tiefste Verachtung sinken werde; in diesen Tagen des Verderbens sei es also sehr gleichgiltig, die heiligen Bücher von Jedermann lesen zu lassen, da es nach dem Rathschluß des höchsten Wesens nun einmal so bestimmt sei. — So sagen sie; doch habe ich nicht bemerkt, daß sie es auch in Ansehung ihrer Landsleute für gleichgiltig hielten, oder daß sie die beiden niedrigsten Volksclassen der Erklärung dieser heiligen Bücher zuhören ließen.“ Womit will Herr Müller dieses Zeugniß entkräften, das Zeugniß eines Mannes, der viele Jahre in Ostindien lebte, und der sich angelegentlich um diese Angelegenheit bekümmerte? Kann aber dieses Zeugniß nicht entkräftet werden, so stehen auch alle Folgerungen, welche Wieland aus dem, was dasselbe betrifft, zog, fest, und ich kann Herrn Müller nur beklagen, daß er sich hier zum Vertheidiger einer schlimmen Sache aufgeworfen, an Wieland aber offenbar versündigt hat.“

Auszüge

aus

Johann Reinhold Forster's Reise

um die Welt.

Erschienen zuerst im Teutschen Merkur 1778, III. S. 59—75, 144—164 u. IV. 137—155; die am Schluß versprochene Fortsetzung ist unterblieben. Bei dem Wiederabdruck in den Werken (Supplemente, fünfter Band, 1798) hat Wieland Vieles weggelassen und Manches geändert. Forster's 1777 in englischer Sprache erschienene Reise hatte dessen dabei betheiligter Sohn Georg eben in deutscher Uebersetzung herausgegeben.

„Drei verschiedene Seereisen waren unter Georg's III. Regierung bereits aus der edeln Absicht, Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte auf seinen Befehl nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenste Seemann unsrer Zeiten, der Capitän Cook, zwei geschickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayley, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum studiren, Herr Dr. Johann Reinhold Forster, und ein Maler, der die schönsten Formen derselben nachahmen sollte, Herr Hodges, wurden auf Kosten der Nation dazu erlesen." Sie haben ihre Reise in den Jahren 1772—75 vollbracht und die unmittelbar folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verschiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu lassen.

„Die britische Regierung schickte und unterhielt den Herrn Dr. Forster auf dieser Reise als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, sondern daß er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philosophische Geschichte der Reise, frei von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, blos nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte, d. h. eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden."

Es scheint nicht, daß dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sei. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andre Unternehmer, von Dem, der es

versucht, einen bloßen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu erhaschen und, was er auf einmal gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu Dem, der auf Entdeckung neuer Welten oder auf philosophische Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemals seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des Letztern so unendlich complicirt, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil außer den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab und stößt bei jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, daß es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der englischen Admiralität, welche dem Herrn Dr. Forster das Recht, diese Reise zu beschreiben, absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, daß sein würdiger Sohn, Herr Georg Forster,[1]) der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagebücher die gegenwärtige philosophische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.[2])

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören,

---

[1]) Johann Georg Adam Forster, geb. 1754 in Nassenhuben bei Danzig, begleitete seinen Vater auf dessen Reisen nach Saratow und um die Erde, ging 1777 nach Paris, wurde 1778 Professor der Naturgeschichte am Carolinum in Kassel, 1784 Professor in Wilna, 1788 Oberbibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Als die Franzosen 1792 nach Mainz kamen, warf er sich der Revolution in die Arme und ging 1793 nach Paris als republicanischer Vertreter von Mainz, um dessen Vereinigung mit Frankreich zu bewirken. Er verlor bei der Eroberung der Stadt durch die Preußen sein Vermögen und seine Sammlungen. In seinen Hoffnungen auf republicanische Freiheit bitter getäuscht, entschloß er sich, nach Indien zu gehen, starb aber gebrochenen Herzens am 11. Januar 1794 zu Paris. Er war einer der edelsten Männer seiner Zeit, deren Sturm ihn fortriß, und einer der wenigen classischen Schriftsteller. — A. d. H.

[2]) Johann Reinhold Forster, geb. 1729 in Dirschau, wurde 1753 Pfarrer in Nassenhuben bei Danzig, bereiste 1765 mit seinem Sohn Georg im Auftrage der Kaiserin Katharina II. die Colonien in Saratow an der Wolga, ging dann nach England als Lehrer der Naturgeschichte und der fremden Sprachen und begleitete 1772—75 im Auftrage der Regierung den Capitän Cook auf seiner zweiten Erdumsegelung. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1780 als Professor der Naturgeschichte nach Halle berufen, wo er 1798 starb. Ueber seine Reise um die Erde gab er u. A. 1778 in London heraus: „Observations made during a voyage round the world“, von denen 1779 in Berlin eine von seinem Sohne besorgte deutsche Uebersetzung erschien. — A. d. H.

der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so ist's uns doch, als ob sie dadurch einen größern Werth erhielten, daß sie ihm so viel gekostet haben, und daß er oft seine ganze Existenz daran setzen mußte, um etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereiste Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzten, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegenschlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiß ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung, zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, Alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu erhalten.

Die Hauptabsicht der englischen Regierung bei dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Dasein schon so lange als höchst wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sei oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitän Cook angewiesen, vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich das Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den 1. Jenner 1730 im 54° südlicher Breite und 11° östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen, ob es nur ein Theil einer Insel sei, oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letztern Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche

Erkundigungen einziehen und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckungen fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvet'sche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden, so sollte er, so lang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurückzuziehen und überhaupt in allen äußersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrne Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über Alles, was wir kennen, Großes und Anziehendes, daß man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vielen Millionen Menschen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem bloßen Umstand, nach Vollendung des großen Abenteuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern und sich selbst sagen zu können: „Das Alles hast Du erfahren — das Alles hast Du ausgehalten," liegt eine Quelle von Vergnügungen und herzerhöhendem Selbstgefühl, die allein hinreichend ist, einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen, werth, durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unsern neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarzirkel aufstieß, das, was sie aller zum Voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten (die immer neuen, immer wachsenden Gefahren und fürchterlichen Aussichten in ungewisse, aber doch immer vorschwebende noch größere Uebel nicht gerechnet), ich sage, dies Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherlei Art sind gleichwol so beschaffen, daß bei ihrer bloßen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muß. Wir

können unserm Autor auf diesem Theil seiner Reise, den er nicht wie ein Seemann, sondern wie ein Naturforscher und wie ein Mensch (mitunter auch wie ein junger Mann, dem das Lesen der alten und neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von fern und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müßten Alles abschreiben, wenn wir alles Bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profession sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem furchtbaren Element aussetzt, zu gewohnt und überdies im Schreiben meistens zu wenig geübt, um uns Landleuten von solchen Scenen so lebhafte und detaillirte Schilderungen zu machen, wie wir sie verlangen. Hier Einer aus unserm Mittel, der uns beschreibt, wie einem Jeden von uns an seinem Platze zu Muthe gewesen wäre; dieser Umstand macht allerdings für Leser von Gefühl jeden Zug seiner Erzählung doppelt interessant. Schon am zweiten Tage nach ihrer Abfahrt aus der Tafelbai (den 24. November) gingen die Stürme an, vor denen sie nun vier Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben sollten. Man stelle sich unsern Philosophen vor, dem in dem friedlichen Meere zwischen dem Wendezirkel die Reise um die Welt so leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmal in den ewigen Sitz heulender Winde und rasender Stürme versetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs Heftigste hin und wieder schaukeln und, indem sie sich häufig über demselben brechen, Alles mit einem Platzregen von Seewasser überschwemmen. Wer kein Seemann war (sagt Herr Forster mit aller Naivität eines Erdesohnes, der die Linie zum ersten Male passirt hatte), wußte sich in diese neue Lage gar nicht zu schicken. Zwar gab es aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Tassen, Gläsern, Weinflaschen, Schüsseln, Tischen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reisenden gräuliche Verwüstung angerichtet wurde, mitunter noch Scenen, wobei sie lachen mußten; aber das war im Grunde doch nur ein schwacher Ersatz für einen Verlust, der in ihrer Lage ebenso wichtig als unersetzlich war. „Das Uebelste dabei war, daß die Decken und Fußböden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden, und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brausen der Wellen nebst dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches fast keine Beschäftigung verstattete, waren neue fürchterliche und höchst beschwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daß, ungeachtet

sie sich erst im 42° südlicher Breite befanden, die Luft doch schon sehr kalt und scharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienst noch schwerer machte." — Indessen war das Alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorstand. Nachdem sie bis zum 5. December immer stürmisches Wetter, an diesem Tage aber zum ersten Male seit ihrer Abreise vom Cap wieder so gemäßigten Wind gehabt hatten, daß die höchsten Bramsegel aufgesetzt werden konnten, fiel am nämlichen Nachmittag schon wieder Regenwetter ein; in der Nacht ward es so kalt, daß das Thermometer von 44° auf 38° fiel, und Morgens früh gab's etwas Schnee; der Wind nahm zu und stürmte den 7. so heftig, daß sie, wiewol unter Begleitung immer zunehmender Schaaren von Sturmvögeln, nur noch mit einem Segel fahren konnten. Am 8. gab ihnen der sogenannte See-Bambu (Fucus buccinalis Linnei), der sich in Haufen um das Schiff sehen ließ, und verschiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatrossen erschienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felsenkraut und besonders von den Pinguins hatte man sonst immer geglaubt, daß sie niemals fern von der Küste angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverlässigkeit dieser Zeichen. In der Nacht vom 9. fing das Wasser in den Gefäßen schon an, am Rande zu gefrieren, wiewol sie noch nicht weit über dem 50° südlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein großer Eisklumpen, dem sie kaum noch ausweichen konnten, das Erste, was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer von gleicher Größe lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefähr zwei Seemeilen vor dem Wind wie ein weißes Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bei einem andern Eisberge vorbei, der ungefähr zweitausend Fuß lang, vierhundert breit und zweihundert hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie Eins zu Neun verhält, so müßte dies Stück, gesetzt, daß es ein regelmäßiges Viereck gewesen, im Ganzen zweitausend Fuß hoch gewesen sein und solchemnach eintausendsechshundert Millionen Kubikfuß Eis enthalten haben. Am 11. liefen sie an einer Eisinsel vorbei, die wenigstens eine halbe englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher wegen des schönen Sonnenscheins von 36° auf 41° gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf 37½° herab, und sobald

sie vorbei waren, stieg es wieder zu 41°. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweglich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, daß der Schaum oft weit über sie hinaus spritzte, welches bei dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dies kann, wie Forster glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben viel Licht geben.

Der Mensch glaubt leicht, was er hofft, und sieht bald, was er sehen will. Unsre Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches Grönland wäre, wozu ihnen einige Walfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, große Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das Cap de la Circoncision gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffsvolkes stieg in gleicher Progression. „Der geringste Umstand", sagt Herr Forster, „wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsre ganze Aufmerksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn Jeder wollte gern der Erste sein, Land! zu rufen. Unter Andern hatte der Glaube an Bouvet's Entdeckung die Einbildungskraft eines Schiffslieutenants so erhitzt, daß er ein Mal übers andre auf den Mastkorb kletterte und endlich am 14. December, Morgens sechs Uhr, dem Capitän sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, daß es nichts als ein großes flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerlei Größe und Figuren emporstiegen; und was Einigen Berge schienen, war ein bloßer Effect der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch Vielen die Einbildung, daß sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Capitän Cook im Februar 1775 auf seinem Wege vom Cap Horn nach dem Vorgebirg der guten

Hoffnung just über diesen nämlichen Fleck wegsegelte, wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu sehen war."

Da unsre Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als große Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedner, immer vergeblicher Versuche, sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben mußten, auf diesem Striche weiter vorzudringen, so steuerten sie nun, oft mitten durch große Strecken Packeis (gebrochnes Eis), gegen Osten. Schwere Hagel- und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von so großen Eisinseln umgeben, daß dieser Anblick ihnen nun schon ebenso gemein war als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freier und offner war, wieder mehr nach Süden, aber immer mit einerlei Erfolg. Den 17. Januar 1773 passirten sie endlich den antarktischen Zirkel und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (Petrels), braun von Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem weißen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bei Zwanzigen und Dreißigen auf einmal; daher sie ihnen den Namen des antarktischen Sturmvogels beilegten. Um fünf Uhr Nachmittags sahen sie mehr als dreißig große Eisinseln vor sich und am Horizont einen starken weißen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher passirten sie durch viel kleines Brucheis, das löcherig, schwammicht und schmutzig aussah und sich endlich so sehr anhäufte, daß ungeachtet eines sehr frischen Windes die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward und die See ganz eben zu sein schien. Ueber dieses Brucheis hinaus aber erstreckte sich gegen Süden, so weit das Auge vom Mast reichen konnte, ein unabsehliches Feld von festem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf diesem Strich weiter durchzudringen, ließ Capitän Cook unter dem 67° 15′ südlicher Breite die Schiffe umwenden und gegen Nordost zu Nord steuern. Sie hatten also auf dieser ganzen südlichen Fahrt nirgends Land und außer Albatrossen, Pintaden, Pinguins, Sturmvögeln und Walfischen keine Spur von lebendigen Wesen angetroffen.

Zwischen dem 19. und 29. Januar zeigten sich ihnen

wieder einige zweideutige Anzeigen, daß Land in der Nähe sein könnte, z. B. die große nördliche Möve (Larus Catarrhactes) und ein kleiner schwarz- und weißer Vogel, der eine Art von Eisvogel schien. Weniger zweideutig schien der Umstand, daß die See ungeachtet des frischen Windes ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwei französische Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieser Gegend Land entdeckt haben sollten, so gab sich Capitän Cook viel Mühe, sich von der Richtigkeit dieser Entdeckung zu überzeugen. Wiewol aber alle seine Versuche fruchtlos abliefen, so scheint doch so viel daraus mit Gewißheit geschlossen werden zu können: daß jene französische Entdeckung nichts weiter als eine kleine Insel und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter diesem Himmelsstriche liegenden großen festen Landes sei.

Am 8. Februar verloren sie in einem außerordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und sahen sich nach zwei zum Aufsuchen derselben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beschwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden allein fortzufahren.

In der Nacht vom 16. und verschiedene folgende Nächte hinter einander gab ihnen die Natur zu einiger Versüßung ihres Kummers ein schönes Feuerwerk zum Besten. Es bestand in langen Säulen eines hellen weißen Lichts, die sich am östlichen Theile des Gesichtskreises fast bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben und nach und nach über den ganzen südlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reisenden, wie Forster glaubt) bemerkte Aurora australis und von unsern Nordlichtern blos darin, daß sie nie eine andre als weißliche Farbe hatte, verschieden. Die Sterne sah man, wiewol bei klarem Himmel, entweder gar nicht oder nur ganz blaß durchschimmern, und die Luft war dabei so scharf, daß das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt stand.

Den 24. Februar beschloß Herr Cook endlich, da sie unterm 62° südlicher Breite abermals nichts als Eisfelder antrafen und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in diesen Meeresgegenden allzu ungünstig war, für diesmal nicht weiter nach Süden zu gehen; doch steuerte er bis zum 17. März zwischen dem 61° und 58° noch immer ostwärts, während

welcher Zeit ein Ostwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, sie mehr als einmal in Gefahr setzte, an den hohen Eisinseln zu scheitern. Diese machten jetzt ihren beinahe einzigen, zwar gefährlichen und schauervollen, aber eben dadurch desto interessantern Zeitvertreib aus. „Ihre Gestalt", sagt Herr Forster, „war mehrentheils sonderbar und des zertrümmerten Ansehens wegen oft malerisch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbei, die von außerordentlicher Größe war und in der Mitte ein grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, so daß man das Tagslicht an der andern Seite sehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme gestaltet; noch andre gaben unsrer Einbildungskraft freies Spiel, daraus zu machen, was sie wollte, und dienten uns, die Langeweile zu vertreiben, weil der tägliche Anblick von Seevögeln, Meerschweinen, Seehunden und Walfischen den Reiz der Neuheit längst verloren hatte."

Ungeachtet aller der guten (im Vorbericht dieses Werks umständlich angegebnen) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, namentlich des Sauerkrauts und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bei einigen ihrer Leute starke Symptome von Scharbock, und Alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüssig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren kränzig geworden und wollten nicht mehr fressen, und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder verklammten bald darauf vor Kälte. Da es bei so bewandten Umständen hohe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen, so richteten sie ihren Lauf nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr Forster stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, daß sie die Skizze zu mehr als einer großen Schilderei für künftige Maler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchter-

licher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Anson's Reisen mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewissermaßen nur die geringsten unsrer Plagen. Noch außer diesen mußten wir mit der Strenge eines ungewöhnlich rauhen Klimas kämpfen; Matrosen und Officiere waren beständig Regen, Hagel oder Schnee ausgesetzt; das Tau- und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mußten! Unser Vorrath von frischem Wasser konnte nicht anders als mit Treibeis ersetzt werden, und das Aufnehmen desselben aus eiskaltem Seewasser ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich mußten wir befürchten, gegen die hohen Eismassen anzulaufen, womit der unermeßliche südliche Ocean gleichsam angefüllt ist; und dergleichen Gefahr kam oft so schnell und vielfältig, daß die Leute selten ihre gewöhnlichen Ruhestunden genießen konnten, sondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hilfe kommen mußten. — Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die düstre Traurigkeit, die unter dem antarktischen Himmel herrscht, wo sie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mußten und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur selten theilhaft wurden; ein Umstand, der allein schon vermögend ist, den Entschlossensten und Lebhaftesten niedergeschlagen zu machen" u. s. w.

Man kann sich also leicht vorstellen, wie entzückend ihnen nach einer mit so viel Mühseligkeit und Elend verknüpften Fahrt von hundertundzwanzig Tagen der Anblick der Küste von Neu-Seeland sein mußte, an deren äußerster nordwestlichen Spitze (der einzigen, welche Capitän Cook auf seiner ersten Reise noch nicht untersucht hatte) sie den 26. März 1773 anlangten. Die Scene, die uns Herr Forster hier schildert, durch das Medium der vorherigen Beschreibung und also aus der Seele unsrer Seefahrer gesehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigstens) so viel Anziehendes, und beide zusammen machen, ohne Kunst der Composition, durch die bloße Wahrheit der Natur ein so großes rührendes Ganzes, daß wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermals mit den eignen Worten unsers Geschichtschreibers herzusetzen.

„Das Wetter war schön und in Verhältniß zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müssen, recht erquickend warm. Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felsichten Inseln vorbei, die alle mit Bäumen und Buschwerk

überwachsen waren, deren mannichfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbstzeit verschiedentlich schattirten Grün des übrigen Laubes malerisch vermischt war und sehr angenehm gegen einander abstach. Ganze Schaaren von Wasservögeln belebten die felsichten Küsten, und das Land ertönte überall vom wilden Gesang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und frischen Gewächsen gesehnt hatten, desto mehr entzückte uns nun dieser Prospect, und die Regungen der innigsten Zufriedenheit, welche der Anblick dieser neuen Scene durchgängig veranlaßte, waren in eines Jeden Augen deutlich zu lesen. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Insel vor Anker — wo wir der Küste so nah waren, daß man sie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unsre Matrosen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken sah man an allen Seiten des Schiffs eine Menge vortrefflicher Fische aus dem Wasser ziehen, deren vielversprechender Anblick die Freude über unsre glückliche Ankunft in der Dusky-Bai ungemein vermehrte. Da wir so lange darauf gefastet hatten, so war es kein Wunder, daß uns diese erste neuseeländische Mahlzeit als die herrlichste in unserm ganzen Leben vorkam. Zum Nachtisch ergetzte sich das Auge an der vor uns liegenden wildnißartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte zusammensetzen können. Sie war ganz im Geschmack dieses Künstlers und bestand aus Felsen, mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinaufzureichen schien, und zwischen welchen sich aller Orten Wasserbäche mit schäumendem Ungestüm herabstürzten. Doch hätte es bei Weitem nicht so vieler Schönheit bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer so langen Entfernung vom Lande ist es wahrlich sehr lächt, selbst die ödeste Klippe für das herrlichste Land in der Schöpfung anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkt muß man auch die feurigen Beschreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Tinian in Anson's Reise um die Welt betrachten."

Da die an Dusky-Bai angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfniß angemessnen Bequemlichkeiten anbot, so beschloß Capitän Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unsre Naturforscher wandten diese Zeit an, sich mit den Reichthümern der Natur so bekannt zu machen, als es die schon ziemlich weit fortgerückte herbstliche Jahreszeit zuließ.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, daß es mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen großen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus in horizontaler Richtung schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendsten Bedürfnisse ausmachte. Die Bäume standen so nah am Schiffe, daß die Aeste bis an die Masten hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers floß nur einen Pistolenschuß weit hinter dem Schiffe. Sie ließen es nun ihre erste Arbeit sein, einen nahgelegnen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelte aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzu günstigen Meinung zurückzukommen, die sie in der Entzückung des ersten Anblicks von diesem Lande gefaßt hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. „In der That", sagt unser Autor, „ist es nicht nur historisch wahrscheinlich, daß in diesem südlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind, sondern der Augenschein beweist solches beinahe unleugbar. Wir fanden es nicht nur des obgedachten überhandgenommenen Unkrauts wegen fast unmöglich, darin fortzukommen, sondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generationen von jungen Bäumen, parasitischen Pflanzen, Farnkräutern und Moosen reichlich wieder aufsproßten. Oft bedeckte eine täuschende Rinde das innere verfaulte Holz eines solchen umgefallnen Stammes, und wer es wagte, darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte seinerseits einen Beweis, daß dieser Theil des Landes bis jetzt noch keine Veränderung von Menschen erlitten haben müsse; denn eine Menge kleiner Vögel schienen noch nie eine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen oder hüpften wol

gar auf den äußersten Enden unsrer Vogelflinten herum und betrachteten uns als fremde Gegenstände mit einer Neugierigkeit, die der unsrigen einigermaßen gleich kam."

Es ist leicht zu erachten, daß es in einem so beschaffnen Lande an neuen Gegenständen für unsre Naturforscher nicht fehlen konnte. Zwar setzte ihnen theils eben diese Wildheit desselben (indem das ganze Land um die Dusky- oder Dämmerungs-Bai*) aus steilen felsichten Bergen besteht, die durch Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen sind), theils die Jahrszeit und das fast immer nasse Wetter große Schwierigkeiten entgegen. Indessen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer Pflanzen- und Vögelarten und durch den Anblick großer herrlicher Naturscenen belohnt, unter denen wir, unsrer Absicht gemäß, nur die malerische Beschreibung eines Wasserfalls mit den Worten des Verfassers mittheilen wollen.

Als sie nach einem Wege von anderthalb englischen Meilen bei demselben angelangt waren, mußten sie den Berg, von welchem er sich stürzte, wenigstens sechshundert Fuß hoch hinanklettern, eh sie ihn völlig zu Gesichte bekamen. Von dort aus fanden sie die Aussicht groß und prächtig. Das Erste, was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Wassersäule, die etwa vierundzwanzig bis dreißig Fuß im Umfang hält und sich mit reißendem Ungestüm über einen senkrechten Felsen aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft diese Wassersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsen, der von da an etwas abhängig wird, und schießt sodann in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünfundsiebzig Fuß breiten Wasserwand über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundertundachtzig Fuß im Umfang hält und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand, vorn aber von großen, unordentlich übereinanderge-

*) Capitän Cook hatte ihr diesen Namen schon auf seiner ersten Reise um Neu-Seeland, wo er sie nur gesehen, beigelegt. An der Stelle, wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verursachte das vom Ufer herabhängende Buschwerk eine solche Dämmerung, daß es in den Kajüten, selbst bei hellem Wetter, immer dunkel blieb und man bei bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anstecken mußte.

stürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. „Mehr als dreihundert Fuß weit", fährt Herr Forster fort, „fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht und so dicht war, daß er unsre Kleider in wenigen Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns aber diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten, ein so schönes Schauspiel noch von mehrern Seiten zu betrachten, und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig zirkelrund und sowol vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammengethürmt hatte. Ueber diesen hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von hundertundfunfzig Fuß, und auf dieser war eine fünfundsiebzig Fuß hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochnem Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerlei Blumen verschiedentlich schattirt, den dort herkommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Wasser deckten. Das Getöse des Falls war so heftig und hallte von den benachbarten Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut davor unterscheiden konnte. Die Vögel schienen sich deshalb etwas davon entfernt zu halten; weiterhin aber ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels (Wattle Bird) und der bezaubernde Gesang verschiedner Baumläufer an allen Seiten hören und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, sahen wir die weite Bai, mit kleinen waldichten Inseln besät, unter uns; über sie hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckten Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor sich das Auge in den un

abscheulichen Flächen des Oceans." „Dieser Prospect", setzt Herr Forster hinzu, „ist so bewundernswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majestät und Schönheit desselben der Natur gemäß zu beschreiben, und daß nur der künstliche Pinsel des auf diese Reise mit ausgeschickten Malers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meisterhafter Täuschung nachzuahmen."

Die Kenntniß, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Capitän Cook's erste Reise bekommen, hat durch diesen zweiten Besuch keinen sonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bai, in deren Gegend sie sich meistens aufhielten, macht einen Theil des südlichen Endes der Insel Tovy-Poännemu oder der südlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 größtentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieser Umstand, nämlich die wenige Bevölkerung dieses wildern und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat sich auch durch diesen zweiten Besuch bestätigt. Unsre Reisenden faßten zwar anfangs eine bessre Hoffnung, da sie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu sehen bekamen; allein diese, deren Zahl sich zusammen nicht über vierzehn erstreckte, waren so scheu, daß sie weder durch Freundschaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelassnen Geschenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Capitän, da er mit den beiden Herren Forster und dem Maler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordseite der Bai genauer zu untersuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bei einer kleinen Insel, die eine weit hervorragende Felsenspitze hatte, vorbei, wo sie einen Menschen sehr laut rufen hörten. Dies bewog sie, näher heranzukommen, und da zeigte sich's, daß es ein Indianer war, der, mit einer Streitaxt bewaffnet, auf der Felsenspitze stand; und hinter ihm erblickten sie in der Ferne am Eingang eines Waldes zwei mit Speeren bewaffnete Frauenspersonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Tahiti (von welcher die neuseeländische nur ein Dialekt ist) freundschaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf seine Keule gelehnt stehen und hielt in dieser Stellung eine lange Rede, die er bei verschiedenen Stellen mit großer Heftigkeit aussprach und alsdann auch zugleich die Keule um den Kopf schwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm sein Tayo, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen,

aber ohne Wirkung. Endlich stieg Cook unbewaffnet und blos mit einigen Bogen weißem Papier*) in der Hand auf den Felsen und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieser zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber seine Furcht nicht eher, als bis der Capitän seine, des Indianers, Nase mit der seinigen berührte, welches in Neu-Seeland die Art, einander zu grüßen, ist. Dieses Merkmal von Freundschaft machte den Wilden auf einmal so zahm und zutraulich, daß er sogleich den beiden Weibern rief, herbeizukommen. Dies thaten sie auch ungesäumt, und es erhob sich nun zwischen den Indianern und Herrn Cook und seinen Begleitern eine Unterredung, die um so viel interessanter war, weil — kein Theil den andern recht verstand. Herr Hodges zeichnete indessen ihre Gesichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Ansehen, und die eine von den beiden Frauenspersonen, die sie für seine Töchter hielten, sah gar nicht so unangenehm aus, als sich's Herr Forster von einer Neuseeländerin vermuthet hatte; die andre hingegen war desto häßlicher und hatte ein ungeheures garstiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren Alle olivenfarbig, schwarz und lockicht von Haaren und am obern Theile des Körpers wohlgebildet, die Beine hingegen außerordentlich dünne, übelgestaltet und krumm — welches sie in der Folge bei allen andern Neuseeländern, die ihnen zu Gesicht kamen, ebenso fanden. Man bot den Indianern einige Fische und Enten an, sie warfen solche aber zurück und gaben zu verstehn, daß sie daran keinen Mangel hätten. Da die einbrechende Nacht unsre Reisenden zum Abschied nöthigte, sah ihnen der Mann in ernsthafter Stille und mit einer Aufmerksamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen schien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anwesenheit in Einem fort und mit so geläufiger Zunge, als Keiner von ihnen je gehört zu haben sich erinnerte, gepiaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen und fuhr fort, ebenso laut zu sein als vorher. Des folgenden Tages kehrten sie mit Geschenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu diesen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beim ersten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und großen Nägel, sondern sah auch überhaupt Alles mit Gleichgiltigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben schien. Ein

*) Denn die weiße Farbe ist auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forster verschiedene Beispiele anführt.

Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft; uns dünkt es blos ein Zeichen, daß ihm der Gebrauch der Beile und Nägel schon bekannt war. Denn aus Allem, was Herr Forster von ihm erzählt, ist zu vermuthen, daß er sich in dieser wilden Gegend blos als ein Flüchtling aufhielt, der vor seinen Feinden sonst nirgends sicher war. Sie lernten bei diesem Besuche seine ganze Familie kennen, die aus zwei Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war), dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa funfzehn Jahren und drei kleinen Kindern bestand, wovon das jüngste noch an der Brust lag. Es wäre zu wünschen, daß unser Philosoph diese kleinen Kinder werth geachtet hätte, sie genauer zu besehen, wäre es auch nur gewesen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungestalt der Neuseeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umstände sei. Sie gingen mit diesen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag und aus zwei Hütten von der simpelsten und primitivsten Bauart bestand. Denn es waren blos etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwidern, ließen sie sich's etliche Streitäxte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangne Freundschaft wurde durch verschiedne Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt; sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besonders harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revolution, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh oder seiner Horde den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bei Cook's erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz natürliche Art sowol sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen

als der Werth, den er sogleich beim ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, daß dieser Neuseeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu sein, was Herr Forster bei Gelegenheit eines Besuchs, den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählt: da er nämlich, wie er ihre Leute schießen sah, Lust bekam, es auch zu versuchen, und, ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fußfällig mit den größten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drei- oder viermal hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damals ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das sowie er selbst mit einem Speer bewaffnet war, erzählt uns der Verfasser einen merkwürdigen Zug. Sie hatte verschiedne Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondre Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie ihrem Betragen nach für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne daß man eine andre Ursache errathen konnte, als daß er sich vielleicht einige Freiheiten bei ihr herausgenommen, nie wieder erlauben, ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht reden kann, wird Alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am Meisten zu bekräftigen scheint, ist dies, daß diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens in Abwesenheit des Capitäns Cook auf einmal unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schiffsvolk) hätte bei seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammenzubringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Außer dieser Familie kamen unsern Abenteurern nur wenige andre Eingeborne zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten zu Gesichte, so daß die ganze Bevölkerung der Dusky-Bai sich vielleicht nicht über drei oder vier Familien erstreckte. Ungeachtet dieser geringen Anzahl schienen diese Indianer den Gedanken, „daß sie sich verkriechen müßten", nicht ertragen zu können; wenigstens verstecken sie sich nicht, ohne vorher versucht zu haben, ob sie mit den Fremden in Verbindung kommen und erfahren

können, wie sie gesinnt sind. „Bei der Menge von Inseln und Buchten und der dicken Wälder wegen, die es hier giebt, würde es uns", sagt Herr Forster, „unmöglich gewesen sein, die Familie ausfindig zu machen, die wir auf der kleinen Insel sahen, wenn sie sich nicht selbst entdeckt und die ersten Schritte zur Bekanntschaft gethan hätte. Auch würden wir diese Bucht hier (diejenige, wo sie noch mit zwei oder drei Familien bekannt wurden) verlassen haben, ohne zu wissen, daß sie bewohnt sei, wenn die Einwohner bei Abfeurung unsers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beiden Fällen ließen sie meines Erachtens eine offenherzige Dreistigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Charakter zur Empfehlung gereicht; denn hätte selbiger die mindeste Beimischung von heimtückischem Wesen gehabt, so würden sie (was ihnen sehr leicht gewesen wäre) gesucht haben, uns unversehens zu überfallen" u. s. w. In der That läßt sich aus Allem, was man uns von den Neuseeländern meldet, der Schluß ziehen, daß eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Cultur eine sehr edle Art von Menschen werden könnte. Indessen wissen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unsern verfeinerten Landesleuten kaum etwas Anders zur Nachahmung anzupreisen als die Mode, einander mit Berührung der Nasen zu grüßen oder, wie es die englischen Matrosen nennen, einander zu nasen; und wir können nicht umhin, anstatt des minder ehrerbietigen und allzu vertraulichen Küssens (welches überdies zuweilen noch andre Unbequemlichkeiten hat) die Einführung des Nasens beim Grüßen und Abschiednehmen in Vorschlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bai verlassen, sei uns erlaubt, noch ein Gemälde von derjenigen Art, worin unser Verfasser ein Meister ist, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges europäisches Schiff in wenigen Tagen in der Gestalt dieses wilden Heiligthums der Natur hervorbrachte. Ein Gemälde, das uns dadurch um so viel lieber wird, weil es, beinahe sollte man denken, ohne Absicht des Verfassers, ein wahres Bild der großen menschlichen vanitas vanitatum und gleichsam ein kurzer Auszug ist der ganzen Geschichte unserer hochgerühmten Künste und des ewigen Entstehens und Verschwindens aller Werke, womit Menschenwitz und Menschenhände den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civilisirten Verfassung über den rohen Zustand des Menschen fielen durch nichts deutlicher in die

Augen", sagt unser Verfasser, „als durch die Veränderungen und Verbesserungen, die auf dieser Stelle (die sie nun im Begriff waren, wieder zu verlassen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unsrer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeschafft, welches funfzig Neuseeländer mit ihren steinernen Werkzeugen in drei Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo sonst unzählbare Pflanzen sich selbst überlassen wuchsen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeschaffen, in welcher hundertundzwanzig Mann unablässig auf verschiedene Weise beschäftigt waren:

Quales apes aestate nova etc. *Virgil.**)

Wir fällten Zimmerholz, das ohne uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault sein würde, und unsre Brettschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemern Ausfluß in die See verschafften, stand die Arbeit unsrer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein großer Kessel, in welchem aus inländischen, bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes, wohlschmeckendes Getränke für unsre Arbeiter gebrauet wurde. Unweit davon kochten unsre Leute vortreffliche Fische für ihre Kameraden, die zum Theil an den Außenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedne Geschäfte belebten die Scene und ließen sich mit mannichfaltigem Geräusche hören, indeß der benachbarte Berg von den abgemessnen Schlägen der Schmiedehämmer laut widerhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Colonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospecte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffelei so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde

*) Das Gleichniß thut hier unstreitig das Beste — und beweist am Ende doch, daß die Menschen, um das Gemälde ihrer künstlichen Geschäftigkeit zu verschönern, der Natur die Farben abborgen müssen. [Die Stelle steht Aen. I. 430—435. — A. d. H.]

Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der Sternkundigen wachender Fleiß den Gang der Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz, überall, wo wir nur hinblickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarei bedeckt hatte. — Allein dies schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind, als es entstanden war. Wir brachten unsre Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe und ließen kein Merkmal unsers Hierseins als — ein Stück Land, das von Holz entblößt war. Zwar hatten wir eine Menge von europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unsers Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken sein. Sic transit gloria mundi! Augenblicke oder Jahrhunderte der Cultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied." [1])

Den 5. Mai 1773 segelten unsre Abenteurer aus Dusky-Bai in Neu-Seeland nach dem aus Capitän Cook's erster Reise bekannten Charlottensund, wo sie den 18. anlangten und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den 8. Januar während eines außerordentlichen Nebels getrennt worden waren, wiederzufinden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das Meiste, was Herr Forster während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes

[1]) Hiezu stand im Merkur noch die Bemerkung: „Diese letzte Reflexion, wiewol an sich nur ein Gemeinplatz, macht an dieser Stelle den letzten Strich, um das Gemälde zu vollenden, und Herr Jakob Forster ist um dieses Sic transit gloria mundi willen in meinen Augen mehr Mann von Verstand und Gefühl als wegen neun Zehnteln seines ganzen Buchs." — A. d. H.

wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im neunten Hauptstück des III. Bandes des Hawkesworthischen Werkes von ihnen gesagt wird.

So nachtheilig eine größere Cultur und Bekanntschaft mit unsern Künsten und feinern Bedürfnissen den glücklichen, nichtsbedürfenden Lieblingskindern der Natur in O-Tahiti und den übrigen Gesellschaftsinseln aller Wahrscheinlichkeit nach sein möchte, so viel hätten hingegen die Neuseeländer dabei zu gewinnen, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen hat, daß sie sich ohne Hilfe unsrer Künste und Einrichtungen unmöglich jemals aus ihrem armseligen Zustande emporarbeiten können. Denn eben dieser allzu dürftige Zustand scheint die einzige, aber ohne fremde Beihilfe unüberwindliche Ursache zu sein, warum dies Volk, in welchem so viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu schlummern scheinen, nie zur Entwickelung derselben gelangen wird, so lange es sich selbst überlassen bleibt. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das sich unter günstigern Umständen und mit den gehörigen Hilfsmitteln in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Besserm als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die bloße Schwierigkeit, ihr Leben zu erhalten, genöthigt sehen, sich selbst unter einander aufzureiben und gerade durch die daher entstehende Entvölkerung ihres Landes und Trennung der Einwohner in lauter sehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Gesellschaften die Möglichkeit eines glücklichern Zustandes sich selbst immer an der Wurzel abzuschneiden. Was die Erfahrung längst als eine große Wahrheit bestätigt hat, daß Noth und Dürftigkeit auch die edelsten Naturen endlich zusammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mißtrauisch und der niedrigsten Handlungen fähig macht, zeigt sich vielleicht nirgends in einem stärkern Licht als unter den Indianern von Neu-Seeland. Von Natur herzhaft, unerschrocken, großmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mißtrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen als irgend ein Volk in der Welt und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich — und sie sind Menschenfresser! Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt sein können, so glaubt man doch, selbst durch

die Hülle der höchst unvollkommnen Nachrichten, die uns unsre europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durchscheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedrigt zu sehen, zu thun oder zu leiden, was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das europäische Eisenwerk, Beile, Messer, große Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unsrer Seefahrer aus; sie geben um dieses Gewinnstes willen*) ihre Schwestern und Töchter preis, aber man sieht, daß sie es ungern thun, und nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neuseeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, daß auch unter jenen Weibsbildern manche nicht anders als mit dem äußersten Widerwillen, und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle preiszugeben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihre Wehklagen hören konnten".

Die empfindsame Anmerkung, welche Herr Forster bei dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Schaden, womit die Neuseeländer die wenigen Vortheile, so sie von dem Besuch der engländischen Seefahrer gezogen, bezahlen müßten, ist nur zu sehr gegründet — und wenn wir uns nicht sehr irren, kann das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andre Weise vergütet werden, als daß man sich ein ernstliches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu policiren und ihnen, da sie doch einmal etwas von unsern gefährlichen Gaben gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora mit allem Guten und Bösen, was sie enthält. In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabei zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber was ficht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bei dem nichts zu holen ist als, wenn's hoch kommt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturaliencabinette, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kann?

---

*) Man vergesse gleichwol nicht, daß ein paar große Nägel für eine Neuseeländerin wenigstens eine ebenso große Versuchung sind als eine Riviere von Diamanten für eine hübsche Putzmacherin in Paris oder London.

Wir eilen mit unsern Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti,*) welches seit der ersten Nachricht, die uns Herr von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland oder Pays de cocagne für unsre Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind, unsre Lieblingsträume von arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe und kummerfreiem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisirt zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichterische Menschenforscher selbst, so unbefriedigend er alle bisherigen Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen, vollständigen, durchaus wahren Kenntniß derselben lüstern zu werden. Was uns Herr Forster nach einem blos vierzehntägigen Aufenthalt davon sagt und sagen kann, ist zwar ein bloßer Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Capitän Cook zu danken haben — denn Herr Forster wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat —, aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen, und die dem Weisen unendlich willkommener sind als abgezogene Resultate, studirte Hypothesen und idealisirte Abbildungen oder vielmehr Vorspiegelungen, womit wir uns so oft anstatt ächter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's!" singt Herr Forster im höhern Ton; „schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben,**) an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hieher begleitet, hatte sich geleget;

---

*) So muß man, wie Herr Forster ausdrücklich bemerkt, den Namen dieser Insel im Deutschen aussprechen und schreiben.

**) Herr Forster (damals noch ein sehr junger Mann) war noch ganz voll von seinen Dichtern und bedachte wol nicht, als er diese Zeile hinschrieb, daß seine Dichter sich glücklich geachtet haben würden, einen solchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu sehen — und daß die Einbildungskraft in solchen Dingen immer unter der Natur bleibt.

ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb denselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldungen bedeckt und mit verschiedenem Grün und herbstlichem Braun schattiret waren. Vor diesen her lag die Ebne, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern unterscheiden und Canots, die auf dem sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben."

Kaum ward das Schiff bemerkt, so eilte Alles dem Strande zu, und einige Kähne stießen ab, um die Neuangekommenen mit Darbietung eines grünen Pisangschosses und häufigem Zuruf des Worts Tayo (Freund) zu begrüßen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von Jedermann gesehen werden konnte und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst Herbeigekommnen kehrten zu den Ihrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem zwei, drei bis vier Mann, Alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewaffnet. Von allen Seiten her erschallte das süße freundschaftliche Tayo und wurde von den Neuangekommenen so gut erwidert, als sie konnten und wußten.

Mich, ich gesteh' es unverhohlen, wenn ich mir den Contrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser Kinder der Natur und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein Schiff voll — englischer Seeleute fähig

ist — mich wandelt dabei ein Schauder an, und es ist mir ungefähr ebenso dabei zu Muthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressirten und auf ihre Kunst einstudirten französischen Gouvernante einem holden deutschen Mädchen von drittthalb Jahren liebkosen sehe.

Herr Forster fing sogleich an, durch die Kajütenfenster mit seinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er schon etliche Vögel und eine Menge Fische. Die Farben der letzten waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Herr Forster auch sogleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben aufzulegen, eh sie mit dem Leben verschwanden. — Ich bemerke diesen Umstand nicht, um Herrn Forster zu tadeln; er war nun einmal ein Naturalienforscher und Sammler; Vögel, Fische und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen, war ein wesentlicher Theil seiner Bestimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, daß bei einer solchen Reise nicht auch einmal Einer bestellt wird, der keine andere Pflicht noch Bestimmung hat, als die neuen Menschen, die ihm vorkommen, zu erforschen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menschen sind doch wol auch Naturalien, was auch die königliche Gesellschaft zu London davon denken mag.

Indessen ließ Herr Forster gleichwol die Menschen nicht ganz aus der Acht, und was er von ihnen sagt, bestätiget den liebenswürdigen Charakter, der den Einwohnern der Societätsinseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beigelegt wird und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. „Die Leute, die uns umgaben," sagt er, „hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen. — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nationalcharakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äußeren Merkmale, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; Einige ergriffen unsre Hände, Andre lehnten sich auf unsre Schultern, noch Andre umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unsrer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir ebenso beschaffen wären als sie."

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworth's Nachrichten, daß eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind, daß es ihnen nicht an Muth fehlt, Beleidigungen zu rächen, daß sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht phlegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit mit so reizbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaften, so viel Herz und Unerschrockenheit macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtscharakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemals gefunden habe.

Hundertmal, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweiten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reizvolle Composition von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit, Liebe und Selbstheit, traulicher Gutherzigkeit und äußerster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt, diese offne Unbefangenheit der Seele, dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls, diese zarte Beweglichkeit aller Sinne, diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens in Lust und Schmerz, Freude und Betrübniß, Liebe und Haß, diese glückliche Geneigtheit, alles Uebel sogleich, wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen, diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat, diese beständige Aufgelegtheit, sich zu freuen, zu genießen, dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft, dies nichts Böses wollen, nichts Böses ahnen — wenn ich, sag' ich, das Alles in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äußert, sahe, und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht' ich dann: „Was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachsen und die Vollkommenheit unsrer Natur erreichen könnten, ohne von Allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht,

mehr zu verlieren, als vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muß, wenn Dämmerung zum Morgen und Knospe zur Blume wird!"

Ich weiß, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein Anderer, in welche Classe ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hochgelehrte Knabe, der so eben seinen Cursus von Logik, Metaphysik, Moral, Dogmatik u. s. w. absolvirt hat, dagegen einwenden kann — aber ich freue mich doch, zu denken, daß wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige Beweise sind, daß die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewissermaßen wirklich gemacht hat, was bei mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloßer Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freilich geht etwas und ziemlich viel davon ab, daß Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sei, als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeizaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freilich keine Halbengel aus einer idealischen Unschuldswelt — aber so, wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muß? wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten," sagt er, „daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten." — Herr Forster setzt Verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe dieser Sprache hinzu. Sie besteht aus lauter reinen Silben und hat noch viel weniger Mitlauter als die griechische; sie ist noch singbarer als die italienische, oder vielmehr sie ist an sich selbst schon Gesang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daß der wahre Name dieser Insel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn schreiben und aussprechen), sondern O-Tahiti sei, und daß also, da die Vorsilben O und E Artikel sind, Herr von Bougainville den wahren Namen, Tahiti, richtig angegeben; nur daß die Einwohner es mit einer leichten Aspiration ungefähr wie Thahiti aussprechen.

Bougainville, in dessen Ausdrücken von dieser Zauberinsel und ihren Bewohnern man Schwärmerei einer verschönernden Imagination vermuthete, hat nicht zu viel gesagt, wenn er jene als ein Paradies und diese als glückliche Geschöpfe beschreibt. Herr Forster fühlte es gerade ebenso, und die Gemälde, die er davon macht, sind sehr geschickt, auch uns etwas von seinem Genusse mitzutheilen. — „Ungeachtet der späten Jahrszeit wegen Laub und Gras schon durchgehends mit herbstlichem Braun gefärbt war, so bemerkten wir doch bald, daß diese Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brodfruchtbäumen, auf denen aber bei dieser Jahrszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes sahen wir einen schmalen, von Gras entblößten Fußpfad vor uns, vermittelst dessen wir bald zu verschiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buschwerk halb versteckt lagen. Hohe Kokospalmen ragten weit über die andern Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen breiten Blättern und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen mit dunkelgrünem Laube trug goldgelbe Aepfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen chinesischen Maulbeerbäumen*) bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander im Schatten der Brodfruchtbäume auf der Ebne umher und waren mit mancherlei wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie her liegenden Waldes überaus gut zusammen. — Sie bestanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu sein. (Glücklicher Beweis, daß die Einwohner weder Schirm vor der Ungunst der Witterung und des Klima, noch die mindeste Verwahrung gegen einander selbst vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras

*) Morus papyrifera.

gelagert hatten oder mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen beisammen saßen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bei unsrer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; Viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen und begnügten sich, uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo! zuzurufen. Da unsre Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig, dieselben Sorten zu pflücken und herbeizubringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der That eine Menge von allerhand wilden Arten, die unter einander in jener schönen Unordnung aufsproßten, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, unerachtet sie zärter und feiner als unsre nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich, das Erdreich feucht zu erhalten und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heißen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Kokosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner sapphirblauer Papageien aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weißen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein großer Kuckuk und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeß ein bläulicher Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab und füllte beim Ausfluß in die See unsre Fässer mit silberhellem Wasser." — Ich besorge nicht, daß meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemälde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muß es nicht angenehm sein, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schooßkinder gearbeitet hat?

Desto verdrießlicher ist gleich darauf zu lesen, wie der Capitän Cook, vermuthlich in einem Anstoß übler seemännischer Laune, fähig war, um eines sogenannten Diebstahls willen, dessen sich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von seiner kindischen Begierlichkeit verleitet, schuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieser glücklichen Wohnungen zu stören und die trauliche Sorglosigkeit dieses Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu schrecken. O Ihr hassenswürdigen Europäer mit Euerm zur Unzeit angebrachten Pufendorf! — „Was?" wendet man ein, „man hatte dem Kerl schon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverschämtheit, die Gesetze der Gastfreiheit auf eine so häßliche Art zu übertreten" und — ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen! War es bei solcher Bewandniß des Herrn Capitäns Hochwohlgeboren zu verdenken, daß Wohlderselbe „aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls" sich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und, als sogar der dritte Schuß nichts fruchten wollte und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen und nur Einige der Ihrigen mit Flintenschüssen von den fremden Herren verfolgt sahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfingen, sie durch einen Vierpfünder in Respect zu setzen, auch ihnen zu wohlverdienter Strafe und Andern zum Schrecken für Kosten, Schaden und Genugthuung zwei doppelte Canots wegnehmen zu lassen? — O des herrlichen europäischen Natur- und Völkerrechts! — Ei, ei, lieber Forster! — wo war in diesem Augenblick Ihre Philosophie? — Wie können Sie von dem jungen Menschen verlangen, daß er Ihren Pufendorf und Barbeyrac gelesen haben soll? Wie können Sie Sich einbilden, daß er das Messer und den zinnernen Löffel aus einer andern Ursache als aus kindischem Instinct oder höchstens aus unbesonnenem, arglosem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwei oder drei Jahren, weil es einen Löffel, oder was Sie sonst wollen, gemaust hätte, pillorisiren lassen wollte? Der otahitische Junge hier verstand wahrlich von der Moralität seiner Handlung, die Sie ein schändliches Betragen nennen, nicht mehr als das vorbesagte Kind. Das Kind und der junge

Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu Allem, was ihm gefällt, und weiß nichts Anders, als daß die ganze Welt mit Allem, was darin ist, ihm gehört. „Du sollst nicht stehlen!" ist ein positives bürgerliches Gesetz, zu dessen Beobachtung wir erzogen werden müssen. Man hat an dessen Uebertretung in den meisten bürgerlichen Gesellschaften Schande und entehrende Strafen hängen müssen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es der Folgen wegen nöthig war, dem kindischen Trieb dieses Völkchens zu Allem, was ihnen ansteht, Einhalt zu thun, konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geschehen?

Man kann sich des Unwillens schwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit ist) dergleichen Probestückchen liest von dem herrischen Betragen, das die europäischen Seemänner sich über Menschen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen und nur durch den Vorzug tödtlicherer Waffen gezwungen sind, sich von ihnen mißhandeln zu lassen. Aber freilich ist es — ihrer würdig und ganz aus einem Stücke mit der Unverschämtheit, womit diese Herren im Namen ihrer allergnädigsten Könige von jeder Insel und Halbinsel der Südsee, auf die sie Wind und Wetter oder Bedürfniß, sich zu erfrischen, verschlägt, feierlich Besitz nehmen, ohne daß es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derselben zu fragen, was sie zu dieser Besitznehmung zu sagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das sind die aufgeklärten, philosophischen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indessen wirkte. Die Herren erreichten ihren großen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein solches Schrecken ein, daß sie sich zwei doppelte Canots (und wahrlich noch zehnmal so viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen ließen. Freilich war nun das Vertrauen der guten Insulaner verscherzt — und das hatten die europäischen Herren gleichwol noch vonnöthen, weil sie wenigstens ebenso großen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!" — Gleichwol waren sie, sagt Herr Forster, wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor (sie hatten wol groß Unrecht daran?) Es währete etliche Tage,

bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mußte sich am Ende doch entschließen, die genommenen Kähne wieder zurückzugeben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen! Herr Forster versöhnt uns wieder mit sich durch ein paar ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe nach dem Leben gemalte otahitische Familienstücke, die ich nicht um das beste von Greuze geben möchte. Hier hätte der Maler Hodges, den unsre Seefahrer bei sich hatten, wenn etwas von Greuzens Geist in seinen Augen und in seinem Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte als mit den reichen, idealisirten, griechenzenden Compositionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln, aufheften will.

Die Herren Forster waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisiren gegangen. Zufälligerweise bekamen sie im Walde Gelegenheit, einigen Weibern von der niedrigsten Classe zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der fasrichten Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohlaussehender Mann, bei dessen Wohnung sie vorbeikamen, lag im Schatten da und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daß sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause und setzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er Denjenigen, der ihm der Vornehmste unter ihnen schien, niederzusitzen bat. Nachdem auch die Uebrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, holte eine Menge gebackner Brodfrucht und setzte ihnen solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll tahitischer Aepfel, einer Frucht, die der Ananas im Geschmack ähnlich ist, und nun bat er sie, zuzulangen. Die Herren ließen sich's wohl schmecken, fanden die Früchte vortrefflich und die tahitische Art, die Brodfrucht vermittelst heißer Steine in der Erde zu backen, unendlich besser als ihre eigne Art, sie zu kochen, weil bei jener aller Saft besser beisammenbleibt und durch die Hitze noch mehr verdickt wird, beim Kochen hingegen sich viel Wasser in die Frucht saugt und vom Geschmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtisch brachte ihnen der freundliche Wirth fünf Kokosnüsse; er öffnete sie, goß den kühlen hellen Saft in eine reine Kokosschale und reichte sie

einem Jeden nach der Reihe zu. Unsre Reisenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gastfreiheit dieses Mannes sehr eingenommen, schenkten ihm das Beste, was sie von Korallen und Nägeln bei sich hatten, und begaben sich nun wieder an ihre botanische Arbeit, die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der schon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern wesentlichen Grunde nicht sehr ergiebig war. Dieser war, wie Herr Forster sehr richtig zu urtheilen scheint, die hohe Cultur der Insel O-Tahiti. Wäre sie weniger angebaut, sagt er, so würde das Land dem herrlichen Boden und Klima nach überall mit hunderterlei Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen sein, anstatt daß jetzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufsprossen.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen sie wieder ans Land und ostwärts den Gegenden um den Hafen Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer ansehnlicher und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spazierten ungefähr zwei Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Kokos- und Brodfruchtbäumen fort und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk gingen; vornehmlich hörten sie die Zeugarbeiter fleißig klopfen. Gleichwol sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein großer Haufen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, daß Manche darüber ihr Mittagsbrod versäumten. „Doch gingen sie", sagt Herr Forster, „nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemal gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig; aber sie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wußten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen oder sie anlächelten, so hielten Manche es für die rechte Zeit, von unserm guten Willen Gebrauch zu machen und in einem bittenden Tone ein: Tayo, poe! (Freund, ein Korallchen?) hören zu lassen."

Ich, meines Orts, sehe in diesem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeschminkte Menschheit, wie wir sie alle Tage an unsern Kindern von zwei oder drei Jahren sehen und auch an denen von fünf und sechs noch sehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichst beizubringen, daß es unanständig sei, seine guten Freunde anzubetteln. Warum übrigens die Leute von O-Tahiti die Einzigen in der Welt sein

sollten, die ohne alle Rücksicht auf sich selbst gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig wären — oder mit welchem Recht diese Rücksicht auf sich selbst den Werth ihrer Gutherzigkeit in unsern Augen verringern sollte, seh' ich nicht; zumal da Herr Forster selbst hinzusetzt: „Wir mochten ihnen willfahren oder nicht, so brachte dies doch niemals eine Aenderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als vorhin." Ich dächte, dies wäre wirklich mehr, als man von den meisten unter den wohlerzogensten und moralisirtesten von uns Europäern sagen kann.

Ueber

die ältesten Zeitkürzungsspiele.

Die nachstehende Abhandlung erschien zuerst in den „Auszügen aus den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque“ — der Bibliothek des Marquis de Paulmy —, welche Wieland im T. Merkur (1780, IV.; 1781, I. u. III.) veröffentlichte (s. Th. 36 in dem Abschnitt Französische Literatur), und ward später mit einigen Auslassungen sowol in den Kleineren prosaischen Schriften (1785, I. S. 253 ff., mit der Ueberschrift: „Etwas von den ältesten Zeitkürzungsspielen“) als auch unter der vorstehenden in W.'s eigner Ausgabe seiner Werke (1796, Bd. XXIV. S. 87 ff.) wieder abgedruckt. Die Einleitung (T. Merkur 1781, I. S. 43—50) hat Wieland hier weggelassen. Zum Schlusse derselben heißt es: „Doch es ist keineswegs unsre Meinung, dem Hrn. von P** in seiner Recension aller Jeux d'exercice et d' adresse und aller Arten von Hasard- und Commerzspielen zur Seite zu gehen. Die bloßen Namen dieser Spiele, von denen die meisten nicht mehr üblich sind, würden etliche Seiten anfüllen, und man sollte denken, Hr. von P** hätte sich viele unnöthige Mühe ersparen können, wenn er die Frau von *** geradezu auf die Académie des Jeux, ein bekanntes und nichts weniger als seltnes Buch, verwiesen hätte. Wir unterbrechen uns also hier eine Weile in einer Arbeit, die unsern Lesern ebenso lästig fallen möchte als uns selbst, und hoffen statt eines trocknen und wenig unterrichtenden Namenregisters sie mit einigen historischen Nachrichten und Anekdoten von den ältesten Arten der Zeitkürzungsspiele, vornehmlich dem Schachspiel, als dem König von allen, auf eine angenehmere Art unterhalten zu können; wiewol wir uns bei dieser (wenn man will) mikrologischen Arbeit von der Hilfe unsers gelehrten Marquis, der blos für Madame de *** schrieb, gänzlich verlassen finden.“

Die Erfindung der Würfel und eines andern bei den Griechen üblichen Spieles, welches mit unserm Kegelschieben einige Aehnlichkeit hat, wurde keinem Geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes der Aegypter, zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugniß des Plato, der in seinem Phädros dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem ägyptischen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig Beweiskraft auch diese Stelle hat, so beweist sie doch, daß die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthume verliert.

Ein anderes bei den Alten sehr übliches Fingerspiel, welches die Franzosen Mourre, die Italiener Mora, die Lateiner digitis micare nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer sehr alten Art, mit den Fingern zu rechnen,*) zusammenhing, soll die schöne Helena erfunden haben, um sich und den Trojanischen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Diese Art zu rechnen, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daß man durch die verschiedene Articulirung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte. Ich vermuthe, daß das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man

*) Beda Venerabilis, ein britischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt, hat einen Tractat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämmtlichen Figuren derselben von 1 bis 1,000,000 in Kupfer gestochen, im Jahre 1544 zu Paris herausgegeben hat, aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind.

dem Andern gewisse Zahlen vorfingerte, die er ebenso geschwind errathen mußte. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniß der Fingerrechenkunst voraussetzt, gespielt, indem man blos so behende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt und den Andern Gerad oder Ungerad rathen läßt. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen sein mag, wissen wir nicht; aber das ist wol gewiß, daß Derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Fürsten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergetzung der achäischen Feldherrn und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieser Stadt vermuthlich nicht weniger müssige Stunden ließ als die Blockade von Gibraltar den spanischen, die nämlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem ägyptischen Theut beilegt.

Herodot (den die treuherzige Art, womit er seine Märchen so, wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger historischer Kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die Erfindung der meisten Ergetzungsspiele, die bei den Griechen üblich waren, einem uralten lydischen Könige, Namens Atys, zu, der (nach Fréret's Ausrechnung) wenigstens dritthalbhundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieses Fürsten aufs Aeußerste gebracht. Die Unmöglichkeit, der gemeinen Noth abzuhelfen, drang ihn endlich, auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigstens das Gefühl seines Elendes zu erleichtern. Zu diesem Ende erfand er (vermuthlich mit Hilfe seiner Minister und schönen Geister) die besagten Spiele als ein Zerstreuungsmittel, das durch die Leidenschaften, die dabei erregt und beschäftigt werden, geschickt schien, ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken an ihren Zustand abzukehren.[1]) Das Volk wurde in zwei Classen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine Classe, während die andre gespeist wurde; den folgenden Tag wurde der Tisch für die gestrigen Spieler gedeckt, und jene mußten indessen ihrem Magen mit Würfeln oder Ballschlagen die Zeit vertreiben. Fréret, der

---

[1]) Herodot erzählt des Atys sinnreiche Erfindung Buch I. Cap. 94. — (Gruber.)

dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des lydischen Reiches Erwähnung thut, meint, es sei nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergetzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem Gastmahle thut. Und wer weiß, ob nicht wir selbst die Zeit noch erleben, wo irgend ein schlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, diese alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzspeculation zu machen, welche die Einkünfte seines Herrn durch die bloße Abschaffung von einhundertzweiundachtzigeinhalb Mahlzeiten des Jahrs um drei- bis vierhundert Procent jährlich wenigstens vermehren würde.

Wie dem auch sein mag, so viel ergiebt sich aus Homer's Odyssee,[1]) daß das Spiel mit einer Art von steinernen Kegeln, die man Pessos nannte (das einzige, an dessen Erfindung die Lydier keinen Anspruch machten), zu den Zeiten des Trojanischen Krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daß Minerva, wie sie in Gestalt des Königs Mentes Ulyssens Palast besucht, die Sponsirer der göttlichen Penelope vor der Thür über diesem Spiele antrifft. Athenäus[2]) giebt uns in seinen gelehrten Tischreden eine sehr deutliche Beschreibung, wie die besagten Freier dieses Spiel gespielt hätten, und führt zu seinem Gewährsmann den Polyhistor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von Ithaka, Namens Kteson, unmittelbar gehört zu haben versicherte.

Es waren nämlich hundertundacht edle Herren, theils aus Ithaka, theils aus den nächstgelegnen Inseln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulysses Anspruch machten; und ebenso viele Pessoi, d. i. längliche, unten viereckige und oben zugerundete Steine, brauchten sie zu diesem Spiele. Die Freier stellten sich in zwei Reihen gegen einander über, vierundfunzig gegen vierundfunfzig, und ebenso wurden auch ihre Steine gesetzt, so daß zwischen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in dessen Mitte ein besonderer Stein gesetzt wurde, der den Namen Penelope bekam. Diese Penelope war nun das Ziel, wonach die Herren in einer bestimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entschieden. Der Erste, welcher so geschickt oder so glücklich

---

[1]) Homer's Odyssee, I. 106 ff. — (Gruber.)
[2]) Athenäus, Buch I. Cap. 14. — (Gruber.)

warf, sie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, dessen Stein wurde an ihren Platz gesetzt, und er warf nun von diesem Standpunkte zum zweiten Male nach seinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorstellte.*) Traf er sie, ohne einen von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen und hielt's für eine Vorbedeutung, daß er der Glückliche sei, der zuletzt die Braut heimführen werde; und je öfter Einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hoffnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von Sortilegium,**) und wurde, wie es scheint, bei den Alten öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen sich die Freier der schönen Penelope die Zeit kürzten; aber da sie von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bei den Griechen außer den lieblichen Spielen der Musen und Grazien (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen) fast alle andern verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermaligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaßt, diesen griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend Einer (z. B. der lateinische Uebersetzer des Aelian) das griechische pessoi durch latrunculi übersetzt hat, und daß unsre neuern Lateiner das Schachspiel ludum latrunculorum zu nennen pflegen, wiewol das Soldatenspiel (welches bei den Römern diesen Namen führte) von dem Spiele der Homerischen Freier ebenso verschieden ist als vom Schachspiele, wie sich's besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

---

*) So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus und begreife nicht, wie er anders verstanden werden könne; wiewol Herr Jakob Dalechamp, der lateinische Uebersetzer, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen, das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daß dies so ziemlich gewöhnlich bei ihm ist.

**) Das ist eine Art von Anfrage bei dem Schicksal durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bei den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die Erste, die davon, unter dem Namen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sei. Aber auch die Perser gestehen, daß sie nicht die Erfinder desselben sind,*) sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nämlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineser laut ihres eignen Bekenntnisses von den Indiern erhalten.

Unter diesen soll es zu Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung ein Bramine, Namens Nassir, Daber's Sohn,**) erfunden haben, um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien, Namens Behiib oder Behram — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zu groß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürst matt werden muß, sobald er von seinen Unterthanen verlassen wird oder keine mehr hat". Hundert andre wackre Leute, Rajahs und Braminen, hatten dies dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daß Mehrere ihre Freimüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erschöpft sei, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen — als Nassir, der Sohn Daber's, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beispiele seiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge sein würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben und nicht sie von einem Andern zu empfangen glauben würde.

---

*) S. Hyde, De Ludis orientalium, und Fréret, De l'origine du jeu des Echecs, im Vol. III. de l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de 1731.

**) Die Araber nennen ihn Sissa.

Er erfand also das Königsspiel, wo der Schach oder König, wiewol der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabei thun, und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun und eben deswegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen und bekam Lust, es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen und fand unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art alle die großen Wahrheiten beizubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Rajahs und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edeln Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellectionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels, und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Märchen sein sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt aufs Vollkommenste mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beigelegt wird.

Vielleicht ist der Leser neugierig, zu wissen, wie der König von Indien den Braminen Sissa oder Nassir für eine so schöne Erfindung belohnte. — „Sohn Daher's," sagte Behram zu ihm,*) „ich erkenne, daß Du ein Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt; begehre frei, was ich Dir geben soll, es sei so tief oder so hoch Du willst; fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es soll Dir werden!"

Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antlitz zur Erde und antwortete dem Könige: „Mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor Deinen Augen, so gewähre mich dessen, was ich von Dir bitten will! Siehe, ich habe die Tafel

*) So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen.

meines Spiels, die hier vor Dir liegt, in vierundsechzig Felder abgetheilt. So befiehl nun Deinen Knechten, welche über Deine Getreidehäuser gesetzt sind, daß sie auf das erste Feld legen ein Weizenkorn, auf das andre zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und so immer auf das nächstfolgende noch einmal so viel als auf das vorgehende, bis zum letzten der vierundsechzig Felder; und mein Herr der König lasse dies meine Belohnung sein!"

Wie der König dies hörte, gerieth er in einen großen Zorn und verachtete den Braminen in seinem Herzen, sprechend: „Du hast nicht gefordert wie ein weiser Mann, sondern wie ein Narr. Meinst Du etwa, daß ich nicht Macht genug habe, Dir etwas Großes zu geben, daß Du etwas so Geringes von mir verlangst?"

Allein der Bramine blieb dabei, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge, und setzte hinzu: wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt so viel geben lassen. Der König ließ also den Oberaufseher über seine Kornhäuser kommen und befahl ihm, dem Braminen zu geben, was er begehrt habe.

Aber es zeigte sich bald, daß der weise Sissa seinem Herrn in dieser Bitte abermals eine indirecte Lehre hatte beibringen wollen. Denn der Oberaufseher über die Kornhäuser kam in Kurzem wieder zurück und versicherte, er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen, aber solche, eh er noch über die Hälfte der Zahl vierundsechzig gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sei, fortzurechnen. Alles, was er davon sagen könne, sei, daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe.*)

Jetzt ging dem König auf einmal ein Licht auf; er merkte, was ihm der Sohn Daher's durch diese Bitte zu verstehen ge-

*) Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als sechstausenddreihundertvierundachtzig Städte, in deren jeder eintausendvierundzwanzig Kornhäuser, in jedem Kornhause hundertvierundsiebzigtausendsiebenhundertzweiundsechzig Maß Weizen, und in jedem Maß zweiunddreißigtausendsiebenhundertachtundsechzig Körner wären, welches mehr Weizen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen.

geben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn und sprach: „Nun sehe ich, daß die Weisheit Gottes in Dir ist; von Stund an soll mein Volk nach Deinem Munde regiert werden, und Du sollst das Brod an meinem Tische essen!" — Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sei. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Namen Schatreng oder Schatrangschi, das Königsspiel; und diesen Namen behielt es auch bei den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es Xadrang oder auch mit dem arabischen Artikel Al-Xadres und Axadres nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Khalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es Zatrikion, die Franzosen le jeu des échecs, die Deutschen das Schachspiel (jene von dem arabischen Schek oder Scheik, diese von dem persischen Schah oder Schach), die neuern Lateiner ludum scachorum und die Italiener scacchi.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter Mann, als Saumaise war, ohne den Schatten eines Beweises aus griechischen Schriftstellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem Alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer Beweis ist die seltsame Frage: „Wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieses Spiels den Griechen schuldig sei? Von ihnen", setzt er ebenso entscheidend hinzu, „kam es zu den Persern." (Exercit. in Solin., p. 795.)[1]) Die Prinzessin Anna Komnena, die doch wol besser wissen konnte, was an der Sache war, sagt gerade das Gegentheil. Denn da sie in der Erzählung der

---

[1]) Die betreffende Stelle lautet: Notavi aliquando calculorum ludum Graecis recentioribus ζατρικιον appellari, eamque dictionem origine Graecam esse demonstravimus. Quid esset, explicavimus. Id non placuit viris quibusdam eruditis, qui a Persico vocem illam deducere maluerunt, quibus *Xatreng* vel *Xatrang* hodie appellatur latrunculorum ludus. Adeo inquam haec observatio cuidam bella visa, ut palmariam censeat. Mihi contra videtur. Potius crediderim Persicum illud *Xatreng* ex Graeco ζατρικιον fictum fuisse, quam Graecum ex Persico. Ζατρικιον dictionem esse mere Graecam — — Lexicon vetus regiae bibliothecae mihi confirmavit. — — Postremo quis nescit hujus ludi inventionem Graecis deberi? A Graecis igitur ad Persas res ipsa cum nomine transiit. — (Gruber.)

Verschwörung der vier Gebrüder Anemaden und des schwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kaiser Alexius, ihren Vater, des Umstandes, welchem dieser Kaiser die Entdeckung der Verschwörung und sein Leben zu danken hatte, erwähnt — nämlich, daß er gewohnt gewesen sei, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten Verwandten Schach zu spielen —, setzt sie hinzu: „ein Spiel, welches bei den Assyrern*) erfunden worden und von ihnen auf uns gekommen ist." Daß diese Prinzessin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts; denn so viel bleibt immer gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel Zatrikion griechischen Ursprungs gewesen wäre, und daß sie solchenfalls nicht daran gedacht hätte, es den Assyrern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen; aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Großen gewesen und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Khalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmakin eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kuter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre, seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe, sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja," sagte der Khalif zu dem Officier; „laß mich nur erst Kutern matt machen!"

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Charakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte und, der Grundgesetze des deuschen Reichs und seiner Wahlcapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus spanischen und italienischen Officieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen Duca d'Alba den Proceß

*) So nannten die Griechen damals die Araber, die im Besitz des alten assyrischen und persischen Reichs waren.

machen ließ, spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangnen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, gab die Antwort eines Helden und eines guten Vaters, hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen, spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges ebenso herzlich, als ob nichts Widriges vorgefallen wäre.*)

Auch der große asiatische Eroberer Timur oder Tamerlan war ein großer Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte aber nur das große, das auf hundertzweiunddreißig Feldern mit zweiunddreißig Figuren auf jeder Seite gespielt wird; das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar Diejenigen, mit denen er's gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter Diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog und doch immer allen Andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Ueberlegenheit zu verzeihen. Da ihm Dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: „Aladdin, Du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen." Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebukteghin's Sohn, Ghasni genannt, erzählt: daß er im Schachspiel ebenso unerschöpflich an

*) Robertson's Geschichte Karl's V., Th. 3. S. 184. Diese Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniß, welche Seneca von Canus Julius erzählt, einem edeln Römer, den der blutdürstige Tollhäusler Caligula ohne eine andre Ursache, als weil Canus noch eine altrömische Seele hatte, ermorden ließ. Caligula hatte es ihm zehn Tage vorher gesagt, daß sein Name auf der Todesliste stehe, und er war der Mann, dem man so was glauben konnte. Als nach zehn Tagen der Hauptmann, der den Canus nebst einigen Andern zum Tode führen sollte, in sein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beim Soldatenspiele. „Folge mir!" rief ihm der Hauptmann zu und wies seinen Befehl. Canus steht auf, zählt seine Steine und — „Daß Du mir nicht", sagt er zu seinem Kameraden, „nach meinem Tode sagst, Du habest gewonnen! — Hier," spricht er zum Hauptmann, „sei Du Zeuge, daß ich einen Stein mehr habe als er!" Seneca, De tranquill. animi, cap. XIV. Die Anekdote ist ebenso herrlich, als die moralische Brühe abscheulich ist, welche Seneca darüber gießt.

Kriegslisten und ebenso unüberwindlich gewesen als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dies gab einem persischen Dichter, Namens Onsori, Anlaß, ihm in zwei Versen ein Compliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

„Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt."

Das Schachspiel ist seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbretts und der Figuren Ehre anzuthun suchte und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte, wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (sowie noch in manchen altedeln deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der persische König Kosru, Perviz' Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyacinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein dreitausend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das Höchste, was sie vor Augen hatten, weit hinausging, giebt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königssöhnen, Gauvain (oder Galwin), Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgestoßen, eine Beschreibung eines Schachbretts und einer Art, dieses Spiel zu spielen, die in einem romantischen Gedichte keine schlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngste und artigste von diesen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde herausreitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß, und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demselben angeritten, die ihn sehr höflich anspricht und ihn im Namen ihrer Dame, der Gebieterin dieses Schlosses,

einladet, bei ihr auszuruhen und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu spielen. „Denn“, setzte sie hinzu, „vermöge der guten Erziehung, die ein Ritter von Euerm Ansehen ohne Zweifel erhalten hat, kann Euch dies Spiel nicht unbekannt sein.“ Galleret erwidert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er sei zwar kein großer Meister in diesem Spiele, wiewol er's öfters an König Artus' Hofe habe spielen gesehen, wo der König und die Königin Genièvre und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müssigen Stunden sich gewöhnlich mit demselben zu ergetzen pflegten; indessen sei er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen, wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem Schlosse, wo er von der Fee Floribelle, einer großen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Saal, wo er (wie sie sagte) Alles zu dem Schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der ersten Größe, wie er einen échiquier vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem Leben gesehen hatte; denn der ganze Saal stellte das Schachbrett vor. Er war mit großen Quadersteinen von schwarzem und weißem Marmor gepflastert, welche die Felder des Schachbretts ausmachten, und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu sein schienen, waren alle in Lebensgröße und außerordentlich prächtig aufgeschmückt.*) Ihre Waffenrüstungen waren von geschmelztem Gold und ebenso wie ihre Kleidung mit Perlen und Edelgesteinen von großem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damals Alfins oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuß vor, aber von Kopf zu Fuß bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen von zwei verschiednen Farben in der Hand, in welche zwei verschiedene Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Springer saßen als Ritter auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts Reichers sehen als ihre Rüstungen, Waffen und

*) Don Juan d' Austria (Philipp des Vierten Sohn) soll einen Schachsaal von der nämlichen Einrichtung gehabt und sich zum Spielen statt der Steine lebendiger, hierzu abgerichteter Personen bedient haben. War dies Nachahmung des Schachspiels der Fee Floribelle? Es ist kaum zu vermuthen, daß Don Juan dieses Fabliau, welches Sainte-Palaye erst kürzlich aus einer Handschrift ans Licht gezogen, gekannt haben sollte.

Pferdedecken. Die Thürme wurden von goldnen Elephanten getragen. Die simpeln Pions oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgestellt, die mit Streitäxten bewaffnet waren und so martialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das Seltsamste bei dem Allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels (ebenso geschickt wie Homer's Vulcan), diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dessen Befehle zu bewegen und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schlosses unterrichtete den Ritter zu seinem großen Erstaunen von dieser ebenso bequemen als wunderbaren Art, Schach zu spielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren échiquier zusammt dem Schlosse und der Dame obendrein gewonnen haben, hingegen wenn er das Spiel verlöre, auf lebenslang ihr Sclave sein sollte. Der junge Ritter erschrak zwar ein Wenig über diesen Antrag, doch ermannte er sich sogleich wieder und erklärte sich bereit, das Abenteuer zu unternehmen, voller Hoffnung (wie die Jugend sich immer mehr zutraut, als sie sollte), daß ihm das Schachfeld, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing also an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte und ihnen befahl, wie sie gehen sollten; ein Gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre Streitäxte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter und bewegten sich mit kriegerischen Geberden an den angewiesnen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher bis in dem Augenblicke, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daß er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt, eh er's sich versah, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine Revanche von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung, daß sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang und also höchstens drei Partien würden spielen können. „Auch haben wir", setzte sie hinzu, „hier

noch ein andres Gesetz, und das ist, daß, wer eine Partie auf den vierten Zug verliert, keine Revanche fordern kann. Der junge Galleret ließ sich Alles gefallen, spielte mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte, als die entscheidende, und mußte sich also gefallen lassen, entwaffnet in ein Gefängniß abgeführt zu werden, wo er den Trost hatte, eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freiheit wie er verspielt hatten, und wo er sich so lange gedulden mußte, bis sein Bruder Galwin so glücklich war, die Dame durch den échec du berger auf den vierten Zug matt zu machen und nach verschiedenen andern Abenteuern den jungen Galleret endlich in den Besitz der schönen Floribelle und ihres Schachspiels zu setzen."

Wenn die Ritterbücher und Fabliaux des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts historischen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, so wäre das Alter des Schachspiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaus zu setzen, als ich es nach Fréret's Meinung angegeben habe. Aber die gröbsten Verstoße wider die Chronologie, Geographie und Geschichte sind diesen Romandichtern so gewöhnlich, daß es ihnen nicht mehr Mühe kostete, die Ritter an des Königs Artus Hofe Schach spielen zu lassen, als Babylon nach Aegypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln und Karln dem Großen eine Kreuzfahrt nach Palästina anzudichten. Daß das Schachspiel zu ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich gespielt und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohlerzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daß es den Rittern der Tafelrunde als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Fréret's Meinung würde das Schachspiel mit großen elfenbeinernen Figuren und arabischen Charakteren abgeben, welches in dem Schatze der Abtei St. Denis gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karln dem Großen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Khalifen Harun Alraschid) erhalten habe. Allein die arabischen Charaktere geben dieser Tradition um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand und der Name des Künst-

lers Joseph Nikolas könnte eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines spätern griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wol im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavus Selenus oder Herzog August's von Lüneburg[1]) ausführlicher Beschreibung des Schach- oder Königsspiels, S. 14, aus zwei ungedruckten bairischen Chroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Baiern, der an dem Hofe König Pipin's von Frankreich gelebt haben und von dem Sohne des Königs erschlagen worden sein soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen". — Eine andre handschriftliche Chronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgendermaßen: „Die beiden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hatten nit mehr denn einen Sun (haben sie ihn mit einander gehabt?), der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbrett an König Pipinus' Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten." — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn dieser beiden angeblichen Herzoge von Baiern mit einem Schachbrett erschlagen haben soll, müßte einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen sein, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewol die gleichzeitigen Geschichtschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drei Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbrett erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh er wußte, was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Chronik spricht aber so, als ob Pipin nur einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Ueberdies kommen in der

[1]) August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1579, gest. 1666, zeichnete sich aus durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Er war wirklicher Rector der Universitäten Rostock und Tübingen gewesen, bei welchen Gelegenheiten er mehrere Reden hielt. Unter seinen Schriften befindet sich auch ein Tractatus de ludo latronum seu Schachiae, welches zu Leipzig 1616 unter dem verdeckten Namen Gustavus Selenus und dem Titel „Vom Schach- oder Königsspiel" erschien. S. Hermann Conring, De bibliotheca Augusta, p. 151 sqq. — (Gruber.)

Geschichte dieser Zeit wol ein paar edle bairische Herren, Namens Adelbert und Ottker, vor, welche mit dem bairischen Hause verwandt, aber darum weder Herzoge von Baiern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Märchen sehr ähnlich und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen als die Geschichte der vier Haimonskinder, wo Kaiser Karl's Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbrett an den Kopf wirft, dieser aber den Spaß unrecht versteht und mit dem nämlichen Schachbrett dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne giebt, daß er jählings todt zu Boden fällt. Etwas Wahres ist an dergleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte sein. Gesetzt also, daß eine wirkliche Begebenheit an König Pipin's Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte, könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweiten, nicht das alte römische Soldatenspiel (ludus latrunculorum) gewesen sein — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bei diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, so wesentlich auch ihre Verschiedenheit ist, doch in verschiednen Stücken und hauptsächlich darin übereinkommen, daß beiden der Name von Kriegs- oder Soldatenspielen ganz eigentlich zukommt, so war diese Verwechslung bei Romanschreibern, die wenig oder gar keine Kenntniß des Alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem römischen Spiele sich immer noch einige Erinnerung und Tradition erhalten haben mochte. Aber wie beinahe alle neuere Philologen sich so fest haben in den Kopf setzen können, die dem Palamedes (wiewol ohne Grund) zugeschriebne Petteia der Griechen (das oben beschriebne Kegelspiel der Homerischen Freier) und den ludum latrunculorum der Römer mit dem morgenländischen Schachspiele zu vermengen, würde unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Sau-

maise Ansehen genug hatte, hundert Andre auf sein bloßes Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zusammentragung und Vergleichung aller Stellen, worin die alten römischen Schriftsteller des Latronen- oder Latrunkelnspiels beiläufig Erwähnung thun, herausbringen kann, ist zwar nicht hinreichend, uns einen kunstmäßigen Begriff davon zu geben, aber doch mehr, als vonnöthen ist, um einen Jeden, der blos sehen will, was da ist, zu überzeugen, daß zwischen diesem römischen und dem Schachspiel nicht mehr Aehnlichkeit war als zwischen dem Schach- und dem Damenspiele.

Da ich einmal über diese Materie gerathen bin, so werden Leser, die für alles Menschliche — und also auch für die Spiele der Menschen einige Anmuthung haben, sich vielleicht nicht verdrießen lassen, bei dem Spiele, das einst so viel Reiz für die Herren der Welt hatte, noch ein Wenig zu verweilen.

Und warum sollten denn die Spiele der Menschen unsrer Aufmerksamkeit unwürdig sein? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unsrer Kindheit und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Classe der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseins, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem Uebrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern Herzen, und die Könige — leider! — mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprichwort sagt) aus Spiel Ernst und das, was schuldloser Scherz und Nepenthe der Sorgen des Lebens sein sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freiheit, ihren Ruhm, ihr Glück im

eigentlichsten Verstande verspielt? — Blos in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt; aber eben dies ist's, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts, was den Menschen angeht, nichts, was ihn bezeichnet, nichts, was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut, als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab als in ihren herrschenden Ergetzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen; keine Veränderung in diesen (wie in jener), die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsspiele der Römer!

Zu Plautus' und Ennius' Zeiten — wo die römische Sprache von der Sprache des Augustischen Jahrhunderts ebenso verschieden war, als es die deutsche unter Friedrich II. von der unter Joseph II. ist — hieß latro ein Soldat und fur ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erste Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieses in Spitzbube ausgeartet. Aber als der ludus latronum oder latrunculorum bei den Römern aufkam und das gewöhnlichste Spiel wurde, womit sich Officiere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, stand das Wort latro noch in gutem Ruf, und das Spiel behielt seinen alten Namen, auch nachdem das Wort seine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Damenbrett, welches beim Seneca tabula latruncularia heißt, mit Steinen (calculi) gespielt, welche latrunculi[1])

[1]) Man hatte deren von Glas, Elfenbein, Gold und Silber. Ramler übersetzte dieses Wort [im Martial] sehr treffend durch Buben. — (Gruber.)

oder Soldätchen genannt wurden. Der Name Soldatenspiel, unter welchem ich seiner schon einigemal erwähnt habe, ist also eine wörtliche Uebersetzung seines römischen Namens und bezeichnet zugleich einen wesentlichen Charakter des Spieles selbst. Denn es sollte seiner Natur und Absicht nach ein militärisches Spiel sein; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter Zweien gespielt) nach den Gesetzen desselben ziehen und schlagen mußten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überlisten,*) zu überfallen oder sich selbst aus einer schlimmen Lage herauszuziehen, einen begangnen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners sich zu Nutze zu machen u. s. w. Kurz, es kam dabei wie im Kriege auf Angriff und Vertheidigung an und war also insoferne dem Schachspiel ähnlich, aber sonst sowol in der Beschaffenheit der Steine als in der Art, wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die Steine waren zwar auch von zweierlei Farbe, nämlich weiß und schwarz (und mußten es sein, damit jeder von den Spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte), aber sie waren weder an Figur noch Gang von einander unterschieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwei erfordert, um dem Feind einen nehmen zu können.**) Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurückziehende Stein von einem hinter ihm stehenden bedeckt sein.***) Die angeführten Stellen sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen Umständen ein Stein genommen wurde oder sich noch zurückziehen konnte; aber dies ist gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde so viele Steine zu nehmen als möglich oder seine Steine so einzuschließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (alligare) nannten;†) daß hingegen wieder allerlei Mittel waren, einen angebundnen Stein wieder in Freiheit zu setzen, und daß in der Bemühung, dieses auf der einen Seite zu bewirken und

*) Insidiosorum si ludis bella latronum,
Gemmeus iste tibi miles et hostis erit.
Martial, XIV. 20.

**) Cautaque non stulte latronum praelia ludat,
Unus cum gemino discolor hoste perit!
Ovid. Arte amandi, III. 357. 358.

***) Nec tuto fugiens incomitatus eat.
Id., Trist., II. 480.

†) Ut niveus nigros, nunc ut niger alligat albos.
Ecloga ad Pisonem, in Catalectis Vet. Poëtar.

auf der andern Seite zu verhindern, die hauptsächlichste Feinheit des Spieles lag. Auf dies deutet die Stelle im Seneca (Ep. 117), wo er sagt: „Wem in dem Augenblick, da er einem Latrunkelnspiele zusieht, angesagt wird, sein Haus brenne, der hält sich nicht auf, vorher das Spiel zu übersehen, und bekümmert sich nun wenig mehr darum, wie der angebundne Stein sich wieder herauswickeln werde." Die oben schon aus eben diesem Schriftsteller angezogene Stelle (De Tranquill. an., c. XIV) beweist, daß, wer einen Stein mehr hatte als sein Gegner, sich schon größere Hoffnung machen konnte, die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiscus Nachrichten vom Leben des gallischen Gegenkaisers Proculus zeigt sich, daß der Sieger Imperator hieß, und daß also, wie es im Schachspiele darauf ankommt, wer den Andern matt macht, es in diesem darauf ankam, wer von Beiden Imperator würde (quis Imperator exiret). Proculus, der sich durch einen unternehmenden Geist und eine körperliche Stärke von der seltensten Art von einem gebornen Räuber (denn seine Vorfahren hatten dies Handwerk schon von Langem her getrieben) zum Anführer einiger römischen Legionen in Gallien in den verworrnen Zeiten des Kaisers Aurelianus geschwungen hatte, wurde (wenn Vopiscus und sein Gewährsmann Onesimus Glauben verdienen) von den Lugdunensern bei einer solchen Gelegenheit zum Kaiser ausgerufen. Er spielte nämlich bei einem großen Gastmahle ad latrunculos und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in diesem Spiele geworden, als einer von den Gästen den Einfall hatte, ihn deswegen scherzweise mit einem Ave, Auguste! zu complimentiren. Um den Spaß rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbei, warf es dem Sieger um die Schultern und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damaligen Kaiser Probus nicht viel Gutes zu versehen hatten und vermuthlich mit dem Gedanken, ihm den Proculus entgegenzustellen, schon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spaß wurde Ernst, und Proculus wurde, wiewol nicht auf lange Zeit, zum wirklichen römischen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im Soldatenspiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieses Spieles in den alten römischen Schriftstellern gedacht wird, und wovon wir die meisten

angeführt haben, ist ersichtlich, daß es zu August's Zeiten eines der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele in Rom war. Ovid in seiner leichtfertigen Arte amandi macht es seinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu sein. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Absichten hat, seine Geschicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen und die Dame mit guter Art gewinnen zu lassen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus miles ab hoste tuus.
II. 306. [1])

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweite Buch seiner Tristium ausmacht, erhellt, daß damals auch schon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieses Spiels abhandelte und Vorschriften, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneca sehen wir, daß es zu seiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der tabula latruncularia verspielten.*)

Der gelehrte Hyde schließt aus Allem, was man von der Beschaffenheit dieses alten Spiels herausbringen kann, daß es mit unserm Damenspiel einerlei gewesen sei, oder daß der Unterschied zwischen diesem letztern und dem römischen Soldatenspiele wenigstens nicht größer gewesen sei als der Unterschied zwischen dem morgenländischen und europäischen Schachspiele. Wie es aber gekommen, daß es aus einem Soldatenspiel ein Damenspiel geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche Hyde davon giebt, indem er diese letztere Benennung von dem deutschen Worte Damm oder Dam (wie die Engländer, Schweden und Dänen es schreiben) ableitet, der Aufmerksamkeit eines Etymologen nicht unwerth zu sein. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Damm ver-

*) Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi aut pila aut excoquendi in sole corporis cura consumpsere vitam. Sen. De brev. vitae, c. XIII.

[1]) Die ganze Stelle bei Ovid De arte amandi. II. 203—208 (nicht 306) heißt: „Spielt sie und wirft mit der Hand die elfenbeinernen Zahlen, so wirf Du schlecht und zahle für Deinen schlechten Wurf; beim Knöcheln (Würfelspiele) nimm von der Besiegten nicht die Strafe und mache, daß Du öfters den schädlichen Hund wirfst (der schlechteste Wurf hieß der Hund, und daher die Redensart: auf den Hund kommen); marschiren aber die Steine als Buben auf, so mache, daß Dein Bube vom gläsernen Feinde (der Figur der Gegenspielerin) genommen werde." — (Gruber.)

liert sich zwar in dem frühesten Alter unsrer Sprache, scheint aber doch, so wie das Zeitwort dammen oder dämmen und das davon abstammende dämpfen, sich auf etwas Kriegerisches bezogen zu haben. Denn vermuthlich ist es mit dem griechischen Worte δαμεῖν einerlei Ursprungs. Es ist aber nicht wohl möglich, etwas Bestimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit, wann dieses Spiel unsern alten Vorfahren bekannt geworden, unbekannt ist. Tacitus berichtet uns zwar, daß sie dem Würfelspielen mit einer solchen Leidenschaft ergeben gewesen, daß sie nicht nur oft Hab' und Gut dabei verspielt, sondern, wenn sie Alles verloren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das Leben war, ihre Freiheit, selbst auf den letzten Wurf gesetzt; aber von dem Soldaten- oder Damenspiel erwähnt er nichts; wie er (dem ihre Sitten so bekannt waren) gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bei allen europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bei denen es Atlanbaschi, gewöhnlicher aber Dama oder Dama Ojuni heißt. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war allem Vermuthen nach eine Erfindung der Römer und wenigstens achthundert Jahre älter als das europäische Schachspiel, mit welchem es so ganz ohne Grund von den meisten Gelehrten und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt hatte) von dem französischen Herausgeber der Alexias der Cäsarissa Anna Komnena,[1]) dem Jesuiten Possin, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachspiels von dem römischen Soldatenspiel einige Kenntniß gehabt und solches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu einer größern Vollkommenheit gebracht, theils der morgenländischen Staats- und Kriegsverfassung und seiner besondern Absicht auf seinen König gemäßer eingerichtet habe.

---

[1]) Vgl. oben S. 106. — A. d. H.

Die Aëropetomanie.

Erschien 1783 im Teutschen Merkur (IV. S. 69 – 96) unter der Ueberschrift: „Die Aëropetomanie oder die neuesten Schritte der Franzosen zur Kunst zu fliegen", und ist mit geringen Aenderungen in Wieland's Ausgabe seiner Werke den Vermischten Aufsätzen (in Bd. XXX. 1797) zugetheilt.

Die Wunder unsers Jahrhunderts scheinen sich immer dichter an einander zu drängen, immer größer und schimmernder zu werden, je näher es zu Ende läuft. „Sagt mir nichts von Unmöglichkeit!" ruft vom Anblick der Zeichen, die vor seinen Augen geschehen, begeistert ein poetischer Académicien de Marseille*) aus; „dem hartnäckigen Fleiß ist nichts unmöglich. Cook geht im Grunde des Meers, Montgolfier fliegt gen Himmel: öffnet mir die Hölle, und ich nehm' es auf mich, ihr Feuer auszulöschen!"

Cook marche au fond des mers, Montgolfier vole aux cieux;
Ouvrez moi les enfers, j'en éteindrai les feux.

Es ist glücklich für Monsieur Gudin de la Brenellerie, daß er die Heldenthat, die ihm in seiner ekstatischen Begeisterung nicht schwerer scheint als Yorick's Pariſischem Haarkräusler,[1]) eine Locke in den Ocean zu tauchen, unter eine Bedingung gesetzt hat, die von seiner Behauptung, „daß einem unabschreckbaren Fleiß nichts unmöglich sei", wenn sie auch sonst allgemein wahr wäre, immer die einzige Ausnahme bleiben würde, und daß er also ebenso wenig Gefahr läuft, beim Worte genommen zu werden, als Archimedes, da er sich anheischig machte, die Welt aus ihrer Stelle zu rücken, wenn man ihm einen festen Standort im leeren Raume anweisen wollte.

---

*) Mr. Gudin de la Brenellerie, in einem Gedichte *Sur le globe ascendant.*

[1]) Aber ich fürchte, mein Freund, sagt' ich, diese Locke wird nicht stehn. — „Sie können sie", versetzte er, „in den Ocean tauchen, und sie muß doch stehn." — Wie doch in dieser Stadt Alles in die Höhe geschraubt ist! dacht' ich. Der höchste Schwung der Ideen eines engländischen Perückenmachers hätte nicht weiter reichen können als: „Stecken Sie sie in einen Eimer Wasser!" — Welch ein Unterschied! Er verhält sich wie die Zeit zur Ewigkeit. Yorick's Reisen. — (Gruber)

Ob nun gleich die Einbildungskraft des Akademikers von Marseille, vermuthlich mit einer Menge brennbarer Luft angefüllt, die steigende Kugel der Herren Gebrüder Montgolfier weit überflogen zu haben scheint, so kann man doch nicht in Abrede sein, daß die ersten Versuche, wodurch dieser neumodische Cerf-volant die Köpfe zu Paris und Versailles seit Kurzem aus dem Gleichgewichte gebracht hat, außerordentlich genug sind, um sich der ganzen Aufmerksamkeit eines nach neuen Gegenständen so begierigen Volkes zu bemeistern. Herr Montgolfier ist zwar selbst noch so wenig gen Himmel geflogen, als der weltumsegelnde Cook jemals (unsers Wissens) auf dem Meeresgrunde lustwandeln gegangen ist; aber wenigstens hat er doch schon einen Hammel, einen Hahn (das alte Sinnbild seiner Nation) und eine Ente mit Hilfe eines frischen Westwindes eine Luftreise von einer französischen Viertelmeile machen lassen. Und wenn dies auch einem kaltblütigen Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu London nicht hinlänglich scheinen möchte, die luftigen Hoffnungen zu rechtfertigen, die seit einigen Wochen gleich ebenso vielen äërostatischen Kügelchen mit der Phantasie der Pariser emporflattern, so muß man doch gestehen, daß es ein gutes Theil mehr ist, als der berühmte König Strauß, der erhabene Erfinder des papiernen Drachen (von den Franzosen der fliegende Hirsch genannt), jemals geleistet hat, so viel er sich auch auf diese Erfindung und auf den Einfall zu Gute that, seinem fliegenden Hirsch auf seiner Luftreise ein paar Katzen zur Gesellschaft mitgegeben zu haben.

Die Herren Montgolfier Gebrüder, deren Name durch diese Erfindung so berühmt geworden ist, waren vorher schon in ihrem Vaterlande, der eine als ein Mathematiker, der andere als ein geschickter Naturforscher und Chymiker, vornehmlich durch den hohen Grad von Vollkommenheit, wozu sie vermittelst dieser Wissenschaften die ihnen gemeinschaftlich zugehörige Papierfabrik zu Annonay erhoben hatten, rühmlich bekannt.

Ein Versuch des berühmten Sir Robert Boyle über die Schwere der Luft, den sie mit einander anstellen wollten, brachte sie auf den Einfall, ein eben von Lyon ankommendes Stück Tafft, wiewol es zum Unterfutter für ein paar neue Kleider bestimmt gewesen war, zu diesem Experiment anzuwenden. Sie nähten den Tafft zusammen und füllten ihn mit vierzig Kubikfuß brennbarer Luft; und siehe da, das Ding entwischte

unsern Naturforschern aus den Händen und stieg bis an die Decke des Zimmers.

Die Freude der Gebrüder Montgolfier über ein so unerwartetes Resultat war unbeschreiblich. Sie eilten, sich ihres Luftsacks wieder zu bemächtigen, und brachten ihn, um ihm freiern Spielraum zu geben, in den Garten, wo er sich sechsunddreißig Fuß hoch erhob, aber, weil die brennbare Luft durch den porosen Tafft zu bald Ausgang fand, in zwei Minuten wieder zu Boden fiel. Dieser unverhoffte Erfolg munterte die Herren Montgolfier auf, noch mehrere Versuche zu Annonay anzustellen und die Maschine, deren sie sich dazu bedienten, der zweckmäßigen Vollkommenheit näher zu bringen.

Die Sache wurde ruchtbar und kam dem bekannten Physiker Faujas de St. Fond zu Ohren, den sie plötzlich in eine so große Begeisterung setzte, daß er keine Ruhe hatte, bis er die Ehre dieser Erfindung mit den Gebrüdern Montgolfier theilen könnte. Weder die Luftart noch das Werkzeug, dessen sich diese Herren zu ihrem Experimente bedient hatten, war ihm bekannt, aber den Mangel der erstern ersetzte er durch die Vermuthung, daß es wol keine andre als die brennbare Luft sein werde, die aus Eisenfeile und Vitriolsäure mit gemeinem Wasser gezogen wird; zu dem andern aber verhalfen ihm die Herren Gebrüder Robert, ein paar junge Mechaniker von seltner Geschicklichkeit, von welchen er hörte, daß sie das Geheimniß besäßen, das sogenannte elastische Harz*) aufzulösen, welches, gegen die Natur aller andern Harze, die sonderbare Eigenschaft hat, daß es eine Art von Elasticität besitzt und sich im Weingeist nicht auflösen läßt. Außer den Herren Robert gesellte sich Herr Faujas auch noch den Herrn Charles, Professor der Naturlehre, und Herrn Argand, einen Naturforscher aus Genf, bei seiner Unternehmung zu; und da sich bald eine Anzahl von Liebhabern fand, welche sich zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten unterzeichneten, so glaubten diese Herren (nachdem sie sich des Erfolgs durch allerlei Arten von Versuchen vorher versichert hatten) im Stande zu sein, das Publicum zum Experiment der

*) Es wird aus einem Baume gezogen, der in verschiedenen Gegenden von Südamerika um den Amazonenfluß und in Cayenne häufig anzutreffen ist. Die Indier nennen dieses Harz Kautschuk und bereiten daraus eine Art von Wasserstiefeln, weil es so zäh und dehnbar als Leder ist und kein Wasser eindringen läßt. Die Indierinnen machen einen andern Gebrauch davon, dessen, wer Lust hat, sich aus den Recherches Philosophiques sur les Américains, Tom. I. p. 66 belehren kann.

Herren Montgolfier ohne Zuziehung der ersten Erfinder einzuladen. Die Neugierde der Pariser war auf einen so hohen Grad gespannt, daß man sich genöthigt sah, das sogenannte Marsfeld zum Theater eines Schauspiels zu erwählen, welches seit einiger Zeit der Inhalt aller Gespräche gewesen war.

Der 27. August dieses Jahres war der große Tag, der die Herren Faujas de Saint Fond und Consorten vor den Augen alles Volkes entweder mit unsterblichem Ruhme krönen oder in unauslöschlichem Spotte ersäufen sollte. Unter den Zuschauern befanden sich nicht wenige Ungläubige und unter diesen auch einige Herren von der physicalischen Gilde, die mit Schmerzen auf die Verunglückung des Versuchs zu harren schienen und der Maschine von der Reaction der brennbaren Luft auf die atmosphärische wenig Gutes weissagten.

Unglücklicherweise kann (wie es scheint) zu Paris keine Unternehmung, von welcher einiger Ruhm oder Vortheil zu ernten ist, ohne Einmischung von Eifersucht, Parteigeist und Cabalen zu Stande kommen. Dies war auch hier der Fall. Aber außer diesem widrigen Umstande kamen noch verschiedene andre zusammen, wovon allem Ansehen nach die hauptsächliche Schuld an der Menge der Personen lag, die auch mit zur Sache sprechen und an der Ehre des Erfolgs Theil haben wollten. Die Herren erschwerten sich den Proceß ohne alle Noth, und nachdem sie sich endlich mit unendlicher Mühe und Arbeit siebzehn Kubikfuß brennbarer Luft oder sogenannten Gas verschafft hatten, so wollte ihr böser Genius, daß sie zwei Tage vor dem Experiment allen ihren Gas unbemerkt wieder entwischen ließen, indem Einer von ihnen den Hahn der Maschine umdrehte, in der Meinung, daß er offen sei, da er doch verschlossen war.

Die Bestürzung der Unternehmer konnte nur durch die Schadenfreude ihrer Mißgünstigen übertroffen werden. Indessen belebte dieses Unglück den Eifer der Subscribenten nur desto mehr, und verschiedene der letztern halfen den Unternehmern Tag und Nacht so fleißig arbeiten, daß der Verlust wenigstens nothdürftig ersetzt wurde und das Experiment im Marsfelde den 27. August angekündigtermaßen vor sich gehen konnte. Zwei Kanonenschüsse verkündigten den großen Augenblick, dem so viele tausend Augen weit offen entgegensahen. Die Kugel erhob sich, zu gerechter Beschämung der

Unglaubigen und der Unglückspropheten, in die Luft und verschwand nach zwei Minuten in einer Wolke. Zwei andere Kanonenschüsse feierten den Augenblick der Verschwindung. Bald darauf zerfloß die Wolke, und die Kugel wurde wieder sichtbar, erschien aber, wiewol sie zwölf Fuß im Durchmesser hatte, so klein, daß man dem bloßen Augenmaß nach urtheilen konnte, sie müßte zu einer beträchtlichen Höhe*) gestiegen sein. Hierauf verlor sie sich unter dem Händeklatschen der entzückten Zuschauer zum zweiten Mal und fiel endlich nach einer Luftreise von drei Viertelstunden bei Gonesse, einem vier Stunden von Paris entlegenen Flecken, nieder. Man bemerkte eine Oeffnung an ihr, wodurch die brennbare Luft, nachdem die Kugel eine Höhe erreicht, wo die atmosphärische weniger Widerstand that, sich mit Gewalt in Freiheit gesetzt hatte.

Was die Zuschauer dieser aërostatischen Lustbarkeit nicht wenig befremdete, war, daß weder Herr Faujas, wiewol der erste Beweger der ganzen Unternehmung, noch der eine von den Gebrüdern Montgolfier, der bei dem Versuch im Marsfelde gegenwärtig war, in den innern Kreis, wo der Professor Charles mit Zuziehung der Gebrüder Robert sich der alleinigen Direction anmaßte, eingelassen wurden. Dieser Umstand erregte das Mißvergnügen der Ausgeschlossenen, deren Meinung von der Mehrheit der Uebrigen überstimmt worden war, und mancherlei widrige Urtheile und Gerüchte im Publicum waren die natürlichen Folgen davon. Man sprach von der Sache, als ob der Erfolg der Erwartung nicht zugesagt hätte. Die Explosion der brennbaren Luft wurde als etwas, das gar nicht hätte geschehen sollen, und wodurch die Glorie der ganzen Unternehmung ausgelöscht würde, dem Herrn Charles zur Last gelegt, der bei Ladung des Ballons nicht gehörig zu Werke gegangen sein sollte. In wenig Tagen brach die Mißhelligkeit zwischen ihm und seinen Assistenten, den Gebrüdern Robert, an einem, und Herrn Faujas de St. Fond am andern Theil, öffentlich aus, und die Herren Robert manifestirten sich den 14. September in Nr. 257 des Journal de Paris: „daß Herr Charles der Einzige sei, der alle ihre Operationen dirigirt habe; daß dem Herrn Faujas kein anderer Antheil an den im Marsfelde erfochtnen Lorbeern gebühre, als daß er sich viele

*) Diese Höhe wurde in der Folge durch die Berechnungen eines Mathematikers auf 2710 Fuß angegeben.

Mühe gegeben, Subscribenten zusammenzubringen, die Liste darüber zu führen und die Einlaßbillets im Marsfelde auszutheilen; daß er hingegen an dem Bau der Kugel, an den Berechnungen, welche demselben vorgehen müssen, und besonders an dem ersten Gedanken, von dem mit elastischem Harz überzognen Tafft Gebrauch zu machen, nicht den geringsten Antheil gehabt, sondern Alles das von Herrn Charles und ihnen, Gebrüdern Robert, vorgesehen, combinirt und ausgerechnet worden sei, und daß endlich die Explosion des Ballons eigentlich blos dem größern und unaufgeklärtesten Theile der Herren Subscribenten zur Last falle, als welche alles Einwendens von Seiten der Herren Charles und Robert ungeachtet darauf bestanden hätten, daß man den Ballon (welchen Herr Charles blos zu interessanten Beobachtungen bestimmt und zu diesem Ende hätte befestigen wollen) sich selbst und den Winden überlassen sollte. Da sie nun gezwungen gewesen, hierin wider Willen nachzugeben, so hätten sie auch den Ballon nothwendig stärker laden müssen, aus gerechter Besorgniß, der damals sehr heftige Wind möchte sich, wenn er weniger geladen wäre, in den Höhlen desselben fangen und ihn gegen die Bäume und Häuser werfen. Ueberdies hätten sie noch die Nebenabsicht dabei gehabt, besagten Ball dem Publicum unter einer angenehmern Form darzustellen" u. s. w. — ein Gedanke, der dem Nationalcharakter allzu gemäß ist, als daß er nicht allein schon hinlänglich sein sollte, die volle Ladung des Ballons vollkommen zu rechtfertigen.

Herr Faujas de St. Fond konnte dieses Manifest nicht unbeantwortet lassen. Er erklärte sich also den 18. September in Nr. 261 des Journal de Paris: „seine und seiner sämmtlichen Subscribenten Absicht bei der ganzen Unternehmung sei nicht auf eigne Ehre, sondern blos darauf gegangen, durch Wiederholung des glänzenden Experiments der Herren Montgolfier die „Gloire" dieser Herren, als der einzigen wahren Urheber desselben, auf eine authentische Art vor den Augen der ganzen Hauptstadt zu befestigen. Nun komme Alles lediglich auf die Frage an: wie die „Physiciens exécutans" (d. i. Herr Charles und Consorten), welchen die Ausführung der Sache anvertrauet worden, diese Absicht erfüllt hätten. Diese Frage beantworte sich von selbst, wenn man erwäge, daß Herr Charles geradezu gegen die Absicht seiner Obern und Committenten gehandelt, indem er sich alles Ver-

dienst dieses Experiments allein zugeeignet und sogar kein Bedenken getragen habe, dem anwesenden Herrn Montgolfier den Eintritt in den innern Kreis zu versagen. Was ihn, Herrn Faujas, persönlich betreffe, so sei seine Meinung nie gewesen, sich das Mindeste von der Ehre, die den ersten Entdeckern ganz allein gebühre, zuzueignen. Indessen könne er mit genugsamen Zeugen beweisen, daß er es sei, der die Subscription in Gang gebracht; daß er selbst mit einem von den Subscribenten in Person den Tafft zum Ueberzug des Ballons eingekauft; daß er gleich in den ersten Versammlungen der Unterzeichner die brennbare Luft in Vorschlag gebracht und dieses Mittel dem Herrn Charles vorgeschlagen; daß er bei eigenhändiger Ladung des Globus mehrmalen seine Person gewagt, tagtäglich über alle Operationen gewacht habe u. s. w. An dem Unglück, daß der Ball ein Loch bekommen, hätten die Herren Robert ganz allein Schuld, weil sie solchen mit atmosphärischer Luft vollends angefüllt hätten. Dies hätten sie ihm den folgenden Tag, da sie ihre Bezahlung bei ihm abgeholt, in Gegenwart vieler Zeugen selbst gestanden, nicht ohne Unruhe, daß ihnen wegen des darüber verspürten Mißvergnügens an ihrem Honorar etwas möchte abgezogen werden; nun aber, da sie ihr Geld in der Tasche hätten, stimmten sie einen ganz andern Ton an und machten den Unterzeichnern einen Vorwurf daraus, daß sie die Kugel dem Wind und nicht vielmehr der Discretion der Herren Physiciens assistans überlassen; gleich als ob man, um aufgeklärt zu sein, ihnen mit der Kugel ein Geschenk hätte machen sollen", und was dergleichen mehr war.

Während die Eitelkeit dieser Herren — welche von der Entdeckung der Gebrüder Montgolfier den Vortheil ziehen wollten, der Welt auch ihr eignes Dasein mit Geräusch und Lösung der Kanonen zu manifestiren — dem Publicum zu Paris einige Tage lang auf ihre Kosten zu schwatzen und zu lachen gab, ließ sich die französische Industrie, die (zu ihrem Ruhm sei es gesagt) immer den Augenblick zu benutzen weiß, nicht langsam finden. Schon den 30. August verkaufte Herr Le Noir, königlicher Kupferstichlieferant, um zwölf Sols einen Kupferstich, der das im Marsfelde angestellte Experiment, und bald darauf einen andern, der den Fall der Kugel zu Gonesse vorstellte. Den 3. September eröffnete Herr Rouland, Demonstrator der Experimentalphysik auf der Universität zu Paris, eine Unter-

zeichnung auf eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen über die Eigenschaften der brennbaren Luft und den verschiedenen Gebrauch, der davon zu machen sei. Den 7. September kündigte Herr Pilatre de Rozier in dem feierlichen Tone, den die Größe des Gegenstandes zu erfordern schien, einen neuen Kupferstich an, unter dem Titel: Allégorie destinée à fixer l'époque de la découverte de la Machine Aërostatique, dédiées à Mssrs. de Montgolfier, der von den größten Künstlern gezeichnet und gestochen werden sollte, und dessen Poesie zu außerordentlich und zu charakteristisch ist, als daß wir sie den Lesern vorenthalten können.

Dieses Kupfer sollte also vorstellen:

1) „Zur Linken den Aeolus, der dieses „süperbe" Experiment begünstiget, indem er die Winde in seiner Höhle fesselt, die durch kleine Genien, welche mit Gewalt zu entwischen suchen, vorgestellt werden.

2) „Zu den Füßen dieses Gottes werden auf einer Rolle Papier die Virgilianischen Verse: Celsa sedet Aeolus arce, sceptra tenens etc. zu lesen sein.

3) „Zur Rechten wird sich auf einem von Pfauen gezogenen Wagen Juno, die Göttin des Luftkreises, präsentiren, wie sie aus Unwillen, ihre Geheimnisse von einem Sterblichen errathen zu sehen, den Ersten, der sich erkühnen würde, ihr zu nahen,*) bedroht.

4) „Ein Wenig weiter unten wird man unter der Figur der Göttin des Ruhms Deiopeen, die schönste der Nymphen, erkennen, wie sie Junons Hof verläßt, um die Herren Montgolfier zu begleiten, welche in Gestalt Mercur's majestätisch auf einem Ballon sich erheben, der sie in die himmlischen Gegenden trägt.

5) „Daselbst entdeckt man auf einem Adler sitzend Jupitern, der den neuen Himmelsgästen eine schützende Hand reicht. Fama wird in der einen Hand ihre Trompete halten und ein Papier mit der Aufschrift: Il a de la pesanteur enfin rompu la chaine,**) und in der andern eine Lorbeerkrone, welche sie den Herren Montgolfier aufsetzen wird.

6) „In der Ferne wird Neptun zu sehen sein, wie er voller Verwunderung den Wassern befiehlt, sich in die

*) Dies war vermuthlich auf Herrn Charles gemünzt.

**) [„Er brach endlich die Kette der Schwere."] — Aus dem oben angezogenen Gedichte des Herrn Gudin de la Brenellerie.

Atmosphäre zu ergießen, um den Erfolg dieser Entdeckung zu begünstigen.

7) „Zwischen den Wolken wird man einige Genien von Jupiter's Hofe anbringen, welche Lorbeerzweige und Eichenlaub auf die für die Götter bezeichnete Bahn herabstreuen."

Man muß gestehen, der Künstler, der Alles dies zeichnen und zusammensetzen soll, muß ein zweiter Rubens oder noch ein Wenig mehr sein, wenn das Blatt die Anschauer nicht zweifelhaft lassen soll, ob es mit diesem Hommage auf Spaß oder Ernst abgesehen sei. Indessen hofft Herr Pilatre de Rozier: „Qu'on voudra bien partager la gloire de cet hommage. qu'on s'efforcera de rendre digne du noble désintéressement de Messieurs de Montgolfier"; und das Publicum wird sich ohne Zweifel dazu desto williger finden lassen, da das Kupfer den Subscribenten nur einen großen Thaler kosten und der Profit blos auf eine Maschine von einer neuen Form verwendet werden soll, auf welcher sich Herr Pilatre selbst zu erheben hofft, die aber, „weil das Mittel, in der Atmosphäre zu steuern, noch unbekannt ist", zu mehrerer Sicherheit des neuen Ikarus nicht anders als an einem tüchtigen Seile losgelassen werden soll.

Den 11. September machte der berühmte Baron von Beaumanoir bekannt, daß er (nach seinem eignen Ausdruck) ein Minimum der aërostatischen Maschine der Herren Montgolfier zu Stande gebracht habe, nämlich einen Ball von anderthalb Fuß im Durchmesser, der nicht mehr als $5^3/_4$ Drachmen gewogen und ein Luftvolumen von 21 Drachmen verdrängt, folglich (die brennbare Luft, womit er geladen worden, zu $3^1/_4$ Drachmen gerechnet) sich mit einer Kraft von 12 Drachmen erhoben habe. Der Herr Baron lud zugleich die Liebhaber ein, an besagtem Tage auf den Schlag 11 Uhr Vormittags ein neues Experiment dieser Art in seiner Wohnung zu sehen. Der Versuch ging in Gegenwart vieler Naturforscher und Liebhaber glücklich von Statten. Der Ball, der aus einem dazu präparirten Ochsendarm verfertigt war, erhob sich, nachdem er mit brennbarer Luft aus der Solution von Eisen und Vitriolsäure gefüllt worden, gegen funfzig Fuß hoch, setzte sich aber, weil der Ueberzug nicht fest genug verschloß und der Gas sich also nach und nach verlor, gar bald mit der äußern Luft ins Gleichgewicht. Nachdem die Maschine ausgebessert worden, wurde das Experiment noch an

selbigem Abend wiederholt; aber kaum war der Bindfaden, der sie festhielt, abgeschnitten, so erhob sie sich bis zu einer sehr großen Höhe, nahm den Weg nach Neuilly und wurde nicht mehr gesehen.

Alle diese Versuche setzten das Publicum so sehr in den Geschmack der neumodischen Luftkugeln, daß jeder Liebhaber, wie billig, seine eigne zu haben wünschte. Dieses neue Bedürfniß zu befriedigen, machte Blondy, Portier de la Cour au Cul-de-sac de Rouen, den 14. September bekannt, daß kleine aërostatische Kugeln von acht Zoll im Durchmesser, das Stück zu einem großen Thaler, bei ihm vorräthig seien, und da die Liebhaber sehr bedauerten, daß sie sich nicht auch gleich mit brennbarer Luft bei ihm versehen könnten, so avisirte er den 17., daß er von nun an auch mit diesem Bedürfniß von extrafeiner Qualität, und zwar in Blasen, welche man, um die Ballons zu laden, nur zu drücken brauche, aufwarten könne, und daß eine gefüllte Blase nur zwei Livres kosten würde.

Während der müssige Theil von Paris sich solchergestalt mit achtzolligen Luftkügelchen amüsirte, machte die Gegenpartei des Herrn Charles mit immer zunehmendem Geräusche Anstalt, die Ehre, die er sich am 27. August im Marsfeld erworben hatte, durch ein neues Experiment auszulöschen, welches Herr Montgolfier in eigner Person zu geben versprach. Alles vereinigte sich, diesem Letztern einen glänzenden Sieg über seinen Nebenbuhler zu versprechen. Er war der erste Urheber der wundervollen Entdeckung, die dem dringendsten Bedürfniß der Pariser Welt, dem Durst nach neuem Zeitvertreib, so glücklich zu Statten kam. Ein Fremder hatte sich eingeschlichen und ihm den Ruhm eines so wichtigen Verdienstes in seiner eignen Gegenwart gleichsam vor dem Munde wegfischen wollen. Unglücklicherweise für Herrn Charles war seine Maschine zu Gonesse gefallen; und dieser Umstand, wiewol man alle Ursache hatte, darauf gefaßt zu sein, war von den Mißvergnügten sogleich benutzt worden, die Meinung im Publicum zu erregen, als ob das Experiment der Herren Montgolfier unter seinen Händen verunglückt sei. Charles wurde nun für einen Pfuscher ausgegeben, und man erwartete einen ganz andern Erfolg, wenn der Meister selbst auftreten und seine Kunststücke machen würde.

Um das neue Experiment, welches die Herren Mont-

golfier ankündigten, noch mehr zu verherrlichen, wurde Versailles zum Schauplatz desselben auserkoren. Ihre Maschine war aus drei Stücken zusammengesetzt: aus einer Pyramide von vierundzwanzig Seiten, einem ebenso vielseitigen Prisma und einer abgekürzten Pyramide. Die ganze Maschine sollte einer von Herrn Faujas Tages zuvor gemachten Ankündigung zufolge die Form eines Zeltes bekommen, 60 Fuß hoch und 40 breit, der Grund Azur, der Pavillon und die Auszierungen Goldfarbe. Sie sollte mit 40,000 Kubikfuß Gas (welchen Herr Montgolfier, anstatt aus Eisen und Vitriolsäure, mit weit geringern Kosten aus verbranntem nassem Stroh gezogen hatte) geladen werden und im Stande sein, 1200 Pfund zu heben; jedoch wollte man, zumal da sie selbst wenigstens 7 bis 800 Pfund schwer sei, sie diesmal nur mit 600 Pfund belasten.

Das war nun freilich ein anderes Werk als der Globulus von 12 Fuß im Durchmesser, womit Herr Charles vor drei Wochen im Marsfelde so vielen Spuk gemacht hatte! Die Sache ward ernsthaft; und man muß gestehen, eine Maschine von mehr als 1200 Pfund, die ohne Anwendung irgend einer sichtbaren Kraft über 200 Klafter hoch steigt, kann allerdings für eine Erfindung gelten, womit eine Nation sich etwas zu Gute thun kann. Die französische läßt es bei solchen Gelegenheiten nicht an der lebhaftesten Theilnehmung fehlen. Das Experiment ging den 19. September im ersten Hofe des Schlosses zu Versailles unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern von Statten. Ein Stückschuß kündigte den Augenblick an, wo der Anfang mit Ladung der Maschine „unter den Befehlen des Herrn Montgolfier" gemacht wurde, ein anderer, ungefähr 10 Minuten darauf, den Moment, wo man damit fertig war, und ein dritter denjenigen, wo die Stricke, womit sie befestigt war, abgehauen wurden. Sie erhob sich sogleich zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer und stieg dem Ansehen nach ungefähr 200 Klafter. Man hatte (vermuthlich um zu versuchen, wie eine solche Luftreise lebendigen Wesen bekommen würde) unten an die Maschine einen großen Korb gehängt, worin ein Hammel, eine Ente und ein Hahn eingesperrt waren. An dem Korbe hing, den Physikern zu Ehren, ein Barometer. Der Westwind nöthigte diese ungeheure Maschine, einen horizontalen Lauf zu nehmen, der nicht länger als 27 Secunden

dauerte; nach diesem fing sie an, merklicher zu sinken, und fiel im Gehölze von Vaucresson, eine halbe Stunde weit von dem Orte ihres Aufsteigens, zu Boden. Herr Pilatre de Rozier, der die Ehre hatte, unter den Naturae curiosis, welche ihrem Laufe folgten, der Erste zu sein, der an Ort und Stelle kam, fand den Ballon oder das Zelt durch einen Stoß Holz, worauf es gestürzt war, von dem Korbe abgetrennt. Der Hahn und die Ente schienen sich nicht übel zu befinden; der Hammel fraß in seinem Käfig; der Barometer war zwar umgeworfen, jedoch ohne Bruch, aber der Ballon hatte in seinem obern und untern Theile ziemlich große Risse bekommen.

Zwei Herren von der Akademie der Wissenschaften, Herr Jeaurat und Herr Le Gentil, hatten den Lauf dieses seltsamen Fremdlings in den ätherischen Höhen beobachtet. Der Erste auf der Plateforme des königlichen Observatoriums, wo er fand, daß die Maschine 293 Klafter über das Rez-de-Chaussée der Sternwarte gegangen sei; der Andre, der sie mit einem Quadranten von drei Schuh beobachtete, brachte heraus, daß sie sich zu einer Höhe von 280 Klaftern über dem zweiten Stock der Sternwarte erhoben hatte.

Wie sehr auch dieses Experiment des Herrn Montgolfier jenes im Marsfeld angestellte durch die Größe der Maschine und andre die Augen der Zuschauer bestechende Umstände verdunkelt hatte, so konnte man doch nicht umhin, zu bemerken, daß der Ballon des Herrn Charles sich zu einer weit beträchtlichern Höhe erhoben und einen Raum von 8 bis 9 französischen Meilen durchlaufen hatte. Dieses waren wesentliche Vorzüge, welche dem Letztern den Triumph zu versichern schienen. Allein die Partei des Herrn Montgolfier wandte dagegen ganz bescheiden ein: „seine Absicht sei blos gewesen, das Experiment von Annonay in der Hauptstadt zu wiederholen, und die Akademie der Wissenschaften habe auch nichts Andres verlangt, da der Gas, dessen sich Herr Montgolfier zu Ladung seiner Maschine bediene, ein ganz und gar neues Phänomen darstelle. Auch lasse sich von dieser erhabenen Entdeckung keine nützliche Anwendung erwarten als mit Hilfe des Gas des Herrn Montgolfier, den er blos durch Verbrennung nassen Strohs mit einer gewissen Quantität Wolle oder einer andern animalischen Substanz erhalte. Aus diesen Materien lasse sich für 40 Sous binnen 10 Minuten 42,000 Kubikfuß Gas ziehen, da hingegen eine gleich

große Quantität von der phlogistischen Luft des Herrn Charles 8 bis 10 Tage Arbeit und 8 bis 10,000 Livres Unkosten erfordern würde. Wenn die aërostatische Maschine z. B. angewandt würde, die Schwere großer Massen zu vermindern, so sei es unnöthig, daß sie sich ganze Stunden in der Luft erhalte; wolle man sie aber zu Erfahrungen von längerer Dauer gebrauchen, so sei nichts leichter, als aus verbranntem Stroh wieder neuen Gas zur Ladung zu schaffen; da hingegen nichts schwerer sein würde, als sie mit Luft aus der Eisensolution zu unterhalten" u. s. w. Endlich wurde auch Hoffnung gemacht, daß Herr Montgolfier noch neue Versuche anstellen und den verschiedenen Gebrechen, die dem Interesse des Experiments vom 19. September nachtheilig gewesen, abzuhelfen wissen würde.

Die Herren Charles und Gebrüder Robert hatten, wie es scheint, erst den Erfolg des Montgolfierischen Schauspiels abwarten wollen, ehe sie sich auf das oben extrahirte zweite Manifest des Herrn Faujas de St. Fond öffentlich vernehmen lassen wollten. Da nun dieser Erfolg eben nicht so ausgefallen war, daß sie Ursache gehabt hätten, den Muth gänzlich zu verlieren, so traten die Gebrüder Robert den 28. September wieder auf und bewiesen nicht nur durch eine Quittung des Kaufmanns Perrault, welcher den Tafft zu ihrem Ball geliefert hatte, daß er besagten Tafft dem ältern Herrn Robert ganz allein verkauft und die Ehre gar nicht habe, den Herrn Faujas de St. Fond zu kennen, sondern rechtfertigten sich auch gegen die verschiedenen Vorwürfe desselben mit einem anscheinenden Bewußtsein ihrer gerechten Sache. Sie versicherten: „es sei ihnen nie eingefallen, das Experiment von Annonay zu wiederholen; und es habe also nie ihre Absicht sein können, den Herren Montgolfier etwas von ihrem Ruhme zu entwenden. Ihre aërostatische Maschine habe mit der Montgolfierischen weder in der Theorie noch in der Ausführung das Mindeste gemein. Man habe zwar bisher affectirt, mit einer für die Künste sehr abschreckenden Parteilichkeit beide mit einander zu vermengen, allein sie würden sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern gedächten mit Thaten zu streiten, um das Publicum auf eine bessere Meinung zurückzubringen. Eine neue und viel beträchtlichere Unterzeichnung ihrer Bekannten und Freunde werde sie in den Stand setzen, mit mehr Ruhe neue Versuche zu machen, und sie hofften, in Kurzem

der Nation weit kostbarere und interessantere Erfahrungen vorweisen zu können."

Ueberhaupt ergiebt sich aus dieser Erklärung der Herren Robert, daß Herr Charles und Consorten am einen und Herr Faujas mit seinen Freunden am andern Theile vom Anfang an einander nicht recht verstanden, und daß weder Charles ein bloßer Physicien assistant, noch die Gebrüder Robert bloße Handlanger und Tagelöhner von einem Manne zu sein gemeint waren, der ein so großes Verdienst darein setzte, den Tafft zum Ueberzug der aërostatischen Maschine eingekauft zu haben. So viel ist übrigens gewiß, daß der „Globe ascendant" zwei Parteien zu Paris hervorgebracht hat; und vermuthlich wird sich nun, nachdem von Molinisten und Jansenisten[1]) nicht mehr die Rede ist und auch der Eifer der Gluckisten und Piccinisten[2]) ziemlich nachgelassen hat, das zahlreiche Heer der Liebhaber des experimentalischen Zeitvertreibs in Montgolfianer und Robertaner spalten, deren aërostatischer Bürgerkrieg den gleichgiltig zuschauenden Bewohnern von Europa (wenigstens bis zum Ausbruch des bevorstehenden Türkenkrieges) eine sehr angenehme Unterhaltung verspricht. In der That hätte die seltsamste Dichtungskraft kein so wunderbares Schauspiel ersinnen können als zwei Armeen von Naturforschern, die in freier Luft und auf den Wolken des Himmels Zelte gegen einander aufschlagen, sich mit zwölfhundertpfündigen Luftkugeln herumschießen und einander mit immer größern und unerhörtern Experimenten entweder aus dem Felde zu schlagen oder (wie man jetzt in England spricht) zu bourgoynisiren suchen.

Inzwischen, und während sich beide Parteien mit der größten Hitze zu diesem wunderbaren Kriege rüsten, scheint die Partei der Herren Montgolfier auch die minder edeln, aber desto schärfer verwundenden Waffen des Lächerlichen nicht zu verschmähen und unter der Hand aus den Theatern auf den Boulevards als aus einem sichern Hinterhalt Ausfälle auf die Robertische Partei zu thun, welche der letztern ohne einen baldigen entscheidenden Sieg in den Lüften tödtlich werden

[1]) Zwei theologische Parteien, deren erste jesuitische den Namen von dem Spanier Molina, die zweite, jener entgegenwirkende, von dem Bischof Jansenius hatte. Sie begannen im sechzehnten Jahrhundert. — (Gruber.)

[2]) Zwei musicalische Parteien, Anhänger von Gluck und Piccini. — (Gruber.)

könnten. Schon am 1. September gaben die grands Danseurs du Roi eine Pantomime mit Maschinen, genannt Le Naufrage d'Arlequin Pilote du Vaisseau volant, und seit dem 24. September ist auf eben diesem Theater Guillot Physicien, „ou la chute du globe volant", schon über vierzehnmal und seit dem 30. im Ambigu Comique die Comédie-Parade, Gilles et Crispin Mécaniciens, ou l'Aërostatimanie, ebenfalls mehrmals aufgeführt worden; und wiewol das Lächerliche gewissermaßen beide Parteien trifft, so scheint doch offenbar genug, daß es hauptsächlich auf die Nachahmer und Nebenbuhler der Herren Montgolfier abgesehen ist.

Nichts war natürlicher, als daß gleich beim ersten Lärm, den der steigende Globus machte, die Hoffnung, das schon so lange mit so vielem Geräusch angekündigte Luftschiff des Herrn Blanchard auf eine andere Manier endlich realisirt zu sehen, bei Vielen wieder neu belebt wurde. Von Dichtern versteht sich das von selbst. Der vorbelobte Herr Gudin de la Brenellerie sah in der ersten Entzückung, worein ihn der Versuch des Herrn Charles setzte, schon das ganze Element der Luft seiner Nation unterthan. Außer sich von diesem stolzen Gedanken, ruft er aus:

D'un nouvel Océan Argonautes nouveaux,
De Colomb et de Cook surpassez les travaux!
Suivez ce Montgolfier, qui d'une main certaine
A de la pesanteur enfin brisé la chaine.
Partez, volez, cherchez dans les plaines d'Azur
Un air moins variable, un horizon plus pur.
Glissez d'un vol léger sur les glaces Australes,
Jouez-vous au milieu des flammes Boréales etc.[1])

Am Schlusse seines Gedichtes ruft er die Herren Charles und Robert auf, zu eilen, um das große Werk zu vollenden und ihr Luftschiff mit Rudern oder Segeln auszurüsten.

---

[1]) „Ihr neuen Argonauten eines neuen Oceans übertrefft die Thaten eines Columbus und Cook! Folgt diesem Montgolfier, der mit sicherer Hand die Kette der Schwere endlich gebrochen. Geht, fliegt und sucht in den azurnen Gefilden eine minder wechselreiche Luft, einen reineren Horizont! Mit leichtem Fluge eilt zu jenem südlichen Eise und erfreut Euch in den nördlichen Gluthen!" — (Gruber.)

„Fürchtet," sagt er, „daß irgend ein verwegener Engländer Euch die Erfindung stehle!" — und er meint: „dieses Volk, das sich den Vorzug, das Meer zu beherrschen, entrissen sehe, werde nun bald Alles versuchen, um Herr von der Luft zu werden." Wie gesagt, von der raschen Einbildungskraft eines französischen Dichters war nicht weniger zu erwarten. Aber auch die prosaischen Köpfe flogen in Gedanken mit; und schon am 5. September versicherte Einer von ihnen im Journal von Paris, er sei so überzeugt, daß es nun zur völligen Erfindung der Luftschifffahrt nur noch einen Schritt brauche, daß er sich hiermit erboten haben wolle, die erste Maschine dieser Art, die der vereinigte Fleiß der Herren Physiker und Mechaniker (jedoch auf ihre eignen Kosten) zu Stande gebracht haben würde, in Person zu besteigen, ohne eine andere Belohnung zu verlangen als die Ehre, der erste Luftschiffer gewesen zu sein. — Eine Ehre, die diesem wackern Manne gleichwol den 19. September von einem bloßen Hammel geraubt wurde; vermuthlich zu seinem desto größern Mißvergnügen, da der glückliche Hammel, wie verlautet, eine Art von Pension von Sr. Majestät erhalten haben soll, die er jedoch mehr durch seine Geduld und Gleichgiltigkeit als durch die Größe seines Muthes verdient zu haben scheint.

Das Publicum konnte das Anerbieten des Ungenannten für Scherz aufnehmen. Aber Herr Blanchard, der im verwichenen Jahre so viel Aufsehens mit seinem verunglückten Luftschiffe gemacht hatte, nahm es für Ernst und bat sich in einer Antwort vom 6. September von dem Ungenannten die Erlaubniß aus, ihm die Ehre, der erste Luftbesegler zu sein, streitig zu machen. „In wenigen Tagen werde ich", sagt Herr Blanchard, „im Stande sein, eine aërostatische Maschine zu zeigen, welche auf- und niedersteigen und jede beliebige Horizontallinie halten wird. Ich selbst werde darin sein, und ich habe Vertrauen genug zu meinem Verfahren, um mir vor dem Loos eines neuen Ikarus nicht bange sein zu lassen."

Das wäre doch etwas — wofern das tiefe Stillschweigen, das Herr Blanchard seit dieser Zeit beobachtet, nicht vermuthen ließe, daß ihm diese neue Gasconnade nur von irgend einem losen Vogel angedichtet worden sei, vielleicht von eben dem, der einige Zeit darauf unter dem Namen Perseus in einem drolligen Briefe an die Herren Luftschiffer den Vorschlag that,

dem neuerfundenen Luftschiffe die Form des Flügelpferds der Dichter zu geben.

Die Herren Montgolfier selbst und ihre Freunde in der königlichen Akademie scheinen zur Zeit noch weit entfernt zu sein, so hochfliegende Hoffnungen erwecken zu wolleu. Man spricht zwar von nützlicher Anwendung ihrer Maschine, aber man schränkt sie noch mit großer Bescheidenheit auf leichtere Erhebung großer Massen und höchstens auf atmosphärische Beobachtungen ein,*) zu deren Behuf Herr von Parcieux bereits den 10. September Berechnungen gemacht hatte, wovon das Resultat war: daß ein Globus von 24 Fuß im Durchmesser, mit 75 Pfund Gas geladen, sich 5000 Klafter hoch erheben müßte — eine Berechnung, die dem Experiment vom 19. September eben nicht sehr günstig zu sein scheint.

Wie dem auch sein mag, wer kann sagen, wie weit Genie, Wissenschaft und Kunst vereinigt irgend eine Erfindung, die sich auf neu entdeckte Naturkräfte gründet, treiben können? „Diese Erfindung ist noch ein neugebornes Kind," sagte der große Franklin; „je nachdem es erzogen wird, kann viel oder wenig daraus werden." — Das Verständigste, was zur Zeit noch geurtheilt werden kann.

Sehen die französischen Physiker und Mechaniker sich im Stande, wichtigere Dinge damit auszurichten, als die Müssig-

---

*) Der Duc de Crillon-Mahon, in dessen Imagination die glühenden Kugeln von Gibraltar noch immer zu spielen scheinen, hat bei Gelegenheit des prächtigen Festes, das er am ersten October wegen der Geburt der beiden Infanten von Spanien im Boulogner Holze gab, noch einen andern Gebrauch der aërostatischen Kugeln gezeigt, an welchen die ersten Erfinder nicht gedacht zu haben scheinen, indem er seinen Gästen nach dem Souper einen aerostatischen Ballon von 6 Fuß 4 Zoll zum Besten gab, an welchem ein Transparent hing, auf dessen beiden Seiten ein Quatrain, das sich mit Vive Charles! vive Louise! anfängt, deutlich zu lesen war. Nachdem der Ingenieur, der den Globus verfertigt, ihn einige Minuten lang in einer Höhe von zwei bis drei Klaftern erhalten und verschiedene beliebige Bewegungen hatte machen lassen, ließ man ihm endlich seine Freiheit. Der Globus erhob sich unter dem Schall einer prächtigen Musik, majestätisch, beinahe in gerader Linie in die Luft; welches (wie man dem Geschichtschreiber dieser Fête im Journal de Paris gern glauben wird) eine unbeschreiblich schöne Wirkung that. — Woraus also zu sehen war, daß man, Dank sei dem Herrn Montgolfier, oder vielmehr dem Herrn Charles und dem Baron von Beaumanoir, künftig ein sehr prächtiges Feuerwerk mit sehr mäßigen Kosten geben könne. — Von den Coëffures und übrigen Siebensachen à la Montgolfier sahen wir nichts, weil sich das von selbst versteht. Natürlicherweise muß jetzt in Frankreich Alles à la Montgolfier sein, wie noch vor Kurzem Alles à la Marlborough war. Glückliches Volk, das alles seines Elendes so leicht über jedem neuen Spielzeuge vergessen kann!

gänger und Badauds von Paris mit einer neuen Art von fliegenden Hirschen zu belustigen, so werden sie wohlthun, nicht eher mit neuen Versuchen öffentlich hervorzurücken, bis sie ihrer Sache recht gewiß sind. Denn die Schwärmerei der Pariser für einen und denselben Gegenstand, wie wundervoll er auch sein mag, kann es doch nicht viel über vier oder sechs Wochen aushalten; und was die Zeit nicht thut, das thun die Gilles und Crispins auf den Boulevards. Allbereits ist schon ein ziemlicher Theil der brennbaren Luft, womit diese ohnehin so leichten Köpfe seit dem 27. August geladen waren, wieder verflogen, und ein leichtfertiger Brief, der am 3. October im Journal de Paris erschien, scheint von böser Vorbedeutung für die Aërostatomanie zu sein. Ein sich so nennender Sieur Borné in der neuen Straße St. Marceau berichtet darin mit einem großen Anschein von Bestürzung das Unglück, das seinem mit besagter Krankheit befallenen Oheim, dem Physiker, zugestoßen sei. „Der Oheim hatte gleich allen Herren vom Metier seit der Erfindung der aërostatischen Kugeln sich aller Vorstellung seines Neffen und seiner Gouvernante ungeachtet mit nichts Anderm beschäftigt. Freitags den 26. September war er früher als gewöhnlich aufgestanden, um einige Flaschen brennbarer Luft zu einem Ball von seiner Erfindung zu verfertigen. Es zeigte sich aus dem Erfolg, daß er ein paar Klystierspritzen, womit das Haus versehen war, gebraucht hatte, um die brennbare Luft desto bequemer in den Ball zu bringen. Zum Unglück mußte er, da er noch im Laden begriffen war, einen Besuch von einem Herrn Confrater bekommen, der mit ihm frühstücken wollte. Während daß sie Kaffee mit Milch zusammen tranken, geriethen sie in einen wissenschaftlichen Streit, wobei es bald so hitzig zuging, daß der Neffe und Hannchen Mühe hatten, die Herren auseinanderzubringen. Aber das Uebel war geschehen, und der Zorn bekam dem Onkel zu seinem Milchkaffee so übel, daß er von einer heftigen Kolik und endlich gar von einer Ohnmacht befallen wurde. Hannchen und der Neffe, ganz außer sich über einen so unerwarteten Zufall, tragen ihn auf sein Bette, frottiren ihn mit erwärmten Handtüchern, reiben ihm Schlagwasser in die Schläfe ein, und da ihnen von ungefähr die beiden mit brennbarer Luft angefüllten Spritzen in die Augen fallen, greifen sie in der Angst zu und eilen, den alten Herrn in die erforderliche Positur zu legen, um das in Koliken

gewöhnliche Mittel empfangen zu können. Die erste war ziemlich gut von Statten gegangen und ließ von der zweiten den besten Erfolg hoffen; aber kaum war sie halb leer, so entwischte ihnen der arme Onkel, dessen Bauch zusehends aufschwoll, unter den Händen, erhob sich bis an die Decke, machte ein paar Touren im Zimmer und flog endlich wie ein Vogel zu einem unglücklicherweise offnen Fenster hinaus, während daß Hannchen vor Schrecken in Ohnmacht und der Neffe, mit dem einen Schuh des Onkels (den er beim Fuß noch hatte zurückziehen wollen) in der Hand, rücklings zu Boden fiel. Sobald Hannchen wieder zu sich selbst kam, liefen sie Beide, was sie konnten, den davon fliegenden Onkel wo möglich einzuholen; aber vergebens! Seine Nachtmütze, die sie auf der Normandischen Straße fanden, war Alles, was sie, nachdem sie sich den ganzen Tag außer Athem gelaufen hatten, zurück nach Hause brachten. Doch erfuhren sie Tages darauf, daß seine Perücke zu Rouen aufgelesen worden sei. Nun folgt eine Beschreibung seiner Person und seines Anzugs, mit unterdienstlicher Bitte an alle mitleidigen Herzen, ihnen den Onkel, falls er etwa Jemanden in die Hände fallen sollte, so wie er sei, mit der ersten Gelegenheit zurückzuschicken" u. s. w.

So platt dieses Persiflage ist, so macht es doch zu lachen und scheint zu beweisen, daß die oben gedachten Pantomimen und Possenspiele zu wirken anfangen.

Die Pariser aber könnten es wol kaum übel nehmen, wenn man nach allen diesen Begebenheiten versucht wäre, das Compliment bei ihnen auzubringen, das der alte Oberpriester zu Heliopolis dem Solon zu Handen seiner sämmtlichen Landsleute machte: „Ihr Griechen seid und bleibt doch ewig — Kindsköpfe!"

Die Aëronauten.

Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus — — —.
Horat.

Die ersten fünf Abschnitte dieses Aufsatzes finden sich 1784 im Teutschen Merkur, Bd. I. S. 69—96 und S. 140—170, unter der Ueberschrift: „Die Aëronauten oder fortgesetzte Nachrichten von den Versuchen mit der aërostatischen Kugel". — Vollständig ist derselbe erst 1797 in dem 30. Bd. von Wieland's Werken erschienen. Der Text des Merkur ist in den letzteren wenig geändert und nur eine größere Stelle weggelassen.

I.

Die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles, die seit mehrern Monaten die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, hat binnen wenigen Wochen bereits Fortschritte gethan, welche die stärksten Hyperbeln und kühnsten Weissagungen des begeisterten Provençalen Gudin de la Brenellerie zu rechtfertigen scheinen.

Der Titel Aëropetomanie, den wir den ersten Versuchen der noch in der Wiege liegenden Luftschifferkunst beilegten, wiewol er damals durch die Art, wie sich die Pariser Welt bei einer Erfindung von dieser Wichtigkeit benahm, veranlaßt und gewissermaßen gerechtfertigt wurde, war doch insofern nicht zum Glücklichsten gewählt, als er eine an sich sehr ernsthafte Sache lächerlich und den Verfasser des Aufsatzes verdächtig zu machen schien, als ob er den ungläubigen Herren nachhinke, die ihre voreilige Behauptung, „daß die ganze Sache bloßer Spaß und französische Steckenreiterei sei", jetzt gern zurücknehmen möchten, und durch Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten,*) vor aller Welt mit Schamröthe überdeckt worden sind. Er hat sich zwar an mehr als einer Stelle gegen diesen Ver-

*) Es ist gleichwol einiger Trost für diese Herren, daß die residirenden Glieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London selbst, öffentlichen und nicht widersprochnen Nachrichten zufolge, dem Könige durch ihren Präsidenten ebenso frühzeitig ihr Wort gegeben haben sollen, daß die Montgolfierische Erfindung nicht den geringsten Nutzen haben könne. Aber daß sich auch noch jetzt, da dem Unglauben kein Ausweg mehr übrig gelassen scheint, Gelehrte mitten unter uns finden, welche steif und fest dabei beharren, die ganze Sache mit der aërostatischen Kugel, die Versuche im Marsfeld, zu Versailles und La Muette, die Spazierfahrt der Herren Rozier und d'Arlandes und die Luftreise der Herren Charles und Robert seien ein bloßes zur Lust erfundenes Märchen, womit eine Gesellschaft müssiger Spaßvögel zu Paris ganz Europa zum Besten haben wolle, das ist ein so un-

dacht zu verwahren gesucht, und zu einer Zeit, wo berühmte Naturforscher (vielleicht eben darum, weil Vielwissen zuweilen bläht) mit Verachtung von den Montgolfierischen Versuchen sprachen, im Vertrauen auf den bloßen schlichten Menschenverstand sich nicht gescheut, die Sache für wichtiger zu halten, als das französische Publicum selbst sie anfangs zu halten schien. Allein dies macht den Gebrauch des komischen Salzes, womit jener Aufsatz fast zu stark gewürzt war, nur desto tadelhafter. Indessen trifft dieser Tadel den Verfasser nicht allein; er gilt (wenn wir es sagen dürfen) allen den deutschen Patrioten überhaupt, denen man mit Verkleinerung und Verspottung der Franzosen immer willkommen ist, wie unbillig auch oft Beides sein mag. Denn im Grunde, und wenn wir — wo nicht edelmüthig genug sind, unsern alten Brüdern und Landsleuten jenseits des Rheins ihr Recht widerfahren zu lassen, wenigstens nur weise genug wären, uns nicht dem Verdacht auszusetzen, als ob wir blos darum die Grimasse der Verachtung gegen sie machten, weil es uns unangenehm sei, ihre Vorzüge zu fühlen, so müßten wir bekennen, daß das französische Publicum von der Lebhaftigkeit und Wärme, womit es gleich anfangs Theil an der Sache nahm, ja selbst von den schwärmendsten Wirkungen dieser Theilnehmung, die uns von ferne so possierlich vorkamen, mehr Ehre hat, als wir von der kalten Gleichgiltigkeit, womit wir an ihrem Platze sie vermuthlich aufgenommen hätten. Wohl dem Volke, das ein so lebhaftes Gefühl für Nationalruhm hat und mit solchem Feuer sich beeifert, jedes wahre Talent zu ehren und aufzumuntern, jede Unternehmung, sobald sie die Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregt, auch dann schon zu befördern, wenn ihr Nutzen noch zweifelhaft und sogar der Erfolg noch ungewiß ist! Schwärmerei für alles Schöne und Große ist ein Nationalcharakterzug, der vielmehr beneidet als verspottet zu werden verdient.

Doch, wie es auch vor drei Monaten — da man zu Paris selbst bei der Chute du Globe volant und andern dergleichen Albernheiten, womit die Schaubühne auf den Boulevards

---

glaubliches Beispiel von skeptischem Starrsinn und vorsätzlicher Blindheit des Vorurtheils, daß wir zur Ehre der Nation wünschten, es möchte nicht von Deutschen gegeben worden sein. Die Engländer sind bei aller ihrer Nationaleifersucht über die Franzosen gelehriger gewesen; wenn anders die Palinodie, welche Sir Joseph Banks in einem Briefe an einen seiner Correspondenten in Paris angestimmt hat, so authentisch ist, als ihre Einrückung in das Journal de Paris vermuthen läßt.

die Zurüstungen zum glänzendsten Triumphe der Philosophie bewillkommte, noch lachte und händeklatschte —, wie schicklich oder unschicklich es damals sein mochte, von den ersten Versuchen der Luftschifffahrt in einem etwas jovialischen Tone zu sprechen: dies ist gewiß, daß die Sache inzwischen einen Fortgang gewonnen hat, der eine merkliche Veränderung der Tonart erfordert. Der Onkel, der bei den Grands Danseurs du Roi mit einem Klystier von brennbarer Luft im Leibe zum Fenster hinausflog, war ein sehr lustiger Anblick für die Badauds de Paris; aber Herr Charles, der sich in seinem aërostatischen Wagen über 1500 Klafter hoch erhob und nach einer zweistündigen Luftreise neun Stunden von dem Orte, wo er eingestiegen war, sich wieder herabließ — ist ein sehr ernsthafter Gegenstand für das ganze Menschengeschlecht. Und da dieser Erfolg nicht das Werk eines geglückten Zufalls, sondern scharfsinnig beobachteter, verbundener und genau*) berechneter Naturwirkungen war, so kann man wol ohne Vergrößerung behaupten, daß der menschliche Verstand seit Jahrtausenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieser Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann sich nun die weitern Erfolge und die künftige Vervollkommnung derselben mit einer Art von Gewißheit vorausversprechen. Die Wunder, die uns der um so viel erleichterte Fortschritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heißt, sind ebenso unabsehbar als die Vortheile, die sich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; ja, vielleicht steht die Epoche dieser Erfindung mit einer großen physischen Revolution, wozu die Natur immer nähere Anstalten zu machen scheint, in einer jetzt noch unbestimmten Beziehung, welche sie unsern spätern Nachkommen unendlich wichtig machen wird.

II.

Meine Erzählung blieb bei dem Schauspiele stehen, welches Herr Montgolfier und seine Freunde dem Hofe und den Einwohnern von Versailles am 19. September vorigen

*) Nämlich so genau, als damals möglich war. Denn man hat alle Ursache, zu erwarten, daß die aërostatische Kugel selbst zu neuen Beobachtungen, wovon die Vervollkommnung der Aëronautik das Resultat sein wird, Gelegenheit geben werde, wie sie zum Theil schon gethan hat.

Jahres mit einer 60 Fuß hohen und mit 60,000 Kubikfuß Gas angefüllten Kugel gab, die einen Hammel, einen Hahn und eine Ente 200 Klafter hoch in die Höhe führte und nach einem horizontalen Lauf von 27 Secunden eine halbe Stunde weit von dem Orte des Aufsteigens wieder etwas unsanft niedersetzte; ein Experiment, das der Erwartung nicht entsprochen hatte, die man sich nach den mächtigen Zurüstungen und dem voreiligen Triumphgeschrei der Gegenpartei des Herrn Charles davon zu machen berechtigt war.

Diese schien damals dem letztgenannten Naturforscher — einem Manne, der sich in der Folge in einem sehr glänzenden Lichte gezeigt hat — beinahe ein Verbrechen daraus zu machen, daß er auf die erste Nachricht von dem Experimente der Herren Montgolfier zu Annonay der Sache nachgedacht und aus eignen Kräften eine aërostatische Maschine erfunden hatte, welche sowol in der Theorie als in der Ausführung, vornehmlich in der Luftart, womit sie geladen wurde, und in der Wirkung, welche sie that, von der Montgolfierischen ganz verschieden war. Man affectirte, diesen sehr wesentlichen Unterschied nicht zu sehen, und erlaubte sich sogar unedle Mittel, den vortrefflichen Mann von Verfolgung seines Zwecks abzuschrecken, der damals schon auf dasjenige gerichtet war, was er am ersten December (1783) mit einem so rühmlichen Erfolge bewerkstelligte. Es ist bloße Billigkeit, in Ermanglung näherer Nachrichten zur Ehre des Herrn Montgolfier zu glauben, er habe an allen diesen Bemühungen, seinen wackern Rivalen zu unterdrücken, keinen Antheil gehabt. Indessen verdient doch aus einem (entweder von ihm selbst oder einem seiner Freunde) in Nr. 268 des Journal de Paris vom Jahre 1783 eingerückten Schreiben die künstliche Wendung bemerkt zu werden, die man darin nimmt, um die Vorzüge der Erfindung und Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkleinern, und besonders die ausdrückliche Behauptung: „daß diese erhabene Entdeckung (des Herrn Montgolfier nämlich) nie anders einer nützlichen Anwendung fähig sein werde, als vermittelst des Montgolfierischen Gas (aus verbranntem feuchtem Stroh oder Wolle), und daß die Verfahrungsart des Herrn Charles ihrer Kostbarkeit wegen weiter nichts als einen von den Versuchen hervorbringen könne, die man gewiß nicht zum zweiten Mal mache", u. dergl.

Herr Charles beantwortete diese Erklärung seiner Gegenpartei ganz kaltblütig mit dem Versprechen, daß er das thun würde, was jene für unmöglich erklärte; und er hielt Wort.

Herr Montgolfier, der sich indessen an dem Unternehmer und Vorsteher des unter dem Schutze des Grafen von Provence vor einiger Zeit zu Paris errichteten Museums, Herrn Pilatre de Rozier, einen geschickten und unternehmenden Bundesgenossen erworben und überhaupt in der Akademie einen starken Anhang hatte, blieb inzwischen bei den Zurüstungen der Herren Charles und Robert nicht müssig. Der größte Theil des Octobers wurde im Hause und Garten des Herrn Reveillon mit Versuchen zugebracht, welche zur Absicht hatten, „die Theorie seiner Entdeckung zu befestigen und zu berichtigen", und wovon man alle blos vorwitzigen Zuschauer so viel möglich ausschloß, weil diese Versuche (wie Herr Reveillon öffentlich erklärte) nur Naturforscher von Profession interessiren könnten.

Das Resultat war eine neue aërostatische Maschine, 70 Fuß hoch und 46 Fuß im Durchmesser, welche 60,000 Kubikfuß Luft enthielt und mit Einschluß der Galerie 1500 Pfund wog. Sie wurde von Herrn Faujas de St. Fond am 20. October mit vielem Pomp angekündigt und dabei nicht vergessen: „daß Herr Montgolfier sie auf eigne Kosten und zu seiner eignen Belehrung habe verfertigen lassen". Dieser schielende Seitenblick auf Herrn Charles, der auch an einer neuen Maschine, aber „auf Subscription, und um der Nation kostbarere und wichtigere Experimente vorzuweisen",*) arbeiten ließ, veranlaßt uns, unsre Leser noch auf ein paar Umstände aufmerksam zu machen, die Demjenigen, der in der Geschichte dieser Begebenheiten etwas klärer zu sehen wünscht, nicht ganz gleichgiltig sein dürfen; denn der neulich erschienene Bericht des Herrn Faujas ist weder unparteiisch, noch kann er es sein. Die Gegenpartei des Herrn Charles hat freilich seit dem ersten December eine andere Stellung genommen und eine andere Sprache zu reden angefangen, aber vor dieser Epoche war es mehr darum zu thun, ihn auszulöschen, als den Ruhm der aërostatischen Erfindung mit ihm zu theilen.

Der eine dieser Umstände also ist: daß um diese Zeit die

*) Dies sind die eigenen Worte der Herren Robert in ihrem Schreiben an die Herausgeber des Journal de Paris vom 24. September.

Bildnisse „der Herren Stephan und Joseph Montgolfier Gebrüder, als Erfinder der aërostatischen Kugel", von de Launay dem Jüngern, nach Houdon's Modell gestochen, mit folgender Unterschrift erschienen:

Montgolfier, que l'Europe entière
Ne saurait assez révérer,
A des airs franchi la carrière,
Quand l'oeil de ses rivaux cherche à le mesurer.

Dieser abermalige satirische Zug (dessen Spitze aber durch den Erfolg gegen Denjenigen gekehrt wurde, der damit hatte verwunden wollen) konnte doch wol Niemand anderm gelten als dem Herrn Charles und seinen Freunden und scheint uns ein desto vollgiltigeres Zeugniß von den damaligen Gesinnungen der andern Partei zu sein, da man diese dadurch zugleich mit den Bildnissen der Herren Montgolfier zu verewigen suchte.

Der andre Umstand ist, daß die Schnurre mit dem Onkel, den ein Klystier von brennbarer Luft durchs Fenster davon führte, in eben diese Zwischenzeit fiel und aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls darauf abgesehen war, den Herrn Charles lächerlich zu machen. Die brennbare Luft und das Davonfliegen beweisen es deutlich genug, und um so mehr, da man sich von Montgolfierischer Seite öffentlich und ernsthaft gegen die brennbare Luft, deren sich Herr Charles bediente, erklärt und dabei hinlänglich zu verstehen gegeben hatte, daß man mit keinen so hohen Ideen, als eigentliche aëronautische Versuche wären, schwanger gehe, sondern den Nutzen der sublimen Erfindung des Herrn Montgolfier blos in die Möglichkeit setze, große Lasten dadurch emporzuziehen oder auch allenfalls sich zu Anstellung physicalischer Beobachtungen in die Luft zu erheben und eine Zeit lang darin zu erhalten. Dieses Letztere war nun der hauptsächlichste Gegenstand, auf welchen die Versuche des Herrn Montgolfier mit seiner neuen Maschine gerichtet waren. Da man aber von der Absicht des Herrn Charles mit seiner den 19. November angekündigten Maschine so viel gewiß wußte, daß er sich damit in die Luft erheben würde, so eilte man, ihm darin wenigstens zuvorzukommen; und Herr Faujas gab zu eben der Zeit, da er versicherte, daß Herr Montgolfier seine neuen Versuche blos zu

seiner eignen Belehrung mache, dem Publicum Nachricht, daß Herr Pilatre de Rozier, „von edelm und großmüthigem Enthusiasmus für diese Entdeckung durchdrungen", binnen dem 15. und 20. October zu sechs verschiedenen Malen, theils allein, theils in Gesellschaft des Herrn Giroud de la Villette und des Herrn Marquis d'Arlandes sich auf einer mit Stricken befestigten Maschine erst 80, hernach 200, hernach 250 und endlich gar 324 Schuh hoch in die Luft erhoben und das erste Mal 4 Minuten 25 Secunden, das andre Mal wegen widrigen Windes nicht so lange, das dritte Mal 6 Minuten ohne Gluthpfanne, das vierte Mal mit der Gluthpfanne 8½ Minuten, das fünfte Mal 9 bis 10 und das letzte Mal 8½ Minuten sich im Gleichgewicht erhalten habe.

Auf den ersten Anblick scheint dies eben nicht viel mehr, als was der Hammel und seine gefiederten Reisegefährten den 19. September bereits geleistet hatten, zu sein und weiter nichts zu beweisen, als daß die mit Gas angefüllte Kugel ebenso gut mit einem Naturforscher und einem Major von der Infanterie als mit einem Schöps und einer Ente in die Höhe gehen könne. Allein die ziemlich lange Zeit, worin Herr Pilatre die Maschine in einer Höhe von mehr als 200 Fuß vermittelst der Gluthpfanne, durch welche sie von Zeit zu Zeit wieder frischen Gas empfing, im Gleichgewicht erhalten hatte, bewies doch, daß man in der Kunst, sie zu behandeln und nach Willkür zu regieren, schon merkliche Schritte vorwärts gethan habe.

Herr Pilatre hatte bei diesen verschiedenen Versuchen eine Gegenwart des Geistes und eine Geschicklichkeit in den Handgriffen, welche die Montgolfierische Maschine erfordert, gezeigt, die ihn zu der Ehre berechtigten, dem öffentlichen Versuche vorzustehen, der am 21. November, 8 Minuten nach Mittag, auf dem Hofe des Schlosses La Muette (wo der Dauphin erzogen wird) angestellt wurde. Der Himmel war um diese Zeit hier und da mit Wolken bedeckt, und der Wind blies von Nordwest. In 8 Minuten nach dem ersten gegebenen Zeichen war die Maschine in reisefertigem Stande; der Herr Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier bestiegen die für sie zubereitete Galerie; die Maschine erhob sich ein Wenig, wurde aber vom Winde auf eine Allee des Gartens getrieben, und weil die Stricke, woran sie befestigt war, bei diesem Zufalle zu stark wirkten, so bekam sie einige große Risse und mußte zurückgebracht und ausgebessert werden. Um 1 Uhr 54 Minuten war

Alles wieder in Ordnung. Die Maschine erhob sich von Neuem mit den nämlichen Personen, und diesmal auf eine sehr majestätische Art; sie verlor sich bald aus den Augen der Zuschauer, die ihr mit ängstlicher Bewunderung nachsahen, stieg bis zu einer Höhe von wenigstens 3000 Fuß, ging über die Seine und konnte, da sie zwischen der Ecole Militaire und dem Hôtel des Invalides durchging, von ganz Paris gesehen werden. Die beiden Luftschiffer, „vergnügt mit diesem Versuch und gesonnen, nicht weiter zu gehen", machten Anstalt zum Herabsteigen. Wie sie aber gewahr wurden, daß der Wind sie auf die Häuser der Rue de Sève in der Vorstadt St. Germain treibe, entwickelten sie mit aller möglichen Kaltblütigkeit frischen Gas, entgingen dadurch der Gefahr und stiegen wieder höher, ließen sich aber doch bald darauf jenseits des neuen Walles im freien Felde nieder, „wiewol sie noch zwei Drittel von ihrem Vorrathe (um Gas zu machen) in ihrer Galerie hatten und also, wenn sie gewollt hätten, noch eine dreimal so weite Reise hätten machen können. Die Länge ihrer Fahrt betrug 4 bis 5000 Klafter, die Zeit, die sie dazu gebrauchten, 20 bis 25 Minuten, und das Gewicht, das die Maschine, welche 60,000 Kubikfuß enthielt, in die Höhe zog, war zwischen 1600 und 1700 Pfund."

Das hierüber förmlich aufgenommene Protokoll wurde am besagten Tage zu La Muette Abends um 5 Uhr von den Herzogen von Polignac und von Guines, den Grafen von Polastron und von Vaudreuil, dem Herrn von Hunaud, dem berühmten Benjamin Franklin und noch dreien Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, nämlich den Herren Faujas de St. Fond, Delisle und Leroy, unterschrieben.

Acht Tage hernach trat der Herr Marquis d'Arlandes im Journal von Paris mit einer sehr umständlichen und, wenn die Gelegenheit weniger außerordentlich gewesen wäre, allerdings fast kleinlichen Reisebeschreibung dieses ersten Versuchs, mittelst der aërostatischen Kugel in den Lüften herumzuirren, hervor. Ohne eine sehr genaue Kenntniß der ganzen Maschine und der Art, wie man mit ihrer Ladung und mit Erneuerung des Gas (deren sie, wenn sie wieder steigen soll, von Zeit zu Zeit bedarf) verfährt, ist sehr Vieles in dieser Erzählung unverständlich; aber was Jedermann verstehen kann, ist, 1) daß der Herr Marquis dem Herrn Pilatre de Rozier zwar ganz artige

Complimente macht, aber vornehmlich sich selbst über den Muth, die heroische Kaltblütigkeit, den richtigen Blick und die Geschicklichkeit im Manövriren, so er bei dieser Unternehmung bewiesen, die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren läßt; 2) daß die Montgolfierische Maschine oder vielmehr der Gas, dessen Herr Montgolfier sich bedient, sie zu erheben und in der Luft zu erhalten, Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren unterworfen ist, bei welchen er, seines geringen Preises ungeachtet, zum aëronautischen Gebrauch wenig geschickt zu sein scheint; 3) daß eine längere Fortsetzung dieser Luftfahrt bei Weitem nicht so sehr in der Willkür der beiden Herren stand, als das Protokoll besagt, sondern im Gegentheil, daß sie sich durch den delabrirten Zustand der Maschine genöthigt sahen, sich wieder herabzulassen; und endlich 4) daß der Herr Marquis (wie er versichert) dieses Experiment zu Muette eigentlich nach seinem ersten Anerbieten ganz allein hätte machen sollen, daß aber die Klugheit des Herrn Montgolfier für gut befunden, ihm einen Reisegefährten zuzugeben; daß er ihm den Herrn Pilatre de Rozier dazu vorgeschlagen, welchen der Herr Marquis denn auch wegen seiner in den Experimenten bei Herrn Reveillon bewiesenen Geschicklichkeit „mit empressement" angenommen, und daß also er, der Herr Marquis, Derjenige sei, der vom Herrn Montgolfier ausersehen worden, dieses Experiment zu dirigiren. „Il est permis," setzt er hinzu, „d'être glorieux de ce choix, et peu naturel d'imaginer, que je puisse céder à un autre (nämlich dem Herrn Pilatre) le droit acquis de publier ses succès."

Unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob dem guten Herrn Marquis bei Allem diesem etwas Menschliches begegnet sei, und inwiefern er etwa dem Herrn Faujas de St. Fond, der mit aller Gewalt den Taffit zu der ersten Maschine der Herren Charles und Robert eingekauft haben wollte, Paroli gemacht haben möchte. Wie es damit auch war, so mußte es allerdings einem Galanthomme, der so viel Recht hatte, über die Wahl des Herrn Montgolfier gloriös zu sein, sehr auf die Brust fallen, bald darauf im Journal von Paris einen Brief eben dieses Herrn Stephan Montgolfier an den Herrn Marquis von G** (unterm 6. December datirt) zu lesen, der sich gleich damit anfängt: „man könne ganz gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit dem Herrn Pilatre de Rozier den Titel des ersten Luft-Argonauten versagen". Apollo aus

dem Munde seiner Priesterin auf dem heiligen Dreifuß, zur Zeit, da man noch an seine Gottheit glaubte, hätte wahrlich keinen giltigern Ausspruch in dieser Sache thun können als Herr Montgolfier; und seine Erzählung setzt, mit der möglichsten Schonung des Herrn Marquis d'Arlandes, die Vermuthung, die wir bei unsern Lesern voraussetzten, außer allem Zweifel. Herr Pilatre, sagt er, als er hörte, daß die Akademie der Wissenschaften das Experiment von Annonay wiederholt zu sehen wünsche, bat sogleich, daß ihm erlaubt werden möchte, mit der Maschine in die Höhe zu gehen. Die Akademie lobte seinen Eifer, hielt aber nicht für rathsam, ihm ihre Einwilligung zu geben. Er faßte also den Entschluß, sich zu Ausführung seines Vorhabens eine eigene Maschine machen zu lassen, und stand nicht eher davon ab, bis ihm Herr Montgolfier versprach, daß er ihm bei den Experimenten, die bei Herrn Reveillon gemacht werden sollten, freie Hand lassen wollte, Versuche mit der angebundnen Maschine zu machen, um die beste Art, sie nach Gefallen steigen und sinken zu lassen, selbst studiren zu können. Herr Pilatre that dieses mit dem schon oben aus dem Schreiben des Herrn Faujas angeführten Erfolge, und der Herr Marquis d'Arlandes vertrat bei dieser Gelegenheit einmal die ehrenvolle Stelle eines — Gegengewichts. Herr Pilatre ward nun immer begieriger, es auch mit freier Maschine zu versuchen; aber Herr Montgolfier war damals anders beschäftigt. Allem Ansehen nach hatte es auch dem Herrn Marquis in dem Korbe, worin er das Gegengewicht machte, so wohl gefallen, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, sich dieses Vergnügen noch einmal und auf eine gloriösere Art zu verschaffen. Genug, Herr Montgolfier erhält den 17. November einen Brief von Herrn de la Greze, Secretär der königlichen Kinder, des Inhalts: der Hof Seiner Königlichen Hoheit des Dauphins wünschte auf nächsten Donnerstag ein Experiment zu Muette zu sehen. Nichts war dazu in Bereitschaft. Aber zum Ersatz war Herr von Arlandes bei der Hand, der seine Dienste zu den Zubereitungen anbot und sich dafür die Ehre ausbat, mit der Maschine emporzusteigen. Natürlicherweise mußte Montgolfier (welcher Willens gewesen war, seinen Freund Pilatre in eigner Person zu begleiten) nun so höflich sein, diese Ehre dem Herrn Marquis abzutreten; er ging aber auch sogleich zum Herrn von Rozier, ihm von diesem Allen Nachricht zu geben und ihm zu sagen,

„er rechne noch immer auf seine Einsicht und seinen Eifer in Rücksicht auf die Regierung der Maschine". Sie machten noch einige Versuche mit brennendem Oel, dessen Gebrauch Herr Joseph Montgolfier vortheilhaft befunden hatte, „während daß der Herr Marquis von Arlandes zu Muette die Oberaufsicht über die Erbauung der Estrade führte, von welcher er und Herr Pilatre als neue Argonauten (wie Herr Montgolfier sagt) sich in die Luft erhoben."

Ich bin nicht ohne Ursache bei dieser an sich selbst vielleicht geringfügigen Episode etwas umständlich gewesen. Wir sehen nur von ferne zu; und natürlicherweise war mir und einem Jeden, der mit keinem der Herren, die wir bisher auf dem Schauplatze gesehen haben, in nähern Verhältnissen steht, beim ersten Anblick der Eine so gleichgiltig als der Andre. Aber es ist unmöglich, lange ein ganz unparteiischer Zuschauer zu bleiben; und wo alles Uebrige gleich ist, nehmen wir durch einen unfreiwilligen Instinct unsrer Natur die Partei Derjenigen, die uns die Edelsten scheinen, zumal wenn wir sie in Gefahr sehen, Opfer von andrer Leute Ungerechtigkeit, Eitelkeit und Eifersucht zu werden. Wenn man den immer einfachen, geraden und ohne Seitenblicke blos auf die Sache selbst gerichteten Gang des Herrn Charles und seiner Freunde mit den Wendungen, Kunstgriffen, Cabalen und dem ganzen Spiele der kleingeistischen Leidenschaften, die unter ihrer Gegenpartei zum Theil in recht lächerlichen Wirkungen nach und nach zum Vorschein gekommen sind, vergleicht, so wird man, denke ich, Stoff genug zu praktischen Betrachtungen und genugsame Ursache finden, eine gewisse Vorneigung für die Erstern nicht verleugnen zu dürfen.

Indessen bin ich versichert, daß es unbillig wäre, Männer wie Montgolfier und Pilatre de Rozier wegen der Thorheiten ihrer Anhänger zur Verantwortung ziehen zu wollen. Ein Naturforscher, der durch Zufall und Nachdenken auf irgend eine wichtige Entdeckung geräth, denkt anfangs wol an nichts weniger, als eine Partei zu machen. Die Partei macht sich von selbst und wird ohne sein Zuthun immer größer und ungleichartiger, je mehr der gute Erfolg des Erfinders Leute herbeilockt, denen es gar wohl behagt, sich von seinen Strahlen vergolden zu lassen und, indem sie sich überall an ihn anklammern, von ihm zum Tempel des Ruhms mit emporgeschleppt zu werden.*)

*) Auch sogar der wackere Herr Giroud de la Villette, der (als Ad-

Je weniger diese Leute für die Sache selbst thun können, je mehr Bewegungen geben sie sich, um auf eine in die Augen fallende Art zu den Beiwerken und zu dem Mechanischen der Ausführung etwas beizutragen. Den Tafft zu einer aërostatischen Kugel eingekauft, den Oberbefehlshaber bei Erbauung einer Estrade vorgestellt oder einen Arm voll Stroh auf die Gluthpfanne geworfen zu haben, ist in den Augen solcher Sterblichen eine merkwürdige That. Und das ist noch immer das Unschuldigste, was sie thun. Denn man kann sich darauf verlassen, daß alle das Geklatsch, Cabaliren, Verhetzen und Hin- und Hertragen dessen, was Dieser oder Jener gesagt haben soll, und die endlich daraus entstehenden Mißverständnisse, Verkältungen und Irrungen unter Männern, die sonst Freunde oder wenigstens edelmüthige Nebenbuhler gewesen wären, blos dem allzu dienstfertigen Eifer solcher geschäftigen Personen zuzuschreiben ist. Ein Mann von Verdiensten, der sich unvermerkt und wider seinen Dank und Willen an der Spitze einer solchen Partei sieht, hat es in den mancherlei Verhältnissen des Lebens nicht immer in seiner Gewalt, die unbescheidene Thätigkeit seiner Freunde im Zügel zu halten; und gemeiniglich ist er es, der am Ende für Thorheiten, an denen er keinen Theil hat, bezahlen muß. Je größer das Gedränge der dunkeln Körper, die etwas von seinen Strahlen auffangen möchten, um ihn her ist, je gewisser kann er sein, selbst von ihnen verfinstert zu werden.

III.

Doch ich halte mich zu lange bei einem Gesichtspunkte auf, der über die Frage, welche von beiden Parteien in der Hauptsache bisher am Meisten geleistet habe, nichts entscheidet.

Diese Frage scheint durch das Experiment vom ersten December vorigen Jahres, wodurch die Herren Charles und

---

junct der königlichen Fabrik, deren Vorsteher Herr Reveillon ist) auch einmal „die Ehre hatte", dem Herrn von Rozier das Gegengewicht zu halten, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, der Welt im Journal von Paris von dem, was er bei dieser Erhöhung aus einer Oeffnung seines Korbes mit einem Paar gesunder frischer Augen gesehen hatte, und von seinen dabei angestellten Reflexionen über den Nutzen, den diese Maschine bei einer Armee oder Flotte schaffen könnte, Rechenschaft zu geben. Sein Brief ist wirklich lustig zu lesen.

Robert sich einen so wohl verdienten Ruhm erworben haben, auf die überzeugendste Art entschieden worden zu sein. Die Maschine, welche sie dazu hatten verfertigen lassen, bestand aus einem beinahe eiförmigen Globus von 26 Fuß im Durchmesser, an welchem eine Art von Mittelding zwischen Wagen und Gondel von sehr zierlicher Form mit Seilen befestigt hing. Das Experiment wurde in den Tuilerien Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten bei einem unbeschreiblichen Zusammenfluß von Zuschauern beider Parteien angestellt. Herr Montgolfier selbst war dazu eingeladen, und man erwies ihm die Auszeichnung, einen kleinen Globus von fünf Fuß acht Zoll im Durchmesser, der zu Erforschung der Richtung des Windes voransteigen sollte, in die Höhe zu lassen. „Das Publicum", sagt Herr Charles in seinem Bericht an die Akademie der Wissenschaften, „verstand diese simple Allegorie, wodurch ich zu erkennen geben wollte, daß er das Glück gehabt habe, die Bahn zu brechen." Die kleine Kugel stieg in gerader Linie auf und wurde nach fünf Minuten nur noch wie ein Stern gesehen.

Die Herren Charles und Robert der Jüngere, ungeduldig, ihr zu folgen, bestiegen nun den Wagen, der ein wahrer Triumphwagen für sie werden sollte, und erhoben sich, nachdem sie die Maschine um 19 Pfund Ballast leichter gemacht, bei einer durch mancherlei Leidenschaften unter den Zuschauern verursachten Stille mit einer Unerschrockenheit und Gewißheit ihrer Sache, die mit dem Ausdruck des Zweifels und der Furcht auf den erblassenden Gesichtern der Zuschauer einen sonderbaren Contrast machen mußte. Aber in wenig Augenblicken wurden alle andern Leidenschaften von dem allgemeinen Entzücken verschlungen, welches ein Schauspiel gewähren mußte, dessen bloße Möglichkeit zu behaupten vor 6 Monaten noch etwas Lächerliches gewesen wäre, und das man auch jetzt, da man es sah, kaum seinen eignen Augen glaubte. Das Händeklatschen, Zujauchzen und Glückwünschen wurde nun allgemein, und man bemerkte als etwas Außerordentliches, daß sogar die Garde-Schweizer vor Vergnügen ihre Säbel in die Höhe warfen.

Wie dem Herrn Charles dabei zu Muthe war, wollen wir von ihm selbst hören; denn es ist keiner seiner schlechtesten Vorzüge, daß er auch sehr gut schreibt. — „Niemals", sagt er in der Rede, womit er seine Wintervorlesungen über die Physik eröffnete, „wird etwas dem Augenblick von Freudigkeit gleich

sein, der sich meiner ganzen Existenz bemächtigte, als ich fühlte, daß ich der Erde entfloh. Es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abscheulichen Qualen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, daß ich Alles beantwortete, indem ich mich über Alles erhob. Dieser moralischen Empfindung folgte bald eine andere noch lebhaftere, die Bewunderung des majestätischen Schauspiels, das sich uns darstellte. Auf welche Seite wir herabschauten, war nichts als Kopf an Kopf, über uns ein Himmel ohne Wolke, in der Ferne die reizendste Aussicht von der Welt. „O mein Freund," sagte ich zu Herrn Robert, „wie glücklich sind wir! Ich weiß nicht, in welcher Disposition wir die Erde zurücklassen, aber wie sehr ist der Himmel auf unsrer Seite! Welche Heiterkeit! Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich nicht den letzten von allen unsern Verkleinerern hier haben und ihm sagen: Da, sieh, Unglücklicher, was man verliert, wenn man den Fortgang der Wissenschaften aufhält!"" —

Zufolge einer Abrede, die sie mit ihren stationenweise zum Beobachten vertheilten Freunden genommen hatten, hörten sie auf zu steigen, da der Barometer auf 26 Zoll gefallen war, also in einer Höhe von ungefähr 300 Klaftern; und von dieser Zeit an richteten sie ihren horizontalen Lauf südostwärts (nach der Direction des Windes) so ein, daß sie sich immer in einer Höhe von 26 Zoll bis 26 Zoll 8 Linien erhielten, bis sie 56 Minuten nach ihrem ersten Aufsteigen den Kanonenschuß hörten, der das Signal war, daß sie aus den Augen ihrer Beobachter zu Paris verschwunden seien. — „Wir freuten uns, daß wir ihnen entwischt waren", sagt Herr Charles. „Da wir nun nicht mehr so genau als bisher an unsern horizontalen Lauf gebunden waren, so überließen wir uns völliger den mannichfaltigen Schauspielen, die sich uns in den unabsehbaren Gefilden, über welchen wir hinschwebten, darstellten. Von diesem Augenblick an hörten wir nicht auf, uns mit ihren Bewohnern zu unterhalten, die wir von allen Enden herbeilaufen sahen. Wir hörten ihr Freudengeschrei, ihre Wünsche und Besorgnisse für uns, mit einem Worte, den Alarm der Bewunderung. Wir riefen Vive le Roi! und die ganze Gegend antwortete unserm Ruf. Wir hörten ganz deutlich: „Lieben Herren, fürchten Sie Sich denn nicht? Sind Sie auch wohl? — Gott! wie das schön ist! Adieu, lieben Freunde, Gott steh' Ihnen bei!" — Ich war von dieser wahren und

herzlichen Theilnehmung bis zu Thränen gerührt. Zu verschiedenen Malen ließen wir uns weit genug herab, um auf die Fragen, die man an uns that, von wannen und um welche Zeit wir abgereist seien, deutlicher gehört zu werden; dann riefen wir ihnen „Lebt wohl!“ und stiegen wieder höher“ u. s. w.

Um halb vier Uhr langten sie endlich in der Gegend von Nesle an; und weil Herr Charles noch eine zweite Reise zu machen gedachte, so ward er mit seinem Gefährten einig, ihn hier abzusetzen. Indem kamen die Herzoge von Chartres und Fitz-James und Herr Farrer, ein Engländer, bei dessen Jagdhause sie sich eben zufälligerweise befanden, in vollem Galopp herangesprengt. Diese Herren halfen den Bericht, den Herr Charles in dem aërostatischen Wagen aufsetzte, unterschreiben, und der heldenmüthige Philosoph erhob sich ein Viertel nach 4 Uhr nochmals, allein, aus der Wiese von Nesle in die Luft. Da die Maschine jetzt um 125 Pfund leichter war, so stieg sie mit einer solchen Geschwindigkeit empor, daß er sich in zehn Minuten in einer Höhe befand, wo der Barometer, der an der Erde auf 28 Zoll 4 Linien gestanden, auf 18 Zoll 10 Linien gefallen war, welches, nach de Luc's Regel für dergleichen Berechnungen, eine Höhe von 1524 Klaftern ausmacht. Der Thermometer, der an der Erde 7½ Grad über dem Gefrierpunkt stand, fiel in dieser Zeit 5 Grad unter denselben, so daß Herr Charles binnen 10 Minuten aus der Witterung des Frühlings sich mitten in den Winter versetzt fühlte. Die einbrechende Nacht, die Kälte und ein dem Herzog von Chartres gegebenes Versprechen bewogen ihn, nach 35 Minuten bei La Tour du Lay, anderthalb Stunden weit von dem Orte, von wannen er abgereist war, wieder herabzusteigen und mit Herrn Farrer, der ihn dort einholte, nach dem Landhause desselben zurückzukehren.

Ein gewisser Herr Pivan de la Forest, königlicher Procurator zu Pontoise, der den Flug der Herren Charles und Robert auf dem Kirchthurme von St. Maclou daselbst anderthalb Stunden lang mit einem Dollondischen Fernglase beobachtete, spricht davon in einem, noch am selbigen Abend an den Redacteur des Journal de Paris abgelassenen Schreiben mit einem Vergnügen, das bei einem Astronomen, der die Bahn des neuentdeckten Uranus beobachtet, nicht lebhafter sein kann. Ich gestehe, daß ich kein Augenzeuge zu sein brauche, um mich ganz an seinen Platz zu setzen.

In einer Art von Luftfahrzeug, dessen bloße Möglichkeit behaupten zu hören nur sechs Monate zuvor jeden großen und kleinen Naturforscher lächeln gemacht hätte — durch ein Mittel, dessen Anwendung zu diesem Zwecke Herr Cavallo selbst (der Erste, der im Jahre 1781 Seifenblasen mit brennbarer Luft gefüllt steigen sah) nach allerlei fruchtlosen Versuchen gänzlich aufgegeben hatte — zwei neue Prometheen, denen im Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Combinationen bei einer Unternehmung, wovor jedem in den Geheimnissen der Natur Uneingeweihten die Sinne vergehen, nicht einmal einfällt, daß sie ihr Leben dabei wagen, mit der Geschwindigkeit einer vom Winde getriebenen Wolke hoch in den Lüften daher schwimmen zu sehen — ein so großes, so wunderbares, so schauerliches, so einziges Schauspiel muß in seiner ersten Neuheit, da es alle Springfedern der Einbildungskraft und des Herzens zugleich spielen macht und alle Arten von Leidenschaften, die das Gefühl des Erhabnen in der Seele entzünden kann, in eine einzige nie zuvor gekannte Empfindung zusammenschmilzt, einen Grad von Entzücken hervorbringen, der nur durch das Wonnegefühl Desjenigen übertroffen werden konnte, der den Muth hatte, einen solchen Versuch selbst zu machen, nachdem er die Talente und Kenntnisse gehabt hatte, die Mittel dazu zu erfinden.

Ich verlasse mich hoffentlich nicht zu viel auf die Meinung, auch der kälteste meiner Leser müsse bei dem Gedanken einer solchen Scene warm genug werden, um Alles dies so gut zu fühlen, als ob er — ein Dichter wäre; und man werde mir also nicht verdenken, daß ich ein Schauspiel, das für mich und (wie mich däucht) für jeden Menschen, der etwas mehr Seele als eine Auster hat, so interessant ist, noch nicht verlassen kann. Da dies Alles eine wirklich geschehene Sache ist, so bleibt da auch für die glücklichste Imagination nichts zu vergrößern noch zu verschönern übrig. Die Sache selbst ist das Größte, was Menschenwitz und Menschenkunst jemals seit Erfindung der Wasserschifffahrt hervorgebracht haben; sie übertrifft sogar diese an Unbegreiflichkeit, für Jeden wenigstens, der beide als bloßer Naturmensch betrachtet; und es giebt also kein Bild, wodurch die Darstellung dieser außerordentlichsten aller Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert als vergrößert würde.

Wie aber in dem ganzen Umfang der Dinge für den Menschen doch nichts interessanter ist als — der Mensch,

und an der größten That, die ein Mensch thun, oder dem Erstaunlichsten, was ihm begegnen kann, immer das Gefühl, womit er es thut, und die Art, wie er sich dabei benimmt, für uns das Wichtigste ist, so ist auch in der Begebenheit vom 1. December nichts schöner als das Wenige, das dem Herrn Charles von dem, was in ihm selbst dabei vorging, in der ersten Wärme des Gefühls gleichsam entschlüpft ist. Denn ein Mann, der sich der Welt in einem solchen Lichte gezeigt hat wie er, kann kein Großsprecher sein und bedarf es auch nicht zu sein. Auch ist (für ein lautres Auge wenigstens) in seiner Erzählung kein Wort, das einen solchen Argwohn erwecken könnte. Er spricht zwar in dem Tone eines Philosophen, dem auch Pindar's Grazien*) hold sind, und dem es natürlich ist, sich gut auszudrücken, aber zugleich mit der naiven Einfalt der unmittelbar erfahrnen Wahrheit. Ein Mann von Geist und Gefühl in seiner Lage konnte nicht weniger sagen.

Als Herr Charles nach einer beinahe zweistündigen Luftfahrt mit seinem Reisegefährten auf der Wiese bei Nesle anländete, ließ er sogleich die Pfarrer und Gerichtspersonen des Ortes herbeirufen, um das kurze Protokoll, das er inzwischen aufsetzte, zu unterzeichnen. Indem sprengte eine Gruppe von Reitern in vollem Lauf daher. Es war der Herzog von Chartres mit dem Herzog von Fitz-James und dem Engländer Farrer, die ihnen von Paris aus gefolgt waren. Von mehr als hundert Personen, die das Nämliche versucht hatten, waren diese die Einzigen, die ihnen nachkamen; die Andern hatten entweder ihre Pferde zu Schanden geritten oder es in Zeiten aufgegeben. Herr Charles erzählte dem Herzog kürzlich einige Umstände ihrer Reise. „Aber das ist noch nicht Alles, Monseigneur," setzte er lächelnd hinzu; „ich bin im Begriffe, wieder abzugehen." — ‚Wie? wieder abzugehen?' — „Wie Eure Hoheit sehen werden. Was noch mehr ist, wann wollen Sie, daß ich wieder da sei?" — ‚In einer halben Stunde.' — „Gut, es bleibt dabei, in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Befehlen." Herr Robert stieg aus. Der Luftwagen wurde dadurch um 130 Pfund leichter, und 30 Bauern hatten ihre ganze Kraft und Schwere nöthig, ihn auf dem Boden zu erhalten. Herr Charles, der nur noch 3 bis 4 Pfund Ballast hatte,

*) Die Grazien, „ohne welche kein Virtuoso (σοφός), kein Edler noch hervorglänzender Mann wird". Olymp., XIV. 9.

verlangte etwas Erde, die ihm dafür dienen sollte. Man lief nach einem Grabscheit, es blieb aber zu lange aus. Er verlangte Steine, aber es waren keine auf der Wiese. Die Sonne war am Untergehen. Herr Charles überrechnete schnell die möglichste Höhe, wohin ihn die specifische Leichtigkeit von 130 Pfund, die er erhalten hatte, führen könnte, und entschloß sich, ohne Weiteres abzureisen. Er stieg ein; auf ein verabredetes Zeichen ließen die Bauern alle zugleich von der Maschine ab, und sie schwang sich wie ein Vogel auf. — „In zehn Minuten", sagt Herr Charles, „war ich über 1500 Klafter hoch. Ich konnte auf der Erde nichts mehr unterscheiden und sah die Natur nur noch in ihren großen Massen. Gleich Anfangs meiner Abfahrt hatte ich mich gegen die Gefahren der Explosion des Globus sicher gestellt, und jetzt schickte ich mich an, die Beobachtungen zu machen, die ich mir vorgesetzt hatte. Zuerst, um den Barometer und Thermometer, die am Ende des Wagens befestigt waren, zu beobachten, ohne den Schwerpunkt der Maschine zu verrücken, setzte ich mich in der Mitte auf ein Knie, den einen Fuß und den Leib vorwärts; meine Uhr und ein Papier in der linken Hand, meine Feder und die Luftklappe in der Rechten. Ich versah mich dessen, was geschehen würde. Der Globus, der bei meiner Abreise ziemlich schlapp war, schwoll unvermerkt wieder auf. In Kurzem strömte die brennbare Luft sehr stark zu der untern Oeffnung hinaus. Jetzt zog ich von Zeit zu Zeit an der Luftklappe, um ihr zwei Ausgänge zu gleicher Zeit zu verschaffen; und so fuhr ich, indem ich Luft verlor, noch immer fort zu steigen. Sie drang pfeifend heraus und wurde sichtbar wie eine warmer Dunst, der in einen weit kältern Luftkreis übergeht. Die Ursache dieses Phänomens ist sehr simpel. Auf der Erde stand der Thermometer auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt, in zehn Minuten Aufsteigen war er schon 5 Grad unter ihn gefallen. Man begreift, daß die eingeschlossne brennbare Luft nicht Zeit genug gehabt hatte, in dasjenige Gleichgewicht, das die Temperatur der äußern Luft erforderte, zu kommen. Da sie viel weniger Zeit gebraucht, um sich mit der äußern Luft in das Gleichgewicht der Elasticität als in das Gleichgewicht der Wärme zu setzen, so mußte sie nothwendig in größerer Menge herausdringen, als die bloße größere Subtilität der äußern Luft durch ihren mindern Druck zuwege gebracht hätte. Was mich betrifft, so ging ich binnen zehn Minuten aus der Milde des Frühlings in den Frost des

Winters über. Die Kälte war lebhaft und trocken, aber nicht unerträglich. Jetzt fragte ich ganz ruhig alle meine Empfindungen; ich hörte mich, so zu sagen, leben (je m'écoutais vivre), und ich kann versichern, daß ich im ersten Augenblicke bei diesem plötzlichen Uebergang zu einem so viel höhern Grade von Ausdehnung und Kälte nichts Unangenehmes fühlte."

Wie der Barometer zu fallen aufhörte, bemerkte Herr Charles mit der größten Genauigkeit 18 Zoll 10 Linien. Vermöge einer von dem Herrn Meunier der französischen Akademie der Wissenschaften, deren Correspondent er ist, mitgetheilten Ausrechnung befand Herr Charles sich damals in einer Höhe von wenigstens 1700 Klaftern. In wenig Minuten wirkte die Kälte so stark auf seine Finger, daß er die Feder kaum länger halten konnte. Er hatte sie auch nicht mehr nöthig; denn anstatt höher zu steigen, hatte die Maschine nur blos eine horizontale Bewegung. — „Ich richtete mich jetzt mitten in dem Wagen auf", sind seine eignen Worte, „und überließ mich dem Schauspiele, welches mir die Unermeßlichkeit des Horizonts darstellte. Bei meiner Abreise von der Wiese war die Sonne für die Einwohner der Thäler untergegangen; aber bald ging sie für mich allein wieder auf und begann noch einmal den Globus und den Wagen mit ihren Strahlen zu vergolden. Ich war nun der einzige beleuchtete Körper im ganzen Gesichtskreise, und ich sah die ganze übrige Natur in Schatten getaucht. Bald verschwand auch die Sonne selber, und ich hatte das Vergnügen, sie zweimal in einem Tage untergehn zu sehen. Ich betrachtete etliche Augenblicke den Luftraum und die Dünste, die aus den Thälern und Flüssen emporstiegen. Die Wolken schienen aus der Erde herauszudampfen und mit Beibehaltung ihrer gewöhnlichen Gestalt sich über einander herzuwälzen. Nur war ihre Farbe graulich und eintönig, wie es bei dem wenigen durch die Atmosphäre zerstreuten Lichte nicht anders sein konnte. Der Mond allein beleuchtete sie. Bei seinem Lichte bemerkte ich, daß ich zweimal umlegte und von wahren Luftströmen wieder zurückgetrieben wurde. Zu verschiednen Malen kam ich sehr merklich von meiner ersten Richtung ab. Eine Erscheinung, die mich sehr angenehm überraschte, war, daß die Wimpel meiner Flagge der Richtung des Windes folgten; und von diesem Augenblicke faßte ich (vielleicht zu voreilig) die Hoffnung, daß es möglich sein könnte, die Richtung der aërostatischen Ma-

schine in seine Gewalt zu bekommen. — Mitten in dem unbeschreiblichen Entzücken der Contemplation, worin ich in diesen Augenblicken schwebte, wurde ich durch einen ganz außerordentlichen Schmerz im Innern des rechten Ohres und in den Drüsen der Kinnbacken zu mir selbst gebracht. Ich schrieb diese Empfindung ebensowol der Ausdehnung der in dem zellförmigen Gewebe des Organismus enthaltnen Luft als der Kälte der äußern Luft zu. Ich war nur in der Weste und mit bloßem Haupte. Ich bedeckte mich mit einer wollenen Mütze, die zu meinen Füßen lag; aber der Schmerz verlor sich nicht eher, als bis ich der Erde wieder nahe kam. Es waren ungefähr 7 bis 8 Minuten, seitdem ich nicht mehr stieg; im Gegentheil machte die Verdickung der brennbaren Luft, die noch im Globus war, daß ich zu sinken anfing. Ich erinnerte mich meines dem Herzog von Chartres gegebenen Wortes und beschleunigte mein Herabsteigen, indem ich von Zeit zu Zeit die obere Luftklappe zog. In Kurzem zeigte mir der beinahe halb leere Globus nur noch die Gestalt einer Halbkugel. Ich wurde am Walde von La Tour du Lay einer unbebauten Strecke Landes gewahr, die mir zum Anländen bequem schien. In einer Entfernung von 20 bis 30 Klaftern warf ich eilends noch 2 bis 3 Pfund Ballast aus, die ich sorgfältig aufgespart hatte; die Maschine blieb einen Augenblick stehen und ließ sich sodann ganz sanft auf dem nämlichen Platze nieder, den ich mir ausersehen hatte. Ich war über eine Meile von dem Orte des Aufsteigens entfernt; weil ich aber in meinem Laufe öfters bald wieder rückwärts bald auf die Seite getrieben wurde, so möchte meine ganze Luftfahrt in gerader Linie wol drei Stunden betragen haben. Es waren nun 35 Minuten seit meiner Abreise; und so zuverlässig sind die Combinationen unsrer aërostatischen Maschine, daß ich 130 Pfund specifischer Leichtigkeit nach Belieben verlieren konnte, deren Sparung (welche ebenfalls in meiner Willkür stand) mich wenigstens noch 24 Stunden in der Luft erhalten hätte."

IV.

Da eine genaue Darstellung der Verfahrungsart des Herrn Charles nicht hierher gehört, so begnüge ich mich blos, ihre Verschiedenheit von der Montgolfierischen, so viel aus den bisherigen Berichten erhellet, kürzlich anzuzeigen.

Die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, deren sich Herr Charles am 1. December zu Ladung seines Balls bediente, verhielt sich zur atmosphärischen am Gewichte wie 1 zu $5^1/_2$. — Dieses Verhältniß bleibt in allen Graden der Ausdehnung beider Luftarten, und da vermöge desselben das Verfahren im Auf- und Absteigen sich auf Combinationen, die einer hinlänglich genauen Berechnung fähig sind, gründet, so ist nicht nur die vollkommne Sicherheit des Herrn Charles und seines Reisegefährten in einem Elemente, welches vor ihnen nur von geflügelten Wesen mit solcher Zuversicht befahren wurde, begreiflich, sondern man kann es dem Ersten auch wol glauben, daß er unter andern Umständen, vermittelst gehöriger Sparung der 130 Pfund specifischer Leichtigkeit, die er bei seinem zweiten Aufsteigen durch Zurückbleiben des Herrn Robert gewonnen hatte, sich ebenso gut 24 Stunden als 35 Minuten lang in der Luft hätte erhalten können.

Alles dieses findet sich ganz anders, wenn die Maschine nach der Montgolfierischen Weise behandelt wird. Der aus brennendem feuchtem Stroh und Wolle gezogene Dampf ist, wie die Versuche des berühmten Genfischen Philosophen, Herrn von Saussures, beweisen, so weit entfernt, specifisch leichter zu sein als die atmosphärische Luft, daß er vielmehr bei gleicher Temperatur um ein Beträchtliches schwerer ist. Das, was also den Montgolfierischen Ball steigen macht, ist blos das Feuer, das diesen Rauch in die möglichste Verdünnung setzt. Da er aber, sobald dieses aufhörte, sich wieder verdichten und seine erhaltne specifische Leichtigkeit verlieren würde, so muß er durch ein beständig genährtes Feuer in der Rarefaction erhalten werden, die mit Hilfe des Stoßes der Flamme und des Zugs der äußern Luft, den die Wärme der Maschine längs ihrer Seitenwände verursacht, das Steigen derselben ganz allein bewirken und sie eine Zeit lang in der Luft erhalten kann. Wie gefährlich es aber sein müsse, dreihundert Klafter hoch in freier Luft in einer aus lauter sehr leicht Feuer fangenden Materien zusammengepappten Maschine ein beständiges Feuer zu unterhalten; wie schwer oder vielleicht gar unmöglich es sei, nie über den Grad von Hitze und Ausdehnung, den sie ertragen kann, hinauszukommen, und wie leicht also die Maschine, zumal auf einer beträchtlichen Luftreise, bei einer so unsichern Verfahrungsart beschädiget werden oder auch (besonders wenn sie sehr groß ist und eine Last von vielen Centnern mit sich

schleppen soll, folglich desto stärker geheizt werden muß) gar in Brand gerathen könne: Alles dies fällt einem Jeden von selbst in die Augen; und es würde ohne die moralischen Ursachen, welche dabei im Spiele sind, unbegreiflich sein, wie man, sogar nach den Versuchen vom 21. November und 1. December, noch eigensinnig genug sein könne, die entschiednen Vorzüge der Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkennen und gegen Vernunft und Erfahrung Recht behalten zu wollen.

Die Maschine des Letztern hingegen und die Art, wie er sie behandelt, ist ebenso einfach als sicher. Eine bestimmte Quantität brennbarer Luft, womit der Ball gefüllt ist, ein gewisses Quantum Ballast, vermittelst dessen man sich nach Erforderniß der Umstände in der gehörigen specifischen Leichtigkeit erhalten kann, und ein paar Luftklappen, um dem zu sehr dilatirten Gas den nöthigen Ausgang zu verschaffen, ist Alles, was erfordert wird, den in seiner Neuheit so erstaunlichen und in seinen Ursachen so simpeln und unfehlbaren Effect hervorzubringen. Die Maschine konnte nicht eher steigen, bis sie leichter war als das Volumen von Luft, dessen Platz sie einnahm; daher mußte sie im Momente der Abreise um einige Pfund Ballast erleichtert werden. Sie stieg nun, so wie der Druck der atmosphärischen Luft abnahm und der im Ball eingeschlossne Gas in Aeußerung seiner Federkraft weniger Widerstand erfuhr; und sie hörte nicht eher auf zu steigen, bis er in einer Höhe von 334 bis 335 Klaftern (nach einer auf die barometrischen Beobachtungen der Luftfahrer gegründeten Ausrechnung des Herrn Meunier) mit der äußern Luft sich wieder beinahe im Gleichgewicht befand. Ich sage beinahe, weil die Kunst, in der Luft gleichsam vor Anker zu liegen und eine Zeit lang in völligem Gleichgewichte Station zu halten, eine Sache ist, die nur durch oft wiederholte Versuche und eine Menge Beobachtungen, deren Resultate die Regeln des Verfahrens geben müssen, gefunden werden kann. Die Maschine erlitt inzwischen einen doppelten Verlust an Gas, einmal, weil der Ueberzug von Tafft, ungeachtet des elastischen Harzes, womit er gummirt ist, nicht Dichtigkeit genug hat, das unmerkliche Verfliegen dieses äußerst flüchtigen Wesens zu verhindern, und dann, weil er durch die Sonnenstrahlen, die den Ball eine Stunde lang beschienen und erwärmten, so stark ausgedehnt wurde, daß er sich vermuthlich mit Gewalt einen Ausgang verschafft hätte, wenn die Einrichtung der Maschine und die Aufmerksamkeit des

Herrn Charles diesem Zufalle nicht zuvorgekommen wären. Eine solche gewaltsame Explosion des sich zu sehr ausdehnenden Gases (welche die Folge von verschiedenen Ursachen sein kann) scheint die einzige oder doch die größte Gefahr zu sein, der diese Art, in der Luft zu reisen, ausgesetzt ist. Aber eben deswegen hatte man sie vorhergesehen und außer der Oeffnung des sogenannten Appendix (wodurch der Gas in den Ball gebracht wird), die demselbigen gleichsam zu beliebigem Ausgang überlassen blieb, noch oben und unten eine Luftklappe angebracht, wodurch man im Nothfalle so viel Gas auf einmal herauslassen konnte, daß keine der Maschine selbst verderbliche Explosion zu befürchten war. Dieser starke Verlust an brennbarer Luft zog unmittelbar eine Verminderung an specifischer Leichtigkeit der Maschine nach sich, welche aber sogleich wieder hergestellt wurde, indem man sie nach Befinden wieder um ein gewisses Quantum Ballast erleichterte. Oft wiederholte Versuche und darüber gemachte Ausrechnungen werden auch hierin Alles nach Maß, Zahl und Gewichte bestimmen lehren; genug, daß Herr Charles schon bei seinem zweiten Experimente im Großen durch dieses so einfache Mittel im Stande war, seinen Aufenthalt in der Luft nach Gutbefinden zu verlängern und aus einer entsetzlichen Höhe so langsam und sanft, als er nur wünschen konnte, wieder auf die Erde herabzuschweben.

Uebrigens bleibt es unleugbar, daß dieser doppelte Verlust an der Materie, die das primum mobile der Aëronautik ist, noch ein großes Gebrechen und wichtig genug ist, daß man auf Mittel und Wege denke, demselben abzuhelfen. Ob der Verlust, den die Ausströmungen des zu sehr dilatirten Gases verursachen, dadurch mit Erfolg verhütet werden könne, daß man sie (wie Einige vorgeschlagen haben) im Ausströmen in dazu schickliche Gefäße auffasse — wird die Erfahrung zeigen müssen. Inzwischen hat ein gewisser Herr Lapostolle von Amiens Hoffnung gemacht, demjenigen Verluste, den das unmerkliche Verfliegen desselben durch den Ueberzug verursacht, durch Erfindung einer dem Gas schlechterdings undurchdringlichen und zugleich viel wohlfeilern Hülle vielleicht in Kurzem abhelfen zu können. Dieser Herr Lapostolle erweckt ein um so größeres Zutrauen zu dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen für die Vervollkommnung der aërostatischen Maschine, da er sich in Verbindung mit einigen andern Liebhabern der Naturwissenschaft zu Amiens bereits durch Bekanntmachung einer äußerst wohlfeilen Art von

brennbarer Luft, die aus Steinkohlen gezogen wird, um die Aëronautik verdient gemacht hat. Die Operation geschieht mittelst eines starken Feuers, wodurch sich der in den Steinkohlen enthaltne äußerst flüchtige brennbare Gas mit solcher Geschwindigkeit entwickelt, daß es vieler Vorsicht bedarf, wenn man ihn in den Ball hineinbringen will. Hauptsächlich kommt es darauf an, diesen Gas in der Zubereitung von einer andern Flüssigkeit abzuscheiden, welche zugleich mit ihm übergeht und in einem in Dunst aufgelösten Steinöle besteht. Dieser Dunst ist anfänglich (so lange nämlich die Naphtha mit ihrem auflösenden flüchtigen Princip vereinigt bleibt) ebenso brennbar als der eigentliche Gas; wenn er aber in den Ball hineingebracht wird und sich darin verdickt, setzt sich das Steinöl an die innern Wände des Balles an, und das davon abgetrennte flüchtige Wesen verändert die brennbare Luft in atmosphärische. Damit dieses nun nicht geschehen könne, muß man das luftähnliche Flüssige, welches durch die Wirkung des Feuers aus den Steinkohlen gezogen wird, ehe man es in den Ball hineinbringt, durch Wasser gehen lassen, als welches in eben dem Augenblicke, da es das Steinöl von seinem Auflöser frei macht, sich des letztern dergestalt bemächtigt, daß der brennbare Gas ganz rein und unvermischt in den Ball übergehen kann.

Solchemnach wäre das Mittel, mit sehr geringem Aufwand von Kosten und Zeit sich eine so große Menge brennbaren Gases, als man jemals nöthig haben könnte, zu verschaffen, bereits erfunden, und nach den Aeußerungen des Herrn Lapostolle zu schließen, wird man auf die Erfindung einer demselben undurchdringbaren Leinewand zum Ueberzuge nicht lange mehr warten müssen.

Es bliebe also nur noch übrig, ein Mittel zu finden, die aërostatische Maschine in horizontaler Richtung nach Belieben zu lenken. Ohne Zweifel ist über diesen wichtigen Punkt von dem Genie und der Wissenschaft des Herrn Charles, dessen Ruhm vorzüglich dabei interessirt ist, das Meiste zu erwarten. Inzwischen hat ein gewisser Herr Vallet, Theilhaber der zu Javel errichteten Manufactur mineralischer Säuren, schon zu Anfange dieses Jahres drei Versuche bekannt gemacht, die er zu besagtem Zwecke mit gewissen elastischen Flügeln von seiner Erfindung angestellt zu haben versichert. Da es ihm aber nicht beliebt hat, das Publicum in den Stand zu setzen, sich von der Beschaffenheit dieser elastischen Flügel einen deutlichen

Begriff zu machen, so wird man den Bericht erwarten müssen, den er von dem Erfolge seines Vorhabens, eben diese Versuche an einer großen aërostatischen Maschine zu machen, mitzutheilen versprochen hat.

V.

Das Schicksal des ungeheuern Lyoner Luftschiffes, welches die Herren Montgolfier, Pilatre de Rozier und einige Andere im Triumph nach Paris führen sollte, ist nunmehr auf eine Art entschieden, die uns von der philosophischen Voraussehungsgabe der Herren Unternehmer eben nicht die größte Meinung giebt. Es ist bisher immer das Unglück dieser Partei gewesen, große Erwartungen zu erwecken und weniger zu leisten, als man zu erwarten berechtigt war. Sie behelfen sich alsdann mit der Versicherung, sie hätten nicht mehr leisten wollen; aber diesesmal haben sie sich diese Ausflucht selbst versperrt. Sie haben das, was sie leisten wollten, nicht bewerkstelliget, und es wird schwer sein, sie von dem Vorwurfe, übel combinirt zu haben, freizusprechen.

Die neue Maschine wurde mit großem Prunk als das süperbeste Luftschiff, das jemals gesehen worden, angekündigt. Sie hatte 100 Fuß im Durchmesser und enthielt 545,000 Kubikfuß. 150 Werkleute arbeiteten über Hals und Kopf daran. Es bekam dem königlichen Intendanten von Lyon zu Ehren den Namen le Flesselles, und der unermüdliche Pilatre de Rozier (wie er in einem Schreiben von Lyon vom 2. Januar heißt) war von den Subscribenten zum Capitän desselben ernannt. Er sollte acht Personen, die ihm Vollmacht über ihre Existenz gegeben hatten, und überdies noch 140 bis 150 Centner Waaren mit einnehmen, um diese Luftfahrt auch zugleich zu einem Handlungsobject zu machen. Die Abreise wurde zuerst auf den 10. Januar festgesetzt und, als dieser kam, auf den 15. verschoben. Die Liste der Liebhaber, welche das Abenteuer mit bestehen wollten, wurde täglich größer, und nichts war mit der Bewegung, worin ganz Lyon in diesen Tagen war, zu vergleichen als — diejenige, in welche die große Nase, die sich Don Diego auf dem Vorgebirge der Nasen[1]) angeschafft hatte, die guten Straßburger in der Fabella des berühmten Hafen Slaw-

[1]) S. Tristram Shandy im vierten Bändchen. — (Gruber.)

kenbergius setzte. Zu Paris war die Erwartung nicht viel geringer; aber man behielt doch kaltes Blut genug, um sich selbst zu fragen, ob das, was zu Lyon versprochen wurde, auch unter die möglichen Dinge gehöre. Man zweifelte, man verglich, man berechnete; und je mehr man die Sache überlegte, je unwahrscheinlicher fand man die Hoffnung, den Herrn Pilatre de Rozier und seine braven Kameraden in den Lüften von Lyon anlangen zu sehen. Ein Ungenannter machte den 16. Januar seine Zweifel in dem Journale bekannt, aus welchem ich alle Urkunden und Belege dieses historischen Versuches ziehe. „Man sagt uns", spricht er, „die Maschine werde, wenn der Wind gut sei, auf der Höhe von Paris anlangen, welches in gerader Linie vielleicht nicht mehr als 80 Meilen (gemeine französische nämlich) Entfernung beträgt. Rechnet man, daß die Maschine in einer Stunde fünf zurücklege, so brauchte sie doch immer 16 Stunden zu der ganzen Reise; und gerade dies, daß sie so lange in der Luft ausdauern könne, ist, was mir unmöglich scheint. Denn weil der Ball sich durch Rauch in der Höhe erhalten soll und der Rauch seine größte specifische Leichtigkeit nur durch die größte Hitze erlangen kann — (eine Hitze, die in dem ersten Globus, der in die Luft ging, so groß gewesen sein soll, daß der daran befestigte Thermometer 5 Grad über den Punkt des kochenden Wassers gestiegen), so ist nothwendig zu besorgen, daß bei dieser Voraussetzung die Maschine zu Grunde gehen müsse. Wollte man hingegen, um dieses Unheil zu vermeiden, den Rauch nicht immer in dem gleichen Grade von Hitze erhalten, so kann ich nichts Andres voraussehen, als daß er sich gar bald verdicken und bei Annäherung an die kalte Oberfläche des Balls in Wasser verwandeln wird."

In Gemäßheit dieses Raisonnements bot der Ungenannte eine Wette von 25 Louis aus, welche er bei dem Herausgeber des Journals von Paris niederlegte: „daß die Lyoner Maschine, weit entfernt, sich 16 Stunden in der Luft zu halten, nicht einmal vier Stunden darin ausdauern werde, vorausgesetzt, daß man die Rarefaction der Luft in dem Balle durch kein anderes Mittel als durch Rauch und Feuer bewirke."

So mäßig auch die ausgebotne Wette war, so war doch (wie es scheint) seit den Einsichten, die man durch die beiden großen Experimente des Herrn Montgolfier bekommen hatte, der Glaube an seine Verfahrungsart so schwach geworden, daß sich in ganz Paris Niemand fand, der 25 Louis an eine Wette

wagen wollte, gegen welche die Herren Montgolfier und Pilatre nicht weniger als Ruhm und Leben gesetzt zu haben scheinen konnten.

Inzwischen kam der zur Abreise unfehlbar anberaumte 15. Januar; aber die Reise wurde (wir wissen nicht warum) abermals auf den 16. aufgeschoben. Man begnügte sich, den Ball anzufüllen und — vielleicht (denn auch hierüber drückt sich der Lyoner Correspondent nicht deutlich aus) an Stricken steigen zu lassen. Alles, was er davon sagt, ist: „Die ganze Maschine gab durch ihr durchaus gleiches Aufschwellen das prächtigste Schauspiel, und es ist schwer, sich ein so immenses und imposantes Object vorzustellen." Indessen hatten die Zuschauer diesmal keine Schuld daran, daß die Sache nicht vor sich ging; denn ungeachtet ihr Zusammenlauf ebenfalls ungeheuer (immense) war, so lief doch Alles in der besten Ordnung und Ruhe ab, die man nur wünschen konnte.

Die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, war indessen zu Paris zwischen Furcht und Hoffnung bis zur Ungeduld gestiegen, als endlich den 23. Januar folgende Hiobspost anlangte.

„Lyon, den 17. Januar 1784.

„Ungeachtet die vorgestrige Nacht sehr regnig und die aërostatische Maschine sehr durchnäßt war, so war man doch gestern an dem Augenblick, eines himmlischen Schauspiels zu genießen, und die Zurüstung dazu war süperb, als das Feuer, weil es zu stark gemacht worden war, den obern Theil der Maschine ergriff und in Flammen setzte. Dieser Zufall brachte eine große Consternation hervor. Man beschäftigt sich gegenwärtig, den Schaden wieder auszubessern; aber es ist wenig Hoffnung da, daß man von der aërostatischen Maschine von Lyon andre Nachrichten zu geben haben werde."

Das klingt nun freilich gar trostlos! Aber so schreibt man auch nur in der Niedergeschlagenheit des ersten Augenblicks der getäuschten Hoffnung. Die Herren Unternehmer ließen den Muth nicht so schnell sinken, und die gute Fassung, worin sie sich erhielten, richtete auch bald wieder die Subscribenten und das Publicum auf. Man sehe aus folgendem Schreiben, was für eine glückliche Wendung die Geschmeidigkeit des französischen Geistes zu nehmen wußte, um die Sache in das mildeste Licht zu stellen und einen Vorfall, der gestalten Umständen nach

äußerst niederschlagend war, in einen Anlaß — wo nicht zu einem Triumphe, doch wenigstens zu einer Ovation zu verwandeln.

„Lyon, den 19. Januar 1784.

„Die aërostatische Maschine von 100 Fuß Durchmesser, welche durch die vorgehenden Experimente, durch Frost, Regen und Schnee und selbst durch das Feuer, das einen Theil davon ergriffen hatte, sehr fatiguirt*) war, ist mit unbeschreiblichem Eifer wieder hergestellt worden. Alles hat sich demnach diesen Morgen zu einem großen Experiment angeschickt. Die Maschine wurde glücklich gefüllt; aber in dem Augenblicke, da man erwartete, daß die Abreise vor sich gehen sollte, wendete Herr Pilatre de Rozier auf eine sehr dringende Art ein, daß die Anzahl der Herren, welche mitreisen wollten, viel zu beträchtlich sei, und daß nicht mehr als drei zugleich abgehen könnten. Da aber diese Liebhaber, animés de la même ardeur, sehr lebhaft auf ihrem Vorsatz bestanden und Keiner von seinem Posten weichen wollte, so vereinigten sie sich endlich, es auf den Rath oder Befehl des Herrn Intendanten ankommen zu lassen. Dieser that den Ausspruch: „daß es unendlich besser sei, alle die illüstern Voyageurs, welche sich angäben, zu befriedigen, indem man etwas von der vorgehabten Himmelfahrt und Reise aufopferte". Dieser Entscheidung zufolge wurden die Stricke auf der Stelle abgehauen; die Maschine erhob sich 500 Klafter hoch und ließ sich wieder gar sanft auf einer nicht weit von dem Orte des Aufsteigens entfernten Wiese nieder. Alles ging ohne den geringsten unangenehmen Zufall vorbei. „Le spectacle était superbe, et a fait l'admiration de plus de cent mille âmes réunies." Die auf der Galerie befindlichen Personen waren: Herr Montgolfier der Aeltere, Herr Pilatre de Rozier,

*) Très fatiguée. — Welch ein erwünschter glücklicher Ausdruck! Die gute Maschine hätte auch von Stahl und Eisen sein müssen, um von so vielen auf sie einstürmenden Feinden nicht fatiguirt zu werden. — Die beste Charakteristik eines Volkes ist seine Sprache. Die französische ist beneidenswürdig reich an dergleichen versüßenden und einwickelnden Redensarten, die der leidenden Eitelkeit zu Hilfe kommen und einen sanft bedeckenden Schatten auf Theile legen, denen ein volles Licht nicht günstig wäre. Der Stil des ganzen Briefes ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück.

der Prinz Karl, ältester Sohn des Fürsten von Ligne, der Herr Graf von la Porte d'Anglefort, Oberstlieutenant von der Infanterie und Ritter des heiligen Ludewig's, der Herr Graf von Laurencin, Ritter des heiligen Ludewig's, der Herr Graf von Dampierre, Officier von der französischen Garde, und Herr Fontaine aus Lyon, als treufleißiger Mitarbeiter."

Und so lief denn die große aërostatische Reise von Lyon nach Paris in dem ungeheuern Luftschiffe der Flesselles darauf hinaus, daß sechs illüstre Personen und ein Coopérateur très-zélé sich 500 Klafter hoch schaukeln ließen, um so bald als möglich in einer benachbarten Wiese wieder herabzusteigen und 100,000 neugierigen Seelen eine kleine Augenlust zu machen! — Und das große Experiment, wozu so große Anstalten gemacht, und wovon eine so große Erwartung erweckt worden war, bestand in nicht mehr noch weniger, als daß die Herren Unternehmer den 16. Januar 1784 mit einer Maschine von 100 Fuß Durchmesser, proportion gardée, das Nämliche leisteten, was sie den 21. November 1783 mit einer Maschine von 60 Fuß geleistet hatten! — Freilich machte es ein süperbes Schauspiel, und es ist allerdings keine Kleinigkeit, hunderttausend Seelen auf einmal Freude zu machen; aber Alles unparteiisch überlegt, kann man sich doch kaum erwehren, den guten Herrn Montgolfier und seinen Freund Pilatre zu beklagen, daß sie sich dazu bequemen mußten, den unendlichen Ruhm, den ihnen die erste Luftreise von Lyon nach Paris gebracht haben würde, der Meinung des Herrn von Flesselles, „daß an der Befriedigung der vier hochgebornen Herren, welche zu Hause hätten bleiben müssen, unendlich mehr gelegen sei", aufzuopfern.

So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Besuch von einem meiner Freunde erhielt, welcher, da er mich mit der Feder in der Hand überraschte, einige Neugierde zeigte, zu wissen, womit ich eben beschäftigt wäre. Ich las ihm die ganze facti speciem vor. Er fand die Geschichte deliciös (denn ich muß nicht vergessen, zu sagen, daß er wenigstens ein ebenso warmer Verehrer der französischen Nation und Sprache ist als ich), aber wie ich zu meinem Mitleiden mit den Herren Pilatre und Montgolfier kam, schüttelte er den Kopf und meinte, daß ich dies auf eine andre Gelegenheit für sie aufsparen könnte. „Wenn es wahr ist," sagte er, „daß die Herren

sich noch nicht geben, sondern die Reise, die ihnen mit der Rauchmaschine von 100 Fuß so übel gelungen ist, nun mit einer neuen von 70 probiren wollen, so besorge ich, wir werden nur zu bald Gelegenheit bekommen, den Eigensinn dieser wackern Männer zu beklagen, welche sich's nun einmal (wie es scheint) in den Kopf gesetzt haben, neben ihrer Gluthpfanne entweder zu siegen oder zu sterben. Aber dermalen, Freund, geben Sie Ihr Mitleiden ganz umsonst aus. In ganzem Ernste, lieber Herr, sehen Sie denn nicht, daß das Alles eine prämeditirte Sache war, und daß der Herr Capitän sich darauf verließ, daß Herr Flesselles den Ausspruch thun würde, den er that? Oder konnte Dieser etwa, so wie die Umstände (Dank sei es den Herren Unternehmern!) lagen, die ihm vorgelegte Frage anders entscheiden? — Ueberlesen Sie die facti speciem nur noch einmal — mit einiger Vorsichtigkeit gegen die feinen Sprachwendungen, worin unsre lieben Westfranken so große Meister sind, wenn es darauf ankommt, die blinde Seite einer Begebenheit, wo ihre Gloriole mit im Spiele ist, zu verheimlichen. Natürlicherweise muß man den besagten Herren zutrauen, daß die Erfahrung vom 16. Januar ihnen die Augen genugsam öffnete, um die Hoffnung aufzugeben, die versprochene Luftreise nach Paris mittelst ihrer ungeheuern Maschine zu bewerkstelligen. Aber noch natürlicher war es, daß sie sich gegen das Publicum nichts davon merken ließen. Sie ließen dasselbe auf dem Glauben, daß die Entzündung der Maschine ein bloßer unglücklicher Zufall gewesen sei, der sie nicht abhalten könne, ihr großes Vorhaben, sobald die Maschine wieder ausgebessert sein werde, ins Werk zu setzen. Man braucht nur den Umstand, daß diese Ausbesserung avec un zèle et une promptitude inconcevable in so kurzer Zeit bewirkt wurde, mit der Consternation zu vergleichen, in welche das Publicum Tages zuvor, als das ungeheure Ding in Brand gerieth, gesetzt worden war, um zu begreifen, daß die Herren Unternehmer es gewiß nicht an sich fehlen ließen, den Glauben der bestürzten Menge zu stärken und den gesunknen Muth wieder aufzurichten. Der Erfolg setzt dies außer allem Zweifel. Am 19. war die Maschine wieder hergestellt und das Publicum vermöge der gemachten Anstalten wieder in allgemeiner Erwartung, daß die Reise vor sich gehen werde. Der Prinz von Ligne und seine drei edeln Freunde, welche von der Partie sein sollten, fanden sich richtig ein und bestiegen die Galerie bona fide, voll frohen Muthes,

ein Abenteuer zu bestehen, das für junge Kriegsmänner von einer Nation und einem Stande, welche der Geist der alten Ritterschaft nie verlassen wird, einen unsäglichen Reiz haben mußte. Herr Pilatre, als der erwählte Capitän des Luftschiffes, ließ sie in Gegenwart von mehr als 100,000 Zuschauern ruhig einsteigen, und erst nachdem sie ihre Plätze genommen hatten, trat er auf und declarirte, „d'une manière très-pressante“: daß sein Schiff (das nämliche, welches nach der öffentlichen Ankündigung im Journale von Paris wenigstens dreißig Personen sollte tragen können) unmöglich mehr als drei einzunehmen im Stande sei. Vier mußten also wieder aussteigen. Nun war aber Herr Pilatre als Capitän unentbehrlich, und dem Herrn Montgolfier zuzumuthen, daß er einem Andern Platz mache, wäre wenigstens sehr unhöflich gewesen. Gesetzt aber, er hätte sich selbst freiwillig aufgeopfert, so blieben (wenn man auch den Coopérateur zélé zurücklassen wollte) immer noch zwei von den vier Herren übrig, welche wieder hätten aussteigen müssen. Natürlicherweise konnte Keiner von ihnen so gefällig sein, dem Andern seinen Platz bei einer solchen Gelegenheit und vor einer solchen Menge Zeugen abzutreten. Wo es um eine gewagte und (wenigstens in den Augen des größten Haufens) höchst gefährliche Unternehmung zu thun ist, würde eine solche Höflichkeit immer etwas Schielendes haben und den wahren Beweggrund des Nachgebens zweideutig machen. Kurz, es war nun augenscheinlich ein Ehrenpunkt, seinen Posten nicht zu verlassen; und so sah auch Herr von Flesselles die Sache an. Sie litt gar keine andere Entscheidung als diejenige, die er gab. Die Schuld, daß die Erwartung des Publicums in Absicht der Reise nach Paris getäuscht wurde, lag also weder an den vier illustres voyageurs noch an dem Herrn Intendanten. Aber“, fuhr mein Freund fort, „Sie werden sagen: Wie konnte es Herr Pilatre anders machen? Die Erfahrung bewies ja auf der Stelle, daß es unmöglich gewesen wäre, die sieben Personen nur bis nach Ville-Franche, geschweige nach Paris zu bringen. — Gut! Aber warum sagte Herr Pilatre nicht in Zeiten, was er doch nothwendig wissen mußte? Warum erst, da die vornehmen Herren schon eingestiegen waren? Und (was hier sehr wesentlich ist) was hinderte ihn, nachdem nun die Erfahrung seine Behauptung hinlänglich gerechtfertigt hatte und das Reisen oder Zurückbleiben der vier Herren kein Ehrenpunkt mehr war, was hinderte ihn nun, die

Reise nach Paris mit den Herren Montgolfier und Fontaine fortzusetzen? War die Maschine etwa durch die kleine Spazierfahrt von wenigen Minuten auch schon so fatiguirt, daß man ihr nicht weiter trauen durfte? Man müßte sehr eingenommen sein, um nicht zu sehen —" — „Ja, ja," fiel ich meinem unbarmherzigen Freund ins Wort, „das müßte man auch sein, um nicht zu sehen, daß man einem Philosophen, zumal dem Vorsteher eines Museums zu Paris, ebenso wenig zumuthen kann, sein System Lügen zu strafen, als einem Officier, seinen Posten zu verlassen. Lassen Sie mich immer die Herren Montgolfier und Pilatre bedauern! So glänzend auch der Ruhm ist, den sie sich bereits erworben haben, so bin ich doch gewiß, daß keiner von ihren Rivalen sich am 17. Januar an ihrem Platze hätte sehen mögen."

VI.[1])

Die Erfindung der Herren Montgolfier bemächtigte sich der lebhaften Einbildungskraft ihrer Landsleute in einem so hohen Grade, daß sie beinahe alle andern Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängte. Weder der Mesmerische Magnetismus noch der Wundermann Plethon mit seiner Gabe, Quellen viele Lachter tief unter der Erde herauszufühlen, konnten es gegen die aërostatischen Kugeln aushalten; sogar Figaro verlor das unsägliche Interesse, das er den Parisern einzuflößen gewußt hatte. Die neu erfundne Kunst, die Luft schiffbar zu machen, und die neuen Versuche, welche unaufhörlich von allen Enden angekündigt wurden, und wozu man sich des Beitrags der Liebhaber durch Unterzeichnungen zu versichern suchte, waren der Gegenstand aller Gespräche; und während die Naturforscher sich ein ernsthaftes Geschäft daraus machten, die Aëronautik zu einer immer größern Vollkommenheit zu erheben, diente sie den müssigen und begüterten Classen zu einer Art von Zeitvertreib, der außer dem Reize des Neuen und Wunderbaren noch den besondern Vorzug hatte, daß er manchem dunkeln Erdensohn eine unverhoffte und vielleicht einzige Gelegenheit gab, die Welt mit seinem Dasein und Namen bekannt zu machen und entweder seine Kenntnisse oder doch wenigstens den heroischen Muth, womit er sein Leben an diese kleine Befriedigung seiner Eitelkeit setzte, vor den Augen seiner Nation zur

[1]) Alles Folgende ist späterer Zusatz Wieland's. - A. d. H.

Schau auszustellen. Herr de la Lande zählte in dem Zeitraum vom 1. December 1783 bis zum 19. September 1784 vierundzwanzig öffentliche aëronautische Experimente, welche mit vielem Prunk, theils nach der Montgolfierischen Verfahrungsart, theils mittelst der brennbaren Luft, angestellt wurden.

Der schlechte Erfolg der großen Lyoner Montgolfière von 100 Fuß Durchmesser verdoppelte, ohne die Freunde des Herrn Montgolfier abzuschrecken, nicht nur den Eifer der Gebrüder Robert, sondern erweckte noch beiden Parteien an dem auch in Deutschland durch seine diesseits des Rheins angestellten einträglichen Luftfahrten berühmt gewordenen Blanchard einen bedeutenden Nebenbuhler. Dieser empirische Mechaniker, der mit einem erfinderischen Genie eine unermüdliche Hartnäckigkeit in Verfolgung und Ausführung seiner Ideen verband, hatte mehrere Jahre vor der Erscheinung des ersten Aërostats viele Zeit, Mühe und Kosten auf Erfindung einer Art mechanischer Flügel gewandt, womit er wie ein neuer Dädalus oder Ikaromenippus sich in die Luft erheben und dieses seitdem noch von keinem Sterblichen usurpirte Element nach beliebiger Richtung durchschneiden wollte. Ungeachtet des wenigen Erfolgs der großen Erwartungen, die er durch häufige Bekanntmachungen im Publicum erregt hatte, war er noch immer mit Eifer beschäftigt, die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich seiner Unternehmung von allen Seiten entgegenthürmten, als die Erfindung des Herrn Montgolfier und der glänzende Erfolg der von den Herren Charles und Robert am 1. December 1783 unternommenen Luftreise ihm auf einmal einen Weg zeigten, seine, wie er nun selbst einzusehen anfing, durch blos mechanische Mittel ewig unausführbare Idee durch Verbindung derselben mit physischen auf eine Art ins Werk zu setzen, wodurch er die Ehre der Erfindung wenigstens mit Montgolfier zu theilen hoffte. Er ermangelte nicht, das Publicum sogleich von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, welches auf nichts Geringers ging, „als an der Luft, die sich bisher so spröd und ungefällig gegen ihn gezeigt hatte, eine vollständige Rache zu nehmen und, wenn er sich nur einmal mit Hilfe des Ballons in die Atmosphäre erhoben habe, nun auch seinerseits den Meister über sie zu spielen und die Kunst dieser wunderbaren Schifffahrt vielleicht um einige Grade vorwärts zu bringen."

Herr Blanchard machte seinen ersten Versuch am 2. März 1784. Das Experiment sollte eben eine Viertelstunde nach

Mittag im Marsfelde vor den Augen einer unendlichen Menge vor sich gehen, als ein junger Mensch (den damals Niemand kannte, und der jetzt als Oberfeldherr der Kriegsvölker der französischen Republik in Italien seiner damaligen Etourderie Ehre macht) mit bloßem Degen in die Gondel (welche nur für Herrn Blanchard und einen zu dieser Luftreise erbetenen gelehrten Religiosen Raum hatte) gesprungen kam und ungeachtet des Unwillens und Aufstandes, den er gegen sich erregte, mit der äußersten Hartnäckigkeit darauf bestand, die Reise mitzumachen. Unglücklicherweise gingen unter dem Getümmel, welches durch diese seltsame Scene erregt wurde, die künstlichen Flügel in Stücken, die einen wesentlichen Theil der Mittel ausmachten, wodurch Herr Blanchard seinem Lauf in der Luft Richtung zu geben gedachte, und es blieb ihm nur noch das Steuerruder übrig, welches zu diesem Zweck nicht hinlänglich war. Nun erhob sich zwar Herr Blanchard demungeachtet, um die Erwartung des Publicums nicht ganz zu täuschen, mit der ihm eigenen Unerschrockenheit allein in die Luft; da er aber genöthigt war, sich der Gewalt der Luftströme oder Zugwinde, in die er gerieth, zu überlassen, so mußte er für diesmal zufrieden sein, sich gegen fünf Viertelstunden in der Atmosphäre zu erhalten und wenigstens die Erfahrung (wie er glaubte) gemacht zu haben, daß er auch ohne seine Flügel, durch den bloßen Gebrauch seines Steuerruders nicht nur die Gewalt der Luftströme zu mäßigen, sondern ihnen sogar (wie einige Zuschauer bemerkt haben wollten) zuweilen entgegen zu steuern vermögend gewesen sei, was von seinen Vorgängern noch keinem gelungen war.

Nachdem sich Herr Blanchard wieder ein paar tüchtige Flügel zugelegt hatte, unternahm er mit dem nämlichen Luftballon den 23. Mai Abends um 7 Uhr von Rouen aus seine zweite Luftreise. Es fehlte ihm nicht an Zuschauern, aber Niemand wollte bemerkt haben, daß er die Evolutionen, die er angekündigt hatte, wirklich gemacht oder eine andere Richtung als die, wozu ihn der Wind nöthigte, gehalten habe, wiewol diesmal sein ganzer Apparat in bestem Stande und kein junger Buonaparte da war, dem die Schuld hätte gegeben werden können. Indessen fehlte es dem Luftschiffer doch nicht an Ausreden; denn diesmal waren zwar die Flügel gut, die Winde hingegen so brutal und das Steuerruder aus Eilfertigkeit so schlecht gemacht, daß es 15 Minuten nach dem Aufsteigen schon zerbrochen war. Herr Blanchard begnügte sich also abermals,

zu zeigen, daß er mit Hilfe seiner Flügel nach Gefallen auf- und niedersteigen könne.

Selbst wenig mit diesem zweiten Versuch zufrieden, machte er den 18. Julius in Gesellschaft eines Herrn Boby eine dritte Luftreise, welche er in einem an den Redacteur des Journal de Paris eingeschickten Bericht mit vieler Zufriedenheit mit sich selbst ausführlich beschreibt. Das Auffallendste dabei ist die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, womit er in einem Elemente, dessen Uebermacht er, aller seiner Bravaden ungeachtet, auch bei dieser Gelegenheit zu erkennen genöthigt war, ebenso gelassen und furchtlos arbeitete als nur immer ein geübter Schiffer auf einem wohlbekannten Meere. Er versichert, auch auf dieser Reise nicht ohne Erfolg mit den Winden gekämpft zu haben und durch die bloße Art, wie er seine vier Flügel gedreht und in Bewegung gesetzt, nach Belieben auf und nieder gestiegen zu sein. Da er indessen doch selbst gesteht, daß er eine willkürlich genommene Richtung nur so lange habe halten können, als der Wind es ihm gestattet, und da er uns ohne Zweifel kein Geheimniß daraus gemacht hätte, wenn die Ebne von Puisanval, wo er 15 Meilen von Rouen (dem Ort der Abfahrt) wieder ans Land stieg, das Ziel gewesen wäre, nach welchem er gleich anfangs seinen Lauf gesteuert hätte, so scheint die Aëronautik auch durch diese dritte Reise des Herrn Blanchard keinen merklichen Schritt vorwärts gethan zu haben.

Hingegen hatte Herr Pilatre de Rozier bald nach der mißlungenen Luftreise von Lyon nach Paris ein neues Project entworfen, wodurch er Alles, was mit dem Luftballon bisher geleistet worden war, auszulöschen hoffte. Er wollte mit einem Palast von 150 Fuß in der Breite, der ein prächtiges Feuerwerk mit farbigen Transparents darstellen sollte, bei Nacht in die Höhe steigen und, nachdem dieses Feuerwerk abgebrannt wäre, des folgenden Tages sich in seinem Palast wieder in die Luft erheben, sich drei Tage und drei Nächte ununterbrochen in der Atmosphäre aufhalten, in dieser Zeit wenigstens 150 Meilen durchlaufen und sodann wieder herabsteigen, um bei seiner dritten Auffahrt nach England überzuschiffen. Er glaubte alle zu einem so großen Abenteuer erforderlichen physischen Mittel so wohl gewählt und combinirt zu haben, daß er an dem Erfolg nicht zweifelte; indessen kam das Project ohne seine Schuld nicht zur Ausführung, und er mußte sich begnügen, am 23. Junius zur Belustigung des

Hofes in einer ungeheuern Montgolfière, die der Königin zu Ehren den Namen Marie Antoinette bekam, in Gesellschaft des Professors der Chymie Prouts eine Luftspazierfahrt von Versailles nach Chantilly zu machen, woselbst sie sich, nachdem sie binnen 47 Minuten ihren ganzen Vorrath von Brennmaterialien aufgebraucht, übrigens ohne alle widrigen Zufälle wieder abzusteigen genöthiget sahen.

Ungleich glänzender war die dritte Luftreise der Gebrüder Robert, welche sich am 19. September aus dem Garten der Tuileries erhoben und nach einer Fahrt von 6 Stunden 40 Minuten zu Beuvry, eine Viertelstunde von Bethune in Flandern, 50 französische Meilen von Paris, vor dem Schlosse des Prinzen Chistelles-Richebourg wieder abstiegen. Sie bedienten sich bei diesem wiederholten Versuch eines mit brennbarer Luft angefüllten Aërostats von cylindrischer Form, 32 Fuß im Durchmesser, 52 Fuß lang und in zwei Halbkugeln von 26 Fuß im Durchmesser auslaufend; und ihre Hauptabsicht war, die Wirkung der mechanischen Kräfte genauer zu erforschen, von welchen sie zu Regierung ihres luftigen Fahrzeugs Gebrauch machen wollten.

Der Bericht, welchen sie selbst in einem eigenen „Mémoire sur les expériences aërostatiques par Messieurs Robert frères“ über diese Reise abgestattet haben, enthält viel Merkwürdiges und scheint zum Behuf des großen Problems, dessen Auflösung die Aëronautik zu einer der wichtigsten Erfindungen des menschlichen Geistes machen wird (nämlich zur Kunst, die Luftschiffe durch alle Hindernisse, welche die verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen, besonders die Luftströme und Winde, entgegensetzen, nach jeder beliebigen Richtung vertical und horizontal zu regieren), einen nicht unbeträchtlichen Beitrag geliefert zu haben.

Bei Allem dem blieb diese Aufgabe, aller bisherigen Versuche und Bestrebungen ungeachtet, noch sehr weit von ihrer Auflösung entfernt, da sowol die möglichste Vervollkommnung der Aërostaten als die übrigen Bedingungen, unter welchen die Kunst, sie unter allen gegebenen Umständen zu regieren, möglich ist, eine Menge Untersuchungen, Erfahrungen, Combinationen und Berechnungen voraussetzte, welche nur von den vereinigten Kräften der geschicktesten Naturforscher, Mathematiker und Chemiker zu erwarten sind.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, sobald die Ver-

suche der Herren Charles und Robert bewiesen hatten, daß die Sache etwas mehr als Lufttänzerei und Augenweide für die müssigen Pariser sei, einsehen mußte, daß es (auch ohne den besondern königlichen Befehl, den sie hierzu erhielt) Pflicht für sie sei, sich mit einem Gegenstande von dieser Wichtigkeit aufs Ernstlichste zu beschäftigen. Sie unterzog sich dieser Pflicht durch die Niedersetzung eines Ausschusses, welchem sie auftrug, die ganze Sache, so weit man bisher damit gekommen war, und was noch zu thun übrig sei, aufs Genaueste zu untersuchen und, da die bloße Empirie hier noch weniger als bei irgend einer andern Kunst zureichte, hauptsächlich den theoretischen Theil der Aëronautik so zu bearbeiten, daß der praktische den möglichsten Grad von leichter Ausführbarkeit, Sicherheit im Verfahren und Nützlichkeit in der Anwendung sowol zum Behuf der Wissenschaften als zum Gebrauch des gemeinen Lebens erhalten möchte. Der Bericht, welchen Herr Meunier der Akademie am 13. November 1784 darüber erstattete, gab die beste Hoffnung, daß auch die horizontale Direction, das Einzige, aber auch das Wichtigste, was noch zu erfinden war, auf dem von der Akademie eingeschlagenen Wege würde gefunden werden.

Während daß mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sich solchergestalt beschäftigten, die Theorie der neuen Kunst zur Vollkommenheit zu fördern, machte der genialische Luftschiffer Blanchard Anstalt, seine vierte Reise zur Belustigung der Engländer auf englischem Boden zu unternehmen. Sie ging auch am 16. October 10 Minuten nach Mittag von Chelsea aus glücklich von Statten. Herr Blanchard stieg in Gesellschaft eines Herrn Sheldon auf, setzte seinen Gefährten um halb 1 Uhr zu Sunbury, vierzehn englische Meilen von London, wieder ab, erhob sich dann von Neuem allein und kam, nachdem er über drei Stunden in der Luft und einen ziemlichen Theil dieser Zeit bald auf bald über den Wolken herumgeschwebt hatte, um halb 5 Uhr zu Rumsey, 78 englische Meilen von London, wohlbehalten wieder auf festen Boden. Die Beschreibung, die er von dieser Luftfahrt macht, läßt sich in der ihm eigenen breiten Manier ganz angenehm lesen, beweist aber zugleich, daß er seiner Flügel, seines Steuerruders und seines Windrads (moulinet) ungeachtet sich noch nicht rühmen konnte, das widerspenstige Element, das ihm schon seit mehrern Jahren so viele Streiche gespielt, zu Paaren getrieben zu haben. Doch diesem stolzen Gedanken schien er um diese

Zeit entsagt und dafür die klügere Partei ergriffen zu haben, sich aus seinem Talente, die aërostatische Maschine mit Hilfe seiner Vorrichtungen und eines günstigen Windes zu handhaben, eine Art von Geschäfte zu machen, das ihm neben einer gewissen momentanen Celebrität eine sehr angenehme Existenz und beträchtliche Einkünfte verschaffen könnte. Gewiß ist, daß von allen Luftfahrern dieser Zeit keiner sich die Vortheile, die ein unternehmender Kopf von gewissen ziemlich allgemeinen unschuldigen Schwachheiten der menschlichen Natur ziehen kann, besser zu Nutze zu machen wußte als Herr Blanchard. Daher war ihm denn auch so viel daran gelegen, der Erste zu sein, der das kühne Abenteuer gewagt, durch die Luft über den Canal La Manche zu setzen und seinem enthusiastischen Nebenbuhler um diese Ehre, dem Herrn Pilatre de Rozier, es koste, was es wolle, zuvorzukommen. Mit Recht sagt König Salomon, oder der weise Mann, der sich den Namen dieses berühmten Sultans zugeeignet hat: „Es liegt Alles an der Zeit und am Glück." Herr Pilatre hatte schon seit geraumer Zeit zu Boulogne Anstalten gemacht, in einer Montgolfière nach England überzuschiffen; aber ohne seine Schuld warf sich ihm ein Hinderniß nach dem andern in den Weg, und so mußte er den Schmerz erleben, daß ihm ein kleiner Empiriker den ewigen Ruhm, der Erste, der dies große Abenteuer bestanden, gewesen zu sein, vor dem Munde weghaschte. Genug, Herr Blanchard brachte es am 7. Januar 1785 glücklich zu Stande und flog in seinem Luftschiffe mit günstigem Winde binnen 2 Stunden 45 Minuten von Dover nach Calais, seiner Sache so gewiß und so wohlgemuth, als ob er von Paris nach Fontainebleau geflogen wäre. Auch hatte er, als er das vermeinte große Wagestück unternahm, den guten Verstand, einzusehen, daß es im Grunde für ihn ziemlich einerlei sei, ob Wasser oder festes Land unter ihm liege, d. i. ob er im unglücklichen Falle ertrinke oder zerschmettert werde. Aber in den Augen der unendlichen Menge von Zuschauern, die dieses nie gesehene Wunder aus England und Frankreich herbeigezogen hatte, und welche die Sache blos nach dem sinnlichen Eindrucke, den sie dabei erfuhren, beurtheilten, war der Unterschied sehr groß. Daher die unsägliche Schwärmerei, womit dieser heroischen That diesseits und jenseits des Canals zugejubelt wurde, der Triumph, womit die Municipalität von Calais den glücklichen Abenteurer einholte, und das Patent des Bürgerrechts dieser berühmten Stadt, das ihm nach

einem prächtigen Gastmahl auf dem Rathhause von dem Bürgermeister in einer goldnen Büchse überreicht wurde.

Alles das mußte der unglückliche Pilatre de Rozier mit ansehen, ohne daß ihm etwas Andres übrig blieb, als dem Publicum mittelst eines von sieben angesehenen und des Seewesens kundigen Personen zu Boulogne unterschriebenen Attestats zu beweisen, daß die Schuld, warum ihm Herr Blanchard zuvorgekommen, nicht an ihm, sondern an Nebel, Regen, Schnee, Stürmen und hauptsächlich an dem Winde gelegen, welcher eben darum, weil er Herrn Blanchard's Fahrt von Dover nach Calais günstig gewesen, es dem Herrn Pilatre unmöglich gemacht habe, von Boulogne nach Dover zu reisen.

In der That ist es bemerkenswürdig, mit welchem leidenschaftlichen, hartnäckigen Eifer dieser schwärmerische junge Mann die unaufhörlich unter seinen Tritten hervorwachsenden Hindernisse bekämpfte, durch welche sein guter Genius das unglückliche Schicksal, dem er unwissend entgegeneilte, zu entfernen suchte. Schon am 27. Januar 1785 sollte endlich die schon so lange angekündigte Unternehmung vor sich gehen, zu deren Anschauen ganz Boulogne mit Fremden angefüllt war. Sie konnte an diesem Tage nicht statthaben. Man setzte sie auf den 30. an, und sie wurde abermals zu Wasser. Aber Herr Pilatre de Rozier ließ sich weder abschrecken noch ermüden; und in der That war die Sache zu weit gekommen, als daß er sie mit Sicherheit oder Ehre hätte aufgeben können. Die Monate Februar und März gingen darüber hin, und nachdem auch ein fünfter Versuch, zu welchem am 12. März alle Anstalten gemacht waren, durch den Nordwind vereitelt worden, verzog sich die Sache bis zum 14. Junius, da Herr Pilatre sich abermals entschloß, seinen Ballon füllen zu lassen, um mit Anbruch des folgenden Tages abzufahren. Die Zurüstungen nahmen aber mehr Zeit weg, als er sich vorgestellt; es fand sich, daß der Ballon einige Löcher bekommen hatte, welche zugeflickt werden mußten; es fehlte bald an diesem, bald an jenem, und am 15. Vormittags um 10 Uhr war der Ball erst zum dritten Theil gefüllt. Der Wind änderte sich inzwischen und wurde nicht eher als bis in der Nacht günstig. Nun ließ Herr Pilatre den Ball vollends füllen, und nachdem er sich, da der Wind am 16. Morgens um 4 Uhr abermals umzusetzen drohte, durch drei kleine Luftbälle, die er nach und nach als Wegweiser steigen ließ, des günstigen Moments endlich versichert zu haben glaubte,

bestieg er um 7 Uhr mit einem jungen Kunstverwandten, Namens Romain, die Galerie der Montgolfière, und die Maschine erhob sich nach und nach bis zu einer Höhe von ungefähr 200 Fuß. Freude und Sicherheit (sagt der Herr Marquis de la Maisonfort, ein Augenzeuge und Freund des Herrn Pilatre) malte sich auf dem Gesichte der beiden Luftfahrer, während eine düstre Unruhe und eine Art von dumpfem Staunen die sämmtlichen Zuschauer ergriffen zu haben und für die Schönheit des Schauspiels gefühllos zu machen schien. In der vorbesagten Höhe schien ein Südostwind die Maschine zu treiben, und sie befand sich in Kurzem über dem Meere. Jetzt wurde sie drei Minuten lang von verschiedenen Luftströmen hin und her bewegt, bis endlich der Südostwind die Oberhand behielt und die Montgolfière nach der französischen Küste zurücktrieb. Was die Zuschauer nunmehr von dem unglücklichen Ausgang wahrnehmen konnten, wird in einem Briefe aus Boulogne von einem Augenzeugen folgendermaßen erzählt. „Nachdem der Ballon sehr hoch gestiegen war, sank er wieder langsam und nach und nach 3 bis 4 Minuten lang, ungefähr bis zum vierten Theil seiner Höhe herab; darauf sah man ein Wenig Rauch und fast im nämlichen Augenblick eine sehr helle Flamme am obersten Theile der Calotte des Ballons, der die Gestalt eines sich öffnenden Fächers bekam. Dieses Feuer dauerte höchstens 15 Secunden, und nun fiel die Montgolfière und die Galerie anfangs ziemlich langsam, aber in wenig Augenblicken mit der größten Schnelligkeit. Die beiden Unglücklichen stürzten mit der Galerie aus einer Höhe von mehr als 1600 Fuß zur Erde und wurden aufs Gräßlichste zerschmettert gefunden. Pilatre de Rozier blieb auf der Stelle todt, Romain gab noch einige schwache Lebenszeichen, aber ohne reden zu können, und verschied nach zehn Minuten."

Daß diese melancholische Katastrophe von verschiedenen Zuschauern auf eine ziemlich verschiedene Art erzählt wurde, kann bei einem Falle, wo eine genaue und von allen Arten der Täuschung gänzlich freie Beobachtung kaum möglich ist, Niemanden befremden. Indessen scheint sich doch auch hier der Parteigeist ein Wenig eingemischt zu haben, und mehrere Umstände wurden von verschiedenen Personen, je nachdem sie entweder der Montgolfierischen oder Robertischen Verfahrungsart günstiger waren, auf diese oder jene Art angegeben. Der Umstand aber, worin die meisten Augenzeugen übereinstimmten,

war die Flamme, die den obern Theil des Ballons ergriff und in einem Augenblick verzehrte, welche doch schwerlich eine andere Ursache haben konnte, als daß die aus einem Risse, den der Ballon zufällig bekommen hatte, mit Gewalt herausströmende brennbare Luft von dem in der Montgolfière unterhaltenen Feuer entzündet worden sein mußte. Uebrigens kann man dem Marquis de la Maisonfort, der das ganze Unglück auf den delabrirten Zustand des Luftballons schiebt, gern so viel zugestehen, daß es wahrscheinlich nicht geschehen wäre, wenn der letztere nicht durch die mehrere Monate lang ausgehaltenen Strapazen so übel zugerichtet gewesen wäre, daß es immer unbegreiflich bleiben wird, wie Pilatre de Rozier sein und seines Freundes Leben einer so unzuverlässigen Maschine anvertrauen konnte.

Wenn man die Augen von diesem traurigen Falle wegwendet, um sie wieder auf die verschiedenen neuen Luftreisen zu heften, welche Herr Blanchard nach seinem ersten Flug über den Canal theils vor, theils nach dem Unglück des armen Pilatre immer mit dem glücklichsten Erfolg anstellte, so kann man nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß er seine vielfältigen Triumphe weder dem blinden Glücke noch allein seinem sonderbaren Talent und einer seltnen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, sondern unstreitig auch seiner Art zu verfahren und verschiedenen Vorrichtungen und mechanischen Hilfsmitteln von seiner Erfindung zu danken hat, und daß sein unglücklicher Nebenbuhler wahrscheinlich noch leben würde, wenn er, anstatt mit eigensinniger Beharrlichkeit seiner einmal erwählten Verfahrungsart getreu zu bleiben, diejenige angenommen hätte, welcher Erfahrung und Theorie den unleugbaren Vorzug einer ungleich größern Sicherheit gab.

VII.

Das Unglück des allgemein geschätzten und bedauerten Pilatre de Rozier machte einen Eindruck auf das Publicum, der den Fortgang der neu erfundenen Kunst auf einmal zu hemmen und sie bei einem Volke, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, um allen Credit zu bringen drohte, wenn nicht einige Naturforscher und Mechaniker sich beeifert hätten, die natürlichen Folgen jenes Eindrucks noch eine Zeit lang aufzuhalten.

Der große Haufen wird immer blos vom Strome des Augenblicks fortgerissen, und wie oft ein einziger glücklicher Erfolg sein Herz so mächtig schwellt, daß ihm nun nichts mehr unmöglich, das Schwerste federleicht und das Gefährlichste Kinderspiel scheint, so braucht es hingegen auch nur einen einzigen nicht vermutheten Unfall, um seinen Muth auf einmal zu Boden zu werfen und ihm unübersteigliche Berge zu zeigen, wo er kurz zuvor nur Maulwurfshügel sah. „Man erinnere sich," sagt ein Ungenannter im 179sten Blatte des Journal de Paris von 1785, „des Augenblicks, wo man den ersten Luftballon sich mitten im Marsfelde erheben und in den Wolken verlieren sah, während ganz Paris das neue Experiment als ein die Naturgesetze unterbrechendes Wunderwerk anstaunte. Die Einbildungskraft selbst wagte es nicht, sich einen mit diesem Ballon aufsteigenden Menschen zu denken. — In diesem Augenblick stellt sich ein junger Mann mit einer einnehmenden, den glücklichsten Charakter ankündenden Bildung dar, der von Allen, die ihn kannten, geliebt wurde und allem Ansehen nach nichts als Ursachen, sein Leben zu lieben, haben konnte, und erbietet sich, einen Versuch zu machen, welchen kein Mensch nur in Gedanken zu wagen das Herz hatte. Man konnte sich kaum erwehren, ihn für wahnsinnig zu halten; aber als er von der Höhe des Himmels, wo man ihn über Paris hinschweben sah, wieder zur Erde herabgestiegen war, fehlte wenig, daß man ihn nicht für ein Wesen einer höhern Gattung ansah. Kaum war das Wunder vier- oder fünfmal wiederholt worden, so fing man schon an, sich nichts mehr daraus zu machen. Man sprach davon wie von einem Kinderspiele, wozu man nicht einmal Herz zu haben brauchte. Nun, da das schreckliche Ende des Unglücklichen, der den ersten Versuch mit einem so glänzenden Erfolge gemacht hatte, die ersten Bangigkeiten wieder erneuerte, hört man überall sagen, es wäre am Besten, diese Versuche, die für den Ersten, der sie gewagt, so übel ausgefallen, gänzlich aufzugeben; und man ist nicht weit davon entfernt, eben den Mann wieder als einen Unsinnigen zu verdammen, den man kurz vorher als einen Helden bewunderte. Indessen sollte man doch nicht übersehen, daß unter mehr als hundert ähnlichen Versuchen nur dieser einzige (und, was am Wenigsten zu vergessen ist, aus Schuld des Unternehmers selbst) einen unglücklichen Ausgang genommen hat. Die Gefahr muß so groß nicht sein, da die widrigen Zufälle schon in den ersten Versuchen so selten gewesen sind. Wie viele tausend

Opfer kostet die Schifffahrt noch immer der Menschheit! und doch ist die Schifffahrt eine nützliche Kunst. Freilich wird die Montgolfierische Erfindung diese Benennung nicht eher verdienen, bis die Kunst, die aërostatische Maschine zu dirigiren, gefunden sein wird. Aber wenn auch diese Kunst noch ein Problem ist, wer kann sagen, es sei unauflöslich, oder die Unmöglichkeit sei bereits ausgemacht? Selbst das Ansehen der gelehrtesten Männer entscheidet hier nichts. Die Wissenschaft vergleicht und verbindet nur bekannte Kräfte, und ihre Resultate können nicht weiter gehen; der Genie und der Zufall entdecken neue Kräfte und erweitern die Grenzen des Möglichen. Eine einzige Bemerkung des Genies, eine einzige Entdeckung, die der Zufall herbeiführt, können mehr als tausend Erfahrungen werth sein, um uns auf den rechten Weg zu bringen, den wir beim Lampenschein der Wissenschaft in den finstern und krummen Irrgängen der Natur lange vergebens gesucht hatten."

Während einige philosophische Köpfe durch Vorstellungen dieser Art die Hoffnung zu nähren suchten, daß die Aëronautik mit der Zeit noch zum Rang einer gemeinnützigen und auf zuverlässigen Principien feststehenden Wissenschaft erhoben werden könne, beeiferten sich die Herren Alban und Vallet nebst einigen Andern, durch neue aërostatische Versuche und Schauspiele die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Vor Allen blieb Herr Blanchard geschäftig, die Proben seiner Kunst außerhalb Frankreichs zu vervielfältigen; aber die Art, wie er die Sache behandelte, und der Ton, worin er seine Thaten dem Publicum verkündigte, näherte sich immer mehr der Manier gewisser andrer Künstler, die ihr Wesen zur Belustigung der Zuschauer ebenfalls in der Luft treiben wie er. Indessen fehlte wenig, daß er bei einer seiner luftigen Promenaden (wie er sie nennt) am 21. November 1785 das Schicksal des Pilatre de Rozier gehabt hätte; und wiewol er der Sache eine für seine Eitelkeit schmeichelhaftere Wendung zu geben sucht, so scheint doch diesmal ein bloßer glücklicher Zufall sein Retter gewesen zu sein. Er hatte sich (sagt er in einem Briefe an die Herausgeber des Journal de Paris) 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben und, was er selbst beinahe unglaublich findet, drei Minuten lang in einer Temperatur ausgehalten,*) worin nach der bisherigen

*) Der berühmte Mathematiker de la Lande vermuthete in dieser Angabe einen merklichen Schreibfehler, weil die höchste Höhe, welche bisher von irgend

Meinung der Naturforscher keines Menschen Lunge auch nur eine einzige Minute ausdauern könnte. „Ensuite," fährt er fort, „ayant mis mon ballon en pièces par le pôle inférieur, je suis descendu en parachute du haut des nuées, et mon ballon est allé se précipiter dans la mer. Mon seul but dans cette expérience était d'échapper aux dangers qui me menaçaient sur la terre par la tempête, et sur la mer qui m'environnait de toutes parts. Il ne m'est arrivé d'autre accident que celui de renverser le toit d'une chaumière, de déraciner de petits arbres, d'en casser de grands, et d'arracher des buissons. Mon ballon et ma nacelle sont aussi en pièces: je suis resté seul entier de mon équipage; et semblable au capitaine qui perd son vaisseau, je suis tout prêt d'en remonter un autre, que je fais construire dans ce moment à Lille." — Ich gestehe, daß ich nicht Oedipus genug bin, um mir aus dieser räthselhaften Darstellung einen deutlichen Begriff von dem halsbrechenden Abenteuer zu machen, welches Herr Blanchard in einem so jovialischen Ton erzählt. Was darüber in den flandrischen öffentlichen Blättern gesagt wurde, giebt zwar etwas mehr Licht, scheint aber nur die Unbegreiflichkeit der Sache zu vermehren. Herr Blanchard versicherte nämlich zu Gent öffentlich, „er wäre in der größten Gefahr gewesen. Sein Ballon, der bei seinem Aufsteigen nicht ganz voll gewesen, sei (vermuthlich in der Höhe von 32,000 Fuß) so außerordentlich aufgeschwollen, daß er den Augenblick vor sich gesehen habe, wo er zerplatzen müßte. Wiewol er das Ventil aufgemacht, habe sich doch das Volumen der Luft nicht vermindert; er hätte also keinen andern Ausweg gehabt, als mit der Spitze seiner Fahne Risse in den untern Theil des Ballons zu machen. Aber da habe sich eine andere Gefahr gezeigt; er sei nämlich mit einer solchen

einem Sterblichen erstiegen worden, nicht über 2434 Klafter betrage und in einer Höhe von 5333 Klaftern, wo der Barometer auf 8 Zoll fallen würde, die Ausdehnung der Luft so groß sein müßte, daß wahrscheinlich ein Blutsturz und der Tod die unmittelbare Wirkung davon wäre. Herr Blanchard erklärte sich hierüber kurz und gut: „Es bleibe bei den angegebnen 32,000 Fuß; was andere Leute erfahren hätten, könne ihm nichts präjudiciren; er wolle, zwar nicht jetzt, aber künftig in einem Journal seiner aëronautischen Reisen hinlängliche Auskunft über die Sache geben, würde sich aber inzwischen ein Vergnügen daraus machen, den Herrn de la Lande, wofern er ihm die Ehre erweisen wollte, ihn bei seinem nächsten Aufsteigen zu begleiten, durch die Erfahrung zu überzeugen, daß die gründlichsten Raisonnements gegen die Gewißheit einer Thatsache nichts bedeuteten."

Rapidität herabgestiegen, daß er sich in einem Augenblick ganz nahe an der Erde gesehen habe. Nun sei sein letztes Hilfsmittel gewesen, nachdem er allen seinen Ballast über Bord geworfen, die Stricke seines Nachens abzuhauen, sich an sie anzuhängen, und sich somit seines Ballons statt eines Parachute[1]) zu bedienen. So sei er denn in der Nähe von Delft glücklich auf die Erde gefallen, ohne die geringste Beschädigung an seiner Person erlitten zu haben." — Man muß gestehen, daß Herr Blanchard unter einem ungewöhnlich glücklichen Zeichen geboren sein mußte, aber noch unendlichemal erstaunlicher ist die unbegreifliche Behendigkeit, womit er, ohne von einer so großen und nahen Gefahr betäubt oder aus der Fassung gesetzt zu werden, in einem Augenblick (und mehr Zeit konnte er auch in der That nicht haben) alle diese Operationen, die zu seiner Rettung nöthig waren, machen konnte. Indessen ist nicht zu leugnen, daß auch der Umstand, daß er mit seinem zerrissnen Ballon und seinem Nachen so stark auffiel, daß er das Dach einer Strohhütte einwarf, große Bäume zerbrach, kleine entwurzelte und Büsche ausriß und doch trotz allem diesem entsetzlichen Fracas an seinem eignen Leibe nicht einmal eine Beule davontrug — eine Sache ist, die man nicht alle Tage sieht, und die ihm selbst bei einer Wiederholung dieses sonderbaren Experiments schwerlich wieder so gut gelingen würde.

---

[1]) Fallschirm, der die Gestalt eines sehr großen halbgeöffneten Regenschirms hat, wurde von Blanchard 1785 erfunden. — (Gruber.)

Zusatz.

Im Februar 1797.

Die Luftballons und die Luftschifferei kamen bereits im Jahre 1786 unvermerkt aus der Mode;*) die Pariser hatten sich lange genug damit amüsirt; andere Zeitvertreibe, die Folle Journée, die Folie par amour und eine Menge anderer Folies traten an ihren Platz, im Jahre 1787 und 88 auch andere Sorgen. Die Folgen einer unklugen, übel zusammenhangenden und verschwenderischen Staatsverwaltung und die Beschwerden über alte Mißbräuche, welche gleich unheilbaren Schäden am Leben des Staats nagten, konnten durch alle bisher versuchten Palliative und empirischen Curen nicht länger weder verborgen noch aufgehalten werden. Das leichtsinnigste aller Völker in der Welt fuhr endlich aus seinem langen Taumel auf und wurde durch die Maßregeln selbst, die der gefürchteten Katastrophe vorbeugen sollten, in die Revolution, die endlich im Sommer des Jahres 1789 wie ein schnell um sich fressendes Feuer ausbrach, mit Gewalt hineingestoßen. Die nothwendigen

*) Zu Anfang dieses Jahres erschien gleichwol eine Abhandlung von Herrn Carnus, Professor der Philosophie zu Rhodez, worin der Verfasser, ungeachtet des wenigen Nutzens, den die Erfindung der Aërostaten bisher geschafft, die um diese Zeit beinahe allgemein gewordene Meinung, daß es am Besten wäre, die Aëronautik gänzlich aufzugeben, ernstlich bestreitet. Er behauptet, sie könnte vielmehr in wenig Jahren so weit gebracht werden, daß sie viel sichrer, bequemer, angenehmer und weniger kostbar wäre als die Schifffahrt zu Wasser. Nur müßte vor allen Dingen den Luftballons mehr Solidität gegeben werden, als bei ihrer bisherigen Zubereitung zu erhalten sei. Er schlägt zu diesem Ende das Blech vor und behauptet, ein Globus aus Blech von 15 bis 20 Klaftern im Durchmesser würde zwölf Personen mit dem nöthigen Geräthe und Lebensmitteln auf sechs Monat tragen können. Ja, er geht so weit, zu zeigen, wie man eine Maschine von 100 Klaftern im Durchmesser luftleer machen könnte, welche im Stande wäre, eine Armee von zwanzigtausend Mann durch die Luft zu führen. Da die Ausführbarkeit der Sache (wie es scheint) bei diesem Theoretiker nicht in Anschlag kommt, warum sollte man auf diesem Wege nicht so weit gehen können, einen Aërostaten von Blech zu fabriciren, der groß genug wäre, um das Wunder der goldnen Kette des Homerischen Jupiter's zu realisiren und die ganze Erdkugel aus ihren Angeln emporzuziehen? Nur Blech genug und Raum genug für die Maschine; das wäre die einzige Schwierigkeit!

und zufälligen Folgen der allgemeinen Umwälzung der Dinge verschlangen alles geringere Interesse, und so war nichts natürlicher, als daß in den ersten fünf Jahren der Revolution von der Aëronautik im Publicum ebenso wenig mehr die Rede war als von der Kunst, auf dem Wasser zu gehen, wovon einige Jahre zuvor ein gewisser Flamänder, Namens van Rudder, vor den Augen von ganz Paris, gegen Billets zu drei Livres und zu einem Livre zehn Sous, die Probe zu machen versprach und sie auch am 4. December 1785, wiewol auf eine so mühsame und plumpe Art bewerkstelligte, daß Niemand Lust hatte, eine Wiederholung dieses Kunststücks zu sehen.

Wiewol nun über jenen großen Nationalangelegenheiten die Luftschifferkunst in gänzliche Vergessenheit gerathen war, so scheint sie doch selbst in dieser stürmischen Zeit noch immer einen oder mehrere geschickte Männer in der Stille beschäftigt zu haben und auf einen höhern Grad von Brauchbarkeit gebracht worden zu sein, als Europa auf einmal durch den nützlichen und in mehr als einem Fall entscheidenden Gebrauch überrascht wurde, den die Vorsteher der neuen französischen Republik in den Feldzügen der Jahre 1794, 95 und 96 von der aërostatischen Maschine zu machen die Klugheit hatten. „Die französische Republik", sagt Herr Doctor Posselt im achten Stück seiner Politischen Annalen vom Jahrgange 1796, „hat jetzt eine zweifache Marine, eine, die gewöhnliche für das Meer, die andere, bisher von ihr allein genützte, für die Luft. Jeder Armee folgen zwei Luftschiffe (deren Bestimmung ist, die Lage und Bewegungen der Feinde von oben herab auszukundschaften). Die bei der Sambre- und Maasarmee sind le Celeste und l'Entreprenant, mit welchem der Divisionsgeneral Morlot und der Generaladjutant Etienne in der Schlacht bei Fleurus in die Höhe gestiegen. Die bei der Rhein- und Moselarmee sind der Hercules, ein ganz kugelförmiger Aërostat von 30 Schuh im Durchmesser, der größte unter den vieren, der in dem Feldzuge von 1796 zum ersten Male gebraucht wurde, und der Intrépide, der schon bei Mannheim gedient hatte. Zu jedem dieser Luftschiffe gehört eine Anzahl sogenannter Aërostiers, die unter den Befehlen eines Officiers auf der Erde die Signale aufnehmen und befolgen, welche der in die Höhe gegangene Officier mittelst der verschiedenen Flaggen giebt, die er in der Gondel, worin er und gewöhnlich noch ein Ingenieurofficier sitzt, aufsteckt. Beide Officiers, der in der Luft und der, welcher

dem Manöver auf der Erde vorsteht, haben ein übereinstimmendes Signalbuch bei sich, worin die verschiedenen Flaggen mit ihren Bedeutungen bemerkt sind. Um aber zu verhindern, daß der Feind diese aëronautische Chiffre nicht so leicht errathen könne, wird sie öfters abgeändert. Die größte Höhe, zu welcher ein solcher Luftball sich erhebt, ist zu 400 bis 500 Klaftern, die zum Beobachten bequemste aber zu 130 bis 150. Die Vorzüge dieser republikanischen Luftbälle liegen theils in einem eigens dazu erfundenen Seidenstoffe zum Ueberzug, welcher Leichtigkeit und Festigkeit im höchsten Grade in sich vereiniget, theils in dem Geheimniß einer Füllung, die eben so wohlfeil als lange dauernd ist. Nach der Versicherung des Hauptmanns Delaunoy, der den Hercules commandirt, würde es, um diesen Ball nach Blanchard's Art (mit brennbarer Luft) zu füllen, mehrere hunderttausend Livres in baarem Gelde gekostet haben,*) da er (Delaunoy) hingegen nicht mehr als siebentausend Livres in Mandaten dazu erhielt, die er nicht einmal ganz aufzuwenden brauchte. Ueberdies hat diese Art von Füllung noch den Vorzug, daß sie sich mehrere Monate lang in dem Ballon erhält, ohne sich aufzuzehren oder dem Ueberzug Schaden zu thun."

Ob man (wie der angeführte Annalist hinzusetzt) in Frankreich wirklich schon mit dem Gedanken von Luftschiffen umgehe, die nicht nur ein paar Männer zu Beobachtungen, sondern eine weit stärkere Zahl zu Unternehmungen tragen und dadurch die vorerwähnten Vorschläge des Herrn Carnus wenigstens bis auf einen gewissen Punkt zur Ausführung bringen sollen, was der Erfolg davon sein werde, und ob die mit so vielem Geräusch angekündigte Landung in Irland oder Großbritannien, welche der gegen Ende des vorigen Jahres in dieser Absicht von Brest ausgelaufenen Seeflotte so übel mißlang, einer Luftflotte vielleicht besser gelingen dürfte, — wird die Zeit lehren. Gewiß ist, daß der ausschließliche Besitz einer solchen Luftmarine die französische Republik dem ganzen Erdboden so gefährlich machen würde, daß dieser einzige Grund die sämmtlichen übrigen Mächte in die unumgängliche Nothwendigkeit setzen müßte, alle ihre Kräfte zu gänzlicher Zerstörung derselben zu vereinigen.

*) Diese Angabe scheint sehr übertrieben zu sein.

Auszüge

aus einem merkwürdigen Buche des 15. Jahrhunderts,

„Trésor de l'âme"

betitelt.

Auch dieser Aufsatz erschien, wie die Zeitkürzungsspiele, in den Auszügen aus den Mélanges d'une grande Bibliothèque (Näheres darüber in Th. 36), welche Wieland im Merkur 1780 und 1781 mittheilt, und ist daselbst 1781 im dritten Quartal S. 54—64 abgedruckt. In Wieland's Ausgabe seiner Werke findet er sich mit einigen Aenderungen im 6. Supplementband.

Es giebt Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Märchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Märchen von dem größten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Mißbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmärchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Märchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der sogenannte Trésor de l'âme oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich sein sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in lateinischer Sprache geschriebenen ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammengetragen und unter gewisse Rubriken gebracht hat, mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sei nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autoren ge-

zogen wäre. Wir wollen ihm zur Probe einige von den auffallendsten ausheben und so viel möglich seine Manier beizubehalten suchen; wenn es anders blos Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichsten und albernsten Wunderdinge mit einem so naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, daß er entweder ein sehr guter Poet oder, wenn er Alles selbst glaubte, eine gar einfältige Seele gewesen sein muß.

Folgende Geschichte hat nach der Muthmaßung des Herausgebers der Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque (dem wir die Bekanntschaft mit diesem Buche schuldig sind) zur Erfindung des sogenannten Rosenkranzes*) Gelegenheit gegeben, von welchem sonst in diesem Buche keine Spur zu finden ist. Ein andächtiger junger Mönch hatte sich's aus besonderer Devotion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild den ganzen Sommer durch alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel, daß er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister, es würde der heiligen Jungfrau ebenso angenehm sein, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sich's, daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einmal in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen diese auf einmal von ihm ab, weil sie die Jung-

*) Der Rosenkranz ist eine Art von Andachtsübung, wobei in einer gewissen Ordnung das Ave Maria oder der englische Gruß, das Vaterunser und der Glaube oder das apostolische Symbolum hergesprochen und sehr oft, theils hinter einander, theils wechselsweise wiederholt werden. Das ältere Modell zu dieser Art zu beten konnte der Erfinder desselben, wer er auch sein mag, in den Acclamationen des römischen Senats bei Bestätigung der spätern Kaiser gefunden haben, wo gewisse Lob- und Gebetsformeln so und so oft wiederholt wurden; z. B. Auguste Claudi, die Götter erhalten Dich (wurde sechzigmal wiederholt); Claudi Auguste, immer haben wir Dich oder Einen wie Du zum Fürsten gewünscht (wurde vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, Dich bedurfte das gemeine Wesen (vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, Du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, Du bist ein guter Senator, Du bist ein ächter Fürst (wurde achtzigmal wiederholt); Claudi Auguste, befreie uns vom Aureolus (wurde fünfmal wiederholt); Claudi Auguste, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmal); Claudi Auguste, erlöse uns von der Zenobia und Victoria (wurde siebenmal wiederholt); Claudi Auguste, Tetricus ist nichts gewesen (auch siebenmal). Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii, c. 4, conf. Flav. Vopisc. in Tacito, c. 5 u. s. w.

frau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saß und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daß sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sich's, daß er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beispiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmal ein Clericus, sagt er, der leider ein so ruchloses Leben führte, daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bei Allem dem hatte er noch so viel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnamen Derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Marie hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis von seiner Ehrerbietung so wohl auf, daß sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung und Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Namens Beatrix, war Küsterin in einem gewissen Stift von Klosterfrauen und trug immer ganz besondere Sorge, die Marienbilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einstmals setzte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, daß sie über die Klostermauer stieg, um auch einmal zu versuchen, wie sich's in der Welt lebte. Wirklich trieb sie es darin sieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; denn unsre liebe Frau hatte die Gütigkeit und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über, dergestalt, daß, wie sie nach sieben Jahren voller Reue über ihr geführtes Sündenleben ins Kloster zurückkam, sich's sogleich zeigte, daß man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daß die heilige Jungfrau nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs auch darüber nicht gleichgiltig ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschickter Maler hatte übernommen, ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füßen tritt, zu malen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu schön und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können, und es glückte ihm in Beiden über alle Maßen. Beelzebub fand sich

selbst so wenig geschmeichelt, daß er aus Ingrimm über seine Häßlichkeit auf den Maler losstürzte und ihm den Hals umdrehen wollte, aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bild sehr wohl zufrieden war, nahm den Maler in ihren Schutz, und der Teufel mußte mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann oder die Excommunication ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsetzliche Sache; zum Beweis führt er zwei erschreckliche Begebenheiten an, welche zweien Excommunicirten zugestoßen sein sollen. Der Eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten; aber kaum war der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel auf einmal davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ernulphus lag, nicht unter einem Dache leben wollten. Ein Andrer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brod aus seiner Hand zu fressen; aber sobald der unglückliche Mann excommunicirt war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen, eh es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem sich dieses Werk allem Ansehen nach herschreibt, hatte bei Anführung dieser beiden Exempel eine ernsthaftere Absicht, als — moderne Leser lachen zu machen. Die schrecklichste Folge des Bannfluchs bestand darin, daß der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden verlassen werden mußte. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brod, einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens und in Gefahr, wie die Rotte Korah, Datan und Abiram von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unsäglich groß waren und gleichwol lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen, so war der Klerisei viel daran gelegen, dem Volk den äußersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Excommunicirten einzudrücken; und wie konnte dies besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel erzählte, daß die Wirkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere, die bei einem excommunicirten Menschen leben, erstrecke, so daß sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können oder wenigstens durch den Instinct selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unserm wohlmeinenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die Zehnten der Klerisei. „Wer seine Zehenden richtig giebt," sagt der theure Mann, „dem gedeyht sein zeitlich Gut. Cäsar berichtet uns*) daß einst ein Ritter was, der sichs gar fast zu Herzen nehmen thät, seine Zehenden fleißig abzutragen, und hätt große Andacht zu solchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen sehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, also daß dem Priester allemal ein ganz Fuder Weins zu seinem Theil am Zehenden ward. Es begab sich aber einsmals daß der Wein mißrieth, und der ganz Weinbergk nit mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter gesah daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehenden zu geben pflag, sprach er zu sich selbst: Obschon mir unser Herre Gott genommen hat was er mir sonst zu schicken pflag, will ich doch Ihm nichts nehmen von seinem Zehenden, sondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit darnach gieng der Priester in den Weinbergk und sah daß er voller Trauben was. Begab sich demnach zum Ritter und begann ihn zu schelten, daß er seinen Wein noch nit gelesen hätt; und der Ritter antwortete, er sey schon gelesen, und hab ihm seinen Zehenden bezahlt. La! verjähte der Priester, er sieht nit so aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen sie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn so voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätt. Daraus möcht ihr sehen, daß unser Herre Gott honett ist, und sich nichts umsonst

---

*) Hier ist zu einer Probe des Stils diese Stelle, wie sie im Original lautet. Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à sa part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu'il avoit acoustumé de payer pour la disme, si dist: Si Dieu m'a tollu (oté) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou après, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et comença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. La! dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une année. Or povés voir *que Dieu est courtois*, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leur dismes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir à plenté de biens et ils se dampnent qui pis vault.

thun läßt, und sollet wissen, wenn Leute Bschoris machen und ihre Zehenden schlecht bezahlen, daß solche Leute gemeinklich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am schlimmsten ist, fahren zur Hölle noch oben drein."

Der Herausgeber der besagten Mélanges schließt seinen Auszug aus diesem Seelenschatz mit der Anmerkung: daß man sehr unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwissenheit und Einfalt der heutigen Klerisei oder gar der katholischen Kirche zur Last legen wollte; und wir sind allerdings seiner Meinung, wenn seine Meinung ist, daß heutigs Tags wie damals und damals wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewußt haben, daß ein Märchen weder mehr oder weniger als ein Märchen ist.

Indessen sei uns (wiewol wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gern Denen überlassen, denen am Meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beiden) steht immer mit Zeiten und Umständen in Verhältniß. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äußerst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig sein, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich und gar nicht zu dulden sind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freilich der ruchlose Clericus, der aus besonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen schont, die ihren Namen führen, sehr anstößig sein. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so abergläubisch sie immer sein mochte) beinahe das Einzige war, was zügellose Menschen respectirten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daß der gewaltthätige Clerc doch noch so viel Respect vor ihrem Namen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf diesen Nutzen desselben viel zu gut zu thun. Es ist damit ungefähr wie mit der Quacksalberei. Die hilft zuweilen auch, wenigstens für den Augenblick; aber welche verständige Obrigkeit wollte deswegen unwissende Marktschreier und Empiriker gegen die wahren Aerzte in ihren Schutz nehmen oder diesen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freie Hand und offnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr Zutrauen als zu wahren Aerzten

hat, in Contribution zu setzen und mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertincturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unsern Zeiten ist es mit der Aufklärung schon so weit gekommen, daß man ihr, wofern sie nicht schädlich werden soll, den freiesten Lauf und Fortgang lassen muß. Der Fürst, der den Wissenschaften Grenzen setzen will, der Leuten Gehör giebt, denen daran gelegen ist, daß ein Volk ewig dumm bleibe, und sich bereden läßt, es sei den Menschen besser, sich mit verbundenen Augen führen zu lassen, als mit offnen selbst zu sehen, der kennt weder das wahre Interesse seines Staats noch sein eigenes und muß wol sehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

Der Belialsproceß.

Der Belialsproceß ist gleichfalls den Auszügen aus den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque (Teutscher Merkur 1781, III. S. 64—71) entnommen und ging von da in den VI. Suppl.-Band von Wieland's Werken (1798) über.

Unter den seltsamsten Producten der finstern Zeiten und denjenigen, die den Geist derselben am Stärksten charakterisiren, gehört eine der ersten Stellen dem Proceß Lucifer's gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts um die christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen, und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premierminister, der sich über die Dame moquirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. „Ei, Madame, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen?" — „Aber Sie liefen ja selbst so stark, daß Sie mich zu Boden rennten?" — „Ach, das glaub' ich wol, Madame, ich dachte auch, es wäre eine Fledermaus."*) — Bei Allem dem wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk als dieser Belialsproceß jemals eine so starke Sensation habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von Einigen Jacobus de Ancharano, von Andern Jacobus de Theramo genannt. Er qualificirt sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI. als Priester, Archidiakon und Canonicus zu Aversa (unweit Neapel), wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo.

---

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde und, weil es seine Wirkung nun einmal gethan hat, jetzt außer Frankreich wenig Leser mehr findet, wiewol das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Namen gemacht hat, Schaden thun könnte.

Denn Teramo, eine Stadt in der neapolitanischen Landschaft Abruzzo Ultra, wurde ehemals auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und so ist klar, woher er den Beinamen de Theramo hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit, worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe, Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr 1482.*) Es existirte aber um diese Zeit schon eine deutsche Uebersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird), bei Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473**) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „In dem Nahmen der allmächtigen und ungeteylten Trivältikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himlischen höre Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mäg pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Got für alle Menschen gelyten hat mit dem bitren Tod des krewzes, und davon ist gesezt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesezt in tewtsch ze pringen" u. s. w.***)

Der Verfasser der französischen Uebersetzung war, nach Fabricius, ein Doctor der Sorbonne, Namens Peter Ferget; der Herausgeber der Mélanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner-Ordens. Seine Uebersetzung erschien nach Jenem im Jahre 1585, nach Diesem im Jahre 1482 zu Lyon und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist wie die deutsche mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darstellen. Man sieht da die Teufel als Gerichtsdiener, Weibel, Procuratoren, Advocaten, Actuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter und Moses der Sachwalter auf Seiten

*) Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit., L. IX. p. 7.

**) Fabricius l. c. giebt das Jahr 1493 an.

***) Dies Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehemals in der Bibliothek des berühmten Altorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz, und was wir davon angezogen, ist aus der Parte II. Bibl. Schwarz. sive Catalogo etc., p. 129 genommen.

Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Chicane stark genug, um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr Andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Proceß wird in possessorio und petitorio geführt; endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten. Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit, an den höchsten Richter zu appelliren. Da dies kein Andrer als Gott Vater selbst sein kann, so scheint der Umstand, daß derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige Schwierigkeit zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vatern deswegen geradezu zu perhorresciren; jedoch schlägt er ein Compromiß vor, welches vom andern Theile angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von Beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Proceß mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anstiften des höllischen Wurms interveniendo eingekommen waren, fallen in die gleiche Verdammniß; ja, es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen sein, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Uebersetzungen, die von diesem abenteuerlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der großen Achtung, worin es stand, anzusehen, daß der deutsche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen und mit des berühmten Bartolus de Saroferrato Proceß des Satan's gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von Neuem herauszugeben.*) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat aller Wahrscheinlichkeit nach dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und insofern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist Jener als Erfinder, Dieser blos als Nachahmer

*) Fabricius l. c.; Catalog. Biblioth. Bodlej., p. 27.

zu betrachten,*) wiewol der Nachahmer sowol in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehemals die Zeiten sein mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammendrückten, so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgute der Menschheit noch immer so viel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann, daß sie nach ihrer Vorstellungsart (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer ebenso gute Ursachen, etwas zu thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publicum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht Jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetischer Composition, eine nach damaliger Weise sinnreiche Art von Einkleidung der christlichen Glaubenslehre, welche für das äußerst unwissende Volk einen desto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war. Man weiß, wie sehr die sogenannten Mysterien oder religiösen Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Christi u. s. w. in diesen Zeiten durch die ganze Christenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieser Art, aber von einer reichern Composition und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieses Schlages. Ich denke aber, es kam noch ein anderer Grund dazu, der in

*) Bartolus starb im Jahr 1356, also dreißig Jahre zuvor, ehe der Canonicus von Teramo mit seinem Belialsproceß fertig war.

der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da das römische Recht damals in Deutschland und Frankreich je mehr und mehr in Ansehen kam und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hilfe genommen wurde, auch überhaupt die Proceßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte, so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hilfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfahren im Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

Ein paar Worte für die Jesuiten.

Dieser Aufsatz Wieland's erschien 1789 im Deutschen Merkur, Februarheft, S. 208–220, und steht daselbst als „Zugabe" zu dem in demselben Februarhefte (S. 173–187) abgedruckten, von uns gleichfalls S. 220 ff. mitgetheilten Aufsatze von Jagemann: „Historische Nachrichten von der sogenannten Andacht zum Herzen Jesu".

Wie übel ich mich auch durch obige Rubrik bei vielen meiner Freunde empfehlen werde, das Wort ist nun einmal heraus, und ich, dem vermuthlich die Jesuiten selbst eine solche That nicht zugetraut hätten, erscheine hier öffentlich, nicht zwar, um eine förmliche Apologie für sie zu schreiben — ein Unternehmen, dessen Ausführung (wenn ich auch den Willen dazu haben könnte) Wundergaben erforderte, an die nur ein Wunderglaube Anspruch machen kann — sondern blos ein paar Worte für sie zu sprechen, um mein vielleicht zärtliches Gewissen zu befriedigen, da es mir wenigstens probabel vorkommt, daß mein gelehrter Freund, der Verfasser des Aufsatzes von der Andacht zum Herzen Jesu,[1]) etwas zu strenge mit ihnen verfahren sein könnte.

Ich sehe freilich verschiedene sonst verständige und wackre Männer, bei denen es etwas Ausgemachtes scheint, daß man dem gemeinsamen Feinde der Aufklärung nicht leicht zu viel thun könne; aber Jeder hat in solchen Dingen seine Art zu sehen; ich streite mit Niemand über die seinige und verlange dafür auch für die meinige nichts — als Toleranz.

Das Institut der Jesuiten mag immerhin in sich selbst eine schädliche Tendenz haben; dieser Orden mag sich durch seine grenzenlosen Anmaßungen, seine Herrschsucht, seine Begierde, Alles in seinen Wirbel zu ziehen, und durch die Uebelthaten, wozu Stolz und Habsucht verleiten können, so verhaßt gemacht haben, daß man aller seiner glänzenden Vorzüge und Verdienste vergessen zu dürfen glaubt; — davon soll jetzt die Rede nicht sein: ich behaupte nur, daß den Jesuiten kein Unrecht geschehen müsse, und wenn sie auch (absit blasphemia!) den großen Lucifer selbst an ihrer Spitze hätten — und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

---

[1]) Dieser Aufsatz ist unten S. 220–228 wörtlich abgedruckt. — A. d. H.

Mir, der sich Allem, was Mensch heißt, so nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Cappadocia, Pontus oder Asia gelebt hat, Unrecht thun sehen kann, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen — mir kann es also um so eher zu verzeihen sein, wenn ich nicht stark genug bin, daß ich einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder — Jesuiten sein, Unrecht thun sehen könnte, ohne in Versuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen.

Zwar hätte ich Gründe genug, mich von dieser etwas Don-Quixotischen Neigung, allen Bedrängten zu Hilfe zu eilen, in vorliegendem Falle dispensirt zu halten. Die Jesuiten bedürfen meines unmächtigen Schutzes nicht; — ich habe, meines Wissens, nie einen Freund unter ihnen gehabt und bin außer einem einzigen höchst unschuldigen alten Manne, der ungeachtet seiner Gelehrsamkeit schwerlich je eine große Rolle im Orden gespielt hat, nie mit einem von ihnen in der mindesten Connexion gewesen; — ich fürchte und hoffe nichts von ihnen; — noch mehr, ich glaube den Geist ihres Instituts zu kennen und gestehe ihnen unverhohlen, daß er in meiner Dämonologie eine etwas zweideutige Figur macht — um nichts Unhöflicheres zu sagen. Aber eben um Alles dessen willen kann ich keinen andern Beweggrund als einen sehr unverdächtigen haben, wenn ich behaupte: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben, als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig ist, ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit so vielen andern Secten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch eben am Schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann, als in dem Schauspiele „Die Jesuiten" geschehen ist, dessen Vorstellung ich dieser Tage nicht ohne mancherlei Seelenpeinigung beigewohnt habe.[1])

Meine Absicht ist vor der Hand gar nicht, mich in eine Kritik dieses Stückes einzulassen, welches (was auch sonst sein Werth sein mag) meiner unmaßgeblichen Meinung nach in keinerlei Licht als ein poetisches Kunstwerk betrachtet werden kann; ich begnüge mich, blos nach der Wirkung, die es auf mich

[1]) „Die Jesuiten" von Hagemeister waren am 19. Januar gegeben worden. — A. d. H.

und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein paar unschuldige Fragen zu thun.

Wie kommt es also, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen, daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein Tropf ist, sich durch ein paar süße Wörtchen und Blicke der schönen Antonia Visconti verführen zu lassen, den Jesuiten in Freiheit zu setzen, wiewol wir wissen, daß dieser sie nur anwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu schaffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermal nur für die Jesuiten? Warum hätte uns der Herr Verfasser keinen schlimmern Dienst thun können, als wenn er den Bösewicht Montenegro auf dem Schaffot hätte sterben lassen? und warum ist der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor der päpstlichen Bulle in Montenegro's aufgehabener Hand zu Boden stürzen und unsre lieben Jesuiten wieder in Freiheit sehen? — Wäre also (wie man doch wol aus allerlei Ursachen denken sollte) des Verfassers Absicht gewesen, uns gegen die Jesuiten, die er in Montenegro's Person beinahe zu eingefleischten Teufeln macht, mit Abscheu zu erfüllen, so müßte man gestehen, daß es ihm nicht sonderlich damit gelungen wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausgenommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariser Bürger bei Pradon's Judith:

Je pleure hélas! ce pauvre Holoferne
Si méchamment mis à mort par Judith!

Nahezu hätte dies mein Fall sein können, wenn der Herzog obgesiegt und der arme Montenegro seinen Kopf hätte hergeben müssen. Aber hierin liegt, wie der Herr Verfasser leicht sehen wird, mein tertium comparationis nicht. Pradon's Absicht war keineswegs, daß Holofernes die Person sein sollte, für die der unbefangene und der Wirkung des Stücks sich leidend überlassende Zuschauer sich am Stärksten interessiren würde. Ob es Herrn Hagemeister's Meinung war, daß wir

so viel Antheil an den Jesuiten nehmen und durch ihre Befreiung und Rettung so glücklich gemacht werden sollten, muß er selbst am Besten wissen.

Doch ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich sie durch diese kleine Herzenserleichterung aufgehalten habe, da hier nicht eigentlich von gefabelten Jesuiten, sondern nur von einigen Vorwürfen die Rede sein sollte, die in dem Eingangs besagten Aufsatze den wirklichen Jesuiten gemacht worden, und worin ihnen meiner geringen Einsicht nach ein Wenig zu viel geschieht. Es ist eine so simple Sache, daß gleich gutgesinnte Freunde der Wahrheit über Dinge, die mehr als eine Seite haben und in mehr als einem Lichte betrachtet werden können, verschieden denken, daß ich gegen den Herrn Verfasser (dem meine Hochachtung und Freundschaft nicht zweideutig sein kann) keine Entschuldigung nöthig haben werde. Also ohne weitere Vorrede zur Sache!

Der in dem jesuitischen Generalcapitel, worin P. Lainez zum ersten Successor des heil. Ignatius Loyola erwählt wurde, festgestellte Grundsatz, „eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren", ist meines Erachtens an sich ein ganz unschuldiger, ja sogar ein löblicher Grundsatz. Zwar insofern er sehr unbestimmt ist, könnte er freilich den geheimen Sinn haben, den ihm der Verfasser des Aufsatzes durch ein ziemlich kategorisches das ist beilegt; indessen ist er doch nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Satze, „die politischen und sittlichen Veränderungen der Menschen nach Sinnlichkeit und Eigennutz zur Richtschnur der Religion zu wählen". Ob die Jesuiten dieses Letztere wirklich gethan haben, ist eine andere Frage, in die ich mich einzulassen keinen Beruf fühle; genug, daß jener Grundsatz sie dazu weder verbindet noch berechtiget. Und ist es am Ende nicht der nämliche, den die gelehrtesten und erleuchtetsten Theologen der Protestanten in unsern Zeiten angenommen und befolgt haben? Die Theologie ist eine Art von Doctrin, wo wenigstens sehr viel auf Vorstellungsart und Methode ankommt. Beide ändern sich mit den Zeiten. Aufgeklärtere Zeiten, mehr verfeinerte Menschen, andere Verfassungen, Verhältnisse, Lagen und Bedürfnisse machen es daher sogar nothwendig, auch eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren, wenn den Lehrern anders daran gelegen ist (und den Jesuiten war sehr viel daran gelegen), Wirkung durch sie zu thun. Ich dächte daher, sie hätten dieser Resolution wegen, die ihrem Verstand und ihrer Weltkenntniß Ehre macht, viel mehr Beifall

als Tadel verdient. Wurde nicht schon St. Paul Allen Alles? und wußte er nicht zu Athen, zu Ephesus und überall sich und seinen Vortrag sehr klüglich in Zeit- und Localumstände zu fügen?

Haben die Jesuiten das St. Augustinische Lehrgebäude von der Gnade umgeworfen? — Haben sie Waffen für den Deismus geschmiedet? — Ich wasche meine Hände davon; Alles, was ich hierüber sagen kann, ist: daß ich weder der Erste noch der Zweite oder Dritte sein werde, der einen Stein deswegen gegen sie aufhebt. Sie mögen wol allerdings einen kleinen Semi-Pelagianischen Schelm im Nacken haben; aber ich, der mit sich selbst zu thun genug hat, um kein ganzer Pelagianer zu sein (wenn ich es nicht etwa gar schon bin, ohne es zu wissen), möchte ihnen deswegen keinen Proceß an den Hals werfen.

Daß die evangelische Moral durch den Probabilismus aus der Welt geschafft werde, ist ebenfalls eine harte Rede. Die leidigen Jansenisten haben es freilich schon mehr als hundert Jahre durch gesagt und mehr Bücher darüber geschrieben, als ich lesen möchte — denn das einzige lesbare, Pascal's Provinciales, habe ich wol mehr als einmal mit Vergnügen gelesen, ohne jedoch zu irgend einer von den Grazien des heil. Augustin dadurch bekehrt worden zu sein. — Also, gesagt und bewiesen haben sie es freilich oft genug; aber haben es die Jesuiten etwa an Gegenreden und Gegenbeweisen fehlen lassen? — Ich kenne nur eine Moral, mit welcher die evangelische in keinem Widerspruch stehen kann noch darf. Aber wiewol diese einzige Moral sehr deutliche und feste allgemeine Grundbegriffe und Axiome hat, so kann sie doch nicht verhindern, daß es bei der Anwendung derselben auf besondere und einzelne Fälle sehr oft auf Probabilität ankommt, und daß man ohne diese gar nicht durchs Leben kommen könnte. Es ist vor Epiktet und Sokrates so gewesen und wird wol so bleiben, so lange Menschen keine Götter werden. — Haben die Jesuiten ihren Probabilismus oft, auch wol mitunter sehr gröblich gemißbraucht — wie leider alle Menschenkinder mehr oder weniger von je her gethan haben und noch zu thun pflegen —, so haben sie unrecht daran gethan; aber demungeachtet getraue ich mir, wenn es sein müßte, sehr probabel zu machen, daß, den Mißbrauch abgerechnet, viel Wahres an ihrem Probabilismus ist, und man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben als Andere.

Was endlich die Andacht zum Herzen Jesu betrifft, so kann ich nicht umhin,

1) die Behauptung, daß der theosophische, aber demungeachtet gut protestantische Dr. Goodwin der erste Urheber dieser Andächtelei gewesen sei, ohne einen stärkern Beweis etwas zweifelhaft zu finden. Aus dem Titel seines Buches wenigstens ist nicht viel zum Vortheil derselben zu schließen, und es hat (sogar meines Wissens) schon lange, sonderlich seit den Zeiten des sogenannten Pietismus, auch Lutherische Geistliche genug gegeben, die von dem Herzen Jesu zu den Sündern in Ausdrücken gesprochen haben, die eine hübsche Grundlage zu Visionen und Andächteleien im Geschmack der holden Marie à la Coque abgeben könnten.

2) Scheint mir die Beschuldigung der Abgötterei, die der Gesellschaft Jesu dieser Andacht zu seinem Herzen wegen so gerade aufgebalset wird, etwas hart und, wenn ich's sagen darf, ein Wenig intolerant zu sein. In unsern Tagen sollte man nie vergessen, daß ein armer Schelm, der vor einem Fetisch kniet, doch immer die Meinung und Absicht hat, seinem Gott zu dienen, so gut er's versteht, und daß es also nicht ganz billig ist, ihn in seiner Andacht (wie albern sie uns auch vorkommen mag) zu stören, und noch unbilliger, ihn deswegen mit einem Titel zu belegen, den er für einen Schimpfnamen aufnimmt, und wodurch ihm seiner Meinung nach großes Unrecht geschiebt.

3) Zweifle ich sehr, daß nicht nur die Societät Jesu in corpore, sondern selbst der heißeste und brennendste unter ihren Schwärmern sich's jemals sollte haben einfallen lassen, das Herz Jesu, insofern es ein Muskel ist, der das Blut einnimmt und ausgiebt, zum Gegenstande seiner Anbetung zu machen. Wie mystisch oder wie sinnlich aber auch (nach Beschaffenheit und Receptivität der Subjecte) die von ihnen so eifrig verbreitete Andacht zum Herzen Jesu gewesen sein mag oder noch ist, so dünkt mich doch,

4) es komme ihnen dabei Alles zu Statten, was ihre Glaubensgenossen von uralten Zeiten her zum Behuf der Andacht zu Crucifiren, Gnadenbildern, heiligen Partikeln des wahren Kreuzes u. s. w. geltend gemacht haben. Daß ich mir nicht einfallen lassen werde, die Frage aufzuwerfen, wie überzeugend die Gründe seien, womit diese Art von Andacht gerechtfertigt zu werden pflegt, versteht sich von selbst. Aber

dies kann ich doch wol, ohne irgend eine glaubige oder unglaubige Seele zu ärgern, sagen: wenn Pascal und Arnaud und Nicole und alle die andern heiligen Eremiten von Port-Royal mit ihren Brüdern und Schwestern im Jansenius einen heiligen und wunderthätigen Dorn aus der Dornenkrone Jesu anbeten durften; wenn die Neapolitaner sogar das heil. Blut ihres Monsignor San Gennaro (der doch gegen den Gottmenschen nur ein armer Wurm war) anbeten und nicht nur der Herr Bischof Scipione Ricci, sondern wahrlich alle zwölf Apostel und siebzig Jünger in Person bei dem neapolitanischen Volke übel ankämen, wenn sie nur ein Wort von Abgötterei bei dieser Gelegenheit fallen lassen wollten: warum wird nun gerade von diesem einzelnen Zweiglein eines an viel dickern Aesten und Zweigen so reichen Baumes, wie der Glaube des christkatholischen Volkes ist, so viel Aufhebens gemacht? Warum sollte das Herz Jesu weniger Recht zu Kniebeugungen und andächtigen Anrufungen haben als ein Dorn aus seiner Krone, ein Splitter von seinem Kreuz, eine Windel aus seiner Wiege? Oder (um es gerade heraus zu sagen) warum wird den Jesuiten in einer Kirche, worin es seit uralten Zeiten von Visionen, Wundern und täuschenden Gegenständen einer mystisch-sinnlichen Andacht gewimmelt hat, ein so großes Verbrechen aus ihrer Marie à la Coque und ihrer Devotion zum Herzen Jesu gemacht? Warum sollte sich Christus nicht ebensowol mit Marie à la Coque als mit der heiligen Katharine von Siena oder der heiligen Marie von Genova geistlich haben vermählen dürfen? Warum sollen die Jesuiten nicht ebenso gut als so manche andere Orden in ähnlichen Fällen berechtigt sein, eine auf die Visionen der mehrbelobten Nonne (und also auf eine Art von Thatsachen, die in der katholischen Kirche doch wol nie nach Humischen oder Diderotischen Grundsätzen geprüft worden sind) gegründete Andacht in majorem Dei gloriam und zu mehrerer Erbauung der Glaubigen nach allem ihrem Vermögen auszubreiten? Die Jesuiten haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, consequent zu sein. Es ist, wo nicht ihr Zweck, doch gewiß eines der vornehmsten Mittel ihres großen Zwecks, die sinnliche Andacht auf alle mögliche Weise zu befördern, weil sie die lebendigste und wirksamste ist. Ist aber nicht etwa der ganze Gottesdienst der Kirche, deren stärkste Stütze sie so lange gewesen sind, auf die möglichste Erweckung und Nährung sinnlicher und bildlicher Andacht einge-

richtet und abgezweckt? Oder ist die ganze werthe Christenheit seit jenem glorreichen Tage, da Jupiter Olympius und Capitolinus durch die Majora im römischen Senate seiner Gottheit und diesfallsigen Possession von undenklichen Zeiten her entsetzt wurde, nicht immer gewohnt gewesen, das unerforschliche, undenkbare und unnennbare Wesen, um es à portée der armen sinnlichen Menschen zu setzen, unter körperlichen Gestalten, Symbolen und Hieroglyphen aller Arten zu verehren? Ich meines Orts finde, daß meine weltbürgerliche Sinnesart sich mit allen Gattungen von Latrien und Dulien meiner Brüder und Schwestern auf dem Erdboden (nur allein Menschenopfer und Dominicanische Glaubensfeste ausgenommen) sehr wohl vertragen kann, und daß es mir um ein großes Theil leichter ankommt, den Jesuiten die Andacht zum Herzen Jesu als — die Pulververschwörung zu verzeihen; wiewol sich freilich auch diese durch die herrliche Maxime, „Coge eos intrare!“ (Nöthige sie, hereinzukommen!) rechtfertigen läßt, von welcher die Jesuiten wenigstens nicht die Erfinder sind.

Da der vorstehende Aufsatz Wieland's als eine Entgegnung auf den Jagemann'schen über die Andacht zum Herzen Jesu anzusehen ist, so erachten wir den Abdruck dieses letzteren zum Verständniß von Wieland's Zugabe als unerläßlich und lassen denselben seinem vollständigen Wortlaute nach hier folgen:

Historische Nachrichten

von der sogenannten

Andacht zum Herzen Jesu.

Was Rastignas, Erzbischof von Tours, von den Jesuiten sagte, „die Absicht ihres Instituts wäre nichts Anderes, als eine dem Evangelio ganz entgegengesetzte Religion einzuführen“, daran läßt sich kaum zweifeln. In der allgemeinen Versammlung, in welcher sie den verschmitzten Kopf Diego Lainez zum General und ersten Nachfolger ihres Stifters Loyola erwählten, wurde festgesetzt: eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren, das ist, nicht das Evangelium, sondern die politischen und sitt-

lichen Veränderungen der Menschen nach Sinnlichkeit und Eigennutz zur Richtschnur der Religion zu wählen. Kein Grundsatz des Christenthums ist so heilig, den sie diesem System nicht aufopferten. Molina, Lessius und Montemajor legten sogleich die Axt an die Hauptwurzel der Religion und bestrebten sich, das Lehrgebäude von der Gnade umzukehren. Hardouin und Berruyer untergruben die Offenbarung selbst und schmiedeten Waffen für den Deismus. Durch den Probabilismus wurde nicht nur die evangelische, sondern auch die natürliche Moral, so viel an ihnen war, aus der Welt geschafft; denn wo ist eine Abscheulichkeit zu ersinnen, die sich nicht in dieser Quelle reinigen und veredeln ließe? Mit der Macht, die sie in Händen hatten, spotteten sie der Inquisition und der Vernunft.

Jedoch waren die Jesuiten bis ins Jahr 1674 noch nicht so weit gekommen, die katholische Welt zu einer förmlichen Abgötterei zu verleiten und einem Muskel, der im menschlichen Leibe das Blut aufnimmt und wieder ausstößt, göttliche Ehre zu beweisen. Ich rede von der überall ausgebreiteten Andacht zum Herzen Jesu. Es ist hier nicht die Rede von der Anbetung des göttlichen Erlösers unter einem symbolischen Bilde, sondern des Herzens selbst, als eines besondern Theils seines Leibes. Die Anbetung hat nicht die göttliche Person, sondern diesen Theil zum unmittelbaren Gegenstand. Denn obgleich der mildere Theil der Herzensanbeter vorgiebt, die Verehrung sei auf das Herz als ein symbolisches Bild und den Sitz der göttlichen Liebe gerichtet, so verliert sie dadurch ebenso wenig den Begriff der Abgötterei als die Anbetung eines jeden andern körperlichen Bildes göttlicher Eigenschaften, und das Herz allein, so viele göttliche Eigenschaften man auch dazudenken mag, ist kein persönlicher Gegenstand der Anbetung.

Wenn man die Analogie zwischen dem unmittelbaren Gegenstand dieser Andacht und dem convulsivischen Gefühl der empfindsamen Herzen betrachtet, so ist es fürwahr ein großes Wunder, warum der erfinderische Geist der Jesuiten nicht selbst auf dieses herrliche Mittel, die Seelen zu gewinnen, verfallen sei. Daß sie kein Bedenken trugen, es von einem Ketzer anzunehmen, zeuget von desselben äußerster Wichtigkeit für ihren Kram.

Der Erfinder war Thomas Goodwin, Präsident des Magdalenen-Collegii zu Oxford,*) ein Arminianer, welcher in

*) Unter Cromwell, um welchen dieser Schwärmer sich verdient gemacht hatte. Unter Karl II. verlor Goodwin diese Stelle wieder.

der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit seinen ascetischen und theosophischen Schriften viel Aufsehens in England erregte. Sein Buch, Cor Christi in coelis erga peccatores in terris, gedruckt im Jahr 1649, enthält das ganze System dieser Andacht und hatte die Absicht, sie in England zu verbreiten.

Der Jesuit La Colombière, welcher als Beichtvater und Prediger der Herzogin von York, nachmaliger Königin, nach London geschickt wurde, fand daselbst eine zahlreiche Secte von Leuten, die nach Goodwin's Vorschrift das fleischerne Herz Jesu als symbolisches Bild der göttlichen Liebe anbeteten. Er erstaunte über die Neuheit einer so entzückenden Andacht, welche der fruchtbaren Erfindsamkeit seiner Ordensbrüder so lange entgangen war, und brachte sie, wie ehedem Kaiser Caligula seine Spolia Oceani, gleichsam im Triumphe mit sich nach Frankreich zurück, um sie daselbst in ein viel glücklicheres Erdreich zu verpflanzen, wo sie durch himmlische Visionen und Wunderwerke tiefe Wurzel schlagen und durch eine Legion Apostel in die vier Welttheile ausgebreitet werden sollte.

Zu Paray le Monial im Gouvernement Bourgogne lebte damals im Kloster *de la Visitation* eine Nonne, Namens Marie à la Coque, die in ihren himmlischen Visionen oft das Glück hatte, sich mit Christo vertraulich zu unterreden. Der Ruf ihrer Heiligkeit hatte sich durch ganz Frankreich verbreitet. Selbst der berühmte Vertheidiger der Bulle Unigenitus, Johann Joseph Languet, nachmaliger Erzbischof zu Sens, welchen selbst der gepriesene Bossuet seiner Hochachtung würdigte, war ein enthusiastischer Verehrer dieser heiligen Schwärmerin und gab im Jahr 1729 eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung in 4° von ihr heraus, welche, in die italienische Sprache übersetzt, zu Venedig und Rom im Druck erschienen ist. Es ist zu bewundern, wie ein vernünftiger Mann so viel einfältiges und lächerliches Zeug für seine Zeitgenossen, ich will nicht sagen für die Nachwelt, aufzeichnen und niederschreiben konnte. Er war aber ein großer Anhänger der Jesuiten, die sich der frommen Mummereien dieser Nonne zu ihren Absichten bedienten. In einer Vision verlangte der Sohn Gottes ihr Herz. Sie bot es ihm dar, er nahm es ihr sichtbarlich aus der Brust, schloß es in das seine und gab es ihr zum Unterpfand seiner Liebe wieder, mit den Worten: „Hinfüro sollst Du die Geliebte meines Herzens sein.“ In einer andern Vision zeigte ihr Christus die Seelen des Fegfeuers, worunter sich einige befanden, die kein anderes Merkmal

der Prädestination an sich hatten, als daß sie in ihrem Leben Gott nicht gehaßt hätten. Mit dergleichen Auftritten, wo die Jesuiten ihre Köpfe hinter den Scenen hervorstrecken, sind die Visionen dieser Nonne angefüllt.

Dieses vortreffliche Werkzeug wählten die Jesuiten, das herrliche Pflänzchen, welches der Pater La Colombière zum Heil der Welt aus England mit sich gebracht hatte, zu pflegen. Im Jahr 1674 betrat sie mit dieser heiligen Farce die Schaubühne. Ihr göttlicher Bräutigam erschien ihr, zeigte ihr sein liebevolles Herz und sprach: er wäre entschlossen, in diesen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle seiner Liebe über die glaubigen Seelen auszuschütten, die sich einer besondern Verehrung seines Herzens widmen würden, und befahl ihr, dem P. La Colombière, seinem Knecht, zu sagen, daß er seinem Herzen ein jährliches Fest stiften, diese Andacht nach allen Kräften ausbreiten und allen Denen, die sich derselben ergeben würden, die Sicherheit ihrer Prädestination und Seligmachung verkündigen sollte.

Die Jesuiten schickten sich mit allem Eifer an, dem himmlischen Rufe zu folgen. Es erschienen auf einmal in allen Welttheilen und in allen Sprachen eine unzählige Menge gedruckter Büchelein, Kupferstiche und Medaillen mit Herzen, die mit Dornenkronen, mit emporlodernden Feuerflammen, mit durchbohrenden Schwertern oder andern symbolischen Merkmalen bezeichnet waren. Man theilte Scapuliere, Tag und Nacht auf der Brust zu tragen, und fiebervertreibende Zettel zum Einschlucken aus. In Spanien war keine Nonne, die nicht mit einem Herzen von rothem Tuch, um es auf bloßem Leibe zu tragen, von den Jesuiten beschenkt wurde. In allen Welttheilen, in allen katholischen Städten wurden Brüderschaften errichtet, Passionsmessen und neuntägige Andachten dem Herzen Jesu zu Ehren gestiftet und Lobpredigten auf selbiges gehalten. Die Proselyten mußten vor dem heiligsten Sacrament des Altars dem Herzen Jesu eine ewige Treue angeloben, und einem Jeden wurde die Vermehrung und das Wachsthum dieser neuen Andacht auf die Seele gebunden; ja, es wurde als das einzige Merkmal eines wahren Herzensverehrers angesehen, wenn er einen brennenden Eifer bezeigte, Proselyten zu machen. Sie machten diese Andacht in ihren Predigten und Schriften zu einem nothwendigen Mittel, das Heil der Seele zu erwerben. . . . . Daher war es kein Wunder, daß sich die Herzensverehrer in kurzer Zeit wie der Sand am Meere in der ganzen katholischen Christenheit vermehrten.

Die Bischöfe billigten und bestätigten die Brüderschaften und weiheten Kirchen, Altäre und Capellen zur Beförderung dieser Andacht. Könige und Königinnen kamen beim päpstlichen Stuhl mit Bittschriften ein, damit ein eigenes Officium im Brevier und Chor und eine eigene Messe bei der Feierlichkeit des jährlichen Hauptfestes verstattet würde, und selbst zu Rom entstanden und blüheten Brüderschaften der Andacht zum Herzen Jesu.

Zur Empfehlung dieser neuen Gottesverehrung ließen es die Jesuiten weder an Prophezeihungen noch Wunderwerken fehlen. Einem ihrer Novizen, Namens Cälestin, welcher zu Rom an Convulsionen tödtlich krank lag, verkündigte der h. Aloysius Gonzaga sein Aufkommen, weil er sich dem Apostolat des Herzens Jesu besonders zu widmen Willens war.*) Die Nonne à la Coque weissagte, die Societät würde auf den höchsten Grad der Macht und des Reichthums gelangen. — Im Jahr 1722 soll die Stadt Marseille durch diese Andacht von der Pest befreiet worden sein. — Die Leiche eines großen Herzensverehrers, Namens Girolami zu Neapel, ergoß himmlische Wohlgerüche.**) — Zu Amberg in der obern Pfalz bekehrte sich plötzlich ein verstockter Sünder, da er zum Richtplatz geführt wurde, bei dem Anblick eines in Kupfer gestochenen Heilandes, der auf sein Herz weiset und die Sünder zur Gegenliebe einladet.

Von den Bischöfen und vernünftigen Personen hatten die Jesuiten die Duldung und Billigung dieser Andacht durch den Vorwand, sie wäre nicht auf das fleischige und körperliche, sondern auf das symbolische Herz Jesu, worunter jene die göttliche Liebe selbst verstanden, erschlichen. Sobald aber durch die Broschüren und Schriften der Jesuiten Gallifet, Croisset, Darouville und unzähliger Anderer an den Tag kam, daß die Anbetung unmittelbar an das materielle Herz als einen besondern Theil des mit der Gottheit vereinten Menschen gerichtet wäre, so erhub sich eine große Menge Gegner wider dieselbe, besonders in Italien und Frankreich. Doch hatte sie in den Gemüthern der Fürsten und Völker so tiefe Wurzeln geschlagen, und die Bischöfe standen so sehr unter dem Joch der Jesuiten daß sie sich überall aufrecht erhielt.

Seit dem Jahre 1697 gaben sich die Jesuiten alle Mühe,

---

*) Er starb nach drei Jahren an der nämlichen Krankheit zu Frascati.

**) Da der Erzbischof Spinelli die Sache untersuchte, kamen die Gerüche aus dem Kopfkissen.

vom Römischen Stuhl ein eignes Officium und eine eigene Messe für das jährliche Hauptfest dieser Andacht zu erlangen; ihre brennenden Wünsche wurden aber erst im Jahr 1765 von dem Papst erfüllt, der ihren Orden durch seine allzu große Gewogenheit zu Grund gerichtet hat. Sie ermangelten nicht, diese Bewilligung als eine päpstliche Bestätigung ihres abergläubischen Dienstes auszuposaunen; allein wer das Breve selbst liest, der findet wenigstens, daß diese Andacht nicht an das körperliche, sondern an das figürliche Herz gerichtet werden darf. Der Abgötterei allen Hinterhalt abzuschneiden, würde freilich der Papst besser gehandelt haben, wenn er die Anbetung gerade auf die göttliche Person gewiesen hätte. Ohne Zweifel wollte er seinen Lieblingen einen Schlupfwinkel offen stehen lassen und ihren Gegnern durch den zweideutigen Ausdruck, der dieser neuen Gottesverehrung einen glänzenden Anstrich giebt, Staub in die Augen streuen.

Dieser falsche Glanz, der gleich von Anfang die Vorsteher der Kirche blendete, da sie dem abgöttischen Dienst den Eingang verstatteten, verleitet auch noch heut zu Tage die Meisten, demselben kein Hinderniß in den Weg zu legen. Das Beispiel der toscanischen Bischöfe, besonders des berühmten Scipione Ricci, hat noch wenige Nachfolger gefunden, ob es gleich viele Kirchenvorsteher giebt, deren Macht weit über die harten Verfolgungen, denen Jener ausgesetzt war, erhaben ist.

Eben diese Verfolgungen beweisen so klar wie der helle Mittag, wie viel den Loyoliten, auch nach der Abschaffung ihrer Societät, an der Erhaltung dieser Andacht gelegen ist. Da Ricci auf den bischöflichen Stuhl zu Pistoja erhoben wurde, suchten sie die Bestätigung derselben durch einen Kunstgriff zu erschleichen. Er wurde ersucht, eine Kirchenglocke einzuweihen, auf welcher die Worte: In honorem SS. Cordis Jesu, eingegraben waren. Da er fragte, wem sie geheiliget sein sollte, überreichte man ihm ein Papier, worauf die Worte: In honorem Domini nostri Jesu Christi, geschrieben waren, und man versicherte, dies wäre die Aufschrift der Glocke. Da er aber die Blumen und grünen Blätter, womit die Aufschrift bedeckt war, wegräumen ließ, fand er, daß die Glocke dem Herzen Jesu geheiliget war. Er ließ die Worte abschaben und gab im Jahr 1781 einen Hirtenbrief heraus, in welchem er die Andacht zum Herzen Jesu in seinen Kirchsprengeln von Pistoja und Prato abschaffte. Dieser Hirtenbrief ist so gründlich und mit so vieler Salbung abgefaßt, daß er

nicht nur in vielen Städten Italiens wieder aufgelegt, sondern auch zu Paris und Utrecht ins Französische, zu Wien ins Deutsche und von Johann Agemi für die katholischen Drusen ins Syrische übersetzt worden ist. Die Loyoliten fanden sich hierdurch so sehr beleidiget, daß sie Himmel und Hölle wider den guten Bischof in Bewegung setzten. Sie erregten einen gefährlichen Aufruhr wider ihn unter dem Volke, sie verschrieen ihn öffentlich als einen Ketzer, schlugen an die Thür der Domkirche einen Zettel mit den Worten: Orate pro episcopo nostro heterodoxo! und verschwärzten ihn bei dem Großherzoge als einen schlechten Verwalter der bischöflichen Güter. Viele seiner Freunde verließen ihn, und unter hundert andern Fürsten, die nicht mit eigenen Augen zu sehen gewohnt gewesen wären, war sein Fall gewiß.

Seit der Entstehung dieser Andacht sind zu allen Zeiten wichtige Schriften wider dieselbe erschienen, welche durch die Uebermacht der herrschenden Loyoliten entkräftet und unterdrückt wurden. Sie ist aber nie so gründlich und freimüthig als nach der Aufhebung der Societät, besonders in gegenwärtigen Zeiten und in Italien, bestritten worden. Was der Bischof Scipione Ricci in seinem Hirtenbriefe, was der Abt Marcello del Mare in seinem zu Pistoja 1781 gedruckten Buche, Pregiudizi legittimi contro la nuova devozione al cuor carneo di Gesù, was der Advocat Blasi in seiner Dissertatio commonitoria suimet interpres et vindex, der General-Procurator des Augustinerordens Giorgi und der unbekannte Verfasser der Riflessioni sopra l'origine, la natura ed il fine della Divozione al Cuor di Gesù — Napoli 1780, in den letzten Jahren dawider vorgebracht haben, übertrifft Alles und hat auch unter dem Volk sehr viel gefruchtet. Der Autor des Werks Saggi Teologici, Lugano 1773, bekennt, das Buch des Herrn Adv. Blasi habe allein die Hälfte der Herzensandächtler in Italien von ihren Altären getrennt.

Je mehr aber und je gründlicher von allen Seiten her dargethan wird, daß diese Andacht zum Herzen Jesu, als einem besondern Theil des göttlichen Erlösers gerichtet, eine Abgötterei sei, desto eifriger fahren die zerstreuten Loyoliten fort, dieselbe (auch im gröbsten Verstande an das körperliche Herz gerichtet) mit Scheingründen und spitzfindigen Distinctionen zu vertheidigen. Es hat vor einigen Jahren sogar ein Bischof von Lodeve in Frankreich, Namens Jean Felix Henri de Fumel, ein Buch unter dem Titel Le culte de l'Amour de Dieu, ou la Dévotion

du sacré Coeur de Jésus-Christ zur Vertheidigung derselben geschrieben.

Dieses Buch ist gewissermaßen sehr merkwürdig. Der Bischof, welcher in den Geheimnissen der Loyoliten eingeweihet zu sein scheint, bekennt offenbar, „das Herz Jesu sei heut zu Tage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät; durch dasselbe vereinen sich im Geist zu gewissen Stunden des Tages alle ihre Getreuen, so weit sie auch von einander entfernt, und von welchem Stande und Nation sie auch sein mögen. . . . . Unter dem Namen des Herzens Jesu würden Häuser erbauet und Brüderschaften errichtet. Diese verbreiteten und vervielfältigten sich von Tag zu Tag mehr und gäben dem Heiligthum Priester und Leviten und den Städten und Dörfern Missionäre und Apostel."

Dieses bestätiget sich durch ein Büchlein, welches im Jahr 1778 in Frankreich unter dem Titel Explication d'un Emblème symbolique de la Société herauskam. Das geheimnißvolle Bild, welches in Kupfer gestochen sich dabei befand und erklärt wurde, war folgendes. Man sah auf demselben 1) zwei mit Strahlen umgebene Herzen, von Jesu und Maria, aus welchen sich Feuerflammen erhuben. Sie nahmen die vornehmste Stelle des Bildes ein, und alle die übrigen Figuren bezogen sich auf dieselben. 2) Die drei göttlichen Personen über den Herzen, welche auf dieselben zeigen und großen Antheil an dem Schicksal der herumstehenden Jesuiten zu nehmen scheinen. 3) Die Mutter Maria mit dem Stifter und andern Häuptern der Societät, die sie Gott dem Vater vorstellt. Ihr äußerst trauriges Angesicht scheint Wehklagen über ihr unglückliches Schicksal auszudrücken. 4) Eine Menge Jesuiten auf beiden Seiten, welche die zwei Herzen anbeten und die ganze Hoffnung ihrer Wiederherstellung darauf gegründet zu haben scheinen. 5) Ein Schiff im Hintergrund des Bildes auf stürmischen Wellen, welches die gescheiterte Societät bedeutet, mit der Ueberschrift: „Eritis odio omnibus propter nomen meum", die ihnen als eine Weissagung des Heilandes, dessen Namen sie tragen, zur Stärkung gereichen soll. Dabei werden sie durch eine andere Aufschrift: „Qui autem perseveraverit usque ad finem, hic salvus erit", ihres Wiederaufkommens versichert. Hierher beziehen sich auch zwei andere Sprüche, die über den Jesuiten stehen, Filii mei sunt, und Nomen meum ibi cunctis diebus. 6) Ein Jüngling, von einem Engel geführt, welcher sich in das von Wellen bestürmte Schiff mit Gewalt

werfen will und vom Engel auf die zwei Herzen, als auf den Polarstern und Mittelpunkt der Wiedervereinigung, gewiesen wird, wodurch ihr heimliches und zum Theil öffentliches Bestreben, die Societät zu rekrutiren, angedeutet wird. Alle die Jesuiten, welche die Hauptfiguren umschließen, verrathen verschiedene Gemüthsbewegungen, gleichen sich aber insgesammt in der anbetenden Verbeugung vor den zweien Herzen. Diese halten sie für das Zeichen ihrer unzertrennbaren Vereinigung, für das Merkmal, daß Gott mitten unter ihnen ist, und für ein unüberwindliches Schild, von welchem alle Pfeile der Verfolgung auf ihre Feinde zurückprallen werden. Dabo eis scutum cordis, so sagt noch ein anderer Spruch, der sich darauf befindet. Gleiche Bilder und Gemälde sollen sie in den neuesten Zeiten in die ihnen vergönnten Kirchen und Capellen in Weiß-Rußland und in Petersburg eingeführt haben.

Die Absicht der Andacht zum Herzen Jesu liegt nun offenbar am Tage. Sollte diese nicht durch rühmlichere Mittel erlangt werden können? Da die Loyoliten durch Erfahrung gelernt haben, daß die geistlichen Harlequinaden nicht mehr in unsere Zeiten passen, so sollten sie, statt die Menschen durch finstere und verstockende Andächteleien länger täuschen zu wollen, die Aufklärung des Verstandes und Verbesserung des Herzens zum Mittelpunkt ihrer Wiedervereinigung wählen. Welches Land würde sich nicht glücklich schätzen, einen Orden, der sich ganz dem Unterricht der Jugend widmete und nichts als Wahrheit und unverfälschte Tugend lehrte, zu besitzen?

Ueber weibliche Bildung.

Die beiden ersten der nachfolgenden Aufsätze, denen der frühere Herausgeber der Werke Wieland's, J. G. Gruber, die auch in gegenwärtiger Ausgabe beibehaltene gemeinsame Bezeichnung: Ueber weibliche Bildung, gegeben hat, sind zwei von einander ganz unabhängige und zu sehr verschiedener Zeit entstandene Arbeiten: Nr. I die Vorrede zu der von Reinhold 1786 begonnenen „Damenbibliothek", und nach dieser hier wörtlich abgedruckt unter Beseitigung der willkürlichen und unberechtigten Aenderungen der Gruber'schen Ausgabe, Nr. II eine Anzeige von Schiller's „Historischem Kalender für Damen für das Jahr 1791" im Teutschen Merkur 1791, I. S. 197—210, hier gleichfalls ohne Weglassungen vollständig abgedruckt. Da der deutsch-nationale Gesichtspunkt, welchen Wieland in dieser Recension ganz besonders in den Vordergrund stellt, sich in der Vorrede zu dem Jahrgang 1792 des „Historischen Kalenders für Damen" noch weiter ausgeführt findet, so erschien es angemessen, diese Vorrede unmittelbar an die obigen beiden Aufsätze anzuschließen.

I.

Vorrede

zu der

Allgemeinen Damenbibliothek.[1])

Daß die männliche Hälfte des Menschengeschlechtes sich keines ausschließenden Rechts an die Vortheile, die aus der Cultur der Wissenschaften entspringen, anzumaßen habe, und daß die andere Hälfte, die aus unsern Müttern, Gattinnen, Schwestern und Töchtern besteht und zu unsrer Erhaltung und Glückseligkeit so unentbehrlich ist als wir zu der ihrigen, ebensowol gegründete Ansprüche an alle Mittel zur Aufklärung, Bildung und Verschönerung ihres Geistes und Herzens mit auf die Welt bringe als wir: eine so stark in die Augen leuchtende Wahrheit kann in unsern Tagen wol keine Frage mehr sein, und am Allerwenigsten soll sie es unter einer Nation sein, die sich schon in ihren ältesten Zeiten durch ihre Hochachtung des weiblichen Geschlechtes und durch thätliche Anerkennung seiner Rechte an Freiheit und Theilnehmung an den edelsten Angelegenheiten und Vergnügungen des unsrigen vor den meisten Völkern der Erde ausgezeichnet hat. Diesen edlen Charakterzug hatten die alten Germanen mit den Griechen und Römern gemein. Während das Weib in der ganzen übrigen Welt, ent-

[1]) „Allgemeine Damenbibliothek. Eine freie Uebersetzung des französischen Werkes dieses Namens, mit zweckmäßigen Veränderungen und Zusätzen und einer Vorrede von Herrn Hofrath Wieland", 1. Bd. Leipzig 1786. Der nicht genannte Herausgeber der Damenbibliothek, von welcher 1786 bis 1789 im Ganzen sechs Bände erschienen, war Wieland's späterer Schwiegersohn K. L. Reinhold. Wieland's Vorreden zu Bd II. u. III. der Damenbibliothek sehe man in Theil XXXVII. — A. d. H.

weder durch eine unnatürliche Unterdrückung zur Sclavin des Mannes herabgewürdigt, mit den mühseligsten Arbeiten belastet und zu der schnödesten Behandlung verdammt war, oder als bloßes Werkzeug der Ueppigkeit in vergoldete Kerker eingesperrt, von gestümmelten Halbmenschen schimpflicherweise gehütet wurde, lebte sie in dem von unserm Stamme bevölkerten Europa von je her mit dem Manne auf gleichem Fuße und war, was sie nach den Absichten der Natur sein soll, seine Gehilfin, Freundin und Rathgeberin.

Freilich hatte die Gattin eines alten Germaniers, um ihrem Manne Alles dies zu sein, keines durch Wissenschaften entwickelten Verstandes vonnöthen. Die Natur, welche uns mit Fähigkeiten und Anlagen, die in gewissem Sinne keine Grenzen haben, ausstattet, hat auch für Mittel gesorgt, wodurch diese Anlagen unter allen Umständen, in welche sie uns setzt, auf jeder Stufe des Lebens und der Cultur, worauf wir uns befinden, hinlänglich und zweckmäßig entwickelt werden; und ein Mehreres würde uns oft nur unnütz und lästig sein. Was wollte ein ungebildeter roher Krieger oder Landmann mit einer so fein ausgebildeten und vollkommenen Frau angefangen haben, wie z. B. Plinius die liebenswürdige Fannia schildert? — Oder, wenn eine Fannia eben dadurch, weil sie in einem so hohen Grade vollkommen war, auch selbst für einen solchen Mann immer ein gutes Weib abgegeben hätte, wie viele von ihren Vorzügen, wie viele Grazien ihres Geistes, wie viele angenehme und in andern Umständen sogar nützliche Gaben und Geschicklichkeiten würden gleichwol für den braven Mann verloren gegangen sein! Aber eben deswegen muß die Cultur bei beiden Geschlechtern einen verhältnißmäßig gleichen Schritt halten, und wenn die Wissenschaften und die Künste der Musen ihre glücklichen Einflüsse über die höhern Classen einer Nation zu verbreiten anfangen, so wäre es nicht nur ungerecht, sondern ungereimt und unserm eigenen Vortheile zuwider, das weibliche Geschlecht von Theilnehmung an denselben deswegen ausschließen zu wollen, weil unsere Urmütter ohne Wissenschaften und Literatur Muster von Klugheit, Treue, Muth und Keuschheit*) waren, so wie es noch in unsern Zeiten hier und da

*) S. Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 2. Bd. S. 95 und die folgenden, worin der Naturcharakter des Weibes mit den feinsten und wahrsten Zügen geschildert ist.

Frauen giebt, die, ohne die Vortheile einer feinen Erziehung genossen zu haben, vortreffliche Gattinnen und Mütter und wahre Vorbilder jeder menschlichen und häuslichen Tugend sind.

Die immer seltener werdenden Beispiele dieser letztern beweisen indessen gegen die Vortheile, welche der weiblichen Hälfte einer cultivirten Nation durch Theilnehmung an der gemeinsamen Aufklärung zuwachsen, nicht mehr als die Beispiele, daß man blos durch ein glückliches Naturell ein Künstler, ein Feldherr, ein Dichter, kurz, Alles, wozu uns die Natur machen will, werden kann. Wenn es auch nicht wahr wäre, daß selbst diese Günstlinge der Natur durch wissenschaftliche Ausbildung es noch weiter gebracht haben würden, so wird doch immer wahr sein, daß die Meisten ohne dieses Hilfsmittel weit unter demjenigen bleiben, was sie ihrer Lage und Bestimmung nach sein sollten und bei gehöriger Cultur geworden wären. Kurz, wenn es für jede Nation einen Zeitpunkt giebt, wo sie der Aufklärung und Verfeinerung durch Wissenschaften und Musenkünste nicht ohne großen Nachtheil entbehren kann, so gilt dies auch von dem weiblichen Geschlechte; und die Ausnahmen beweisen ebenso wenig gegen die Regel, als der Mißbrauch etwas gegen den rechten Gebrauch entscheiden kann.

Wenn also die Rede von dem Antheil ist, der dem schönen Geschlechte an der Nationalcultur, insoferne sie durch Kenntnisse und Wissenschaften befördert wird, gebühret, so fragt sich nicht, ob sie zu demselben berechtigt seien (denn dies kann unter einer aufgeklärten Nation keine Frage sein), sondern blos, worin er bestehe, und welche Grenzen die Damen ihrer Wißbegierde etwa zu setzen haben möchten.

Käme es bei dieser Frage blos auf ihre Fähigkeiten an, so würde weder irgend eine Wissenschaft zu schwer noch irgend eine Stufe derselben zu hoch für sie sein; denn es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß wir uns in diesem Stücke keines natürlichen Vorzuges anzumaßen haben. Es ist längst aus Beispielen und Thatsachen offenbar, daß sie nicht nur Alles, was die scharfsinnigsten Männer in den höhern Wissenschaften erfunden haben, zu verstehen und sich eigen zu machen fähig sind, sondern daß sie in Werken des Geistes, zumal wo es auf Lebendigkeit der Imagination, Zartheit des Gefühls, Schönheit der Gesinnungen und Feinheit des Geschmackes ankommt, Stufen erstiegen haben, die uns kaum erreichbar sind. Wie ansehnlich würde das Register der Damen sein, welches wir (von den

Griechinnen und Römerinnen nichts zu sagen) nur aus den neuern Zeiten, von der schönen Christine von Pisan bis auf diesen Tag, zum Beweise dieser Wahrheit aufführen könnten, wenn sie eines Beweises nöthig hätten! Wir sind hievon so überzeugt, daß wir es für unartig halten würden, der edlen jungen Spanierin Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda, die sich vor einigen Monaten mit so großem Gepränge den philosophischen Doctorhut zu Alcala aufsetzen ließ, sogar die Behauptung, daß eine Dame einen akademischen Lehrstuhl mit Ruhm ausfüllen könnte, streitig machen zu wollen, zumal nachdem in Italien die berühmte Laura Bassi den Beweis bereits durch die That geführt hat.

Also nicht die Fähigkeiten, sondern blos die angeborene Bestimmung des weiblichen Geschlechtes und der eigene Wirkungskreis, welchen die Natur ihren Gaben und Tugenden angewiesen, geben uns den wahren Gesichtspunkt an, aus welchem das Recht der Frauen an wissenschaftliche Bildung genauer zu bestimmen ist. Und wie glücklich ist es nicht für sie, daß sie aus diesem Grunde so vieler Plage des Geistes, so vieler nur zu oft unnützen Arbeiten, woran wir unsre innern und äußern Sinne ermüden und abstumpfen müssen, gänzlich überhoben sind! — daß sie blos der Früchte genießen dürfen, deren mühsame Erzielung uns obliegt; daß sie auch unter diesen immer die schönsten und schmackhaftesten auswählen und gleich dem Blumenvogel, den die Griechen zum Bilde der Seele gemacht haben, ihren Geist nur mit den lieblichsten Blüthen und Düften des Musenhügels, nur mit dem reinsten Nektar der Philosophie nähren dürfen — kurz, daß sie aller Kenntnisse und Studien entbehren können, die nicht unmittelbar dazu dienen, sie weiser, liebenswürdiger und glücklicher zu machen.

Genauer läßt sich die Grenzlinie nicht wohl ziehen, welche (wenn ich so sagen kann) den weiblichen Antheil an den Wissenschaften von dem unsrigen scheidet, oder vielmehr, es giebt im Grunde gar keine solche Linie, über welche einer Dame nicht erlaubt wäre, sich hinauszuwagen, wenn sie sich von innen dazu berufen fühlt und von außen durch keine dringenden Pflichten oder andre Hindernisse zurückgezogen wird. Fähigkeiten, besondre Anlage, Muße, Stand und Gelegenheit entscheiden hier über mehr oder weniger, und wenn eine Anna Maria von Schurmann sich berufen fühlte, auch die Rab-

binen zu studiren, eine Anna Dacier, den Homer und Aristophanes zu commentiren, eine Katharina Macaulay, mit den Sallusten, Macchiavellen und Guicciardinen um den Lorbeer der Geschichtsmuse zu ringen, und das siebzehnjährige Fräulein Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda, öffentlich mit 158 knasterbärtigen Doctoren zu disputiren: wer kann etwas dagegen einzuwenden haben — so lange ihre Väter oder ihre Männer zufrieden sind?

Denn nicht blos das Unentbehrliche oder auch das Nützliche in Rücksicht auf den kleinen Zirkel, worin wir uns bewegen, auch das bloße Vergnügen, zu wissen, was an sich wissenswerth ist, und der Kräfte unsers eigenen Geistes, des innern Schatzes, der in unsern eigenen Herzen verborgen liegt, mit einem Worte, aller der angenehmen Empfindungen zu genießen, womit eine Seele sich bereichert, die ihren Sinn für das Wahre, Große und Schöne in den Werken der Natur und Kunst gebildet und geschärft hat — auch dies ist ein würdiger Zweck, ja, er ist der edelste unter allen, und ist es eben darum, weil er sich nicht auf Nothdurft und Nutzen einschränkt, sondern den Geist angewöhnt, an dem, was wahr, schön und erhaben ist, ohne andere Rücksicht, als weil es dies ist, inniges Wohlgefallen zu finden und sich daran als an einer seinem Wesen homogenen Geisterspeise zu weiden. In diesem Sinne kann man sagen, der edelste und reinste Zweck der Wissenschaft sei — die Wissenschaft selbst, so wie das Schöne edler ist als das Nützliche, weil dieses nur wegen seiner Beziehung auf unsre körperlichen Bedürfnisse, Verhältnisse und zufälligen Umstände ein Gegenstand des Begehrens ist, jenes hingegen blos wegen der reinen Befriedigung, die unsre Seele in seinem unmittelbaren Genuß und Anschauen findet, geliebt wird.

In beiden Fällen aber, meine liebenswürdigen Leserinnen, es sei nun, daß Sie Sich blos auf das Nothdürftige und Brauchbare oder auch nur auf das angenehm Unterhaltende und Zeitkürzende in der Wahl Ihrer Lectüre einschränken, oder daß Sie (was freilich nur bei den Wenigsten stattfinden kann) die Vervollkommung Ihres Geistes durch Wissenschaften und Kunst zur Hauptsache Ihres Lebens machen wollten: in beiden Fällen sind eine Menge mannichfaltiger elementarischer Kenntnisse vonnöthen, die Ihnen unentbehrlich sind, um in Ihrem einsamen Cabinette in dem belehrenden und ergetzenden Umgang mit den schönsten Geistern der Alten und Neuern sich desto besser

zu gefallen und außer demselben in der Gesellschaft, in welcher Sie leben, dem Vorwurf einer Unwissenheit zu entgehen, der in unsern Tagen für Personen von gewissen Classen etwas sehr Unangenehmes hat. Es sind nur wenige vorzügliche Werke des Geistes, oder es giebt vielleicht gar keines, selbst unter denen, die nichts als Empfänglichkeit für Bilder und Empfindungen vorauszusetzen scheinen, welche man recht verstehen, recht genießen, geschweige denn recht beurtheilen könnte, ohne eine Menge kleiner Kenntnisse zu besitzen, die in alle Arten von Wissenschaften einschlagen.

In dieser Rücksicht, und weil ich eine encyklopädische Sammlung aller der wissenschaftlichen Begriffe und Kenntnisse, welche ein Frauenzimmer von gewissem Stande zur Lectüre der besten Schriftsteller und überhaupt als Grundlage zu allen fernern Erweiterungen und Verschönerungen ihres Geistes sich eigen zu machen hat, schon lange für ein gemeinnütziges wünschenswürdiges Werk ansah, erregte die zu Anfang dieses Jahres von einer Gesellschaft von Gelehrten angekündigte Bibliothèque universelle des Dames meine Aufmerksamkeit und Erwartung in gleichem Grade. Man konnte, dachte ich, mit Rechte aus dem Mittelpunkt der besten Köpfe einer Nation, die es an Cultur und Verfeinerung allen andern zuvorgethan hat, aus dem Athen des heutigen Europa, von einer gelehrten Gesellschaft, welche für die schönere Hälfte einer so ausgebildeten und geschmackvollen Nation wie die französische arbeiten will und sich hiezu mit einem so reichen Ueberflusse der besten Hilfsmittel versehen sieht, etwas Vortreffliches, der Vollkommenheit nahe Kommendes in dieser Art erwarten, und in dieser billigen Erwartung munterte ich einen meiner gelehrten Freunde, dessen mir genau bekannte Geschicklichkeiten dieser Arbeit hinlänglich gewachsen sind, auf, sich der Arbeit zu unterziehen, dieses Werk, so wie es nach und nach erscheinen würde, auf deutschen Boden zu verpflanzen, jedoch so, daß er sich das Recht vorbehielte, nöthigen Falles wegzulassen, zusammenzuziehen, zu verändern, zu berichtigen und hinzuzutbun, was wir nöthig finden würden, um dieses Werk unsern Landesmänninnen desto brauchbarer und nützlicher zu machen. Mein Freund übernahm dieses Geschäfte um so williger, da er, in gleichem Zutrauen zu den französischen Unternehmern, sich versprach, daß die verbessernde Hand nur selten nöthig sein und das Vergnügen der Arbeit die Mühe derselben reichlich vergüten würde. Jedoch machte er mir

zur Bedingung, daß ich ihn mit meinem Rathe dabei unterstützen und die Aufsicht über seine Arbeit führen sollte; eine Bedingung, die ich, so weit meine Kräfte reichen, mit desto größerm Vergnügen übernahm, da mir nichts angenehmer sein kann, als einen Theil meiner Zeit einem Geschlechte zu widmen, welches ich ehren und lieben werde, so lange ich etwas lieben kann, und um welches mir einige Verdienste zu machen von früher Jugend an einer meiner angelegensten Wünsche war.

Ich kann eben nicht hinzusetzen, daß die Erscheinung der zwölf ersten Bändchen der Bibliothèque universelle des Dames meine Erwartung übertroffen habe. Vielleicht war sie etwas zu hoch gespannt und einem Ideal gleich, welches zwar in meinem Kopfe sitzt, aber dessen Ausführung gleichwol meine eigenen Kräfte weit übersteigt. Wie könnte ich den französischen Verfassern übel nehmen, daß es nicht das ihrige ist? Indessen sehe ich doch, daß der erwähnte Vorbehalt nicht ganz überflüssig war, und daß man es uns an Gelegenheiten, ihn auszuüben (so viel sich vor der Hand davon urtheilen läßt), nicht fehlen lassen wird.

Dies ist Alles, was ich dermalen über die Entstehungsgeschichte der verdeutschten Damenbibliothek, von welcher hier der erste Band geliefert wird, zu sagen habe. Da, dem Versprechen der Verlagshandlung so viel möglich Genüge zu leisten, dieser Band noch in gegenwärtiger Messe erscheinen sollte, so kann das, was wir zu thun gedenken, um das französische Werk unsrer eigenen Idee etwas näher zu bringen, nach dieser Probe noch nicht völlig beurtheilt werden. Indessen wird man doch hier und da manche Spuren unsers guten Willens wahrnehmen und unter Andern die kleine Einleitung in die Chronologie zu besserm Gebrauch unsrer deutschen Leserinnen ganz umgearbeitet finden.

Geschrieben zu Weimar, den 30. September 1785.

II.

Ueber den

Historischen Kalender für Damen für das Jahr 1791

von

Friedrich Schiller.

Man erweiset diesem zweiten Jahrgang des Historischen Kalenders für Damen bloße Gerechtigkeit, wenn man ihm unter allen Taschenbüchern dieser und ähnlicher Art die erste Stelle einräumt. Ich setze, wie billig, voraus, daß derjenige Theil des Publicums von beiderlei Geschlechte, welchem die Stimmfähigkeit bei Beurtheilung solcher literarischer Unternehmungen zukommt, mit dem Verleger darin übereinstimme, daß ein Taschenkalender deswegen, weil er vornehmlich zum Gebrauch des schönen Geschlechts bestimmt ist, nicht zu einem so frivolen Inhalt verurtheilt sei, wie ihn vielleicht der leichtsinnigste, am Wenigsten gebildete und also der Bildung am Meisten bedürftige Theil des letztern wünschen und erwarten möchte.

Frivolität ist keine Ingredienz in dem eigentlichen Charakter der Deutschen; was sich davon unter uns befindet, ist von einer Nation zu uns herübergekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in Allem, was von Geschmacke, Meinung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Deutsche bemächtigt hat, und von welcher mit gleich vielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das Wahre, Schöne und

Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wol unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nation, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den insolentesten Despotismus des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange dieser Zustand von politischer und moralischer Vernichtung dauerte — eine reizende, und insoferne sie sich mit Witz und Geschmack, Gefühl und Grazie in tausenderlei Gestalten und Verkleidungen zu schminken und herauszuputzen wußte, beinahe eine liebenswürdige Untugend gewesen sein. Aber auf deutschen Boden versetzt, verliert sie Alles, wodurch sie einst in ihrer Heimath blendete und verführte; sie paßt weder zu unserm Klima noch zu unsrer Lebensweise, weder zu unsrer Verfassung noch zu unsern Sitten; sie steht vielmehr mit Allem diesem und mit unserm daraus sich bildenden Nationalcharakter in dem offenbarsten Widerspruche, und es wäre also doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzosen selbst aufgehört haben, frivol zu sein, noch auf eine vermeinte Artigkeit Anspruch machen wollten, die uns so übel ansteht; denn, unter uns gesagt, ein frivoles deutsches Mädchen, eine frivole deutsche Frau ist unstreitig das fadeste, platteste, widerlichste, und — wenn anders ein von den zwei Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieses einzige Mal brauchbar ist — das ungenießbarste Ding unter der Sonne.

Doch die Anzahl solcher mißrathenen Copien eines Originals, das selbst keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beilegen, ist so beträchtlich nicht unter uns, daß der Unternehmer eines dem weiblichen Geschlechte vorzüglich zugeeigneten Lesebuchs zu besorgen hätte, falsch gerechnet zu haben, wenn er auf eine große Anzahl von Leserinnen rechnete, für welche eine ernsthafte, den Geist zugleich nützlich beschäftigende und angenehm unterhaltende Lectüre nichts Absprechendes hat. Germaniens Töchter erkennen nicht erst von gestern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele sich mit den wesentlichsten Pflichten ihrer Bestimmung nicht nur sehr gut vereinbaren läßt, sondern sie zu desto vollkommnerer Erfüllung derselben geschickt machen kann — und so der Himmel will, ist es auch unter den verständigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, so wie wir selbst an Cultur

zunehmen, auch das Geschlecht, welches Natur und bürgerliche Verfassung in die zartesten und engsten Verhältnisse mit uns gesetzt, zu Gehilfinnen unsers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unsrer Kinder, zu unsern Freundinnen, Rathgeberinnen und Gesellschafterinnen bestimmt hat, kurz, das Geschlecht, dessen liebenswürdige Eigenschaften und Tugenden zum Glücke unsers Lebens und zum gemeinen Wohlstande der bürgerlichen Gesellschaft gleich wesentlich und unentbehrlich sind — verhältnißmäßig auch gleichen Schritt mit uns halten und (so weit, als es der Umfang und die Grenzen ihrer allgemeinen und besondern Bestimmung zulassen) auch durch Aufklärung ihres Verstandes, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Veredlung ihrer Gesinnungen aus dem schmählichen Zustande von Unterdrückung und Sclaverei, worin sie unter den Barbaren und Halbbarbaren der übrigen Welttheile schmachten, herausgezogen und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebührt, eingesetzt werden müsse.

Man verzeihe mir diese durch die Gelegenheit veranlaßte Reflexion, weil sie eine Wahrheit sagt, welche unter jene trivialen und von Jedermann anerkannten Wahrheiten gehört, die demungeachtet (besonders hier und da, wo noch große Ueberreste der alten Barbarei und Finsterniß in Deutschland wegzuräumen sind) nicht oft genug in Anerinnerung gebracht werden können.

Diejenigen, die als Augenzeugen wissen, wie es mit der Nationalcultur (besonders insofern sie durch das, was man Lectüre nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns stand, werden gestehen, daß die Fortschritte, die wir in dieser Zeit gemacht haben, groß genug sind, daß unsre Urahnfrauen, wenn sie (wie Lucian's Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erschienen, sich in eine andre Welt versetzt glauben würden. Wo ehemals kaum in den höchsten Classen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes außer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauskalender kannten und sich in müssigen Stunden etwa mit Hercules und Herculiscus, der römischen Octavia und Lohenstein's Arminius — und in der Folge mit der asiatischen Banise, Neukirch's Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten — da ist jetzt das Lesen auch unter der Mittelclasse und bis nahe an Diejenigen, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen ein Frauenzimmer, welches vor funfzig

Jahren ein zu ihrer Zeit geschätztes Buch las, sind jetzt (um nicht zu viel zu sagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — die Alles lesen, was ihnen vor die Hände kommt und einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geistes verspricht.

Es ist hier nicht der Ort, uns in eine Aufzählung und Untersuchung der mannichfaltigen guten und schlimmen Folgen, die aus dieser sich immer mehr ausbreitenden Leselust der weiblichen Hälfte der Nation natürlicherweise entspringen müssen, einzulassen; aber daß es weder für den Kopf und das Herz unserer Weiber und Töchter noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generation nichts weniger als gleichgiltig sei, mit was für Lectüre unsre jungen Schönen unterhalten werden, ob durch das, was sie lesen, ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde: daß dies keine gleichgiltige Sache sei, muß einem Jeden in die Augen leuchten, der nur ein Wenig über den Einfluß der Lectüre, zumal auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am Empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculationen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lectüre auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Grenzen haben, durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt, indem überall, sogar an den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publicum, besonders der Jugend beiderlei Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereien, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit geflissentlicher Rücksicht auf das, was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die aufkeimenden Leidenschaften der Jugend am Meisten reizen kann, auf die bequemste und wohlfeilste Art in die Hände zu spielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geschlecht unter einer Nation an der Geistescultur, sofern sie durch Bücherlesen er-

halten wird, beinahe unbeschränkten Antheil nimmt, ist es ein wirklicher Dienst, der dem gemeinen Wesen geleistet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche besonders für Leserinnen bestimmt sind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen sucht. Es ist nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiste überhaupt eine zugleich gesunde und angenehme Nahrung oder wenigstens eine dem Verstand, dem Geschmack und dem Herzen unschädliche Gemüthsergetzung verschaffen; nicht genug, daß die Lectüre das Ihrige beitrage, um sie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Gesellschaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seelen giebt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nationalverbindung, als Glieder des politischen Körpers, dem sie angehören, zu betrachten und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfordert, auch die höhern Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen in ihrem Maße mit uns zu theilen. Ich besorge von meinen Lesern kein unzeitiges Persiflage über das, was ich hier sage, oder ich würde mich wenigstens dadurch nicht irre machen lassen, da es darum zu thun ist, von einer ernsthaften Sache ernsthaft zu sprechen. Wenngleich (Dank sei dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit, seinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) das Heirathen immer schwerer und seltner wird, so bleibt es doch der Wunsch der Natur sowol als der bürgerlichen Gesellschaft, daß jedes Mädchen Ehegattin und Mutter werde; und je bessere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter selbst erhalten haben, desto geschickter werden sie, zur Bildung ihrer Kinder das Ihrige beizutragen. Durch eine ganz natürliche Folge wächst also der Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Erziehung des männlichen nimmt, in eben dem Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kenntnissen und edlen Gesinnungen zunimmt; und eben darum wird es um so nöthiger, daß die Weiber*) vorzüglich vor tausend andern Gegenständen der Wißbegierde sich mit demjenigen beschäftigen, wodurch sie in dem Gefühl und Bewußtsein ihres Verhältnisses gegen die politische Gesellschaft, welcher sie angehören, erhalten werden. Denn wie kann man

*) Es versteht sich von selbst, daß hier immer nur von den Classen und einzelnen Personen die Rede ist, welche vermöge ihrer Umstände und Anlagen an einer größern Geistescultur Antheil haben können und sollen.

erwarten, daß eine Mutter die Gesinnungen der Vaterlandsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlstande der Nation, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns durch die Verfassung derselben, durch die Verdienste unsrer Vorfahren und durch die Arbeiten unserer Zeitgenossen zu Statten kommen u. s. w., in ihrem Sohn entwickeln und unterhalten werde, wenn sie selbst von allen diesen keine oder nur verworrene und unzusammenhängende Begriffe hat? Ist es also nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beinahe alle schönen Augen sich mit Lesen abnutzen, zu einer Zeit, da Lectüre ein fast allgemeines Bedürfniß unsrer Frauen geworden und man hierin schon lange bis zum Luxus gegangen ist — doch noch so viele, selbst in den höhern Classen, zu finden sind, denen alles Andere bekannter ist als die Geschichte ihres eigenen Vaterlands, ihrer eigenen Nation? Und welch ein Uebermaß von Schande, daß sich gerade in diesen höhern Classen noch so manche in allen Theilen Deutschlands befinden, die — eben darum, weil sie in der Geschichte des Vaterlandes, von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nation, welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Deutsche zu sein schämen, so viel möglich zu verbergen suchen, daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genie's und des Fleißes ihres Volks herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unsre besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinsamen Nationalgegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geschichte, Zusammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes des deutschen Reichs und mögliche Verbesserung des letztern auf vernunft- und ordnungsmäßigen Wegen zu Gegenständen ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Man hat sich lange mit der Entschuldigung beholfen, es fehle uns an historischen Werken über unsre vaterländische Geschichte, die man mit Vergnügen lesen könne. Dieser Klage ist zum Theile schon seit geraumer Zeit durch Schmidt's allgemein geschätzte Geschichte der Deutschen abgeholfen, theils haben wir die angenehme Aussicht vor uns, daß Alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu be-

friedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtschreiber Deutschlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit der seltnen Geschicklichkeit in Composition und Darstellung, die er in andern Fächern, wo der Imagination mehr erlaubt ist, bewiesen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in welcher sein erster Versuch (die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung) schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bei dieser Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geistes die zweckmäßigste Richtung zu geben, angestellt habe, mir den besondern Gesichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des Historischen Kalenders für Damen beurtheile, so kann ich nicht anders, als unsern deutschen Frauen und Jungfrauen Glück dazu zu wünschen, daß ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sich's zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten. Ich hoffe nun von Niemand, der die Sache mit mir aus ebendemselben Gesichtspunkt ansieht, die Frage zu hören: „Warum mußte gerade der dreißigjährige Krieg zur Unterhaltung unserer Damen in diesem Jahrgang gewählt werden? oder was für ein vorzügliches Interesse sollen diese an demselben finden?" — Gleich als ob — nächst dem siebenjährigen Kriege, dem außerordentlichsten Schauspiel unsers und aller vergangenen Jahrhunderte — die Geschichte irgend einen andern Krieg aufzuweisen habe, der an Allem, was eine Reihe ungewöhnlicher Weltbegebenheiten sowol durch die mannichfaltigste Abwechslung der lebhaftesten Gemüthsbewegungen, in welche der Leser durch die darstellende Erzählung derselben gesetzt wird, als durch den Reichthum an Welt- und Menschenkenntniß, der daraus zu schöpfen ist, und durch die Wichtigkeit der Folgen und Beziehungen auf unsern gegenwärtigen Zustand interessant machen kann, mit diesem in Vergleichung käme? — Doch die Begierde und der allgemeine Beifall, womit die in gegenwärtigem Jahrgang gelieferte erste Hälfte dieser Geschichte von Leserinnen sowol als Lesern aufgenommen worden, ist die

beste und beschämendste Antwort für die Zweifler, die unsern deutschen Frauen nicht Seele genug zutrauen, um eine solche Geschichte, — so erzählt, so scharfsinnig entwickelt, so unparteiisch und doch mit so viel Wärme und Ordnung und in einer so schönen Sprache vorgetragen — anziehender zu finden als irgend einen Roman, dem, wenn er auch (was jetzt so selten ist!) in seiner Art vortrefflich wäre, doch immer das Verdienst der historischen Wahrheit fehlt. Hoffentlich wird der Verfasser sich durch eine so angenehm belohnende Aufnahme bewogen finden, uns nicht nur im künftigen Jahre mit der ungeduldig erwarteten Vollendung dieses wichtigen Stücks der vaterländischen Geschichte, sondern auch, bei künftiger Fortsetzung des historischen Kalenders, mit noch mehrern, einer nicht minder interessanten Bearbeitung fähigen und als für sich bestehende Gemälde darzustellenden Stücken unsrer Geschichte zu beschenken. Ich überlasse es andern Journalen und historischen Kunstrichtern von Profession, tiefer in die mannichfaltigen Verdienste dieses schönen Products der historischen Muse meines Freundes einzugehen, oder auch ihre Unparteilichkeit durch Bemerkung eines oder des andern Flecken (woran es auch den besten Menschenwerken nicht fehlen kann) zu bethätigen, und begnüge mich, nur noch zu bemerken, Herr Schiller habe in diesem Werke sich dem, was ich für die höchste Tugend des historischen Stils halte, der Vereinigung des Anschaulichen mit einer großen, wiewol nicht unzierlichen Simplicität, bereits mit so starken Schritten genähert, daß ich mich versichert halte, er werde — zum Erstaunen Derjenigen, die so etwas dem Verfasser des Don Carlos nicht zugetraut hätten — bei fortgesetzter Uebung in dieser Art des Vortrags einen Grad von Vollkommenheit erreichen, der ihm auch in dieser Rücksicht einen Platz unter den Günstlingen der Muse der Geschichte verdienen werde.

Der allgemeine Mangel deutschen Gemeinsinnes und Nationalgeistes und Mittel zu deren Erweckung und Belebung.

(Vorrede zu Schiller's Histor. Kalender für Damen für d. J. 1792.)

Selten ist in Deutschland eine Schrift mit lebhafterem und allgemeinerem Beifall gelesen worden als die erste Hälfte der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, womit Herr Hofrath Schiller dem Historischen Kalender für Damen 1791 einen Werth gegeben hat, dessen wol noch kein anderes Taschenbuch dieser Art sich rühmen konnte.

Denn wiewol diese Geschichte vorzüglich und namentlich für Leserinnen bestimmt war, so glaube ich doch ohne Uebertreibung sagen zu können, daß sie so viele Leser gehabt habe, als es in dem ganzen Umfang unsrer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Cultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowol als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkte seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits Alles, was unsre Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ und natürlicherweise in Allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgiltig ist, den Wunsch erregen mußte, daß

ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben den Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten, gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte.

Herr Schiller, nachdem er seine Bearbeitung des dreißigjährigen Krieges bis zu dem entscheidenden Treffen bei Leipzig (1631) fortgeführt, mußte gerade da abbrechen, wo der Schauplatz (nach seinem eigenen Ausdruck) immer reicher an schimmernden Thaten, reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen wurde, und natürlicherweise war das Verlangen nach der Fortsetzung dem Vergnügen gleich, womit der Anfang dieses Werkes aufgenommen worden, und die Erwartung, daß der Verfasser den abgerissnen Faden, seinem Versprechen gemäß, im nächstfolgenden Jahre wieder aufnehmen würde, um so gewisser, da er die Erfüllung derselben von einer Bedingung hatte abhangen lassen, welche auf Seiten seiner Leserinnen und Leser aufs Vollkommenste erfüllt worden war.

Je ungeduldiger also das Verlangen des Publicums und je gegründeter seine Erwartung war, desto unangenehmer muß es demselben sein, anstatt der gehofften Vollendung dieser Geschichte nur ein abermaliges Bruchstück zu erhalten. Aber gewiß schmeichle ich meinem vortrefflichen Freunde (der unter der Unmöglichkeit, sein gegebenes Wort zu erfüllen, selbst am Empfindlichsten leidet) nicht zu viel, wenn ich sage, daß die — bereits allgemein bekannte — Ursache dieser Unmöglichkeit den Liebhabern seiner Schriften noch weit schmerzlicher fallen werde als ihre getäuschte Hoffnung; und dies um so mehr, da es nur zu gewiß ist, daß eben der zu sehr angestrengte Eifer, womit er in letztverwichnem Winter sich mit der Fortsetzung dieses so mühevollen, eine so aufmerksame Aufsuchung, Durchlesung, Vergleichung und Prüfung aller Quellen und in Bearbeitung der gesammelten und geordneten Materialien eine ununterbrochne Spannung aller Geisteskräfte erfordernden Werkes beschäftigte, am Meisten darzu beigetragen, ihm eine Krankheit zuzuziehen, deren außerordentliche Zufälle und allen Hilfsquellen der Heilkunst Trotz bietende Hartnäckigkeit sein Leben mehr als einmal in die größte Gefahr gesetzt, und selbst nachdem sie endlich durch die glückliche Kunst seines berühmten Arztes und den Gebrauch des Karlsbader Wassers gedämpft worden, seinen Körper doch

so sehr geschwächt hat, daß die Hoffnung, ein Leben, das Allen, die ihn kennen, so theuer ist, zu erhalten, vor der Hand lediglich auf gänzlicher Abziehung von allen mit anhaltender Aufmerksamkeit verbundenen Arbeiten beruhet.

So gewiß Herr Hofrath Schiller bei so bewandten Umständen auf die Theilnehmung und Nachsicht des Publicums, welchem er seiner Talente wegen nicht weniger als seinen Freunden wegen seines Herzens theuer ist, zu rechnen hat, so gewiß darf sich auch der Herr Verleger (wie ich in seinem Namen hoffe) zu der Billigkeit des Publicums versehen, daß es diese nicht vorherzusehenden Zufälle ihn um so weniger entgelten lassen werde, da er, wie der Augenschein zeigt, weder Mühe noch Kosten gespart hat, diesem dritten Jahrgange seines mit so gütiger Aufnahme begünstigten Damenkalenders in allen von ihm abhangenden Stücken eine Vollkommenheit zu geben, die ein Beweis ist, daß er bei dieser kostspieligen Unternehmung weniger seinen eigenen Vortheil als sein Verlangen, den Geschmack der schönen Kunstliebhaberinnen möglichst zu befriedigen und, so viel an ihm ist, der Nation Ehre zu machen, zu Rathe gezogen habe. Ich meines Ortes, indem ich, den Wünschen der Freundschaft nachgebend, mich gegenwärtiger Anrede an das Publicum unterziehe, thue es mit desto froherem Muthe, da ich die Versicherung hinzufügen kann, daß wir uns allen Anscheinungen nach gegründete Hoffnung machen dürfen, der vortreffliche Mann, von welchem bisher die Rede war, und von dessen Genie, Talenten und edlem Eifer, sich um die Nation verdient zu machen, noch so viel Schönes und Gutes zu erwarten ist, werde uns völlig wiedergegeben und nach hinlänglicher Erholung seiner Kräfte wieder in den Stand gesetzt werden, nicht nur dieses angefangene Werk glücklich zu Ende zu bringen, sondern auch sein übriges Leben ähnlichen Ausarbeitungen anderer, nicht minder wichtiger Stücke der deutschen Geschichte zu widmen, deren Darstellung auf seine Meisterhand wartet.

Auch blos in dieser Rücksicht werden sich, wie ich nicht zweifle, alle Freunde unsers allgemeinen Vaterlandes mit mir vereinigen, demselben zu dieser Hoffnung Glück zu wünschen. Denn gewiß (oder ich müßte mich sehr irren) sind es gerade solche Gemälde allgemein interessanter, aus der deutschen Geschichte ausgehobener Stücke — mit diesem viel umfassenden Scharfblick, mit dieser Unparteilichkeit und Freiheit von Vorurtheilen, aber auch mit dieser Humanität, Billigkeit und Schonung,

selbst gegen Diejenigen, deren Denkart man nicht billigen kann, oder deren Handlungen man zu verabscheuen gezwungen ist — mit dieser beständigen Rücksicht auf das allgemeine Vaterland und das wahre Beste desselben und (was nicht weniger wesentlich ist) mit so viel Wärme, Stärke, Beredsamkeit und Geschmack, kurz, so ausgeführt, wie Schiller sie auszuführen fähig ist — gewiß sind es solche historische Gemälde aus unsrer Geschichte, was eines der wirksamsten Mittel wäre, unter den so zahlreichen und so ungleichartigen Völkerschaften, aus welchen die deutsche Nation zusammengesetzt ist, diesen Gemeingeist wieder anzufachen und zu unterhalten, der in unserm Jahrhundert mehr ab- als zugenommen zu haben scheint und gleichwol zur Erhaltung und noch mehr zu möglichster Vervollkommung unserer ebenso glücklichen als in ihrer Art einzigen Verfassung so unentbehrlich ist.

Vorausgesetzt, daß alle bisherige Staatsverfassungen großer Völker nicht als Kunstwerke menschlicher Weisheit, nach einem festen, ganz durchdachten und mit sich selbst durchaus übereinstimmenden Plan entworfen und gleichsam mit einem Guß hervorgebracht, sondern als langsam und stückweise zusammengefügte und ausgebildete Producte des Schicksals und der Zeit zu betrachten sind — wird jeder unbefangene Weltbürger (däucht mich) gestehen müssen, daß die dermalige Organisation des gesammten deutschen Staatskörpers die beste ist, die ihm unter allen stattfindenden Umständen von jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück gegeben werden konnte. Sie gewährt, im Ganzen genommen, der Nation alle Vortheile einer durch Gesetze beschränkten, milden und väterlichen Regierungsform und sichert selbst diejenigen unmittelbaren und mittelbaren Stände, deren Verfassung mehr oder weniger republikanisch ist, wo nicht vor allen Nachtheilen, die mit dieser Form verbunden sind, doch wenigstens vor der unerträglichsten aller Tyranneien, vor Unterdrückung von demokratischem oder aristokratischem Despotismus.

Es ist wahr, unsre allgemeine Reichsverfassung kann, um den Wohlstand und die Glückseligkeit der Nation zu bewirken, so wenig, und vielleicht weniger als irgend eine andere, der freien moralischen Ursachen entbehren, welche zu diesem Zweck in ihr harmonisch zusammenwirken müssen; und es kommt also bei uns, wie überall, sehr viel auf die Denkart, die Gesinnungen, den Grad der Cultur und Aufklärung, kurz, auf den Charakter, die Tugenden oder Untugenden der Regenten

und Obrigkeiten an. Aber auch in dieser Rücksicht ist vielleicht keine Nation des Erdbodens, die sich einer glücklichern Lage rühmen könnte, als unsre dermalige ist. Der größere Theil unserer Regenten (ich will lieber weniger sagen, als mich auch nur dem Schatten des Verdachts aussetzen, daß ich schmeicheln wolle, wo ich nur die Wahrheit zu sagen wünsche) zeichnet sich durch eine ihres hohen Berufs würdige Denkart, durch den Willen, das Wohl ihrer Untergebenen und das Gute überhaupt zu befördern, durch Talente, Kenntnisse, Thätigkeit, Schätzung der Wissenschaften und Künste, kurz, durch Eigenschaften des Geistes und Herzens aus, wodurch sie sich auch im Privatstande der öffentlichen Hochachtung würdig machen würden. Beinahe durch alle Theile des deutschen Reiches verbreitet sich — schneller oder langsamer, aber doch unaufhaltbar — der wohlthätige Geist der Aufklärung über angeerbte Irrthümer und Vorurtheile und ein immer zunehmendes Bestreben nach Verbesserungen, nach Abstellung alter Mißbräuche, Erleichterung der Lasten des Volks, Aufmunterung und Beförderung aller Arten gemeinnütziger Unternehmungen. Nie ist der Zustand der Wissenschaften in Deutschland so blühend, die öffentliche Erziehung nie so gut, die Freiheit zu denken und laut zu sagen, was man für wahr und recht hält (das Palladium der Menschheit), nie in einem so großen Theile von Deutschland respectirt und von den Regenten selbst geschützt und begünstigt worden als in unsern Tagen. Und, was gewiß jeder deutsche Patriot mit mir unter die vornehmsten Glückseligkeiten unsrer Zeit rechnen wird, seit mehrern Jahrhunderten haben die Fürsten und Stände des deutschen Reichs kein Oberhaupt an ihrer Spitze gesehen, welches die großen Eigenschaften und Tugenden, die des ersten Thrones der Welt würdig und, das Glück der Nation zu fördern und zu befestigen, am Geschicktesten sind, in einem so hohen Grade besessen hätte als Kaiser Leopold II., und nie hat Germanien von dem Einflusse des Geistes seines Königs und von dessen in einträchtiger Verbindung mit seinen übrigen Fürsten zum gemeinen Besten wirksamen Thätigkeit sich so viel Gutes zu versprechen gehabt.

Noch zähle ich es zu den besondern Vortheilen unsrer gegenwärtigen Lage, daß die Aufklärung (ich hoffe, der Sinn, worin ich dieses Wort gebrauche, könne keiner Zweideutigkeit unterworfen sein) bei uns von oben herab zu wirken anfängt und durch diesen Gang vieler noch wünschenswürdigen

und nöthigen Verbesserungen den gefährlichen Folgen eines entgegengesetzten Gangs — welche ohnedies bei uns weniger als bei irgend einem europäischen Volke zu fürchten sind — um so gewisser zuvorkommen werde.

Der Zweck und die Schranken dieser Vorrede erlauben mir nicht, das Wenige, was ich hier im Vorbeigehen von den besondern Vortheilen sowol unsrer allgemeinen Verfassung als unsrer dermaligen Lage berührt habe, weiter, geschweige nach der Wichtigkeit und dem Reichthume des Gegenstandes auszuführen. Ich weiß sehr gut, was mir Diejenigen entgegensetzen können, die mit dem Zustande ihres besondern Vaterlandes (vielleicht nur für den Augenblick) wenig zufrieden zu sein Ursache haben und dadurch um so aufgelegter sind, auch die Mängel unsrer allgemeinen Verfassung in einem strengern Lichte zu sehen. Aber wer unterm Monde keine Platonische Republiken und utopische Monarchien realisirt zu sehen verlangt; wer mit der Natur und dem Lauf der menschlichen Dinge bekannt genug ist, um zu wissen, wie Gutes und Böses einander compensirt, wie fast immer ein großes Gut mit beträchtlichen Ungemächlichkeiten und sogar mit Uebeln, die, für sich allein betrachtet, nicht gering sind, unvermeidlich verbunden ist, und kurz, wer einsehen gelernt hat, daß ein leidlicher Zustand das Höchste ist, was die Sterblichen sich hienieden vernünftigerweise versprechen dürfen, wiewol uns (durch eine weise Veranstaltung der Natur) die Hoffnung immer mit größern Erwartungen von der Zukunft, als diese erfüllen kann, schmeichelt: der wird — nach billiger Schätzung dessen, was wir haben, und was wir entbehren, was wir durch unsre Constitution gewinnen, und worauf wir, weil es damit unverträglich ist, willig Verzicht thun müssen — finden, daß wir Ursache haben, mit unserm Loose zufrieden zu sein. Man hört — um z. B. nur eines Punkts zu erwähnen — nicht selten die Zertheilung des deutschen Reichs in etliche hundert größere und kleinere, ja großentheils sehr winzige, unmittelbare, mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände als die Ursache angeben, warum Deutschland, so lange diese Verfassung dauern werde, niemals zu dem hohen Gipfel von innerlicher Stärke, nie zu dem blühenden Wohlstand und dem Ansehen und Gewicht unter den europäischen Mächten, woran es unter einer andern Verfassung Anspruch zu machen hätte, gelangen werde.

Man kann, wie ich glaube, diesen Vorwurf so viel gelten lassen, als er nur immer gelten mag, und doch mit gutem Grunde behaupten, daß demungeachtet die Vortheile, welche aus dieser Zertheilung im Ganzen für uns entspringen, das Nachtheilige bei Weitem überwiegen, oder vielmehr, daß sie es gerade ist, der wir diese Vortheile zu verdanken haben.

Man muß, wenn man den Wohlstand und die Vorzüglichkeiten der deutschen Nation in Vergleichung mit andern berechnen will, nicht vergessen, daß die mittelländische Lage der meisten deutschen Provinzen und andere von der Natur des Bodens und Klima's abhangende Umstände uns, auch bei jeder andern monarchischen oder republikanischen Verfassung gewisse unüberschreitbare Grenzen setzen würden. Auch muß billig mit in den Anschlag kommen, daß wir durch eine Verkettung vormaliger Umstände und Ursachen, woran unsre dermalige Verfassung sehr unschuldig ist, in der Cultur hinter den südlichern und westlichern Nationen von Europa nothwendig zurückbleiben mußten, und daß vornehmlich der so langwierige und blutige Kampf unsrer Vorfahren gegen die despotischen Unternehmungen Karl's V. und Ferdinand's II. das dadurch äußerst entkräftete Deutschland in dieser Rücksicht um mehr als hundert Jahre zurückgeworfen hat. Und gleichwol, wo ist das europäische Reich, welches — alle physischen Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen und alle Vortheile der frühern Cultur und günstiger Zufälle abgerechnet — bei gleicher Größe der unsrigen (ich sage nicht in einzelnen Theilen, sondern im Ganzen) an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowol großer und reicher als an Menge mittelmäßiger, aber wohl policirter, betriebsamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte dem deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte? In den meisten andern Ländern giebt es zwischen übermäßigem Reichthum und drückender Armuth, äußerstem Luxus und äußerster Dürftigkeit, höchster üppigster Verfeinerung und thierischer Rohheit wenig Mittelgrade; in Deutschland hingegen ist die Anzahl dieser Stufen, die Menge einzelner Personen und Familien, die sich verhältnißmäßig wohl befinden, die Menge der Aussichten, Wege und Hilfsmittel, die den Bürgern des deutschen Reichs allenthalben offen stehen, sich durch Talente, Wissenschaft, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit emporzuhelfen oder wenigstens eine Existenz, womit ein Jeder

in seiner Classe und Art bei mäßigen Wünschen zufrieden sein kann, zu verschaffen, unleugbar größer als in irgend einem andern Lande. Wenn jene Mittelmäßigkeit, die uns so oft mit mehr übler Laune als Billigkeit vorgeworfen wird, uns in gewissen Künsten, in Sachen des Geschmacks überhaupt und in jenem höchst verfeinerten Lebensgenuß (der ohne eine ungeheure Hauptstadt, worin sich der ganze Nationalreichthum concentrirt, nicht stattfinden und auch in dieser nur das Loos weniger glücklicher Müssiggänger sein kann) mehr oder weniger enge Schranken setzt, so ist es hingegen eben diese goldene Mittelmäßigkeit, der wir Vorzüge von unendlich größerm Werth, der wir, im Ganzen genommen, mehr Gesundheit des Leibes und der Seele, unverdorbnere Sitten und, durch die Menge wohl eingerichteter Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, wodurch sich Deutschland vermöge seiner Verfassung vor allen andern Reichen auszeichnet, eine ungleich weiter und über eine größere Anzahl Menschen ausgebreitete Aufklärung, Ausbildung und Veredlung schuldig sind.

Es bedarf keines Beweises, da es einem Jeden bei der flüchtigsten Ueberdenkung in die Augen springen muß, daß alle diese Vorzüge natürliche Folgen jener Zertheilung in eine so große Anzahl kleinerer und in ihren besondern Verfassungen beinahe alle mögliche Verschiedenheiten darstellender Staaten sind.

Es ist wahr, diese Art von Organisation des germanischen Körpers giebt ihm eine gewisse politische Schwere und Unbehilflichkeit in seinen Bewegungen, die in verschiedenen Rücksichten nachtheilig ist; er kann sich vermöge derselben weniger in die Angelegenheiten andrer Mächte mischen, keine Eroberungen machen und sogar sich selbst gegen auswärtige Angriffe nicht so bequem vertheidigen als bei einer andern Constitution, aber dafür versichert sie ihm auch eine innerliche Ruhe und — insofern (wie zu hoffen ist) die ziemlich erschlafften Bande, wodurch die Stände des Reichs unter einander und mit ihrem Oberhaupte zusammenhangen, unter einem so weisen und thätigen Kaiser als Leopold II. immer fester zusammengezogen werden — eine äußerliche Sicherheit, die unser unaufhaltbares Fortschreiten in Allem, was unsern Wohlstand noch um manche Stufen erhöhen kann, unendlich begünstigen wird. Glücklicherweise hat uns die französische Revolution von der Seite, die uns immer die gefährlichste war, auf Jahrhunderte sicher gestellt: wir haben keinen Ludwig XIV. mehr zu fürchten; die

Westfranken können sich bei ihrer neuen Verfassung nur durch den ewigen Frieden, den sie der Welt angelobt haben, erhalten; und dieser einzige Umstand, däucht mich, sollte den 14. Julius oder vielmehr den 14. September auch für alle patriotische Deutsche zu einem allgemeinen Festtag machen. Wenn von nun an irgend eine Gefahr unsre Verfassung erschüttern und uns den unschätzbaren Segen eines ewigen Friedens zu entziehen drohen sollte, so müßte sie aus unserm eignen Mittel entspringen. Aber auch hierüber können wir und unsre Nachkommen noch so lange ruhig sein, als es große Mächte in Europa geben wird, denen daran gelegen ist, keine andere auf Kosten des deutschen Reichskörpers größer werden zu lassen.

Indessen ist doch — bei allen Vortheilen, die wir unsrer Verfassung und besonders der Zertheilung des deutschen Reichs unter so viele kleinere und größere Landesherren zu danken haben — nicht zu leugnen, daß diese letztere außer der bereits berührten Unbequemlichkeit noch ein anderes Uebel nach sich zieht, von welchem wir uns nicht verbergen können, daß seine natürliche Folge, die immer zunehmende Erschlaffung des allgemeinen Bandes, das so viele ungleichartige und in so mancherlei Rücksicht dissonirende Theile zusammenhalten soll, uns unaufhörlich, wiewol unvermerkt dem Momente der Auflösung des Ganzen nähern würde, wenn nicht entgegenarbeitende Kräfte der Wirkung dieser innern Ursache seiner Zerstörung das Gleichgewicht hielten.

Dieses Uebel (worauf Diejenigen, die am Meisten dabei zu verlieren haben, nicht aufmerksam genug zu sein scheinen) ist die große Schwäche oder vielmehr (wenn wir uns selbst nicht zu unserm eignen Schaden täuschen wollen) die gänzliche Abwesenheit jenes Gemeinsinnes und Nationalgeistes, der sich mehr oder weniger bei allen Völkern äußert, die, es sei durch eine rein monarchische oder rein republikanische oder eine aus beiden gehörig zusammengesetzte Verfassung, zu einem Ganzen organisirt sind, das aus gleichartigen und in gleicher Maße von den Gesetzen und einem gemeinschaftlichen Oberhaupt abhangenden Theilen besteht. Es ist nur zu wahr, was uns so oft von Ausländern, die uns näher kennen lernen, vorgeworfen wird: wer das deutsche Reich aufmerksam durchwandert, lernt zwar nach und nach Oestreicher, Brandenburger, Sachsen, Pfälzer, Baiern, Hessen, Württemberger u. s. w. mit etlichen hundert kleinern, durch mancherlei Unterabtheilungen

und unter mancherlei Gestalten immer schmächtiger werdende, nach dem Namen des Reichsstandes, dem sie untergeben sind, benannte Völkerschaften, aber keine Deutschen kennen und sucht im ganzen deutschen Reiche vergebens dieses Germanien, dessen König der erwählte Kaiser ist. Jeder von dieser ungeheuern Menge Staaten im Staate hat seinen eigenen kleinen Gemeingeist sowie sein eigenes, ihm selbst sehr erhebliches, aber mit den entferntern Theilen gar nicht oder nur sehr unmerklich zusammenhangendes Interesse; was Wunder also, wenn Gleichgiltigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalinteresse, gegen Alles, was das Ansehen und den Glanz der deutschen Nation, Alles, was den allgemeinen Wohlstand, den allgemeinen Flor befördert oder befördern könnte, den Fremden als ein Charakterzug der Deutschen auffällt und uns nach ihrer Schätzung unendlich weit unter den innern Werth herabwürdigen muß, den uns, wenn wir uns selber zu schätzen wüßten, kein anderes Volk der Erde streitig machen könnte!

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, was für Mittel die unmittelbaren Stände des Reichs, als die constitutionsmäßigen Repräsentanten der Nation, vielleicht in den Händen hätten, diesem Uebel mit vereinigten Kräften zu steuern und abzuhelfen. Aber wenn sich auch, wie ich glaube, verschiedene Nationalinstitute denken ließen, welche mit gutem Erfolg zu diesem großen Zweck in Wirksamkeit gesetzt werden könnten, so wird doch allem Anschein nach das einzige Mittel, wozu keine Vereinigung aller Häupter der Nation nöthig ist — ein Mittel, welches seiner Natur nach in einem großen und täglich sich immer weiter ausdehnenden Umfang wirkt, vor der Hand das Beste thun müssen. Daß die Kraft und Wirkung desselben blos moralisch ist, vermindert seinen Werth so wenig, daß es vielmehr eben darum, weil es auf die Köpfe und Herzen wirkt, seinen heilsamen Zweck zwar langsamer und unvermerkter, aber desto gewisser, kräftiger und dauerhafter erreichen wird.

Und dieses Mittel? — ist, mit einem Worte, der Einfluß der Schriftsteller — derjenigen nämlich, die durch Genie, Energie der Seele, Imagination, Beredsamkeit und Darstellungskunst auf die Gemüther der Menschen lebhafte Eindrücke zu machen geschickt sind. Sie — sind gewissermaßen die eigentlichen Männer der Nation, denn ihr unmittelbarer Wirkungskreis ist ganz Deutschland; sie werden überall gelesen,

ihre Schriften dringen nach und nach bis in die kleinsten Städte, und durch sie fängt es bereits selbst in solchen Gegenden an zu tagen, auf welchen vor fünfundzwanzig Jahren noch die dickste Finsterniß lag. Wenn diese erst selbst von ächtem Patriotismus begeistert, von aufgeklärter Schätzung der Vortheile unsrer Constitution geleitet und von reinem Eifer für das allgemeine Beste erwärmt sein werden, gewiß, dann wird und muß es ihnen durch anhaltende Bestrebungen endlich gelingen, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in jedem deutschen Herzen anzufachen und diesen Gemeinsinn zu erwecken, der allein vermögend ist, die durch so vielerlei verschiedene Namen, Dialekte, Lebensweisen, religiöse und politische Verfassungen getrennten Einwohner Germaniens in der That in einen lebendigen Staatskörper zu vereinigen und diesen gewaltigen Leib mit Gesinnungen zu beseelen, die eines großen, edeln, tapfern und aufgeklärten Volkes würdig sind.

Wenn ich nicht sehr irre, so kann zu diesem schönen Zwecke schwerlich etwas wirksamer sein als diese Art von Anbauung des unermeßlichen Feldes unsrer vaterländischen Geschichte, von welcher ich oben bereits gesprochen habe. An Materialien, die nur auf die Bearbeitung des Genies warten, fehlt es, Dank sei dem eisernen Fleiße, der von je her als eine eigene Tugend der Deutschen gepriesen wurde, keinem Volke weniger als uns; und es wäre nun wol einmal Zeit, einen so reichen Schatz durch die geschickteste Anwendung zu jenem Endzweck gemeinnützlich zu machen.

In dieser Rücksicht wäre vielleicht die dramatische Behandlungsart eine der schicklichsten Formen für solche historische Gemälde, wie ich hier im Sinne habe, und womit ich unsre Literatur — die noch erst ein einziges Werk des Genies in diesem Fache aufzuweisen hat — bereichert zu sehen wünsche. Welch eine herrliche Galerie müßte es um eine Reihe solcher Gemälde sein, wozu unsre Geschichte von Karl dem Großen an den Stoff liefert, wenn sie von Meisterhänden ausgeführt würden!

Der große Marlborough schämte sich nicht, zu gestehen, daß er alle seine Kenntniß der britischen Geschichte aus — Shakespeare's Schauspielen geschöpft habe. Eine solche historische Pöcile, zu unserm Gebrauch aus unserer Geschichte gezogen, würde — ohne die schätzbaren Arbeiten unsrer diplomatischen, kritischen und systematischen Historiker unnütz zu

machen — für alle Classen und Arten von Lesern ebenso nützlich als angenehm unterhaltend sein, vornehmlich aber zu Vertilgung so mancher alter Vorurtheile, zu Ertödtung der Ueberreste eines unseligen Parteigeistes, zu anschaulichen Begriffen über die allmähliche Entstehung unsrer Verfassung und über die Beziehungen ihrer besondern Theile auf den Charakter und die Umstände der Zeit, worin sie entstanden, und zu Aufklärung über tausend Dinge, woran Allen gelegen ist, nicht wenig beitragen; und indem sie uns für die merkwürdigsten Epochen, die größten Männer und die wichtigsten Begebenheiten der Nation die lebhafteste Theilnehmung einflößte, wie sollte sie des edeln Zwecks verfehlen können, jenen Gemeingeist, jene warme Liebe des allgemeinen Vaterlandes, jenen Antheil an Allem, was auch in entfernten und mit uns nicht unmittelbar zusammenhangenden Theilen desselben auf den Ruhm oder die Schmach, das Wohl oder Weh der Nation Beziehung hat, zu entzünden und zu nähren, der allen noch möglichen und wünschenswerthen Verbesserungen und selbst der Erhaltung unsrer glücklichen Verfassung zum Grunde liegen muß!

Da ich mich am Ende dieser Betrachtungen gerade wieder auf dem Punkte, von welchem sie ausgegangen sind, befinde, so bleibt mir diesmal nichts übrig, als die Hoffnung, die wir uns in jener Rücksicht von der historischen Muse meines vortrefflichen Freundes zu machen berechtigt sind, mit meinen wärmsten und aufrichtigsten Wünschen zu begleiten.

Weimar, den 10. October 1791.

Wieland.

Geschichte der Troglodyten.

Erschien 1790 im Neuen Teutschen Merkur, I. S. 33—47. Die am Schlusse versprochene Fortsetzung ist nicht erschienen. Die freilich unvollendete culturhistorische Dichtung hat weder Wieland selbst noch Gruber in die Werke aufgenommen; der Sache nach schließt sie sich den von uns in Theil 31 mitgetheilten „Beiträgen zur geheimen Geschichte der Menschheit" an.

Vorbericht.

Alles, was über die Troglodyten bisher geschrieben worden, schränkt sich, so viel ich weiß, auf die Nachrichten ein, die uns zwei berühmte Schriftsteller der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, Montesquieu und Lyttleton, von dem Merkwürdigsten, was sich in einem ziemlich großen Zeitraum mit ihnen zugetragen, vor mehr als funfzig Jahren*) mitgetheilt haben.

Da dieses lehrreiche Völkchen blos da zu sein scheint, um den Uebrigen zum Spiegel zu dienen, und ich zufälligerweise auf einige Quellen gekommen bin, die mich in den Stand setzen, die Geschichte desselben bis zu dem Zeitpunkte fortzuführen, wo die Troglodyten aufhören, eine Geschichte zu haben, weil sie aufhörten, ein Volk zu sein, so glaube ich etwas, das nicht ohne alles Verdienst ist, zu unternehmen, wenn ich aus den Nachrichten meiner Vorgänger und meinen eignen ein Ganzes zu machen suche, welches für die Liebhaber der moralisch-politischen Naturgeschichte des Menschen wenigstens insofern einiges Interesse haben kann, als man daraus begreifen wird, wie es zugeben könne, daß ein Volk, nachdem es von der rohesten Wildheit an alle Stufen von Cultur durchlaufen hat, sich zuletzt unvermerkt und zum großen Erstaunen der Zuschauer wieder auf dem nämlichen Punkte befinden könne, von welchem es ausgegangen ist.

---

*) Der Erste in dem 11ten bis 14ten der Lettres Persanes, der Andere in dem 12ten bis 23sten seiner Persian Letters.

Erstes Buch.

Die Troglodyten waren in ihrem Ursprung eine kleine Horde von Halbwilden, über deren Vaterland die Nachrichten nicht zusammenstimmen. Der edle Persianer Usbek setzt sie nach Arabien und macht sie zu Abkömmlingen jener alten Troglodyten, die nach dem Berichte der Geschichtschreiber dem auf allen Vieren gehenden Naturmenschen des Philosophen Hans-Jakob ziemlich ähnlich sahen. Sie waren ebenso zotticht und schmutzig wie dieser, hatten wie dieser keine andern Wohnungen als hohle Bäume und Felsenklüfte, und wenn sie nicht ganz so gutartig waren als der Rousseauische isolirte Waldmensch, so kam es entweder daher, weil der Philosoph von Genf seinem Liebling ein Wenig geschmeichelt hat, oder weil die Troglodyten schon in einer Art von Gesellschaft lebten und also die Naturtriebe, die in dem vierfüßigen Menschen noch unverfälscht wirken, bei ihnen schon in Unordnung gerathen waren und eine falsche Richtung bekommen hatten. Sie waren zwar, sagt Usbek, nicht so zotticht als die Bären, sie pfiffen nicht, anstatt zu reden, und hatten zwei Augen wie andere Menschen, aber dafür waren sie um nichts geschlachter und gutartiger als die Hyänen und Schakals, mit welchen ihre Vorfahren sich herumgebissen hatten, und Recht und Billigkeit waren Dinge, wovon sie gar keinen Begriff hatten.

Ein Zufall hatte ihnen einen König von ausländischer Herkunft gegeben, der sie in der Absicht, ihre boshafte Sinnesart zu bändigen, ziemlich strenge behandelte; aber sie erregten einen Aufstand gegen ihn, schlugen ihn todt und vertilgten die ganze königliche Familie.

Nun liefen sie aus maschinenmäßiger Gewohnheit, eine Obrigkeit zu haben, zusammen, um sich eine andre Regierungs-

form zu geben, und nach vielen und blutigen Streitigkeiten wurden sie endlich einig, gewisse obrigkeitliche Personen über sich zu setzen. Aber kaum hatten diese ihre Aemter angetreten, so erging es ihnen wie dem Könige; sie konnten den Troglodyten, denen alle Abhänglichkeit unerträglich war, nichts recht machen und wurden in Kurzem ebenfalls todtgeschlagen.

Die Troglodyten versammelten sich abermal und glaubten nun auf einmal zu sehen, was ihnen bisher gefehlt habe. „Sind wir nicht Alle gleich," sagten sie, „und ist es nicht Unsinn, sich von Seinesgleichen befehlen zu lassen? Wozu brauchen wir eine Obrigkeit? Ein Jeder sorge für sich selbst, ohne sich um Andere zu bekümmern, so wird Alles gut gehen. Es lebe die Freiheit!"

Die Nation faßte also den einmüthigen Entschluß, das lästige Joch der bürgerlichen Verfassung gänzlich abzuschütteln; und der Tag, an welchem dieser glückliche Einfall wie ein elektrischer Strahl durch alle troglodytischen Köpfe fuhr, war ein Tag des Jubels und der Wonnetrunkenheit. Ein Fremder, der mit einem etwas warmen Kopfe und einem gefühlvollen Herzen auf einmal mitten unter dieses Volk gerathen wäre und gesehen hätte, wie das allgemeine Freiheitsgefühl aus allen Augen funkelte, wie die Freude, auf einmal von allen Pflichten und von allen Abgaben frei zu sein, Alten und Jungen in Arme und Beine fuhr, wie sie jubelten und sangen und tanzten und vor lauter Gefühl ihrer Glückseligkeit beinahe von Sinnen kamen: der Fremde, der dies Alles gesehen hätte, würde in die süßeste Täuschung versetzt worden sein und nicht Worte genug haben finden können, seinem von menschenfreundlicher Theilnehmung ausgedehnten Busen Luft zu machen.

Wie wenig hätte der gutherzige Fremdling sich davon träumen lassen, was für Gedanken es waren, die diese Kinder einer unächten Freiheit so glücklich machten! — „War ich nicht ein großer Narr," sagte Jeder bei sich selbst, „daß ich mich um Leute zu Tode arbeitete, die mich nichts angehen? Künftig will ich nur für mich selbst sorgen. Wenn ich glücklich bin, mögen's die Andern auch sein oder nicht, was kümmert's mich? Ich werde mir Alles verschaffen, was ich brauche; die andern Troglodyten können es auch so machen, wenn sie wollen; wo nicht, so mögen sie es an sich selber haben, wenn es ihnen übel geht! ich werde mir kein graues Haar deswegen wachsen lassen."

Es war eben um die Saatzeit. Jeder bestellte nur gerade

so viel Feld, als er für sich und sein Haus nöthig zu haben glaubte. „Warum sollte ich mehr bauen, als ich brauche?" sprach er; „ich will mir keine vergebliche Mühe machen."

Wiewol das Troglodytenland damals noch nicht groß war, so war der Boden doch von sehr verschiedener Art. Ein Theil des Landes war bergicht und mager, der andere hingegen eben und wasserreich. Dieses Jahr fiel eine große Dürre ein. Die Feldfrüchte auf den Anhöhen blieben also gänzlich aus, in den niedrigen Gegenden hingegen war die Ernte sehr ergiebig. Von Hunger gezwungen, kamen die Bergbewohner zu den Thalleuten herab und baten sie, ihnen mit ihrem Ueberfluß auszuhelfen; aber sie wurden mit unerbittlicher Härte abgewiesen, und der größte Theil dieser Unglücklichen ging den Winter über zu Grunde.

Das folgende Jahr war ungemein regnicht; und während die tiefliegenden Felder alle ersoffen, war die Fruchtbarkeit auf den Höhen außerordentlich. Nun kam die Reihe, Hungers zu sterben, an die Thalbewohner; die Bergleute waren ebenso gefühllos gegen ihr Elend, als es Jene gegen das ihrige gewesen waren.

Ein Troglodyt hatte eine sehr schöne Frau. Sein Nachbar wurde in sie verliebt und entführte sie. Es erhob sich eine große Fehde unter ihnen, und es kam von Worten zu Schlägen, ohne daß die Sache dadurch entschieden wurde. Endlich wurden sie eins, es auf den Ausspruch eines Dritten ankommen zu lassen, der in den Zeiten, da die Republik noch bestand, das Amt eines Richters verwaltet hatte. Sie gingen zu ihm und wollten ihm ihren Handel vortragen; aber er weigerte sich, sie anzuhören. „Was verschlägt es mir," sprach er, „ob diese Frau Diesem oder Jenem gehört? Ich habe mein Feld zu bauen und werde kein Thor sein, meine Angelegenheiten liegen zu lassen, um Eure Streitigkeiten zu schlichten; seht Ihr selbst zu, wie Ihr Euch helfen könnt, und laßt mich in Ruhe!" Und damit ließ er sie stehen und ging auf seinen Acker. Der Räuber, der seinem Gegner an Kräften überlegen war, schwur, daß er lieber sein Leben verlieren als die Frau zurückgeben wolle, und so blieb dem Andern nichts übrig, als der Gewalt zu weichen. Indem er nun, mißmuthig über die Ungerechtigkeit seines Nachbars und die Hartherzigkeit des Richters, seiner Wege ging, traf er auf ein schönes junges Weib, die mit einem Krug auf dem Kopfe vom Brunnen kam. Er brauchte eine Frau; diese gefiel ihm, aber sie gefiel

ihm noch zehnmal besser, als er hörte, daß sie die Frau des Mannes sei, den er zum Schiedsrichter hatte nehmen wollen, und der sich so gleichgiltig gegen sein Unglück bezeugt hatte. Er bemächtigte sich ihrer also, führte sie in sein Haus und behielt sie, bis er ihrer überdrüssig war.

Ein anderer Troglodyt hatte ein sehr schönes Feld, das er mit großem Fleiß baute; zwei seiner Nachbarn, denen es schon lange in die Augen gestochen hatte, verbanden sich mit einander, ihn aus seinem Gute zu vertreiben und sich mit vereinigten Kräften im Besitze desselben gegen einen Jeden zu behaupten, der es ihnen nehmen wollte.

Sie führten ihren Anschlag glücklich aus und erhielten sich einige Monate in ungestörtem Besitze. Endlich ward es Einer von ihnen überdrüssig, mit einem Andern zu theilen, was er für sich allein haben konnte; er schlug seinen Kameraden todt und blieb Herr des Gutes. Aber seine Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Zwei andere Troglodyten überfielen ihn, und da er allein zu schwach war, sich ihrer zu erwehren, sank er unter ihren Streichen, und sie nahmen in Besitz, was er ebenso wie sie erworben hatte.

Ein beinahe nackender Troglodyt sah Wolle, die zu verkaufen war, und erkundigte sich nach ihrem Preise. Der Kaufmann dachte bei sich selbst: „Eigentlich kann ich für meine Wolle nicht mehr Geld erwarten, als so viel ich nöthig habe, um zwei Scheffel Korn zu kaufen, aber ich will viermal so viel dafür fordern, um acht Scheffel zu haben.“ Jener, der die Wolle nicht entbehren konnte, mußte sich's gefallen lassen. „Gut,“ sagte der Kaufmann, indem er das Geld einstrich, „nun kann ich Korn kaufen.“ „So?“ sprach der Käufer, „brauchst Du Korn? Ich habe welches zu verkaufen; wohlfeil ist es nicht, aber das Getreide ist auch so rar, daß es fast nicht mehr zu haben ist, und der Mangel herrscht im ganzen Lande. Kurz, gieb mir mein Geld wieder, so sollst Du einen Scheffel Korn dafür haben; um einen geringern Preis ist mir's nicht feil, und wenn Du vor meinen Augen verhungern müßtest.“

Bald darauf kam zu allen andern Uebeln, wovon die Troglodyten, seitdem sie sich in Freiheit gesetzt hatten, gedrückt waren, noch eine grausame Epidemie, die eine große Niederlage unter ihnen anrichtete. Ein geschickter Arzt langte aus Aegypten an und war so glücklich, daß Jedermann gesund wurde, der sich in seine Cur gab. Als die Seuche wieder aufgehört hatte, forderte

er von seinen wiedergenesenen Kranken seinen Arztlohn; aber er wurde überall abgewiesen. Er kehrte mit leeren Händen nach Memphis zurück, übel zufrieden, die Beschwerden einer so weiten Reise umsonst getragen zu haben. Nicht lange, so hörte er, die nämliche Seuche sei wieder unter den Troglodyten ausgebrochen und wüthe schrecklicher als jemals. Ohne zu warten, ob er etwa wiederkommen werde, kamen sie diesmal zu ihm und baten ihn flehentlich, sich ihrer anzunehmen. „Geht, Ihr Menschen ohne Gefühl für Recht und Unrecht," sagte er zu ihnen; „Ihr nährt in Eurer Seele ein tödtlicheres Gift, als das ist, wovon Ihr geheilt sein wollt; solche Unmenschen, wie Ihr seid, verdienen keinen Platz auf dem Erdboden; ich würde mich an den Göttern versündigen, wenn ich der gerechten Strafe, womit sie Euch heimsuchen, mich entgegensetzen wollte."

Man sieht leicht, daß die Troglodyten, wenn sich auch die Götter nicht in ihre Angelegenheiten gemischt hätten, blos dadurch, daß sich Jeder gegen den Andern herausnahm, was er nicht wollte, daß der Andere sich gegen ihn erlauben sollte, in kurzer Zeit zu Grunde gehen mußten. Der Hunger und die Pest beschleunigten nur ihren Untergang. Die ganze Nation, die aus mehr als zehntausend zahlreichen Familien bestanden hatte, war zuletzt bis auf zwei zusammengeschmolzen, mit welchen sich eine neue Epoche der Troglodyten anfing.

Die beiden Männer, die an der Spitze dieser zwei Familien standen, waren sehr sonderbare Menschen; denn sie hatten sich immer von allen ihren Landesleuten durch Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Arbeitsamkeit ausgezeichnet. Sie wohnten auf einem fruchtbaren Berge an der Grenze des Landes, und ihrer Tugend ungeachtet waren sie von den Troglodyten geduldet worden, weil die Bösen es meistens wohl leiden mögen, wenn Andere ihrer Meinung nach einfältig genug sind, gerecht und gut zu sein.

Das schreckliche Schicksal ihrer lasterhaften Landesleute machte einen unauslöschlichen Eindruck auf diese gutartigen Menschen. Das Band, das sie von Langem her mit einander verknüpfte, wurde dadurch noch stärker zusammengezogen, und die Empfindungen des Wohlwollens, der Güte, der Freude an ihrem gemeinschaftlichen Glücke, welche vordem nur instinctmäßig und sympathetisch in ihnen gewirkt hatten, bildeten sich nun durch Nachdenken und Ueberlegung zu deutlichen Begriffen und festen Grundsätzen. Ihre Vernunft überzeugte sie von der Richtigkeit

ihres Gefühls, indem sie einen Jeden in den Uebrigen ein vervielfältigtes Ich erkennen lehrte und es zu einer Sache, welche der Ausrechnung fähig war, machte, daß unsere eigene Glückseligkeit um so viel größer und vollkommner wird, je inniger unsre Theilnehmung an Andern ist, je mehr wir ihr Glück als einen Zuwachs unsers eigenen betrachten, und je größer die Anzahl so gesinnter Menschen ist, die in einem gemeinschaftlichen Wirkungskreise mit Liebe und Freude geschäftig sind, das Ihrige zum gemeinen Wohl beizutragen. Sie überzeugten sich, daß das einzige Gesetz der Humanität, das die Natur selbst mit unauslöschlichen Zügen in unser Herz geschrieben hat — Handle immer gegen andere Menschen, wie Du wünschest, daß sie gegen Dich handeln —, wenn es mit lebendiger Kraft in uns wirkt, alle andern Gesetze unnöthig macht; aber sie sahen auch, daß es, um diese glückliche Wirkung zu thun, als Instinct und in seiner Art ebenso organisch wirken muß, wie das Auge sieht, die Lungen Athem holen, das Herz den Kreislauf des Blutes unterhält. Kurz, sie sahen, daß Liebe und Wohlwollen der herrschende Trieb ihrer Seele und das, was ihre Pflicht war, zugleich die Quelle ihrer Glückseligkeit bleiben müßte, wenn sie sicher sein wollten, daß ihre Nachkommenschaft nie in den heillosen Zustand gerathen könnte, der das Verderben der Troglodyten gewesen war. Sie hatten also keine angelegnere Sorge, als ihre Kinder zu eben den Gesinnungen zu erziehen, wodurch sie selbst dem Schicksal ihrer Landesleute entgangen waren. Sie stellten ihnen das Beispiel dieser Unglücklichen öfters vor die Augen, gewöhnten sie unvermerkt an alle die kleinen Aufopferungen der sinnlichen Triebe, der Leidenschaften und der Selbstheit, deren mechanisch gewordene Fertigkeit die Grundlage der Tugend ist; und da die stille, aber nie unterbrochne Wirkung ihres eigenen guten Beispiels hinzukam, so erlebten sie bald die höchste Freude tugendhafter Eltern, Kinder zu haben, die ihnen glichen. Das junge Völkchen, das unter ihren Augen aufwuchs, vermehrte sich durch Ehen, deren Stifterin die Liebe war; ihre Anzahl vermehrte sich, ihre Eintracht blieb ebendieselbe; und anstatt daß die immer zunehmende Volksmenge die Tugend unter diesen neuen Troglodyten hätte schwächen sollen, wurde sie durch die größere Anzahl der Beispiele vielmehr gestärkt und befestigt. Sie betrachteten sich als eine einzige Familie, und wiewol jeder Zweig derselben sein Eigenthum an Land und Heerden hatte, that doch der Geist der Liebe, der sie

beseelte, eben die Wirkung, die eine völlige Gemeinschaft der Güter gethan hätte; Jeder hielt das Seinige für etwas, das Allen gehörte, und wußte, daß alle Uebrigen ebenso gesinnt waren.

Da Himmel und Erde den Fleiß dieser ihrer gutartigen Kinder mit Fruchtbarkeit und Gedeihen belohnten, und da ihre Begierden nicht über das, was die Natur fordert, und womit sie zufrieden ist, ausschweiften, so lebten sie in einem glücklichen Ueberfluß des Nothwendigen, und die Wörter Mangel, Dürftigkeit und Elend verloren sich ebenso unvermerkt aus ihrer Sprache, als ihnen diejenigen, welche die Laster der ehmaligen Troglodyten bezeichneten, nach und nach unverständlich wurden. Denn schon unter der dritten Generation hörten die Väter auf, ihren Kindern von der alten Geschichte ihrer Nation zu sprechen, weil es ihnen beinahe unmöglich gewesen wäre, ihnen einen Begriff von Hartherzigkeit, Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, Neid, Rachsucht und allen den übrigen Krankheiten der verdorbenen menschlichen Natur beizubringen, die endlich den Untergang jener Unglücklichen nach sich gezogen hatten. Nichts konnte also natürlicher sein, als daß Beispiele von einer Art zu denken und zu handeln, die einem Volke, bei dem die Tugend leere Speculation oder eine Art von Götze ist, an den Niemand glaubt, wiewol man noch aus alter Gewohnheit den Hut vor ihm abzieht, romanhaft klingen, — unter diesen neuen Troglodyten alle Tage vorkamen.

Einer sagte zum Exempel: „Mein Vater muß morgen sein Feld pflügen; ich will zwei Stunden früher aufstehen, und wenn er hinauskommt, soll er seine Arbeit gethan finden."

Einen Andern hörte man sagen: „Ich muß in den Tempel gehen und den Göttern für die Genesung meines Bruders danken, den mein Vater so lieb hat."

Einem wurde angesagt, seine Heerden seien ihm von Räubern aus der Wüste weggetrieben worden. „Das ist mir leid," versetzte er; „denn es war eine ganz schneeweiße junge Kuh dabei, die ich den Göttern opfern wollte."

Ein Anderer sah, daß die Leute, die ein Feld bauten, das an seines Vaters Gut grenzte, bei ihrer täglichen Arbeit sehr von der Sonnenhitze leiden mußten. „Ich will doch gehen", sagte er, „und ein paar Bäume hinpflanzen, damit die guten Leute zuweilen unter ihrem Schatten ausruhen können."

Ein Troglodyt, der ein ansehnliches Gut besaß, bewarb sich

um die Hand eines sehr liebenswürdigen Mädchens; sie sagte ihm, daß sie ihr Herz schon einem Andern gegeben habe. „Ich liebe Dich aber nicht weniger als mein Nebenbuhler," erwiderte Jener, „und da Du nicht die Meinige sein kannst, so wirst Du mir wenigstens eine einzige Bitte zugestehen." Das Mädchen, das keinen Begriff davon hatte, daß der Troglodyt sie um etwas bitten könnte, das sie ihm nicht gewähren dürfte, gab ihm die Hand darauf. „Ich habe weder Bruder noch Schwester," sagte der abgewiesene Liebhaber, „und Zalmon, Dein Geliebter, hat sieben Geschwister, mit denen er sein Erbtheil theilen muß. Sei meine Schwester und tritt in alle Rechte ein, die Du hättest, wenn meine Eltern auch die Deinigen gewesen wären! Dies, meine Liebe, ist die Bitte, die Du mir zugesagt hast; und so mögen die guten Götter Deine Verbindung mit Zalmon segnen, als Du Dich nicht weigern wirst, Deine Zusage zu erfüllen!"

Dies war schön! Aber es war noch schöner, daß sich im ganzen Troglodytenlande Niemand fand, der sich darüber verwundert hätte; denn solche Gesinnungen und Handlungen kamen bei ihnen alle Tage vor.

Nachrichten

von

merkwürdigen Personen

des

sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg.

I.

Sebastian Brant.[1])

Das Beste, was ich beim Nachschlagen einer Menge von Geschichts-Klitterern, deren immer einer den andern abgeschrieben, von Sebastian Brant habe finden können, steht in des hochgelahrten Herrn D. Heinrichen Pantaleon's Teutscher Nation-Heldenbuche, 2. Theil, S. 576. Es wird den Liebhabern der alten treuherzigen und kernhaften Schreibart des sechzehnten Jahrhunderts nicht unangenehm sein, diesen verständigen, braven Mann selbst reden zu hören.

„Sebastian Brand, Professor zu Basel, so auch Titio genennet, ist inn dem 1458. Jar zu Straßburg erboren, und wol auferzogen worden. So bald er verstand bekommen, ist er aus liebe zu studieren ghen Basel gezogen, und daselben den Freyenkünsten fleißig obgelegen. Er hat dermassen wol gestudieret, daß er alle anderen Magister in Freyenkünsten weit übertroffen. Nach diesem hatt er sich auch auff die Poeterey gelegt, und angefangen die Recht zu erkundigen. Wie er der gestalt ein gelert mann worden, darzu wolberedt, und ein hohen Verstand erlanget, hat er im für genommen etwas zu schreiben, und dahin gesehen, damit zu Basel ye die besten authores getruckt wurden. Durch

[1]) Aus Wieland's Teutschem Merkur 1776, I. S. 72—76. Voran gehen Bemerkungen über die Punkte, welche man sich bei der Auswahl der dem Teutschen Merkur beizugebenden Bildnisse merkwürdiger Personen des 16. und 17. Jahrhunderts und bei der Abfassung der Nachrichten über sie zum Gesetz gemacht. — A. d. H.

welches die statt Basel nicht ein kleine Zierd erlanget, und inn allen nationen wol bekannt worden. Under anderem hat er ein Buch geschrieben, so das Narrenschiff genennet. In diesem hat er die rechte wurtzel und vrsach aller thorheit geoffenbaret, der menschen geberden gestraffet, und viel heilsamer lehren gegeben, also daß man billich dieses für ein gelehrte Satyram halten mag. Dann zu dieser zeit hat man nichts heilsamers oder nützlichers lesen mögen. Nach diesem hat er ein Elegiam von Keyser Friderichs absterben, und von Keyser Maximiliani gesencknuß gemachet. Demnach etlicher Heiligen leben, als S. Sebastiani, Onophrii, Valentini, Bernhardi, Christiani, und der geleichen beschrieben, darzu der statt Hierusalem Historien verzeichnet, mit viel anderen Dingen, durch welliches er zuwegen gebracht, daß er von Keyser Maximilian sehr geliebet, und offt zu ihm geruffet worden. Er was fürnemlich umb das 1498. jar nach Christi geburt inn grossem Ansehen."

Sebastian Brant stand in dem Ruf eines der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit in Deutschland, war Kaiser Maximilian's Hofpfalzgraf und Rath und Kanzler (oder, wie man's damals in Reichsstädten nannte und zum Theil noch nennt) Stadtschreiber in seiner Vaterstadt Straßburg. Er starb in dieser Würde im Jahr 1520.[1])

Seine Schriften sind selten; sogar sein Narrenschiff oder Schiff aus Narragonien (wie es eigentlich heißt) ist es, wiewol es zu seiner Zeit in Jedermanns Händen war. Dieses satirische Gedicht (von dessen Beschaffenheit und Inhalt wir in einem der folgenden Stücke mehr zu sagen uns vorbehalten) ist es hauptsächlich, warum Brant mit größtem Recht eine Stelle unter den besten Köpfen der in so manchem Betracht merkwürdigen Zeiten Kaiser Maximilian's I. behauptet. Daß dieses Buch viel Aufsehens gemacht und mächtig auf seine Zeitgenossen gewirkt habe, läßt sich aus dessen Inhalt, aus dem Genius der damaligen Zeit, aus der Art, wie Pantaleon davon spricht, und aus den vielen Ausgaben desselben abnehmen. Aber der allerstärkste Beweis davon ist, daß Johann Geiler von Kaisersberg, Doctor Theologiä und Prediger in Straßburg (auch ein Mann, den unser vortrefflicher Kaiser Maximilian hochschätzte und öfters an sein Hoflager berief),

---

[1]) Brant's Todesjahr ist 1521. — A. d. H.

hundertundzehen Predigten über Brant's „Narrenschiff" gehalten. Wofür denn auch das Andenken des würdigen Mannes bei allen Verständigen grüne und blühe! — wiewol damals und in der Folge viel Naserümpfens und Aufhebens von den Magistrollis nostrollis, besonders von der Zunft der Herren Didius, Gastripheres, Somnolentius, Agelastes, Phutatorius Mysarcius*) u. s. w. darüber erhoben wurde, daß ein Geistlicher, ein Doctor Theologiä, ein Prediger in einer der ersten Reichsstädte, seiner Würde und Gravität so sehr vergessen und die Narrheiten der Menschen zum Text von 110 Predigten machen konnte!

Da Geiler und Brant beide Männer von hellem Kopf, richtigem Gefühl und edlem Charakter waren und viele Jahre lang in Straßburg neben einander lebten, so ist leicht zu vermuthen, daß sie Freunde waren und Abrede mit einander nahmen, die Narren ihrer Zeit mit vereinigten Kräften anzugreifen; da dann Geiler nach Standesgebühr und Beruf sich vornehmlich an die Narren mit Ueberschlägen und Kapuzen machte, deren in Brant's Schiffe wenig und nur im Vorbeigehen gedacht ist.

Aus des Maittaire typographischen Annalen ist zu ersehen, daß im Jahr 1499 eine französische Uebersetzung und im Jahr 1509 eine englische von Brant's „Narrenschiffe" zum Vorschein gekommen. Ein neuer, damals sehr giltiger Beweis, wie viel Sensation dies Buch zu seiner Zeit gemacht!

In lateinische Verse wurde es von einem Schüler Brant's, Namens Jakob Locher, wiewol sehr frei übersetzt**) und von dem durch seine Polygraphie bekannten Jodocus Badius, auch Ascensius genannt, gleichfalls in Versen commentiret und mit Noten herausgegeben. Die Ausgabe, die ich davon aus der hiesigen fürstl. Bibliothek vor mir habe, ist bei Nikolaus Lamperten in Straßburg im Jahr 1506 in 4° gedruckt und mit 64 in Absicht der Kunst nicht unmerkwürdigen Holzschnitten geziert.[1]) Von andern Ausgaben und von Nachahmern Sebastian Brant's kann man im I. Bande des Alten und Neuen aus allen Theilen der Geschichte, Nr. XV. Nachricht finden.

*) Unsern Lesern können doch diese feinen Herren aus Tristram Shandy' (des Buchs der Bücher) viertem Theil, Cap. 24 bis 29 nicht unbekannt sein?

**) Jakob Locher nimmt zu Hilfe, was helfen kann. Seine Uebersetzung ist eine Art von Cento, wo man oft ganze Tiraden aus dem Horaz, Juvenal und andern römischen Dichtern von Wort zu Wort eingeflickt findet.

[1]) Sie sind nach Vorlagen Brant's selbst geschnitten. Simrock's Prachtausgabe von 1872 (Berlin) giebt auch diese wieder. — A. d. H.

In dem Verzeichnisse der Schriften Seb. Brant's beim Melchior Adami (in Vitis Germanor. Jurisconsult. et Politicorum, p. 10) ist seine Uebersetzung der Distichorum Catonis in teuschen Reimen ausgelassen, die, vermuthlich weil sie zu ihrer Zeit stark in den Schulen gebraucht worden, jetzt außerordentlich rar ist. Den Beschluß soll ein von seinem Freunde und getreuen Gehilfen in Bestreitung des Narragonischen Reiches, Erasmus von Rotterdam, zu seinem Lobe verfertigtes Sinngedicht machen.

AD SEBASTIANUM BRAND
ARCHIGRAMMATEUM ARGENTINENSEM

Ornarunt alios suae Camoenae,
Ornas ipse tuas magis Camoenas.
Multos patria reddidit celebres,
Urbem tu celebrem celebriorem.
Multo constituis, Sebastiane,
Lingua, moribus, eruditione,
Libris, consilio, severitate:
Sic cum foenore plurimo rependis,
Acceptum decus, e tuo vicissim
Illustrans patriamque literasque.[1])

---

[1]) Am Schlusse wird noch des besonderen Umstandes gedacht, daß nach dem Urtheil eines großen Physiognomisten eine Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung von Erasmus und Brant, vornehmlich in der versinkenden Stirn und im Auge bemerkt werde. — A. d. H.

II.

Ueber

Sebastian Brant's Narrenschiff

und

D. Johann Geiler's von Kaisersberg Weltspiegel.[1])

Sebastian Brant's Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen, daß eine Dichtung zum Grund liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch ist eine Sammlung von Sittenlehren und Satiren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet und unter 113 Capitel oder locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammengebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem elegantesten Gedicht dieser Gattung Ehre machen würden. Körnicht und gedrungen wird sein Ausdruck am Meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projectenmacherei, Polyhistorei und des Schwätzens rügt und über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satiren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beinahe 300 Jahren, als dies Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, I. S. 168—174. — A. d. H.

Prosa und Versen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alten classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil seines Stoffs geliefert haben, damals in Deutschland noch nicht so ausgeplündert, ausgezogen und ausgesogen waren, als sie es seither geworden sind. Brant's Sprache ist die schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesänger und unserm heutigen Hochdeutschen in der Mitte und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich und (mit einer Menge andrer brauchbarer alter Wörter) von spätern anmaßlichen Sprachverbesserern unverständigerweise aus der Schriftstellersprache ausgemerzt worden sind. Es wäre zu wünschen, daß ein guter Theil dieser außer Curs gekommenen Wörter wieder zurückgeholt und (wenigstens) in die komische, launichte, satirische und burleske Schreibart — versteht sich, mit Auswahl und Geschmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier ersten Bücher des verdeutschten Amadis aus Gallien, der Theuerdank, der Froschmäusler, die Werke Hans Sachsens und viele andere würden nebst dem Brantischen Narrenschiffe reichliche Ausbeute zu dieser Sprachbereicherung an die Hand geben. Daß wir dessen sehr bedürfen, ist wol keine Frage; wenigstens sehe ich kein besser Mittel, wie unsrer Armuth an Reimen abgeholfen und zugleich unsre ziemlich abgeschossenen poetischen Farben wieder aufgefrischt werden könnten.

Wir haben schon [oben S. 274] im Vorbeigehen gesagt, daß der Werth des Narrenschiffs nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebastian Brant's und nicht nach dem Effect, den es auf die unsrige machen würde, abzuwägen sei. Als ein Gedichte betrachtet, ist es weit unter denjenigen von unsern Dichtern des 16. Jahrhunderts, welche classisches Ansehen verdienen und, so der Himmel will, auch noch erhalten sollen. Indessen wollen wir doch unsern Lesern, die das Original nie gesehen haben, zu Gefallen einige vorzügliche Stellen zur Probe ausheben.

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem würt (wird) ettwan kum (kaum) eyner wol,
Gar dick würt im ganz nüt zumol (nichts zumal)

Wer schießen uß vil Armbrust will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* *
*

Wer uff sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, das eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt
Und schlucken vil das im nit smekt
Und streken sich nach der Gedekt (Decke)
Und künnen (können) pfulwen understrowen (streuen)
Eym jedem underm Ellenbowen
Und schmyeren yedem wol syn Styrn,
Und lügen daß er keyn erzürn.
Aber viel Aempter schmeken wol
Man wermbt sich bald bey grosem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) versuchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit.
Dem Wisen liebt Eynfaltikeyt.*)

* *
*

Syner Muter Schild gar mancher fürt
Das er villicht am Vatter irrt.
Viel hant des Brief und Sygel gut
Wie daß sie sint von edelm Blut,
Sie went (wollen) die ersten syn von recht
Die edel sint in irm G'schlecht;
Wie wol ichs nit ganz straff noch acht;
Uß Tugend ist all Adel g'macht.
Wer noch gut Sitt, Ehr', Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hett keyn Tugend nitt,
Keyn Zucht, Scham, Ehr', noch gute Sitt,
Den halt ich alles Adels leer,
Ob joch (auch) eyn Fürst syn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend stat (steht);
Uß Tugend aller Adel gat (geht).

* *
*

*) Narrenschiff, XVIII. Capitel.

Ich weiß noch einen, heist Hans Mist,
Der will all Welt deß überreden,
Er sey zu Norwegen und Schweden,
Zu Alkair g'syn und zu Granat
Und do der Pfeffer wechst und staht;
Der doch nie kam so verr hinus,
Hett syn Mutter doheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er hets geschmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümens ist uf Erd so vil,
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt*)
Daß er will syn, das er nit ist.**)

* * *

Die sogenannten Predigten des D. Johannes Geiler von Kaisersberg über das Narrenschiff sind (wie ich aus dem „Alten aus allen Theilen der Geschichte", 1. Bd. S. 244 fg. finde) um das Jahr 1498 von diesem Theologen zu Straßburg öffentlich gehalten, nach dessen Tod im Jahr 1511 von Jakob Otther gesammelt und unter dem Titel: Navicula, sive Speculum Fatuorum in lateinischer Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebst der Lebensbeschreibung D. Geiler's von Beatus Rhenanus zum zweiten Mal herausgegeben worden. Ich kenne diese Homilien oder Discurse über Brant's Narrenschiff blos aus einer deutschen Ausgabe, so folgenden Titel hat: „Weltspiegel oder Narrenschiff, darinn aller Ständt Schandt und Laster, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauff, gleich als in einem Spiegel gesehen und gestraft werden: Alles auf Sebastian Brant's Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, christlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einem ehrbarn christlichen Leben. Sampt gewisser Schellen Abtheilungen, dardurch eines jeden Standes Laster zu erkennen. Weiland durch den hochgelerten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in lateinischer Sprache beschrieben, izt aber mit sonderm Fleiß aus dem Latein in das recht hoch Teutsch gebracht, und erstmals im Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Höniger von Tauber Königshoffen.

*) Von gebresten; seine Krankheit, sein Uebel besteht darin ꝛc.
**) Narrenschiff, Cap. LXXVI.

Getruckt zu Basel, durch Sebastian Heinric Petri im Jahr MDLXXIIII."

In dieser Ausgabe machen Brant's Reime den Text und Geiler's Discurse den Commentarius, worin er sich jeden Narrengeschwarm (deren in Allem hundertundelf sind) als mit einer Menge Schellen behängt vorstellt und dann unter diesem Namen der Schellen die verschiedenen Subdivisionen, Gestalten und Effecte der Thorheit, wovon in jedem Capitel die Rede ist, beschreibt und straft. Man erkennt in diesen Discursen einen guten richtigen Sinn, gesunden Verstand und stattliche Kenntniß der Welt und ihres Laufs sowol aus Büchern als unmittelbarem Anschauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübsche Exempelchen mit unter, die als komische Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung,*) Putz, Ergetzungen u. s. w. der Zeiten Kaisers Maximilian I. würde dies Buch von einem deutschen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten ist — zu benutzen sein. Diejenigen, welche Geilern übel genommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt

*) Zum Beispiel mögen nur etliche wenige Stellen dienen. S. 13: „Die dritte Schell (der Seltsam Narren) ist das Haar zieren, geel (gelb), kraulicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgestorbnen unter ihres vermischen, und dasselbig zum Schauspiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und hencken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen — die Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben sie aufgesprinzt neben mit zwoo Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern." — In der Folge rückt er ihnen auch die Mode, ihre Haare gelb zu färben und geele Schleier zu tragen, vor. „Es ist ein gemein Sprüchwort," sagt er, „daß man über frisch Fleisch kein geelen Pfeffer macht, sondern über das schmeckend und stinckend: also ist es auch mit alten runzlichten Weibern die da geele Schleyer tragen, die sehen heraus als ein geräucht Stück Fleisch aus einer geelen Brüen." — Von den damaligen Kleidermoden sagt er: „es dörfe einer nicht weit ziehen, fremde Kleider zu beschauen, er könne in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden; als da seyn Ungarische, Böhemische, Sächßische, Fränckische, Italienische, Französische, Hispanische", u. s. w. Auch ereifert er sich über eine Art Kocherspergischen Mäntelin und Wappenröcklein der Frauen, „die so kurz wären, daß sie nicht allein den Hintern nicht gedecken, sondern viel minder den Nabel." — Daß das sogenannte Walzen auch damals schon üblich und nüchternen Leuten anstößig gewesen, läßt sich aus folgender Stelle (in der dritten Schellen der Tanznarren, Cap. LXI) schließen: „Auch findt man etlich, die haben dessen ein Rhum und Hoffart, wenn sie die Jungfrauwen oder Weiber hoch in die Höhe können schwencken (schwingen), und haben es bisweilen die Jungfrauwen (so anders solche Jungfrauwen zu nennen seyn) fast gern, und ist inen mit Lieb gelebt, wenn man sie also schwencket, daß man inen ich weiß nicht wo hin siehet" u. s. w.

haben, daß seine Art, in den besondersten Detail der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen hineinzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16. Jahrhundert sehr gewöhnlich, und nicht desto besser, daß man sie im 18ten gegen mehr oder minder scientifische oder rhetorische, geblümte und verbrämte, philosophische oder sentimentalische, aber immer alamodische Declamationen über moralische und theologische Gemeinplätze oder auch wol (ut fit) gegen Reden, die wie ein Geschwätz im Schlafe tönen, vertauscht hat.

III.

D. Johann Geiler von Kaisersberg.[1])

D. Heinrich Pantaleon's Teutsch. Nation Heldenbuch, II. 578:

„Johannes Geiler ist in dem Elsaß zu Keysersperg (im Jahr 1445) erboren*) und erzogen. Er hatt sich aber aus Liebe der guten künsten zu mancherley Hohenschulen gethon und fürnemlich zu Freyburg in dem Breyßgauw ein grosse Erfarnuß in der Philosophey und freyen künsten erlanget. Als er daselben Magister promovieret, kam er im 1472. jar ghen Basel, und ward durch sein Fleyß und Ernst unter die Professores angenommen. An diesem stath hielt er sich dermassen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach diesem begab er sich fleyssig auff die Heilige Geschrifft, unnd erlanget dermassen hohen Verstand, daß er Doctor Theologiä worden. Weil er sich aber ab Johannis Gersonis (so umb das Costentzer Concilium gelebet) Verstand unnd gute Bücher sehr verwundert, zog er in Franckreich, und besamblet diese mit grossen Kosten und Arbeit alle zusammen. Diese bracht er in Teutschland, theilet sie in drey grosse Bücher, und ließ sie in truck außghen. Wie nun dieses Keyserspergers Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu Straßburg für ein Prediger angenommen.**) Daselben hat er mit grossem Lob und

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, II. S. 111—113. Nur die Anmerkungen zu diesem Aufsatz sind von Wieland. — A. d. H.

*) Dies ist irrig. Er wurde zu Schaffhausen geboren. In seinem dritten Jahr verlor er seinen Vater, und da nahm ihn sein Großvater zu sich nach Kaisersberg und sorgte für seine Erziehung. Weil er nun diesen Ort als sein wahres Vaterland ansah, so bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunamen davon und wurde Geiler von Kaisersberg oder auch Johannes Kaisersberger genannt.

**) Er war vorher ein Jahr lang Prediger zu Freiburg und wurde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Ducaten berufen, das in selber Zeit eine ziemliche Summe war und den großen Ruf beweist, worin Geiler schon damals gestanden. Unterwegs aber ließ er sich von Peter Schott,

Wolredenheit die Laster bescholten, auch die Menschen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under andern hat er mancherley Aberglauben, so in der Kirchen veraltet, ernstlich gestraffet, der München Spitzfindigkeit verworffen, und die Heilige Geschrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, sprechende: es müße das fundament unsers Glaubens, auß der Bibel und nicht auß andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind,*) von welchen er auch sehr gehasset worden. Dieser Johannes hat frey heitter herauß gesagt: es seye die Religion verderbt, und werde einer von Gott bald erweckt werden, welcher diese erneuwern solle:**) er begeret auch von Herzen diesen Tag zu erhalten (erleben). Er war umb das 1496te jar in grossen Ansehen."***)

---

einem gelehrten Rathsherrn von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dom zu Straßburg anzunehmen, welches er ihm durch seinen Einfluß verschaffen wollte. Denn die Mönche in Deutschland hatten sich in diesen Zeiten größtentheils durch ihre Unwissenheit und schlechte Sitten so verächtlich gemacht, daß man sich allenthalben um gelehrte und fromme Weltgeistliche umsah, um sie an jener Statt zu ordentlichen Predigern zu bestellen.

*) In seinen Predigten kommen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beispiel. Cave, ne facias Monachum tibi familiarem, alias utique patieris damnum in fructu castitatis conjugalis. Illi porcelli Antonii non exeunt, quin de fructu auferant aliquid (Sermones D. Joh. Geileri, Argent. 1515, p. 83). Diese freimüthige Art, die Laster und Mißbräuche seiner Zeit unter allen Ständen ohne Ansehen der Person zu strafen, herrscht in allen seinen Schriften und machte ihm freilich viel Feinde, die aber bei den Händeln, so sie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verloren als gewannen.

**) Geiler brauchte darum nicht mehr Prophet zu sein als ein Anderer. Denn welcher nur weltkluge Mann sah dies damals nicht vorher?

***) Wir haben schon anderswo bemerkt [oben S. 274], daß er von Kaiser Maximilian I. sehr geschätzt, geliebt, auch öfters in wichtigen Dingen an sein Hoflager berufen und zu Rath gezogen worden. Von dem hohen Ansehen, worin er überhaupt bei Männiglichen gestanden, zeugt der Herausgeber seiner vorangeführten lateinischen Postille, da er sagt: er hätte mit so allgemeiner Bewunderung geprediget, daß seine Lehren von Männiglich wie Orakelsprüche aufgenommen worden (ut illius dogmatis, tanquam oraculo, cuncti acquiescerent). Unter seinen gedruckten Schriften ist eine „Teutsche Postille", die als eine der besten deutschen Sprachquellen anzusehen ist und mehr benutzt zu werden verdiente. In seinem Bildniß ist die Thorheit strafende Miene mit vieler Gutherzigkeit gemildert. Güte und Neigung zum Wohlthun waren Hauptzüge seines Lebens. Er wendete den größten Theil seines Einkommens auf edle Gastfreiheit und alle Arten von christlichen Liebeswerken. Seine Bibliothek war eine der zahlreichsten und erlesensten, die irgend ein Privatmann seiner Zeit aufweisen konnte. Er starb im Jahr 1510, nachdem er die Straßburger 33 Jahre durch seinen Unterricht und noch mehr durch sein Leben erbauet hatte.

Ulrich von Hutten.[1])

Vor Allem laßt uns erst hören, was uns der ehrliche D. Heinrich Pantaleon in seinem „Teutscher Nation Heldenbuche" von unserm Hutten zu sagen hat!

„Huldrich ist aus der Edlen von Hutten geschlecht im Franckenland den 2ten tag Aprellen*) im 1488. jar erboren: dieses ist ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Hertzogen zu Francken zu Keysers Heinrichs Zeiten, da man zalt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu feld gezogen, unnd sich gar wohl gehalten: es seind auch etliche aus inen härnach zu Bischofflicher würde, unnd Fürstlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von diesem Geschlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, ist er durch seiner elteren rath dem studieren fleyßig obgelegen, und in allen Freyenkünsten und guten sprachen sehr gut zugenommen. Wie er auch ein Hoben verstand hätt, so war er in Waaffen sehr wol geübet, unnd hätt grossen lust frembde nationen zu besichtigen. Deßhelben er auch Keyser Maximilian in Venedischen kriegen beystand gethan, und sich dermassen gehalten, das er von im zu Ritter geschlagen unnd sehr geliebet worden. Als aber hernach D. Luthers lehr durch seine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich sie auch angenommen, unnd wieder alle Wiedersecher nach seinem vermögen beschürmet: er hat auch viel ding mit freyer Zungen wieder den Bapst, auch etliche Fürsten unnd ständt geschrieben und geredt, Darumm er auch aus seinem Vatterland weychen müssen. Nach diesem hatt er mancherley Vers geschrieben,

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, I. S. 174—185. Später brachte der Merkur Herder's Aufsatz über Hutten mit einer Nachschrift Wieland's. Vgl. Herder's Werke, XV. S. 355 f. Deshalb unterblieb, was der Schluß in Aussicht gestellt hatte: „Von seinen Schriften und einigen andern Merkwürdigkeiten seines Lebens künftig!" — A. d. H.

*) Andre sagen, den 20. oder 21. April.

welche man hernach zusammen gelesen, und lassen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: also hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürsten zu Wirtenberg gestellet, unnd in etlicher Thaten halb gestraffet: auff solliches hat er auch mit Erasmo etliche gespen bekommen, unnd ist durch seine vielfaltigen bücher bey den Teutschen in grosser authoritet gewesen. Wie er dergestalt fürgefaren, ist er mit den bösen blatteren beflecket, und in Züricherlandschafft kranck gelegen, da er auch zu end Augusti des 1523. jar gestorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit sonderbaren Epitaphiis unnd grabgeschrifften bezieret."

So weit Pantaleon. Folget nun unser Commentarius über diesen Text, wozu uns Melchior Adami in seinen Vitis German. JCtorum et Politicorum hauptsächlich mit Materialien versehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse, geboren und machte seine ersten Studien zu Fuld, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Kurfürst Johann Cicero von Brandenburg vor Kurzem (im Jahr 1495) eine hohe Schule gestiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten und mit der Neigung zum vagabunden Leben oder zum ewigen Ausziehen auf Abenteuer, die in Maximilian's I. Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe saß. Sein erster Ausritt war in seinem zwanzigsten Jahr (1508) nach Italien in den berühmten venetianischen Krieg, wo der unternehmende Geist, die immer argwöhnische Eifersucht und die schwindlichte Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten (von 1508—1517), in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine literarischen Talente ebenso sehr als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Hier war es, wo er einsmal auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in den Fall kam, sich ganz allein (denn seine Gefährten waren davongelaufen) mit fünf Franzosen, mit denen er zufälligerweise Händel bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nun sehr klein von Person war und Fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie ist, wehrte er sich doch so verzweifelt, daß die Franzosen endlich ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Mit etwas mehr Glück

und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige ist, die der Schurke hat, und die einzige, die dem braven Mann fehlt) würde er vielleicht in diesem Kriege Gelegenheit gefunden haben, sich mehr zu seinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schicksal scheint ihm nicht so gewogen gewesen zu sein wie die Natur; und sein Aufenthalt in Italien (wo er unter andern Fatalitäten lange Zeit an einem bösen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß, seinen Heldenmuth in Kriegsthaten als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen nach der damaligen Weise, Krieg zu führen und zu leben, überhaupt ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und seinen Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preisgegeben war. Damals, da er zu Padua lag, kam es so weit mit ihm, daß er sich provisionaliter seine Grabschrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmal seiner Leiden — und des immer unbefangnen und unbezwinglichen Muthes ist, womit er sie ertrug:

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venetum sub Caesare bellum,
Verum alio bello concidi et hoste alio.
Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et *quae sunt asperiora* tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miser et miser exul,
Ne majora feram, ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von seinen Schicksalen während seiner zehnjährigen fahrenden Ritterschaft von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahre nichts Weiters sagen, als daß er während dieser Zeit einen Theil seiner lateinischen Gedichte, und unter andern seinen Vir bonus (Der brave Mann) und sein Lobgedicht auf Teutschland und Die teutsche Nation an Albrechten von Brandenburg, bei Gelegenheit der Erhebung desselben auf den heil. Stuhl zu Mainz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches seinem patriotischen Geist und Herzen noch mehr Ehre macht als seinen poetischen Gaben und seiner Fertigkeit in der Sprache des alten Latiums.

Nach seiner Zurückkunft in Deutschland (im Jahr 1517) fand er eine freundschaftliche Aufnahme in dem gastfreien Hause

des berühmten Konrad Peutinger's in Augsburg, dieses edelgesinnten Freundes aller Talente und Verdienste, dem (wie bekannt) seine eignen die Würde eines Raths Maximilian's I. und die vorzüglichste Gunst und Achtung dieses vortrefflichsten Kaisers erworben hatten; und auf Peutinger's Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von Kaiser Maximilian zu Belohnung seiner im venetianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden, zu welchem Ende Peutinger's Tochter Constantia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg,*) den Kranz mit eignen Händen geflochten hatte. — Von dieser Zeit ging ein Bildniß Ulrich's von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Deutschland herum; eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar große Freude gehabt haben soll. — — — — —

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof Kurfürstens Albrecht's von Mainz, wo er sich ein paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen besondern Freund, der damals bei Kurfürst Albrechten in Diensten war. Wie gut oder übel es unserm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem seiner Briefe an Peutingern einen kleinen Geschmack geben.**) „Du fragst mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum Besten. Und doch, was sollt' ein ehrlicher Kerl nicht ertragen können bei einem so guten Fürsten wie Erzbischof Albrecht, der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist! der für die Wissenschaften und für die Gelehrten alle so gut gesinnt ist! Sonsten ekelt mir's von Herzen vor aller der Wirthschaft: der Aufgeblasenheit der Höflinge, den großthuerischen Versprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterlistigen Reden, kurz, vor alle dem Zeug, das am Ende nichts als blauer Dunst und Wind ist" u. s. w.

---

*) S. Hutten's Praefatio des Tractats ad Principes Germaniae, ut bellum inferant.

**) Urkundlich Hutten's eigene Worte: Jam quaeris forte, quemadmodum me tractet vita aulica? Nondum optime. Quanquam quid non ferendum apud vere principem Albertum Archiep., sic humanum, sic beneficum ac liberalem? deinde sic erga literas et literatos omnes affectum? alioqui valde ista nauseo, fastum aulicorum, magnifica promissa, sesquipedales salutationes, insidiosa colloquia et inanes fumos.

In eben diesem Jahre 1518 begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert, nach Augsburg auf den Reichstag, wo Kaiser Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm, und wo auch von Herzog Ulrich von Württemberg und von D. Martin Luther's Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal allenthalben Streiche spielte, hatte diese ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen guten Muth Meister werden. In einem solchen launischen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bei dem damals der Cardinal Cajetan wohnte), worin er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wart und Pflege bei Fuggern finden würde als bei einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzog Ulrich's war ihrem Ursprung nach eine Familiensache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelassnen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall Johann von Hutten im Böblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat, wie er sollte; und weil er gleich keine andre Rache an Ulrichen von Württemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn und schrieb Invectiven und den Dialog, Phalarismus betitelt, und andere Dinge, Alles mit großer Bitterkeit und Freiheit. Wie aber die Sache durch Anstiftung der Hutten'schen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürsten, Grafen, Herren und Städte, die sich durch den berühmten schwäbischen Bund Herzog Ulrich's Vergewaltigungen und Uebermuth entgegensetzten, so zog unser Ulrich nun auch den Degen, den er ebenso muthig und fertig zu führen wußte als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher von Herzog Ulrichen abließen, bis sie ihn nackt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser großen Fehde entstand Hutten's Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager,[1]) und dem Einzigen vielleicht in ganz Deutschland, der werth war, des herrlichen Mannes Bruder zu sein, wiewol zu einer Zeit, wo es noch Männer gab von dem Schlag, wo (nach Shakespeare's Ausdruck)

[1]) Das ist er bekanntlich nur in Goethe's Dichtung. — A. d. H.

die Natur aufstehen und sagen möchte: „Das ist ein Mann!" Zwischen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandtschaft, die durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen (denn auch der tapfere Sickingen war einer von Luther's ersten und wärmsten Freunden) noch enger und inniger wurde.

Unser Hutten stand an der Spitze dieser guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die in ewiger Theilnehmung an Allem, was sie, weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten (wenngleich nicht unmittelbar um ihr eigen Fell gespielt wird), immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den großen Bewegungen, welche Luther's Lehre im Jahr 1517 verursachte, keinen müssigen Zuschauer abgegeben haben könne, und schwerlich wird Jemand einen Augenblick zweifelhaft sein, welche Partei ein Mann von Hutten's Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That schrieb er gegen Papst Leo X. und seine Courtisanos (wie er sie nennt) und gegen Alle, die sich einer Sache, die (seinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menschheit war, entgegensetzten, eine Menge heftiger Broschüren in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen, munterte Luthern in einem herrlichen Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren,*) gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr treffenden und beißenden Randglossen heraus, schrieb in deutscher Sprache eine historische Deduction über den steten Ungehorsam der römischen Päpste gegen den Kaiser, worin er, da endlich auch von den Treulosigkeiten Leo's X. an Kaiser Maximilian die Rede ist, Folgendes als die eignen Worte des Kaisers anführt: „Nun ist dieser Bapst auch zu einem Böswicht an mir worden: nu mag ich sagen, daß mir kein Bapst, so lang ich gelebt, je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieser soll der letzte sein!" — kurz, er trieb's so arg, daß Leo X. endlich dem Kurfürsten Albert von Mainz ansinnte, er sollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten

*) Zur Probe nur diesen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! Ich schäme mich fast, daß ich's wage, nach diesem Wort noch etwas von dem Manne zu sagen, der eine Seele hatte, die so fühlte.

mußte sich verbergen und entweichen, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kaiser Karl's Hofe Schutz suchen; aber seine Freunde schrieben ihm, er wäre verloren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete, zur Unzeit brav zu sein, wollte sich nicht abschrecken lassen, bis ihn endlich einige frisch von Rom angelangte Freunde versicherten, daß der Papst unversöhnlich auf ihn erbittert sei und verschiedenen deutschen Fürsten den nämlichen Befehl wider ihn gegeben habe wie dem Erzbischof Albert. Ein öffentliches Verbot, Hutten's Schriften bei Strafe des Bannes zu lesen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des römischen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Proceduren ließen ihm nun keinen Zweifel mehr, was er von seinen Feinden zu gewarten habe, zumal, da man (wie er in verschiednen seiner Schriften versichert) sich kein Bedenken machte, sogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um seiner, auf welche Weise es wäre, los zu werden. Er zog sich also in das Schloß Ebernburg zurück und schrieb von dort aus Briefe an Kaiser Karl V., an Albert von Mainz, Friedrich den Weisen von Sachsen und endlich an alle Stände des Reichs, worin er sich über das ihm von den Römischen zugefügte Unrecht beschwert, seine Sache behauptet und Gerechtigkeit fordert. „Freigeboren bin ich," schreibt er unter Andern an Kurfürst Friedrichen von Sachsen, „und frei werd' ich bleiben; denn ich fürchte mir vor dem Tod nicht; und nimmer soll man vom Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex" u. s. w.

Von dieser Zeit an überließ sich Hutten gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle Diejenigen, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit, Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungne Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens und ewige Gegner aller Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften und that ihnen sonderheitlich auch durch deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle diese äußerst überspannte Wirksamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen sich, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er endlich, da sein Leben in Deutschland nirgends mehr sicher war, in einer kleinen Insel

des Zürcher Sees, Ufnau genannt, sich verbergen mußte, sondern auch sein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen in wenig Jahren zu Trümmern und setzte dadurch einen Geist in Freiheit, von welchem Adami sehr richtig sagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum und glückliche Umstände seiner innern Kraft entsprochen hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Gestalt umschaffen müssen.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewol von starkem Bau, abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs, ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Unkosten seines Charakters hätte erkaufen müssen, von einem unternehmenden kühnen Geist, der allem Widerstand trotzte und durch nichts zu bändigen war, heftig in Thaten und Worten, unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte, treu in seinen Verbindungen, aber immer bereit, sich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichsten Freund oder Beschützer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wuth der Seele gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes, edelmüthig, bieder, offen und treuherzig, ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege, bei allen diesen Tugenden eines ächten irrenden Ritters einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre: kurz, ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Goethe seinem Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! wehe dem Jahrhundert, das Dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die Dich verkennt!“

Hans Sachs.

Einige Lebensumstände desselben,

als

Zugabe zu Goethe's Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.[1])

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts drei Männer hervorzubringen, denen keine andre Stadt in Deutschland ein Triumvirat von gleicher Vortrefflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. Albrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 geboren, Wilibald Pirkheimer im Jahr 1471 und Hans Sachs, der Dichter, im Jahr 1494. Die Eltern des Letztern waren arme gemeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft und glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an Allem theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz und eine gute Erziehung zu danken.*) Was hätten ihm vierundsechzig Ahnen Bessers geben können? Wenn jemals ein Mensch zum Dichter geboren worden ist, so war's Hans Sachs. Die holdselige Meistersängerkunst (die zu seiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmsten Reichsstädten noch in großen und verdienten Ehren war) gab die erste Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeistes, den die Natur so reichlich über ihn ausgegossen hatte. Zu eben der Zeit, da er nach Endigung seines Schullaufs das Schuhmacherhandwerk erlernte, empfing er den ersten Unterricht in der Kunst des Meistergesangs von Leonhard Nunnenbeck, dessen er in einem seiner Gedichte dankbare

---

[1]) Teutscher Merkur 1776, II. S. 90—97. — A. d. H.

*) Siehe, was er selbst davon sagt in dem Gedicht: „Die Werke Gottes sind alle gut", Th. IV. 1. Bl. 252.

Erwähnung thut, ohne sich's, wie es scheint, nur bewußt zu sein, wie unendlich er seinen Meister übertraf.

Von seinem siebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang auf seiner Profession alle Theile Deutschlands, mit dieser offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenstände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um sie getreulich, unverschönert und unverstellt wieder zurückzuwerfen. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des reichen Schatzes von anschaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menschlichen Lebens, über den ein unbefangener Leser in seinen Werken erstaunen muß. Ueberall befliß er sich, neben dem Betrieb seines mechanischen Geschäftes seinen Wissenstrieb zu befriedigen und sich im Meistergesang, seiner Lieblingsleidenschaft, zu üben. „Ueberall" (ich borge hier die Worte seines wackern biederherzigen Lebensbeschreibers*) „half er entweder die Singschule verwalten oder sang den geübtern Meistern ein neu Lied zur Beurtheilung vor." Diese glückliche Liebe der Musenkunst hielt bei ihm allen andern Leidenschaften und aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenschaften der Jugend das Uebergewicht, und „noch im hohen Alter erinnerte er sich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu seiner Wissenschaft sich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entschlagen, hingegen in der Uebung seines Nebenwerks sein einziges Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib gefunden habe".

Im Jahr 1519 ließ er sich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder und verheirathete sich mit Kunigunde Kreutzbergerin, die der Gegenstand des herrlichen Liebesgedichts war, das wir unten (Seite 303 ff.) unsern Lesern mittheilen, und das desto merkwürdiger ist, weil er's erst im 25. Jahre seines Ehestandes gedichtet hat. Er lebte mit dieser Frau über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter, überlebte aber seine ganze Nachkommenschaft außer vier Enkeln von seiner ältesten Tochter. Er war 66 Jahr alt, als er diese Gespielin seiner Jugend und Gefährtin seines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert sie herzlich in dem wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunda

*) M. Salomon Ranisch, Professor auf dem Gymnasio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu seinem Gegenstande verfertigte Historisch-kritische Lebensbeschreibung unsers Dichters (Altenb. bei Richtern 1765) zu danken haben.

Sachsin (III. 1. 530), legte sich aber dennoch vier Monate drauf eine andre Ehgehilfin, Barbara Harscherin, zu, mit der er den Rest seines Lebens bis ins Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es scheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in sein hohes Alter ob, und es ist falsch, was Einige vorgeben, daß er jemals den Schulmeister gemacht habe. Er scheint ein geschickter und unter Seinesgleichen ansehnlicher Schuhmacher gewesen zu sein und immer sein gutes Auskommen gehabt zu haben. Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelassnen Sinns und immer liebevollen Herzens war, aber gleichwol mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß dieser so ungewöhnlich glücklichen Art von Existenz, ohne daß die natürliche Alterschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein 78. Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung und Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte; wenn man ja seinen Zustand so nennen kann, wie ihn sein Schüler im Meistergesang, Paschmann, in einem Lobgedicht auf seinen geliebten Meister beschreibt:

„In dem Saal stund unecket
bedecket
ein Tisch mit seiden grüne,
An selbem saß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß,
der hett ein'n großen Bart fürbas;
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

„Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein
und an Bancken darneben
viel großer Bücher fein;
die alle wohl beschlagen
da lagen,
die der Alt Herr ansach.

„Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
Und ihn grüsset von ferren,
den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern thut neigen
Mit Schweigen
Gegen ihm sein Haupt schwach,
dann sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Gesicht rund
anschauet" u. s. w.

Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen Dich war und Dich den Freudenbecher, den sie Dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient, glücklich zu sein, wenn Du nicht?

Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn, und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt sein. Denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter und wir Andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und was ihm sonst aus seiner Zeit Fehlerhaftes anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwischen mein ungenannter Landsmann, der mir schon vor mehrern Jahren durch seine Ehrenrettung Hans Sachsens*) zuvorgekommen ist!

Da in dem glücklichen Geist unsers lieben Meisters Alles, was er sah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu dichten anfing und erst im 78. Jahre seines Lebens aufhörte, am Dichten seine größte Freude hatte, sich Beifall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb, und, was bei einem so biederherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb sein mußte, da er wirklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein

*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebensbeschreibung kenne.

Wunder, daß er alle andern deutschen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compositionen sowie die meisten bis auf diesen Tag an innerm Werth derselben übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwei vollständige Ausgaben, eine in Folio, von Joachim Lochner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 1579 nach und nach herauskamen, und wovon die drei ersten nur eine neue Auflage des schon im Jahr 1558, 1560 und 1561 von dem Augsburgischen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußler's Druckerei veranstalteten ersten Druckes der Hans Sachsischen Werke sind; die andere in fünf Theilen in 4°, von Johann Krüger in Augsburg verlegt und in der Reichsstadt Kempten bei Christoph Krausen gedruckt, wovon der erste Theil im Jahr 1612 und der letzte im Jahr 1616 erschien.

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit ist wol die eigentliche Ursache, warum er, der popularste unter allen Dichtern, die vielleicht jemals gelebt haben, nach und nach seiner Nation, deren Voreltern er einst so lieb und werth war, so gleichgiltig und unbekannt geworden. Es wäre Schande für Deutschland, wenn diesem Mangel nicht abgeholfen würde, und ich müßte mich sehr betrügen, wenn mein Vorsatz, eine neue Ausgabe der auserlesensten Stücke unsers Dichters in einem oder zwei Octavbänden zu veranstalten, nicht den meisten unsrer Leser und wahrscheinlicherweise allen Deutschen, die Gedrucktes lesen können, sehr willkommen sein sollte. Ich behalte mir vor, von diesem Vorhaben in einem der nächsten Stücke des Merkur's ausführlicher zu sprechen, und ersuche inzwischen sowol die Vorsteher der öffentlichen Bibliotheken, in welchen sich Handschriften von Hans Sachsens noch ungedruckten Gedichten befinden, als die Gelehrten, so dergleichen eigenthümlich besitzen, sich darüber mit mir in Correspondenz zu setzen und dazu behilflich zu sein, daß die in solchen Handschriften vielleicht noch verborgen liegenden vorzüglich guten Stücke dem Publico nicht vorenthalten bleiben mögen.[1])

---

[1]) Die Aufforderung blieb ohne Erfolg; Wieland ließ die Sache liegen. Bertuch gab zwei Jahre später blos eine Probe einer neuen Ausgabe in acht Octavbänden. Wir bringen im 38. Theile Wieland's empfehlende Einleitung zu Bertuch's Ankündigung dieser Ausgabe. Aber Bertuch fand nicht die gehörige Unterstützung. Drei Jahre später gab J. H. Häslein in Nürnberg einen

Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.[1])

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein sauber Feierwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an den Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am siebenten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert;
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.
Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein
Und wieder Alles zu machen fein;
Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß.
Deß thäten die Musen sich erfreuen,
Wollt'n ihn zum Meister-Sänger weihen.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;

Auszug aus dem ersten Buche der Gedichte, Fabeln und Schwänke von Hans Sachs mit Anmerkungen, Wörterbuch und einer Abhandlung von des Dichters Leben und Schriften; aber auch dieser Versuch fand so wenig allgemeinen Beifall, daß die Fortsetzung unterblieb. Auch Herder's auf eine Ausgabe der Gespräche von Hans Sachs (Werke, XIII. S. 496 f.) gerichteter Wunsch hatte keinen Erfolg. Alle in unserm Jahrhundert gemachten Versuche waren nur beschränkter Art; noch haben wir keine Gesammtausgabe seiner Werke, nicht einmal seiner zerstreut gedruckten. Die Zahl der noch in Handschriften ungedruckt vorhandenen ist außerordentlich groß. Die neueste mit Benutzung von Handschriften von Karl Goedeke und Julius Tittmann bearbeitete Auswahl der Hans Sachs'schen Dichtungen erschien 1870 in drei Bänden. — A. d. H.

[1]) Wieland's Aufsatz (oben S. 293 bis 297) war eigentlich eine Zugabe zu Goethe's Gedicht; an ihn schlossen sich zunächst die zwei Gedichte von Hans Sachs (unten S. 303 ff.) an. — A. d. H.

Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen,
Noch mit'n Augen 'rum zu scharlenzen;
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt ein Kornährkranz
Ihr Aug' war lichten Tages Glanz:
Man nennt sie Thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein.
Er drob nicht mag verwundert sein;
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie schon lang gesehn.
Die spricht: „Ich hab' Dich auserlesen
Vor Vielen in dem Weltwirr-Wesen,
Daß Du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst Du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis Deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht;
Frommkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös' mit seinem Namen heißen,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt!
Sondern die Welt soll vor Dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn;
Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maß und Ständigkeit!
Der Natur-Genius an der Hand
Soll Dich führen durch alle Land,
Soll Dir zeigen all das Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert!
Mag Dir aber bei Allem geschehn,

Als thätst's in ein'm Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihnen möcht' zur Witzung werden!"

Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie Ihr's möcht in sein'n Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut inniglich,
Da seht Ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten.
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula.
Sie ist rumpfet, strumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
Sie schleppt mit keuchend wankenden Schritten
Ein große Tafel in Holz geschnitten;
Drauf seht Ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten;
Adam, Eva, Paradeis und Schlang,
Sodom und Gomorrah's Untergang;
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in ein'm Ehrenspiegel schauen.
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schanden-Port,
Auch allerlei Lehr' und gute Weis,
Könnt sehen Sanct Peter mit der Geiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend- und Lastergeschicht.

Unser Meister dies All ersicht
Und freut sich dessen wundersam;
Denn es dient wohl in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das Alles fix und treu,
Als wär' er selbst gesyn dabei.
Sein Geist was ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Aug' davon verwandt,

Hätt' er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spucken.

Da thut er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affen-Sprüngen hofieren
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten;
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, großen und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie e'n Affentanz;
Bespottet eines Jeden Fürm,
Treibt sie ins Bad, schneidt ihnen die Würm
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihr doch nie wöll'n minder werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum,
Wie er möcht' Worte zu Allem finden,
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden,
Wie er möcht' immer muthig bleiben,
Das All zu singen und zu schreiben.
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschau'n
Wie'n Bild unsrer lieben Frau'n.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit;
Sie spricht: „Ich komm', um Dich zu weihn;
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Das heilig Feuer, das in Dir ruht,
Schlag' aus in hohe lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das Dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich Deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß Deine Seel' sei wonnereich,
Einer Knospe im Thaue gleich."

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng umzaunten Garten

Ein holdes Mägdlein sitzend warten.
Am Bächlein beim Hollunderstrauch,
Mit abgesenktem Haupt und Aug'
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihr'n Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein gar geschickt
Mit hellen Knospen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfüll' ihr Busen steigt;
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.
Warum ist Deine Stirn so trüb'?
Das, was Dich dränget, süße Lieb',
Ist volle Wonn' und Seligkeit,
Die Einem in Dir ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An Deinem Aug' sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß.
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh' er findet Rast;
Wie er ins runde Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt;
Und Dir kehrt süßes Jugendglück,
Deine Schalkheit kehrt Dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmerein
Wirst ihn bald nagen, bald erfreun:
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Weil er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Goethe.

Zwei Gedichte von Hans Sachs

als eine

Beilage zur Erklärung des Holzschnittes.

Der Liebe Zanck.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annum,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren, als ich solt,
In rechter Trew, freundlicher Art.
Von ir nit mehr zu Theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Gespräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Umbefangt,
Das nam ich an zu hohem Danck;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann*) mir war ir Jungfräwlich Ehr
Lieber, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Hertzen auch begert
Mein Leben mit ir zu beschließen,
Im Ehlichen Stand ir zu geniessen.
Kürtzlich eins Tages sich zutrug,
Das sie mir alle Frewd abschlug,
Nimmer ich sie umbfahen solt,
Kein Kuß sie mir mehr bieten wolt,
Wann sie besorgt vor mir ir Ehr;
Und dergleich Wort gab sie mir mehr.
Ich erschrack, sie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernst wär? Darauff sie sagt:
Es wär ir Ernst, und wolt das sagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich sie wiederumb würd umbfahn.
Erst that mir unter Augen schlahn**)
Das Elend mit grosser Nachrew;
Dacht': ach weh meiner Lieb und Trew,

*) Wann wird bei unsern Alten häufig für dann oder sintemal, weil gebraucht; und so auch hier und weiter unten.

**) Schlahen für schlagen ist in Schwaben noch unter dem Volk üblich.

Das ichs so hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, seufftzt und weint,
Legt' mich unmuthig in mein Bett,
Und also bey mir selber redt':
„O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und Trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienst trug so hertzlich?
Wie ist sie worden mir so schmertzlich!
Der*) ichs so trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind,
Mein Trew ich gar verloren spür',
Der Strohsack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Trost ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung ist gar ab und todt;
Nun wünschet' ich und wolt' auch, Gott,
Das ich ir doch nie hätt' gesehen!"
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich samb halb und halb entschlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren Schein;
Mit süssem Geruch trat herein
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich gantz senfftiglich anredt:
„Ach, junger Gesell, sey wolgemut,
Dein Sach', die wird noch alle gut;
Weist du nit, das Jungfrewlich Bild
In Lieb ist allzeit rauch und wild,
Und seine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't sie ir Scham und Zucht,
Darmit sie zu erretten sucht
Ir Ehr, ir'n allerhöchsten Schatz;
Auch förcht sie hart des Klaffers Schwatz,
Die keiner Ehren auch verschonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,

*) Statt: mit der.

Wenn sie hat eben dein Geblüt,
Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich seyn,
Jr Rew darumb ist auch nit klein,
Das sie dich hat so hart betrübt;
Jr Hertz sich auch in Schmertzen übt.
Laß all'n Unmuth und Zweiffel fahren,
Dann sie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugesellt;
Jch hab dir sie selbst ausserwählt,
Zu ei'm steten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles Trawren sein."

Mit dem die Göttin bald verschwund.
Jch erwacht', und im Hertzengrund
Ward ich erfrewt, und bald ufstahn.*)
Als ich mein Lieb ward sichtig an,
Redt' ich sie an mit trawrigen Worten.
Die sich aber an allen Orten
Entschuldigt, sie wär mir nit feind
Hätt' die Wort nit so arg gemeint,
Jch solts halten trewlich, wie billich,
Jn Ehrn und Zucht wolt sie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon,**)
Und auch nit mehr wieder mich thon.
Also wurd unser Lieb und Trew
Wiederumb gantz beschlossen new,
Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß.
Das unser Lieb grün, blü und wachs
Jn Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis M. D. XLIIII.
Am 1. Tag Septembris.

---

*) Jch ward ufstahn, eine vor Alters übliche Redensart, statt: ich stund auf.
**) Verlassen.

Sanct Peter mit der Gaiß. Ein Schwanck.

Da noch auff Erden gieng Christus,
Vnd auch mit ihm wandert' Petrus,
Eins tags auß eim Dorff mit ihm gieng,
Bey einer Wegscheyd Petrus anfieng:
„O HErre Gott vnd Meyster mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller Frist
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel vnd Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt schlecht
Mit Schalckheit den Grechten vnd Frommen,
Auch könn' kein Recht zu End mehr kommen;
Die Lehr' gehn durcheinander sehr,
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da immer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind.
Deß steht es übel an allen enden,
In obern vnd in nidern Ständen;
Deß siehst du zu vnd schweygest still,
Samb kümmer' dich die Sach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an!
Könst doch alles übel vnderstan,
Nembst recht in d'Hand die Herrschafft dein!
O solt ich ein Jar Herr Gott sein,
Vnd solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn vil ein besser Regiment,
Auff Erdereich durch alle Ständt!
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben."
Der HErr sprach: „Petre, sag mir eben:
Meinst, du woltst je besser regieren,
All ding auff Erd baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?"
Sanct Peter thet hinwider sagen:
„Ja es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,

Ich wolt vil besser Ordnung halten."
Der HErr sprach: „Nun so must verwalten,
Petre, die hohe Herrschafft mein;
Heut den tag solt du Herr Gott seyn!
Schaff und gebeut als was du wilt;
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In summa mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt."
Darmit reichet der HErr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht' sich der Herrligkeit sehr gut.
In dem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleyd;
Die trieb ihr Gaiß hin auff die Wayd.
Da sie mit auff die Wegschayd kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes Nam,
Gott b'hüt und b'schütz dich immerdar,
Das dir kein übel widerfahr'
Von Wolffen oder Vngewitter,
Wann ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun geh hin wo du Wayd thust finden;
Gott der b'hüt dich mit seiner Händ!"
Mit dem die Fraw wiederumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiß jhr straß.
Der HErr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du must dich jhr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Das du die Gaiß nembst in dein hut,
Wie sie von Hertzen bitten thut;
Vnd behüt sie den gantzen Tag,

Das sie sich nicht verirr' im Hag,
Nit fall' noch mög' gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff' noch Bärn,
Das auff den Abend widerumb
Die Gaiß vnbeschedigt heimkumb
Der armen Frawen in jhr Hauß.
Geh hin vnd richt die sach wol auß!"
Petrus namb nach deß HErren wort
Die Gaiß in sein Hut an dem ort,
Vnd trieb sie an die Wayd hindan.
Sich fieng Sanct Peters Vnruh an.
Die Gaiß war mutig, jung vnd frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech (Nähe),
Loff auff der Weyde hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Vnd schloff hin vnd her durch die Stauden.
Petrus mit Aechtzen, Blas'n vnd Schnauden
Must jmmer nachtrollen der Gaiß,
Vnd schin die Sonn gar über haiß.
Der Schweiß über sein Leib abran,
Mit Vnruh verzehrt' der alte Mann
Den Tag, biß auff den Abend spat,
Machtloß, hellig, gantz müd vnd matt,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr sach Petrum an und lacht',
Sprach: „Petre, wilt mein Regiment
Noch lenger b'halt'n in deiner Händt?"
Petrus sprach: „Lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Vnd dein G'walt; ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten.
Ich merck' das mein Weißheit kaum töcht, (taugte)
Das ich ein Gaiß regieren möcht',
Mit grosser angst, müh und arbeit.
O HErr, vergib mir mein Thorheit.
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb' nit mehr reden ein."
Der HErr sprach: „Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller Ruh,
Vnd vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment!"

Johann Fichard.[1])

(Geb. 1511, gest. 1581.)

Unter den vortrefflichen Männern von allen Classen, welche die Reichsstadt Frankfurt seit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht, ist dieser Rechtsgelehrte — — — einer der hervorstechendsten. Er war ein Schüler des damaligen großen Rechtslehrers Ulrich Zasius, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freiburg war und (wie Fichard von ihm zu rühmen pflegte) noch als ein 70jähriger Greis so viel Feuer des Geistes und Lebhaftigkeit im Vortrag besaß, daß kein Andrer seines Ordens in Deutschland und Italien ihm hierin den Vorzug streitig machen konnte. Fichard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und philologischen Kenntnissen gelegt hatte, erwarb sich zu Freiburg die vorzügliche Liebe und Fürsorge des alten Zasius und machte sich derselben so gut zu Nutz, daß, nachdem er etliche Jahre dem canonischen und römischen bürgerlichen Recht (auf welche sich in diesen Zeiten die Rechtsgelehrtheit einschränkte) unter einem so geübten Anführer mit großem Fleiß obgelegen, er nebst seinem Mitschüler, Johann Sichard von Büchofsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienstvollen Männer seiner Zeit), im Jahr 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doctorhut aus Desselben Hand zu empfangen würdig war und durch seine Geschicklichkeit und besondere Wohlredenheit schon in solcher Jugend Aller Augen auf sich zog. Er übte sich hierauf eine Zeit lang in der Praxis an dem damals zu Speier befindlichen höchsten Reichsgerichte, besuchte sodann die berühm-

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, II. S. 210—212. — A. d. H.

testen Rechtsschulen in Italien, besonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten, erweiterte daselbst seine Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit und kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, welche nicht säumte, sich die Geschicklichkeiten eines so vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem sie ihm die Würde eines Stadtschreibers und Syndici im Jahr 1537 anvertraute. Er verwaltete dieses in Reichsstädten so wichtige Amt 44 Jahre mit größtem Ruhm, machte sich während dieser Zeit unvergeßliche Verdienste um seine Vaterstadt durch die Geschicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er in den damals so außerordentlich verwickelten, gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften die wichtigsten Geschäfte (besonders auch die durch die Reformation veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und starb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde seiner Stadt und einer der ersten Männer seines Jahrhunderts in seinem Fache gewesen zu sein, im Jahr 1581 im 70. Jahre seines Alters. Unter seinen vielen juristischen Schriften wird sein Tractatus Cautelarum vorzüglich geschätzt. Er schrieb auch eine Biographie der neuern Rechtsgelehrten, von Irnerius an bis zu seinem Lehrer Zasius, und andere zur Rechtsgeschichte gehörige Werke. Zu bemerken ist's, daß er auch seine Stärke in der griechischen Sprache durch lateinische Uebersetzung einiger Schriften des Galenus zeigte. Denn schon damals, und vorzüglich damals, war das Studium der griechischen Sprache und Literatur eine wesentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und selbst unter den großen Geschäftsmännern des 16. Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homer's und Platon's unkundig gewesen wären. Ich hätte sehr gewünscht, etwas Umständlicheres und Specialeres von dem Leben und Charakter eines solchen Mannes mittheilen zu können, muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte versehen werden können) bei dieser kurzen Nachricht bewenden lassen. Das Bildniß, das ich von ihm liefre, soll denen, die man daselbst noch von ihm hat, ziemlich ähnlich sein und scheint mir einen Mann von hellem Sinn, unbefangnem Verstand, großer Festigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhomie, wiewol bei vielem Feuer anzukünden; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von scharfem, sicherm und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakterisirt. — — —

Wilibald Pirkheimer.[1])

Wilibald (oder Bilibald) Pirkheimer stammte aus einem alten edlen patricischen Geschlecht der Republik Nürnberg ab und wurde im Jahr 1470 zu Eichstädt geboren, wo sein Vater, Johann Pirkheimer, damals als bischöflicher Rath lebte. Dieser kam in der Folge bei Herzog Albert von Baiern und zuletzt bei Erzherzog Siegmund von Oestreich in gleichmäßige Dienste, wurde häufig in Geschäften verschickt und nahm überall seinen Sohn mit sich, um ihn von der ersten Jugend an zu praktischer Kenntniß der Welt und der Geschäfte anzuführen und ihm den Geschmack an den letztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben bestimmten) unvermerkt zur mechanischen Fertigkeit zu machen. Wilibald that sich in seiner Jugend vorzüglich in allen ersinnlichen Leibesübungen so hervor, daß er darin Wenige seinesgleichen hatte. Seiner ersten jugendlichen Neigung nach würde er sich dem Soldatenstand gewidmet haben, wozu er bei Gelegenheit einiger Fehden des Bischofs von Eichstädt mit seinen Nachbarn ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die griechische Sprache zu lernen und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freilich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andre Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden, — so mußte er nach einem dreijährigen Aufenthalt zu Padua, der für die Entwicklung und Uebung seiner Geisteskräfte gewiß nicht besser hätte angewandt

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, II. S. 300—304. Die Einleitung ist weggeblieben, in welcher unter Anderm der Wunsch ausgesprochen wird, jedem in einem hohen Grade vortrefflichen deutschen Manne möchte von einem unsrer Zeitgenossen, der dazu innern Beruf fühle, im Merkur ein so edles Denkmal gesetzt werden, wie vor einigen Tagen zum Gedächtniß Hutten's eines von einem der ersten Schriftsteller unsers Jahrhunderts (Herder) eingeschickt worden. — A. d. H.

werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten Mainus, Lancelot und Decius zweckmäßiger zu studiren. Dies that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzelnen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen, und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Zirkel der Menschheit umfassen muß und von Allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet sein kann. Er übte sich also auch zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die griechische Literatur sein Lieblingsstudium, und er brachte es darin so weit, daß er ebenso fertig Griechisch als Italienisch sprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doctors der Rechte erlangt, berief ihn sein Vater (der sich nach Nürnberg in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte) wieder nach Hause. Wilibald vermählte sich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that sich bald in den Geschäften der Stadt und in wichtigen Verschickungen hervor, und weil er schon in den kriegerischen Spielen und Vorübungen seiner ersten Jugend oberwähntermaßen besondere Fähigkeiten zum Militärstand gezeigt hatte, wurde er zum Obersten über die ansehnlichen Hilfsvölker gesetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maximilian I. zu seinem Zuge gegen die Helvetier (im Jahr 1499 und 1500) zu Hilfe schickte. In diesem, von Pirkheimern selbst mit Xenophontischer Simplicität beschriebnen Kriegszuge gewann er durch seinen lebhaften Geist, seinen Muth, seine Kenntnisse und seine besondere Gutherzigkeit und Jovialität (Hauptzüge seines Charakters) die Liebe und das Vertrauen dieses herrlichen Kaisers, der nothwendig einen ihm selbst so ähnlichen jungen Mann liebgewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieser (verunglückten) Expedition mit großen Empfehlungen vom Kaiser an die Republik Nürnberg zurück, trat wieder in sein voriges Civilleben ein, machte sich in verschiedenen Gesandtschaften an den Kaiser (der ihn zu seinem Rath erhob) Verdienste und wurde dafür belohnt — wie die Ciceronen, Aristiden, Epaminondas und Ihresgleichen immer belohnt worden sind.

Pirkheimer, der jovialisch genug war, sogar auf das Podagra (das ihn bei zunehmenden Jahren plagte) eine scherzhafte Lobschrift zu machen, ließ sich zwar durch alle die Pfetzereien und Tribulationen seiner Neider und der wackern

Leute, denen er zu viel Verstand, zu viel Geschmack an Sachen, wovon sie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Credit bei großen Fürsten, kurz, zu viel Vorzüge hatte, nicht irre machen; doch trug es nicht wenig zu seinem Entschluß bei, nach seines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines sehr ansehnlichen Vermögens und weitläufigen Hauswesens zufiel, seine Aemter niederzulegen, um sich selbst, seinen Freunden und den Musen, die er über Alles liebte, zu leben. Doch ließ er sich einige Jahre darauf bereden, in die vorige Laufbahn wieder einzutreten, wo er dann ferner unter Maximilian I. und Karl V. zu vielen Gesandtschaften, besonders auf Reichs- und Kreistage, gebraucht wurde, sich durch seine Talente, Geschäftsklugheit und Beredsamkeit im ganzen Reich ein großes Ansehen erwarb und viele Jahre lang der Republik wichtige Dienste leistete, die auch, allen Cabalen und Chicanen seiner Abderitischen Gegenpartei zu Trotz, von der Republik bei vielen Gelegenheiten anerkannt und belohnt wurden, bis ihn endlich einige Jahre vor seinem Tode die zunehmenden Beschwerden seines Körpers (von dem er ungeachtet seiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit viel leiden mußte) nöthigten, abermals um seine Entlassung zu bitten und den Rest seines Lebens in der edeln Muße eines verdienstvollen Alters auszuleben, wiewol auch da sein Haus immer das Ansehen einer Curia behielt und seine weit ausgebreitete Wirksamkeit zum gemeinen Besten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit seinem Leben aufhörte.

Pirkheimer hinterließ eine ansehnliche Bibliothek, viel schöne Manuscripte, alte Münzen und andre Ueberbleibsel der alten Kunst, wovon er viel Kenntnisse hatte. Dieser gelehrte Schatz kam durch eine seiner Töchter in die Imhofische Familie.

Er liebte auch die Musik und vorzüglich die Malerei, und der große Albert Dürer fand in ihm seinen vertrautesten Freund und eifrigsten Beförderer seiner Unternehmungen. Doch eben dies war er für alle vortrefflichen Geister und wahren Gelehrten seiner Zeit. Er liebte, förderte, schützte und vertheidigte sie nach allen Kräften, so lang er athmete.

Dieser edle, wahrhaft große Staatsmann, Freund alles Schönen und Guten und herzliche Feind aller Barbarei, Gleißnerei und Schurkerei, unter waserlei Masken sie sich auch verbergen mögen, — starb im Jahr 1530 den 22. December, und das Schicksal war so gerecht und ließ ihn den Letzten seines Geschlechts sein.

Theophrastus Paracelsus.[1])

Paracelsus verdient aus zwei Ursachen einen Platz unter den Worthies des sechzehnten Jahrhunderts: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneikunst Epoche gemacht. Heutiges Tages mögen freilich fast Wenige sein, die ihn durch sich selbst kennen und mit dem Geist, der in seinen Schriften webt, in Gemeinschaft stehen. Aber doch giebt es Solche, und sie Alle lade ich ein, ihm ein Denkmal im Teutschen Merkur zu errichten, das seiner würdig sei.

Alles an diesem Manne war ungewöhnlich und paradox bis auf den Namen. Er nannte sich Philippus Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim oder, statt dieses Geschlechtsnamens, Paracelsus. Sein Recht an den Namen Bombast von Hohenheim soll sich blos darauf gegründet haben, daß sein Vater ein unehelicher Sohn eines deutschen Herrn aus diesem ehmaligen edeln schwäbischen Geschlecht gewesen. Paracelsus wurde im Jahr 1493 zu Einsiedeln im Canton Schwyz geboren, wo sein Vater damals die Arzneikunst trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Kärnthen und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielem Ansehen.

Galenus war damals den Aerzten, was Aristoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur desto abergläubischer verehrt. Paracelsus wurde von seinem Vater von Jugend an zur damaligen gemeinen Galenischen Heilmethode angeführt. Aber sein Geist war nicht dazu gemacht, auf der Heerstraße mit

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, III. S. 85–91. — A. d. H.

dem großen Haufen einherzutraben, und die Bücher, woraus er Wahrheit schöpfen sollte, schienen ihm löchrichte Cisternen, die kein Wasser geben. Er sah das große Buch der Natur aufgeschlagen vor sich; er fühlte, daß ihm das geheime Alphabet, worin es geschrieben ist, nicht unverständlich war, warf seine Bücher weg und zog aus in die weite Welt, um zu schauen und zu forschen, wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa und vielleicht noch weiter und suchte überall Alles auf, was ihn auf die Spur der Geheimnisse der Natur und Kunst leiten konnte. Er glaubte von Jedem, der sich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigeuner, Juden, Marktschreier und alte Weiber selbst waren ihm nicht zu schlecht dazu. Daß er aber sogar nach Arabien und Aegypten gekommen und dort in den Mysterien der Hermetischen Weisheit initiirt worden, wie van Helmont glaubt, scheint ohne Grund zu sein; und wiewol Paracelsus selbst sagt: „er habe alle Winkel von Asien und Afrika durchkrochen", so hat das doch schwerlich mehr auf sich, als wenn Gadriga versicherte, daß er in Walfisches Bauch Leberklöße gekocht habe; denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in seiner marktschreierischen Laune war, das Ding, das nicht ist,[1]) zu sagen.

Mit diesen Reisen brachte er, anstatt die beste Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, seine Jugend zu, sammelte sich eine unendliche Menge Arcanen, worunter freilich (wie in des großen Bacon's Sylva Sylvarum) unächtes Zeug genug sein mochte, und erwarb, was das Wichtigste war, in der Chymie, einer damals in Deutschland noch wenig bekannten Wissenschaft, große Kenntniß und Erfahrenheit 2c. 2c. Dafür wußte er aber auch sehr wenig Latein und Griechisch, las nichts, was Andre vor ihm geschrieben hatten, und erfüllte sich mit dieser unbegrenzten Verachtung der Galenischen Aerzte, wovon alle Blätter seiner Schriften überfließen.

Man kann sich vorstellen, was für Aufsehens er machen mußte, als er nach seinen zehnjährigen Ulyssischen Wanderungen in die Schweiz zurückkam und die Arzneikunst auf bisher unbetretnen Wegen, mit einer ganz neuen Kunstsprache, mit neuen oder doch den Meisten ganz unbekannten Heilmitteln und mit öffentlichster Verschmähung und Verpfuiung der Ga-

[1]) So nannten die Swiftischen Hubhnhnms eine Lüge. (Gruber.)

lenischen Methode und Derjenigen, die außer ihr kein Heil kannten, zu treiben anfing. Glückliche Curen zum Theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten setzten ihn in kurzer Zeit in großen Ruf, und sein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern seiner Verehrer glauben will. Eine seiner ersten Curen von dieser Art verrichtete er an dem gelehrten Baselischen Buchdrucker Johann Froben, der an einem bösen Fuß so krank lag, daß ihn die Aerzte nicht anders als durch Amputation retten zu können glaubten. Paracelsus stillte die Wuth der Schmerzen durch sein Laudanum und stellte den Patienten so weit wieder her, daß er zweimal wieder zu Pferde nach Frankfurt reisen konnte. Doch ist nicht zu verschweigen, daß Froben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß starb, und daß viele, wo nicht die meisten Wundercuren unsers medicinischen Hercules (wie ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner langen Dauer und oft von schlimmen Folgen waren. Indessen bahnte ihm doch die besagte Cur den Weg zu einem öffentlichen Lehrstuhl und zum Physikat in Basel, dem er ums Jahr 1526 und einige Zeit darüber vorstand. Die Feinde und Neider, die er sich durch seine Lehrart, Curen und Intoleranz gegen die übrigen Aerzte zuzog, die Undankbarkeit seiner Patienten, die seine Belohnung nicht nach dem Werth einer in kurzer Zeit und mit der wenigsten Unlust wiedererlangten Gesundheit, sondern nach der wenigen Mühe, so sie ihn kostete, und nach der Kleinheit der Gläschen, die er ihnen zu schlucken gab, abmaßen, ohne Zweifel auch sein Hang zum herumschweifenden Leben trieben ihn bald wieder von Basel weg. Er hielt sich erst ein paar Jahre im Elsaß auf, lebte unter dem dasigen Adel in großem Ansehen, erwarb viel Geld und gewöhnte sich an eine Lebensart, die einen gewöhnlichen Menschen gar bald zum Viehe machen würde, ihm aber in dem Geschäfte seines Geistes nicht hinderlich gewesen zu sein scheint. Von da zog er über zehn Jahre in der Schweiz, in Schwaben, Baiern, Oestreich, Mähren und Kärnthen umher und starb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg, wo er auf dem Gottesacker des Hospitals St. Sebastian begraben liegt. Auf seinem Grabstein wird ihm nachgerühmt, daß er die dira illa vulnera, den (venerischen) Aussatz, das Podagra, die Wassersucht und andere unheilbare Krankheiten durch seine wundervolle Kunst geheilet und all sein Vermögen den Armen vermacht habe.

Was allen außerordentlichen Menschen begegnet, dumm gelobt und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelsens Schicksal.

Seine Feinde begnügten sich nicht, ihn nur für einen unwissenden, verwegnen, heillosen Marktschreier und Salbader auszugeben; sie sagten, er sei ein Zauberer und Atheist, habe den Teufel und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub, den obersten der Teufel. Seine Freunde priesen ihn als den größten Arzt und Wundermann seit Adam, nannten ihn den deutschen Trismegist und versicherten, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, welches nach ihrer Meinung nichts Geringers war, als den Hauptschlüssel zur ganzen Geister- und Körperwelt in der Tasche zu tragen.

Er selbst und seine Anhänger gingen unstreitig zu weit, da sie die Heilkunst zu sehr simplificirten, ihre chymischen Arzneien zu sehr universalisirten und den menschlichen Körper zu einer völligen chymischen Werkstatt machten, worin ewig nichts als destillirt, sublimirt, aufgelöst, niedergeschlagen und cohobirt wurde.

Auf der andern Seite erkennen Alle, die seine Werke gelesen haben und verstehen, daß er tiefe Einsichten in die metallurgische Chymie gehabt und diese vornehmlich in seinem Tractat De Sulphure bewiesen; daß er, mancher mißlungnen Versuche ungeachtet, die meisten damals als unheilbar angesehenen Krankheiten, und unter diesen besonders die im ganzen Europa so schreckliche Verwüstungen anrichtende venerische Seuche, viel geschwinder als seine Galenischen Collegen durch seine aus dem Metallreiche gezogenen viel wirksameren Mittel geheilt habe, und daß es Verdiensts genug wäre, wenn er auch kein anders um die Nachwelt hätte, als die Chymie in die Apotheken eingeführt und so viele herrliche Arzneimittel, als man in seinen Werken zerstreut findet, erfunden zu haben. Der berühmte Conring in seinem Werke De Hermetica Medicina ist Einer von Denen, die dem Paracelsus die meiste Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Seine Zeit konnte das nicht, da er eine Welt voll Gegner wider sich hatte, die er durch seine Unverträglichkeit, seine anomalische Lebensart und selbst durch Einmischung in die theologischen Händel seiner Zeit und die besondern Meinungen, die ein Mann wie er über die Religion nothwendig haben mußte, immer im Athem erhielt.

Noch einen Umstand müssen wir berühren. Paracelsus

war ein Weiberfeind, und sein Famulus Johann Oporin, der seinen Sitten sonst nicht das beste Zeugniß giebt, versichert heilig von ihm, daß er der Venus in seinem Leben nie geopfert habe. Erastus und van Helmont geben eine Ursache davon an, die, wenn sie Grund hätte, diese Abweichung von der Natur hinlänglich rechtfertigte, nämlich, er sei, da er als ein Knabe in Kärnthen Gänse gehütet, durch einen Zufall combabisirt worden. Conring rechnet dies unter die boshaften Verleumdungen seiner Feinde, gleich als ob es mehr Schande für ihn wäre, seine Zeugungskraft in der Kindheit verloren zu haben, als, ohne eine so triftige Ursache, ein Weiberfeind gewesen zu sein.

Da sich keine einzige von des Paracelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahre 1541 erschienen, so ist sehr wahrscheinlich, daß er bei seinem Leben nichts davon hat drucken lassen. Dies ist um so mehr zu bedauern, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann und einige Andere, welche sich rühmen, daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlassenen Papiere in einer solchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unsägliche Mühe kostet, die Spreu von den Körnern zu scheiden, noch mehr, die Formeln recht zu verstehen; denn unmöglich kann Theophrast bei seinen glücklichen Curen solche ungeheure Dosen von Arzneimitteln angewandt haben, als seine Nachfolger in seinen Schriften angeben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher Vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat, wie davon Folgendes zum Beispiel dienen kann: „Dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, die Polaraxe, die Mittagslinie, der Auf- und Untergang der Sonne" u. s. w.

Dieser Meinung von der Unordnung und Zusätzen in Theophrast's Schriften ist auch der schon genannte Gefährte des Theophrast's, Johannes Oporinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus sich mit folgenden Worten darüber herausläßt: „Ich muß mich in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein kommen, welche alle dem Theophrast zugeschrieben werden und aus dessen Verlassenschaft sein sollen; denn ich bin überzeugt, daß er den Inhalt einiger dieser Schriften nie geträumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

Die beste Ausgabe seiner Werke ist die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.[1])

---

[1]) Im Septemberhefte 1776 des Teutschen Merkur (III. S. 281) veröffentlichte Wieland folgende ihm von Herrn von Murr in Nürnberg zugekommene Berichtigung zur Nachricht von Theophrastus Paracelsus:

„Er war aus dem Flecken Gaiß gebürtig und der Sohn eines deutschen Ritters. Dies versichert ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg., I. p. 183. Seine drei Bücher von der Wundarznei kamen schon 1536 zu Ulm und 1537 zu Augsburg heraus."

Nach Andern wäre er in Maria-Einsiedeln geboren. — A. d. H.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim.[1])

Ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Muth verdient immer unsre Aufmerksamkeit, und wenn er Beides zu Bekämpfung des Aberglaubens und der Vorurtheile — in einer Zeit, wo die Reiche des Lichts und der Finsterniß mit großer Macht um die Oberherrschaft stritten — angewandt hat, so verdient er, im Andenken der Nachwelt zu leben, und seine Manes erwarten von ihr die Gerechtigkeit, die ihm seine Zeitgenossen versagten oder zu erweisen unfähig waren.

An Aufklärung seiner Zeit Antheil gehabt zu haben, wird vielleicht dermalen von Manchem als ein ziemlich zweideutiges Verdienst angesehen. Man hat so lang und viel an Aufklärung der unsrigen gearbeitet, daß Männer von Einsicht endlich auf den Gedanken gekommen sind, es sei der Sache zu viel gethan worden, und es möchte wol Noth sein, es wieder ein Wenig dunkel um uns her zu machen. Wir lassen's für diesmal dahingestellt sein, wie viel hieran wahr sein mag oder nicht. — Aber wenn sich auch behaupten ließe, daß eine gewisse Quantität Licht für das innre Auge des Menschen zu viel sei, und daß es schattichte Thäler und sacri orrori in unserm Mikrokosmus gebe, in welche mit der Fackel der Untersuchung einzudringen — nefas sei, so wird doch schwerlich Jemand behaupten wollen oder vielen Glauben finden, wenn er behaupten wollte, „es sei überhaupt besser, im Finstern zu wandeln als im Licht". Denn so weit sind wir wenigstens gekommen, daß wir gewahr worden sind: daß man z. B. bei Taglicht den

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, III. S. 184—188 u. 266—272. — A. d. H.

Vortheil hat, vor sich hin und um sich her zu schauen und also entweder seinen Weg ohne Führer zu geben oder wenigstens sehen zu können, wohin man geführt wird; ein Umstand, der vielleicht den Führern nicht allezeit zu ihren politischen oder ökonomischen Geheimabsichten dienlich sein mag, aber dem Geführten wenigstens (es wäre denn, daß der Weg an den Galgen ginge) nicht leicht nachtheilig sein kann. Dies vorausgesetzt, möchte dann einsweilen, und bis Arimanius, der Gott der Finsterniß, seine schwarze Reichsfahne wieder mitten unter uns aufgesteckt haben wird, als eine hinlänglich begründete Maxime angenommen werden dürfen, daß Männer, die vor zweihundert und mehr Jahren zur Aufklärung der menschlichen Köpfe etwas beigetragen haben — und also nunmehr todt sind und Keinem von uns mit ihrer Fackel zur Unzeit unter die Nase leuchten oder ihm etwan sein eigen Laternchen aus der Hand schlagen können —, mit allem Fug unter die Zahl der guten Geister, die sich ums Menschengeschlecht verdient gemacht, gerechnet werden mögen. Und so widerfahre denn auch dem ehrlichen Cornelius Agrippa sein Recht!

Dieser Mann, — — — von dessen Charakter, Leben, Schicksalen und Verrichtungen wir denjenigen von unsern Lesern, die ihn nicht schon selbst ebenso gut oder noch besser kennen als wir, einige Nachrichten geben wollen, wurde in der Reichsstadt Köln im Jahr 1486 geboren. Weil das alte und edle Geschlecht Derer von Nettesheim, woraus er abstammte, sich schon seit etlichen Generationen dem erzherzoglichen Hause Oestreich gewidmet hatte, so trat auch unser Agrippa frühzeitig in Kaiser Maximilian's I. Dienste, anfangs als Secretär. Weil aber dies sein natürlicher Beruf wol nicht war, so verwechselte er bald die Feder mit dem Degen, den er ebenso gut zu führen gelernt hatte, und diente diesem Kaiser einige Jahre bei der Armee in Italien. Hier that er sich bei verschiednen Gelegenheiten so hervor, daß er zur Belohnung seiner männlichen Thaten die Würde eines Ritters (Equitis Aurati) empfing. Da er aber mitten unter dem Geräusche der Waffen nie aufgehört hatte, den Wissenschaften, zu denen ihn ein überwiegender Hang hinzog, obzuliegen, so wollte er mit jenem militarischen Ehrenzeichen auch die akademischen verbinden und nahm die Würde eines Doctors der Rechte und der Arzneikunst an. Agrippa hatte einen allumfassenden, freien, feurigen, unruhigen Geist, der keine Fesseln duldete und sich in keinen engen Bezirk eindämmen lassen konnte.

Er legte sich (was damals die allgemeine Gewohnheit vorzüglicher Köpfe war) nicht auf eine, sondern auf den ganzen Cyklus der Wissenschaften, die Hermetische und kabbalistische Philosophie mit eingeschlossen, die durch den berühmten Reuchlin wieder in großes Ansehen gesetzt worden war, verstand auch acht Sprachen, und darunter sechs so gut, daß er darin fertig und zierlich redete und schrieb. Sein Wissenstrieb und unstäter Geist trieb ihn in den Jahren 1507 und 1508 in Frankreich und Spanien herum. Im Jahr 1509 hielt er sich zu Dole in Burgund auf, wurde unter die Lehrer der Theologie bei der hohen Schule daselbst aufgenommen, las öffentlich mit großem Beifall und Zulauf über Reuchlin's wunderbares Buch De Verbo Mirifico (ein Werk, worin Reuchlin darzuthun bemüht ist, daß der Name Jesus der wahre Schlüssel zu allen Geheimnissen der ächten Kabbala oder heiligen Philosophie der Hebräer sei), kam aber darüber, wie natürlich, in große Spann- und Irrungen mit den Mönchen, die Alles, was von Reuchlin herkam, für höchst gefährliches, seelenverderbliches Gift und die hebräischen Buchstaben und Wörter für Zaubercharaktere und Beschwörungsformeln ansahen. Agrippa, vermuthlich, um sich Eingang und Unterstützung bei der berühmten Erzherzogin Margarethe von Oestreich, Gouvernantin der Niederlande, zu verschaffen, schrieb seine Abhandlung: Von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts, konnte aber damals nicht dazu kommen, sie gedruckt zu sehen; denn die Hand der Mönche wurde so schwer über ihm, daß er zuletzt weislich die Partei der Sicherheit ergriff, an einem schönen Morgen davonging und sich nach England flüchtete, wo er (außer einer geheimen Negociation, über deren Gegenstand er sich nirgends erklärt) im Lauf des Jahres 1510 über die Briefe des heiligen Paulus arbeitete. Von da ging er, mit neuem theologischen Vorrath befrachtet, nach seiner Vaterstadt Köln zurück, hielt daselbst theologische Vorlesungen über die sogenannten Quaestiones Quodlibetales, konnte sich aber vermuthlich mit den Mönchen zu Köln nicht besser vertragen als mit denen zu Dole; denn er wurde des quodlibetalischen Theologisirens bald wieder so überdrüssig, daß er seine verrosteten Wehr und Waffen wieder hervorsuchte und sich abermals nach Italien unter die Truppen Maximilian's I. begab. Seltsam genug, aber vermuthlich eine Wirkung der Reputation, worin er stand, über Religions- und Kirchensachen heller und freier zu denken als die Magistri nostri seiner Zeit, war

es, daß er um diese Zeit von dem Cardinal de St. Croix den Ruf erhielt, der Kirchenversammlung von Pisa als Theologus beizuwohnen. Es ist bekannt, daß dieses Concilium auf Frankreichs Anstiften, wider Papst Julius' II. Willen, wiewol in Kraft eines Versprechens, das er bei seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl zu Rom hatte von sich geben müssen, von den Cardinälen unter der vorgegebenen Absicht, den Gebrechen und Mißbräuchen der allgemeinen Kirche abzuhelfen, ausgeschrieben wurde. Weil es aber durch die Bemühungen des Papsts nicht zu Stande kam, so entging auch unserm militarischen Theologen diese Gelegenheit, neue Lorbeern auf Unkosten seiner Ruhe einzusammeln. Indessen muß er gleichwol Mittel gefunden haben, sich am römischen Hofe in guten Geruch zu setzen; denn bald, nachdem Leo X. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, wußte sich Agrippa ein Breve von diesem Papste auszuwirken, worin ihm wegen seiner Devotion gegen den heiligen apostolischen Stuhl und wegen seines treufleißigen Eifers, die Unabhängigkeit desselben zu befördern, viel Lobes in Domino ertheilt wird; — welches wol schwerlich geschehen wäre, wenn Leo oder der Cardinal Bembo, der das Breve unterschrieben, gewußt hätten, daß Agrippa zu einem Verfechter der Rechte der Kirche gegen den römischen Hof auf dem Concilio zu Pisa bestimmt gewesen war.

Vermuthlich machte das päpstliche Breve unserm gelehrten irrenden Ritter neuen Muth, auf theologische Abenteuer auszugehen, so übel ihm solche auch bisher bekommen waren. Er lehrte nun zu Turin öffentlich Theologie und las zu Pavia über den angeblichen Hermes Trismegistus. Aber seine Existenz blieb unstät, flüchtig und ungewiß. Endlich verschafften ihm seine Freunde ums Jahr 1518 die Stelle eines Advocaten und Syndicus der Stadt Metz, wo er sich bald durch seine Wohlredenheit hervorthat und vielleicht ein stilles, gerubiges Leben hätte führen mögen, wenn ihm sein böser Dämon nicht eingegeben hätte, die Partei seines Freundes, des berühmten Le Fevre d'Etaples (Faber Stapulensis),[1]) gegen die drei Ehemänner der heiligen Anna zu nehmen.

Die Mönche, die sich verbunden hielten, dieses Triumvirat der heiligen Anna bei seiner längst verjährten Existenz in der Legende zu schützen und zu schirmen, nahmen ihm diese Ritterthat sehr übel auf. Aber was sie ihm gar nicht verzeihen

[1]) S. über Diesen S. 386 ff. dieses Theils. — A. d. H.

konnten, war die Gottlosigkeit, die er hatte, eine arme, der Hexerei sehr unschuldigerweise angeklagte Bauersfrau gegen ihre Ankläger und den Dominicanermönch Niklas Savini gerichtlich zu vertheidigen. Zu seinem Unglück gewann er den Proceß, und dies war freilich mehr, als die Mönche leiden konnten. Agrippa glaubte nicht an die drei Männer der heiligen Anna, glaubte nicht einmal Hexen — konnt' ein solcher Mann geduldet werden? Aus Furcht, daß es den Inquisitoribus haereticae pravitatis gar leicht einfallen könnte, ihn selbst zum Gegenstand des Feuerwerks zu machen, das sie den Metzern hatten geben wollen, floh er im Jahr 1520 abermals nach Köln, von da im Jahr 1521 in die Schweiz. Hier machte er anfangs zu Genf, hernach zu Freiburg den Arzt, bis er endlich im Jahr 1524 zu Lyon in der nämlichen Qualität bei der Herzogin von Angoulême, Mutter Königs Franz I., in Dienste trat. Aber auch hier ging's ihm nicht besser. Die Herzogin, mißvergnügt darüber, daß er ihrem Glauben an die Astrologie und ihrem Vorwitz, mittelst derselben künftige Dinge voraus zu wissen, nicht hatte Futter streuen wollen, ließ ihn zu Lyon sitzen; seine Pension wurde zurückgehalten, und nachdem er Jahr und Tage Freund und Mag angestellt hatte, sie bezahlt zu kriegen, erfuhr er endlich, daß er aus der Pensionsliste ausgestrichen sei. Sein Hauptverbrechen war, daß ihn die Herzogin für einen Bourbonisten hielt, weil er dem ihr tödtlich verhaßten Connétable von Bourbon ein sehr günstiges Prognostikon gestellt hatte. Diese Begegnung reizte die Galle unsers Abenteurers. Er murrte, schimpfte, drohte und declarirte öffentlich, daß er die Herzogin nicht mehr für seine Fürstin, sondern für eine grausame und treulose Jesabel erkenne. Bayle bemerkt sehr wohl, daß es der Prinzessin übel ergangen sein würde, wenn Agrippa der große Zauberer und Teufelsbanner gewesen wäre, wofür er in der Folge ausgeschrieen wurde. All dies diente nicht, seine Sache besser zu machen; vielmehr verwickelte er sich dadurch in Schwierigkeiten, die ihm das Leben sehr verbitterten.

Im Jahr 1529 schien ihm endlich das Schicksal günstiger werden zu wollen. Er erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf von König Heinrich VIII. in England, von dem kaiserlichen Kanzler Gatinara, von einem italienischen Marchese und von der Gouvernantin der Niederlande, Margarethe von Oestreich. Er begab sich in den Schutz der Letztern mit dem Charakter eines

kaiserlichen Historiographen und einer Pension, die — ihm nie bezahlt wurde. Seine Feinde fanden Mittel, ihm bei dieser Erzherzogin und nach ihrem Tode am kaiserlichen Hofe ebenso schlimme Dienste zu thun als bisher; und was ihm seine Feinde nicht Leides thaten, that er sich selbst. Denn sein Werk De Vanitate scientiarum, das er im Jahr 1530 publicirte, und worin er die falsche Gelehrsamkeit seiner Zeit mit unerträglicher Freimüthigkeit demaskirte, erbitterte von Neuem alle Arten von gelehrten Zünften und Innungen, am Meisten aber die Mönche und Magistros nostros. Man redete und schrieb, ja, man predigte sogar von den Kanzeln gegen ihn; und übel möcht' es ihm bekommen sein, wenn nicht der Cardinal Legat Campegius und der Cardinal de la Marc, Bischof von Lüttich, sich seiner noch angenommen hätten. Agrippa's Umstände waren um diese Zeit kläglich genug; denn zu Allem, was er von den Hofleuten und Mönchen ausstand, kamen noch die Verfolgungen seiner Glaubiger. Allem dem Elend zu entgehen, verbarg er sich einige Zeit unter den Flügeln des Kurfürsten von Köln, Hermann von Wied, der die Zueignung der ersten Ausgabe seines berüchtigten Werks De Philosophia occulta sehr gütig aufgenommen hatte. Aber Agrippa war nicht dazu gemacht, lange ruhig zu bleiben. Eine neue Ausgabe des besagten Werks, mit zwei Büchern vermehrt, die er bei der ersten Ausgabe aus billiger Furcht zurückgehalten, machte, daß neue Ungewitter über ihn ausbrachen. Die Mönche bewegten Himmel und Hölle, den Druck zu verhindern; Agrippa hingegen schrieb eine Apologie an den Magistrat zu Köln, worin er auf die Unwissenheit und Bosheit seiner weiß- und schwarzen Gegner mit weniger Schonung als jemals losging, hingegen seine eignen Bemühungen in der geheimen und tiefern Philosophie mit den Beispielen einer Menge großer und berühmter Männer unter Alten und Neuern rechtfertigte. Mit unendlicher Mühe erhielt er endlich die Statisfaction, daß sein Werk die erzbischöfliche Censur passirte und so im Jahr 1533 mit kaiserlichem Privilegio zu Köln ans Licht kam. Die Mönche hatten ihm über diese Sache so viel böses Blut gemacht, daß er, um ihnen auch wieder weh zu thun, wo sie am Empfindlichsten waren, eine neue, mit den bittersten Spöttereien vermehrte Ausgabe seiner Apologie für die Monogamie der heiligen Anna besorgte. Nun erhielt er zwar dadurch seinen Zweck; aber der Unterschied war, daß die Mönche bei Allem, was er ihnen zu Leide that, immer

röther und fetter wurden und sich Essen, Trinken und Schlaf so gut schmecken ließen, als ob kein Agrippa in der Welt wäre, er hingegen bei dem, was sie ihm thaten, um Schlaf und Eßlust kam und, wenn ihn diese auch noch ankam, nichts zu essen hatte, ein unstätes, kummervolles, herumirrendes Leben führen mußte und nirgends sicher war. Im Jahr 1535 (nachdem er sich bis dahin zu Bonn aufgehalten) wollte er sein Glück wieder in Lyon versuchen. Er wurde aber wegen ungebührlicher Dinge, die er über die Mutter des Königs Franz I. geschrieben, unterwegs eingekerkert; und da er seine Freiheit mit Mühe wieder erhalten, begab er sich nach Grenoble, wo er im nämlichen Jahre seinen Gönnern die erste Freude dadurch machte, daß er — starb.

Agrippa scheint, wie Erasmus, anfangs den Unternehmungen des theologischen Hercules dieser Zeiten mehr günstig als abgeneigt gewesen zu sein. Aber in seinem Buche De Vanitate Scientiarum schonet er Luther's ebenso wenig als der römischen Klerisei; und es ist unleugbar, daß er sich von der Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche nie getrennt.

Die Meinung, daß Agrippa ein Zauberer gewesen und mit den bösen Geistern in Bündniß gestanden, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es vielleicht jetzt noch Leute (ohne Kapuze) giebt, denen diese Sache wenigstens problematisch ist. Außer seiner Neigung, unschuldige Hexen in seinen Schutz zu nehmen (die freilich verdächtig ist), und seinem Buche De occulta Philosophia, worin gleichwol, sowie in seinen vertraulichen Briefen an seine Freunde, mehr Religion und Glaube ans Christenthum herrscht, als man von einem Bundesgenossen der Hölle präsumiren sollte, — scheint ein schwarzer Hund, der sein Begleiter in allen seinen Abenteuern und vielleicht der treueste Freund war, den der ehrliche Mann jemals gehabt, den stärksten Beweis seines Verständnisses mit dem Teufel auszumachen. Johann Wier, Agrippa's getreuer Sancho, versichert zwar, daß dieser schwarze Hund — ein Hund gewesen wie andre, Monsieur geheißen und von seinem Herrn selbst mit einer ähnlichen Hündin, Mademoiselle genannt, vermählt worden sei; aber der große Paulus Jovius will gewisse Nachricht haben, daß dieser Hund ein Teufel gewesen sei. Auch der theure Pater Martin del Rio weiß einige hübsche Histörchen in diesem Gusto von unserm Helden zu erzählen, z. E. daß er auf seinen Reisen in den Wirthshäusern

zwar immer mit schönem blankem Gelde ausbezahlt habe, nach einem Paar Tagen aber habe sich solches allemal in Muschelschalen oder Buchecken verwandelt. — Es ist kläglich zu lesen, was für armseliges Zeug eine Menge sogenannter Gelehrten über diese angebliche Magie des Agrippa geschwatzt haben. Die Financiers Königs Franz I. und Kaisers Karl V. wußten am Besten (sagt Bayle), wie Unrecht man dem guten Manne that. Wenigstens müßte der Teufel, dem er sich ergeben, der ärmste unter allen Teufeln gewesen sein.

Agrippa war unstreitig ein herrliches Genie; aber man konnte nicht weniger Gewalt über seine Gemüthsbewegungen haben als er. In der ersten Hitze seiner Empfindlichkeit sagte und schrieb er Alles, was ihm Zorn und Rachgier eingab, schonte keiner Seele und vergaß gänzlich, daß er eben die Personen, die er dadurch beleidigte, alle Augenblicke wieder nöthig hatte. Niemals hat ein Gelehrter mehr Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen, und sich seine Erfahrungen schlechter zu Nutze gemacht als Agrippa.

Indessen kann man doch sagen, daß er sich die schwersten Drangsale und Leiden seines Lebens durch seinen Eifer für die Ehre der heiligen Anna zugezogen. Hätte er doch, anstatt zu beweisen, daß sie nur einen Mann und eine Tochter gehabt (welches ihr freilich rühmlicher war), es bei ihren hergebrachten drei Männern und drei Töchtern bewenden lassen können! — Alles Unglück seines Lebens vom Jahr 1520 an bis an seinen Tod war gewissermaßen die Folge dieser einzigen unglücklichen Donquixoterie. — Und nun denke man einen Augenblick, wovon das Schicksal eines Mannes in dieser Zeitlichkeit abhängt!

Agrippa, der die Vorzüge des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen in einem eignen Tractat mit großer Beredsamkeit behauptet hat, lebte in diesem Punkt seiner Theorie so gemäß, daß er sich, seinem Schicksal zu Trotz, dreimal verheirathete. Seine erste Frau, von der er in einem seiner Briefe alles Gute sagt, was man von dem besten Weibe sagen kann, verlor er schon im Jahre 1521. Die zweite, die ihn in einem andern Briefe zweifelhaft macht, ob sie nicht noch gar besser sei als die erste, legte er sich im Jahr 1522 zu Genf bei. Ihre Fruchtbarkeit war in Betrachtung seiner immer armseligen und ungewissen Umstände eine gute Eigenschaft zu viel. Sie starb im Jahr 1529 zu Antwerpen, nachdem sie ihm fünf Söhne

und eine Tochter geboren hatte. Seine dritte Frau war aus Mecheln und reichte nicht an die zwei; denn er ließ sich im Jahr 1535 zu Bonn wieder von ihr scheiden.

Wegen vieler anderer besonderer Umstände, sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften betreffend, müssen wir unsre Leser an Bayle (der ihm einen großen Artikel gewidmet) und an den Niceron oder, wenn sie lieber aus der Quelle schöpfen, an die Briefe des Agrippa selbst verweisen. Beim Niceron (Tom. XI. seiner Nachrichten ꝛc.) kann man auch ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften finden. Die vornehmsten derselben sind mehrmals einzeln und alle zu Lyon apud Beringos fratres in 8° zusammen gedruckt worden.

Ueber den Charakter
des
Erasmus von Rotterdam.[1])

Ein Gesetz des Solon erklärte denjenigen Athenienſiſchen Bürger für unehrlich und der Landesverweiſung ſchuldig, der beim Ausbruche innerlicher Unruhen im Staate keine Partei ergriff. Da der Geiſt dieſes Geſetzes vermuthlich kein anderer war, als alle Bürger (auch diejenigen, die ſonſt in ſolchen Fällen bei der Neutralität am Beſten wegzukommen glauben) in die Nothwendigkeit zu ſetzen, an Wiederherſtellungen der öffentlichen Ordnung und Ruhe mit Nachdruck arbeiten zu helfen, ſo ſcheint die Billigkeit deſſelben außer aller Einwendung zu ſein. Aber wenn man dieſes Geſetz auch auf den Fall ſolcher öffentlichen Unruhen und Spaltungen anwendet, die durch verſchiedene Meinung in Glaubensſachen und religiöſen Lehrpunkten veranlaßt werden; und wenn man unter dem Vorwande, „daß ein jeder Redlicher in Sachen von ſolcher Wichtigkeit eine Partei ergreifen müſſe", Keinem, der den Frieden liebt und überzeugt iſt, daß bei ſolchen Gelegenheiten in und außer Ilion's Mauern gleich viel geſündigt wird,*) die Neutralität zugeſtehen will, ſo zweifle ich ſehr, ob dies Verfahren vor dem Richterſtuhle der Vernunft gerechtfertigt werden könne.

Einer der verdienſtvollſten Männer des ſechzehnten Jahrhunderts, Erasmus von Rotterdam, befand ſich in dieſem

---

[1]) Erſchien zuerſt im Teutſchen Merkur 1776, IV. S. 262—272, und ſpäter in etwas veränderter, hier wiedergegebener Geſtalt in Wieland's Kleineren proſaiſchen Schriften, I. Bd. 1785. Den Anfang des Aufſatzes hat Wieland in der ſpäteren Faſſung neu hinzugefügt. — Schon in dem Zuſatz zu Herder's „Hutten" (Merkur 1766, III. S. 36) hatte Wieland erklärt, daß er es nicht billige, wie hier „aus Eifer für Hutten das Andenken des ſanftern, ſchwächern, aber wahrlich in ſeiner Art und in ſeinem Wirkungskreiſe nicht minder guten, edeln, verdienſtvollen und von den Beſten ſeiner Zeit geliebten Erasmus angeſchmitzt" werde. — A. d. H.

*) Iliacos intra muros peccatur et extra. Horat.

Falle und befindet sich gewissermaßen noch immer darin, da die beiden Parteien, die sich durch sein Betragen in den Reformationshändeln beinahe gleich beleidigt glauben, noch immer fortdauern und, so lange sie dauern, nothwendig auch von eben dem Geiste, der sie damals beseelte, getrieben werden, wie gut er auch zu Zeiten seine wahre Gestalt zu verbergen wissen mag.

Ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, etwas dazu beizutragen, daß diesem vortrefflichen Manne mehr Gerechtigkeit erwiesen werde, als gemeiniglich geschieht, und als geschehen kann, so lange er von beiden Parteien in einem zu strengen Lichte gesehen und mit einem, meiner Ueberzeugung nach unrichtigen Maße gemessen wird.

Ohne Zweifel ist es Parteilichkeit für sich selbst, wenn beide finden, daß er zu viel für die Gegenpartei und zu wenig für die ihrige gethan habe; denn blos weil er gerecht gegen beide sein wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum Verdienste an. Die Römisch-Katholischen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen seiner jüngern Jahre, — seine Freimüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzustandes, seine mit dem größten Erfolge gewagten Angriffe auf die Barbarei der theologischen und philosophischen Schulen und auf den Aberglauben, worin die Mönche schändlichen Gewinns halben das christliche Volk gefangen hielten; seine lachenden, aber nur desto wirksamern Satiren auf die Unwissenheit, den Weltsinn, die cynischen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wissenschaften, womit die meisten Ordensgeistlichen zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angesteckt waren*) — ich sage, Alles dies, wofür ihm als einem um sein Zeitalter und um die Menschheit verdienten Manne eine ewige Ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — weil die Sache der Protestanten nothwendig dabei gewinnen mußte — von den römischgesinnten Katholiken noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienste angerechnet. Die Protestanten auf der andern Seite bringen Alles in Anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat, und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wissen, was er

*) Und noch jetzt angesteckt sind und es wahrlich, so lange ein Pardel seine Flecken nicht wandelt, immer bleiben werden.

am Ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewol sie die größten Vortheile davon zogen, ja, was er um der ihm mißfälligen Folgen willen gethan zu haben sich zuweilen reuen ließ. Beide Parteien vereinigen sich, ihm sogar seine Tugenden — seine Unparteilichkeit, seine Klugheit, seine Begierde, den Frieden zu erhalten und den schrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, seine Billigkeit und Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu einer gewaltsamen Krisis gekommen waren, seine unverletzt fortdauernde und unterhaltne Freundschaft mit den Gelehrtesten und Weisesten beider Hauptparteien u. s. w. — zu Verbrechen zu machen. Und was soll ich von Denen sagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens fähig zu sein, den Erasmus gleichwol tiefer, als billig ist, herabsetzen, weil sie den Contrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luther's, eines Zwingli macht, lebhafter als Andre fühlen und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedner Art einander gar nicht gegenübergestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Heldengeister ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Classe und in seinem Wirkungskreise Glanz, Licht und Wärme genug hatte, um einen Platz unter den herrlichsten Köpfen und (wenn ich nicht sehr irre) auch unter den besten Menschen seiner Zeit und jeder andern Zeit zu verdienen.

Man müßte zwar parteiischer für Erasmus als für die Wahrheit sein, wenn man leugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, die ihm von Luthern und seinen übrigen Freunden gemacht worden (die Bitterkeit, womit sie gemacht wurden, abgerechnet), ziemlich verdient habe; daß er für seinen Ruhm und (was ihm noch näher anlag) für seine Sicherheit und Ruhe, kurz, für sein liebes otium cum dignitate (Muße mit Ansehen) vielleicht zu viel besorgt gewesen und also in den stürmischen Zeiten der Lutherischen Tragödie (wie er die Reformation, ein Wenig zu Lucianisch, zu nennen pflegte) mehr temporisirt habe, als ein Mann zu thun fähig ist, dem Wahrheit und Recht, diese große Sache der Menschheit, die zugleich hienieden ganz allein die Sache Gottes ist, über Alles gilt. Von dieser Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten scheinen, der

sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu sein, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur blos von dem Willen eines Mannes abhangen.

Erasmus begünstigte und beförderte die gute Sache, so weit seine Ueberzeugung reichte, so lange er sie für rein, für Sache der Menschheit und Sache Gottes hielt, und zog seine Hand erst dann zurück, wie er zu sehen glaubte, das Menschliche gewinne zu sehr die Oberhand über das Göttliche; wie er sah, daß persönliche Leidenschaften, Politik und Cameralabsichten der Großen u. s. w. sich zu stark ins Spiel mischten, und daß es durch die ungestüme Hitze, womit man zu Werke ging, und die seiner natürlich sanften Gemüthsart so wesentlich zuwider war, zu einem Bruche — dessen Verhütung ihm immer so sehr am Herzen lag — kommen müsse.

Ist es aber denn so ausgemacht, daß ein rechtschaffner Mann in einem solchen turbulenten Zustande der christlichen Republik nothwendig Partei nehmen müsse? Ist es nicht genug, wenn er immer auf die Seite sich neigt, wo er die meiste Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit sieht? Ist es nicht Weisheit, sich in einer freien Wirksamkeit zu erhalten, so lange man hoffen kann (und wer kann gleich sagen, wie lange dies zu hoffen ist?), daß Ruhe und Ordnung unter gemeinnützlichen Bedingungen noch ohne Bürgerkrieg und Auflösung aller Bande des gemeinen Wesens wieder hergestellt werden könnten? Und ist es nicht aufs Wenigste erlaubte Klugheit und Selbsterhaltung, zumal bei einem bloßen Reisenden, der keinen verpflichtenden Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, sich zurückzuziehen, wenn es so weit gekommen ist, daß wir zwar wol mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn sich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu großen Sorge für sein liebes Ich in diesen Zeiten der heftigsten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menschliches Auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe, so verdient ein Mann von solchen Verdiensten — wenigstens mit Nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden geboren, nicht zum Helden erzogen, brachte seine Jünglingsjahre nicht wie Hutten und Sickingen in ritterlichen Uebungen und unterm Geräusche der Waffen im Feldlager eines Maximilian zu, hatte nicht das kochende Blut und den feurigen

Geist eines Hutten, war nicht, wie Dieser, durch Bosheit der Menschen und unablässige Streiche des widrigsten Schicksals aufgereizt, erbittert und zum Verzweiflungsspiel, Alles gegen Alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht Alles Tugend, was an Hutten groß scheint, nicht Alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist oder uns in Vergleichung mit den Heroen seiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldne Tu si hic esses, aliter sentias!*) legt uns als Pflicht auf, uns so viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zusammenhang der Person hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da bei aller Bemühung, die wir uns hiezu geben können, doch immer noch sehr viel daran fehlen muß, daß wir Alles so klar sehen, so lebendig und gegenwärtig fühlen wie diese Person: was ist billiger, als daß wir unserm Zwischenurtheil so viel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Information zum Ausspruch eines vollkommen gerechten Endurtheils abgeht? Beides sind freilich unbestimmbare Größen; aber eben darum ist billige Nachsicht gegen die menschliche Gebrechlichkeit die erste Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beschreibung seines Freundes Beatus Rhenanus, von einer zarten und schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so sehr, daß die kleinsten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn wirkten. Wie viel von dem, was an seinen Talenten das Glänzendste und an seiner Gemüthsart das Schwächste war, hängt nur an diesem einzigen Umstand seiner physischen Anlage!

Seine Kindheit scheint unglücklich und gedrückt gewesen zu sein; schon von seinem fünften Jahre an wurde er zur Schule geschickt und mit dem damaligen Liripipio gequält. Wie er aber nachmals in der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitschülern einen Vorgeschmack der bessern Literatur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studiren; und diese wurde und blieb die herrschende Neigung seines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, sobald er sie kennen lernte, seine Lieblings-Autoren; er durfte sie nur an Feiertagen verstohlnerweise lesen, aber desto lieber wurden sie ihm. Und da diese Beiden (bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu

*) „Wärest Du an meinem Platze, Dir würde ganz anders zu Muthe sein."

machen) seinem Geiste die erste Bildung gaben, da das Vergnügen, so er aus ihnen schöpfte, damals sein einziges war (er las sie so fleißig, daß er sie endlich ganz auswendig wußte, sagt Beatus) — was Wunder, daß bei einem Subjecte von so zarten Sinnen die Formen, so sie ihm eindrückten, unauslöschlich blieben? daß die Horazische aurea mediocritas, die mit der Sokratischen σωφροσύνη eins ist (die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und sanften Schönen in der Natur und im Leben), die so nahe damit verwandte Menandrische Grazie und Urbanität und die Lucianische Feindschaft gegen alle falsche Prätension, alles Ueberspannte, gegen Platonisches Gaukelwerk und stoische Augenbrauen*) charakteristische Grundzüge seines Geistes, seiner Sitten, seiner Sinnes- und Lebensart und somit auch seiner Schriften wurden? Wie natürlich also, daß Erasmus, so organisirt, so gebildet, mit dieser Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieser jovialischen Gemüthsart, die ihn auch in seinem Umgange zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, mehr Lust hatte — Komödie als Tragödie zu spielen?

Zwar sind Xenophon, Sir Philipp Sidney und vielleicht einige Andre unter Alten und Neuern Beispiele, daß die Grazien des Geistes sowie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, sich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in einem Subject zusammentreffen können. Aber wie höchst selten ist's, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menschen in einen solchen Bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bei diesen ächten Schön-Guten (*ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ*) dieser auch dem Erasmus eigene charakteristische Hang zu persönlicher Freiheit, Ruhe und einem unter die Musen und die Freuden des geselligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenophon's mit Leben und Tode Phocion's zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterschied zu fühlen.

Erasmus wurde von seinen tyrannischen Vormündern wider seine entschiedene Neigung dem clericalischen Stande gewidmet und (was ihm am Unerträglichsten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem letztern hatte er

*) Praestigias Platonicas et Stoicum supercilium. V. Erasmi Epist. L. XXIX 5.

zwar den Muth und das Glück, sich wieder loszumachen; da er aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger sein, als daß er seine unbegrenzte Liebe zum Studiren und zur Freiheit des Geistes und Lebens mit den wesentlichsten Pflichten seines Standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten Reise nach England, die er nach Vollendung seiner akademischen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die Liebe und Hochachtung der Gelehrtesten und Aufgeklärtesten — und dies hieß damals meist so viel als der vornehmsten Männer in Kirche und Staate. Seine seltnen Gaben, seine Wissenschaft und Wohlredenheit, sein Witz und seine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beste Empfehlung. Er ging nach Italien und vermehrte, wo er hinkam, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die Zahl seiner Freunde; es war ein Wunder für die Wälschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die Wissenschaft zu ihnen brachte, die Andre bei ihnen holten. Seine literarischen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und dessen gelehrten Freunden — die erste Ausgabe seiner mit Beleseenheit, Kritik und Philosophie vollgestopften Adagia, sein Plautus, Terenz u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten Ruhm; und schon damals hatte man am römischen Hofe eine so große Meinung von ihm, daß man ihn durch Antragung der Stelle eines Poenitentiarius zu Rom festzuhalten suchte. In der Folge erwarben ihm seine Anmerkungen zum Neuen Testament, seine Paraphrasen und andre Werke in diesem Fache (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doctorwürde der Theologie berechtigte) den Ruf eines ebenso eminenten Theologen, als ihm seine grammatischen und kritischen Arbeiten eine der obersten Stellen unter den Philologen seiner Zeit und seine Adagia, Colloquia und Encomium Moriä*) unter den Sokratischen Weisen verschafft hatten. Sein Ansehen stieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürsten ehrten ihn, schützten ihn und eiferten in die Wette, ihn bei sich zu fixiren. Seine Widersacher selbst, die Mönche und einige Doctores obscurissimi vom Schlag eines Eck, Stunica,**) Bedda u. dergl. dienten seinem Glanze nur zur Folie. Es lag blos an ihm, sich durch ansehnliche Ehrenstellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchsten Würden in der Kirche geführt

*) Commentar über die Sprichwörter der Griechen und Römer, Gespräche zum Gebrauche der studirenden Jugend, — Lob der Thorheit

**) Epist., L. XXX. 52.

haben könnte. Aber er zog seine Freiheit allen andern Vortheilen vor und erwählte sich endlich, theils um in diesem Elemente seines Geistes desto ungestörter leben zu können, theils wegen seiner Verbindungen mit Froben und Amerbach, die protestantische Stadt Basel zu seinem gewöhnlichsten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536 in seinem siebzigsten Jahre verstarb.

Ist nicht dieser einzige auf sein Leben hingeworfene Blick schon hinlänglich, uns begreifen zu machen, von welchem Gewichte für ihn die persönlichen Beweggründe waren, sich nicht in die Unruhen der Reformation hineinziehen zu lassen?*) Es war nicht Feigheit der Seele; oder hatte etwa kein Muth dazu gehört, die Mönche und Pedanten, deren Zorn wie das Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbst die heilige Schultheologie, die Decretalen und die sämmtlichen Gebrechen der Kirchendisciplin so anzugreifen, wie er gethan hat? — Es war nicht Begierde oder Hoffnung, sich beim römischen Hofe einzuschmeicheln und Pfründen oder Dignitäten zu erschnappen; denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die Einladung des Papsts Hadrian VI., seines Landsmanns und alten Freundes, und die glänzenden Aussichten, die sich ihm damals in Rom öffneten, so geradezu von sich abgewiesen?

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn sein Schicksal gewesen wäre, zwanzig Jahre später in die Welt zu kommen, gar leicht ein ebenso warmer Anhänger von Luthern hätte werden können als immer sein Freund Melanchthon. Allein man denke sich ihn als einen Mann gegen sechzig Jahre, wie er um die Zeit des zweiten Acts der Tragoedia Lutherana war, auf einer Seite mit einer von Alter und Krankheiten geschwächten Gesundheit, auf der andern in allen den Vortheilen des entschiedensten Ruhms, Ansehens und Einflusses in

*) Eine Stelle aus seinem im Jahre 1519 an D. Luther geschriebenen Briefe ist zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me, quod licet, integrum servo (sagt Erasmus), quo magis prosim litteris reflorescentibus. (Dies war seine Sparta; Luther hatte eine ganz andre: „Was hab' ich mit Dir zu schaffen?" konnte Einer zum Andern sagen). Et mihi videtur plus profici civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Judaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos, qui Pontificum autoritate abutuntur, quam in ipsos Pontifices; idem de Regibus faciundum censeo. — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur faciamusve; sic arbitror gratum esse Spiritui Christi. — Hatte Erasmus nicht Recht? – Und doch, wo wären wir, wenn Luther auch so gedacht hätte?

die Gelehrtenrepublik, im Besitze der Freundschaft so vieler großen und vortrefflichen Männer, denen er von der Weisheit seines Betragens gewissermaßen Rechenschaft geben mußte, und (was für ihn so wichtig war) im Besitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung Alles dessen, was ihm die Fürsten der Kirche und weltliche Prinzen so oft angeboten, erkauft hatte; und nun frage man sich, ob er das Alles hätte drangeben sollen, um irgend eine Altenmannesrolle in besagter Tragödie zu spielen? Wahrlich, er konnte keinen solchen Gedanken haben, wenn er auch weniger scheinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache gehabt hätte!

Ich wiederhole es, ich wünsche mit diesem, wiewol mangelhaften apologetischen Fragmente (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme Saiten hätte berühren wollen! Wer Lust hat, lese seine Briefe an Wilibald Pirkheimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil über einen in seiner Art und in seinem Wirkungskreise vortrefflichen Mann — der so viel zur Aufklärung und Besserung seiner Zeit beigetragen; dessen Werke großentheils noch immer ihren fortdauernden Werth haben; dessen satirische und launevolle Schriften dem Aberglauben, der Heuchelei, der Möncherei und dem ganzen Reiche der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben als die meisten ernsthaftern Streiter durch alle ihre langweiligen Deductionen zusammengenommen; dessen Fehler endlich durch eine Menge Verdienste, Tugenden und Liebenswürdigkeiten weit überwogen wurden und, Alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie der Dichter Alcäus die Flecken an seinem Liebling) für ebenso viele Schönheiten anzusehen.*)

*) Naevus in articulo pueri delectat Alcaeum, at est corporis macula naevus; illi tamen lumen videbatur. Cicero, De N. D. I. 28.

Fra Paolo Sarpi.[1])

Der Cardinal du Perron, Bischof zu Evreux, nachmals Erzbischof von Sens und Grand-Aumônier von Frankreich unter König Heinrich IV., war unstreitig ein Mann von Talenten und großer Gelehrsamkeit, ein geschickter Geschäftsmann und Négociateur, der Alles sagen und schreiben konnte, was er wollte, kurz Alles, was man sein muß, um aus einem Menschen von Nichts (wie die Franzosen sich ausdrücken) ein großer Mann in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieser große Staats- und Weltmann, Theologe, Philosoph, Poet (denn du Perron war das Alles) von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Servitenmönch in Venedig und Theologus der Serenissima Republica, aber mit und unter dieser äußerlichen specie einer der trefflichsten Menschen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich sah ihn auf meiner zweiten Reise nach Venedig," sagt der Cardinal; „Mr. de Messe zeigte mir ihn; ich bemerkte nichts Eminentes an diesem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menschenverstand, aber seine Gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen Menschen an ihm, ein klein Bißchen mehr als Mönch."*)

So konnten also Seine Eminenz nichts Eminentes an diesem Fra Paolo sehen; — ein Bißchen mehr als einen alltäglichen Mönchen, und das war Alles! — Und doch kannten

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. 167—170. — A. d. H.

*) Je le vis à mon second Voyage de Venise, et Mr. de Messe me le fit voir. Je ne remarquai rien d'éminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon sens, mais de grand sçavoir, point; je ne vis rien que de commun, et un peu plus que de Moine. Perroniana, édit. de 1601, p. 218.

Se. Eminenz unstreitig die Welt und verstunden sich vortrefflich auf den couranten Werth der Menschen in Handel und Wandel. Vermuthlich gehört, um den innern Gehalt eines Menschen auszufinden, ein gewisser innerer Geistessinn, den ein Mann wie der Cardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwol finde ich in diesem, beim ersten Anblick lächerlichen Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieser Weltmensch, so wie dort von Christus der Hohepriester Kaiphas, ohne es selbst zu wissen, von dem Mann Gottes ablegt. Er sah an Fra Paolo nichts von Allem dem, was er an einem Mann, den er nach seinem Maßstab für groß halten sollte, suchte: er spricht also geringschätzig von ihm. „Ich konnte nichts an ihm sehen als einen gemeinen Menschen, einen Mann von gutem ehrlichen Menschenverstand" — spricht er und glaubt damit sehr wenig gesagt zu haben, merkt nicht, daß er was sehr Großes gesagt hat. Die vollkommensten Menschen haben selten etwas in ihrem Aeußerlichen, das sie sehr über Andre hervorragen machen sollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet sich auch in ihrem Gesicht und ganzen äußerlichen Wesen; sie sind blos da, ohne etwas anzukünden, zu fordern oder zu erwarten. Ohne eine besondere Veranlassung, die ihr Inneres in äußerliche Wirksamkeit setzt, sieht der feinste Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menschen, und guter hausgesponnener Menschensinn ist Alles, was er ihnen zutraut. Gerade das war's, Herr Cardinal, was den ehrlichen Servitenmönch Sarpi zu einem so viel weisern, wärmern, edlern, kurz, zu einem so viel bessern Menschen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freilich hätte du Perron nicht du Perron sein müssen, um so von der Sache zu denken. — Uebrigens gäbe ich was drum, zu wissen, was Fra Paolo zu irgend einem seiner guten Freunde davon gesagt haben mag, wie ihm beim Anblick des Cardinals zu Muthe gewesen.

Thomas Morus.[1])

Der Mann, dessen Bildniß der Teutsche Merkur diesmal — — — liefert, ist sowol seiner Lebensgeschichte als seinem Charakter nach so bekannt, daß es ganz überflüssig scheint, noch etwas davon zu sagen. Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichsten, geschicktesten, rechtschaffensten Männer seiner und jeder andern Zeit gewesen; — daß er, ohne andre Schwingfedern als seine persönlichen Verdienste, von der niedern Stufe eines Privatadvocaten nach und nach (und sehr wider seine Neigung, die mit dem Hofleben fast sehr unverträglich war) bis zur Würde eines Großkanzlers von England unter dem König Heinrich VIII. gestiegen; daß er auf diesem Platz, wo ein Jahrhundert später ein andrer großer Mann (wiewol von ganz andern Seiten groß), der Lord Bacon von Verulam, seinem Charakter unauslöschliche Flecken zugezogen, die veralteten und kaum noch glaublichen Tugenden der Aristiden und Phocione wieder lebendig dargestellt; daß er in einer so großen Würde, an einem sehr verderbten Hofe, unter einem ausschweifenden, launischen, eigenmächtigen und tyrannischen Fürsten die größte Einfalt der Sitten und die höchste Lauterkeit, Wahrheit, Stärke und Freiheit der Seele immer beibehalten; daß er endlich sein Amt, aus geheimen Ursachen, die, was sich auch sonst dagegen einwenden läßt, ihren Grund in seiner Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Hausvaterliebe zu den Seinigen hatten, in einer Zeit, wo es beinahe unmöglich war, einer höchst fatalen Collision von Pflichten auf andre Weise auszuweichen, freiwillig niedergelegt, und daß er drei Jahre drauf (im Jahr 1535) seine unbiegsame Treue gegen innere Ueberzeugung von Wahrheit und Recht mit seinem Blute versiegelt hat? — Indessen, da ich noch einigen Raum

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 289—293. — A. d. H.

habe, glaube ich solchen nicht besser ausfüllen zu können als mit einem Paar Anekdoten (aus den von D. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren herausgegebnen Memoirs of the Life of Sir Thomas More), die das Individuelle in seinem Charakter — in welchem die strenge Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichsten Menschen- und Hausvatergefühl und die aufrichtige Frömmigkeit des Christen mit der glücklichsten Jovialität und Gutlaunigkeit vereinigt waren — besser zu fühlen geben als Alles, was ich in einer studirten Charakterschilderung davon sagen könnte.

Den Tag, nachdem er das Siegel übergeben hatte (wovon seine eigene Familie kein Wort wußte), ging er, wie gewöhnlich, da es ein Feiertag war, in die Chelseakirche mit seiner Frau und Töchtern, und als die Messe vorüber war — da sonsten einer von den Kammerdienern seiner Gemahlin zu sagen pflegte, der Kanzler wäre aus der Kirche —, ging er selbst an die Kirchstuhlthür und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Madame, Mylord ist fort."*) Da sie seine Scherzhaftigkeit kannte und dies für einen Spaß hielt, achtete sie nicht weiter darauf, bis er sie unterm Heimgehen ernsthaft versicherte, was er gesagt habe, sei im Wortverstande wahr, indem er den Tag zuvor sein Amt als Lord-Kanzler dem Könige zurückgegeben. Wie sie nun sahe, daß es sein Ernst sei, und als eine ziemlich weltlich gesinnte Frau den äußersten Verdruß darüber empfand, antwortete sie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt Ihr nun anfangen, Herr More? Wollt Ihr Euch nun hinsetzen und Gänschen in der Asche machen?**) Was? ist Befehlen nicht besser als Gehorchen?" More, um die üble Laune, worinnen er seine Frau sah, zu zerstreuen, fing an, an ihrem Putze was auszusetzen; und da sie ihre Töchter darüber schalt, daß sie es nicht bemerkt hätten, und diese versicherten, es fehle nichts, erwiderte er mit großer Lustigkeit: „Seht Ihr nicht, daß Eurer Mutter Nase ein Wenig schief steht?" — „Man muß gestehen," sagt der englische Autor, aus dem dies genommen ist, „daß dies ein geringfügiger Um-

*) Mylord is gone. Der Scherz liegt in dem Doppelsinn der Redensart, welche Beides sagt: Mylord ist gegangen (nämlich aus der Kirche), und der Mylord hat (bei mir) ein Ende, ich bin kein Mylord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, so hieß er nur Mylord, so lang er wirklicher Lord-Kanzler war.

**) Will you sit and make goslings in the ashes? — Ich gestehe, daß ich diese triviale Redensart nicht verstehe; vermuthlich wird irgend ein Kinderspiel dadurch bezeichnet.

stand in dem Leben eines so großen Mannes ist. Aber der Leser muß bemerken, daß die Charakter der Menschen am Besten aus Kleinigkeiten erlernt werden. Es wird hier angeführt, zu zeigen, daß seine scherzhafte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre und große Einkünfte wenig Reiz für den Mann haben mußten, der sie mit einem so leichten und fröhlichen Herzen weggeben konnte." — Die erste Sache, die er nach der Uebergabe seines Amtes vornahm, war, allen seinen Leuten Bedienstungen unter dem Adel und den Bischöfen zu verschaffen, damit sie auf keine Weise durch ihn leiden möchten. Nachdem dieses zu seiner Zufriedenheit geschehen war, rief er alle seine Kinder und ihre Ehegatten zusammen (denn sie wohnten alle in einem Hause) und sagte ihnen, er könnte jetzt nicht mehr, wie er zeither gewohnt gewesen und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein bestreiten; was sie also thun wollten, damit sie ferner bei einander bleiben könnten, wie er sehr wünschte? Da sie alle stille schwiegen, sagte er ihnen: „ob er gleich von der niedrigsten bis zu der höchsten Civilstufe wäre erhoben worden, so hätte er doch jetzt wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte, so daß, wenn sie bei einander bleiben sollten, sie sich künftig gefallen lassen müßten, ihren Antheil beizutragen". — Ungeachtet der König ihn in den wichtigsten Diensten für sich selbst und das Königreich während dem besten Theil seines Lebens gebraucht, hatte er sich doch die Gelegenheiten, sich zu bereichern, so wenig zu Nutz gemacht, daß alles liegende Gut, das er jemals gekauft (und er kaufte es, eh er Lord-Kanzler wurde), nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieses Amtes alle seine Schulden bezahlt waren, so behielt er an Gold und Silber (seine Kette ausgenommen) nicht den Werth von hundert Pfund übrig. — Und dies Alles (was wohl zu merken) bei der simpelsten und beinahe bäurischen Lebensart, die er auch in seinem höchsten Glücke beibehielt.

Die Scene zwischen ihm und seiner Tochter nach seiner Verurtheilung zum Tode zeigt ihn von einer andern nicht weniger interessanten Seite. Als er auf eine feierliche Art von dem Gerichtshofe Abschied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt und das Beil vor ihm hergetragen, wie in solchem Falle gewöhnlich ist. Da er an die Pforte des Tower kam, so wartete da seine Lieblingstochter, Mistreß Roper, weil sie glaubte, dies würde die letzte Gelegenheit sein, die sie jemals

haben würde, ihn zu sehen. Sobald sie ihn erblickte, brach sie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem sie auf ihren Knieen seinen Segen erhalten, umarmte sie ihn inbrünstig vor ihnen Allen, und unter einem Strom von Thränen und tausend Küssen der Zärtlichkeit und Zuneigung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte: „Mein Vater! o mein Vater!" — Wenn irgend etwas seine Standhaftigkeit erschüttern konnte, so mußte es dieses sein. Aber er faßte sie nur in seine Arme und sagte ihr: „was er auch immer, obgleich unschuldig, leiden würde, geschähe doch nicht ohne den Willen Gottes, dessen heiligem Verhängniß sie sich unterwerfen müßte; sie kennte alle Triefedern seines Herzens gut genug, und sie müßte ihren Verlust geduldig ertragen". Sie schied nun von ihm. Aber kaum hatte sie sich auf die Seite gewandt, als sie im Drang des Schmerzens und der Liebe ihrer selbst nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweiten Male hitzig auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hing an ihm mit ihren Umarmungen und weinte als Eine, die vor Jammer hätte vergehen mögen. „Dies war fast mehr, als ein Mann zu ertragen vermochte", sagt der ehrliche Doctor Warner. Morus sprach kein Wort; aber die Thränen flossen ihm in großer Menge von seinen ehrwürdigen Wangen herab, bis sie endlich den letzten Kuß nahm und sich von ihm wegriß. Dies war in seiner ganzen Todesscene der einzige Augenblick, wo sein Muth ihn zu verlassen schien — und was wäre der Stoiker, der nicht in einem solchen Augenblick — ganz Mensch, ganz Vater wäre?

Von seiner Utopia, dem berühmtesten und merkwürdigsten seiner Werke, und worin der Charakter seines Geistes und Herzens sich am Lebendigsten abgedrückt hat, gedenke ich in einem der nächsten Stücke mich mit meinen Lesern zu unterhalten.[1]) So bekannt sie dem Namen nach ist, und so oft und in so mancherlei Sprachen sie übersetzt worden, so sind doch Wenige, die das Original gelesen, und noch Wenigere, die es als einen Abdruck seines Urhebers gelesen haben.

---

[1]) Dieses Vorhaben ist unausgeführt geblieben. — A. d. H.

Anna Maria von Schurmann.[1])

Da ich einmal auf den Gedanken gekommen war, den Teutschen Merkur unterweilen auch mit Bildnissen vortrefflicher Frauen und Jungfrauen der beiden letzten Jahrhunderte zu zieren, so verdiente die Dame, deren Bild dem gegenwärtigen Stücke vorgesetzt ist, ganz gewiß einen der ersten Plätze. Nicht eben als eine gelehrte Dame — denn wenn sie nichts als das gewesen wäre, so möchte sie an den unermeßlichen Lobsprüchen, womit sie in ihrem Leben von den Saumaise, Naudé, Heinsius, Huygens, Gruter, Cats, Balzac und tausend Andern durch ganz Europa in Prosa und Versen bis zur Abgötterei beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben —, sondern weil sie nach dem ganzen Umfang ihrer Naturgaben, Talente, Kenntnisse und, was mehr als dies Alles ist, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens wirklich eine der vollkommensten und außerordentlichsten Personen war, die ihr Geschlecht in irgend einer Zeit aufzuweisen gehabt hat.

Als ich mich hinsetzte, denjenigen von meinen Lesern und Leserinnen, die etwan noch gar nichts oder so viel als nichts von ihr wissen möchten, einige Nachricht von diesem Phönix der Jungfrauen mitzutheilen, kannte ich selbst sie blos aus ihren von Friedrich Spanheim im Jahr 1648 zuerst und von T. C. D. Löberin im Jahr 1749 zuletzt herausgegebnen Opusculis (welche meistens aus lateinischen und französischen Briefen bestehen, die pour la rareté du fait mit etlichen hebräischen und griechischen verbrämt sind) und aus den Nachrichten, die ich in Bullard's

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, II. S. 84—88. — A. d. H.

Académie des Sciences et des Arts und einigen andern literarischen Compilationen fand. Ich klaubte daraus, was ich für das Dienlichste hielt, heraus, meinen vorbesagten Lesern von diesem achten Wunder der Welt, dieser zweiten Minerva und zehnten Muse (wie die Viri Eruditissimi et Clarissimi ihrer Zeit sie nannten, eh sie das unverzeihliche Verbrechen beging, eine — Separatistin zu werden) einigen Begriff zu geben. Ich erzählte ihnen was von ihren seltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geschicke für die schönen Künste, und wie sie so schön habe zeichnen und Miniatur malen und aus Papier schneiden und in Wachs bossiren und in Kupfer ätzen können, und wie sie Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch und Aethiopisch gelernt und in der ganzen philologischen Polyhistorei, worin man damals das Non plus ultra der Gelahrtheit setzte, erstaunliche Profectus gemacht; und wie ihr die Herren Curatoren der Universität zu Leyden in jedem Auditorio eine eigne geheime Loge bauen lassen, damit sie allen öffentlichen Lectionen, Disputationen, Doctor-Promotionen u. s. w. ungesehen beiwohnen könnte; und wie sie gerne Spinnen gegessen habe; und wie sie nach und nach so berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herren, die Rivete und die Spanheime und die Salmasien und sogar der ehrliche Karmelitermönch Ludwig Jakob a Sancto Carolo in seiner Bibliothek berühmter Schriftstellerinnen und der wohlberedte Minoritenmönch Bruder Hilarion de Coste in der Vorrede zu seinen Eloges des Dames illustres, nicht genug von ihren Wundergaben singen und sagen können, und zwanzig solcher schönen Sächelchen mehr. —

Ich war beinahe damit fertig, als es mir glückte, das einzige Buch, woraus man wirklich kennen lernen kann, was Anna Maria von Schurmann war, nämlich ihre in lateinischer Sprache geschriebene *ΕΥΚΑΗΡΙΑ* oder Erwählung des besten Theils; Tractat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten ist — „Eins ist noth; Maria hat das beste Theil erwählt" —, zu Handen zu bekommen (ein Buch, das sich sehr rar gemacht), und als ich hineinguckte und nur etliche Blätter davon gelesen hatte, siehe, da fand sich, daß ich nun nichts zu thun hätte, als Alles, was ich geschrieben, und wo möglich auch Alles, was die sämmtlichen vorbesagten Viri plurimum Reverendi, Amplissimi, Doctissimi etc. von ihr geschrieben, als dummes, schändliches Zeug, Caricatur und Verunstaltung eines

der herrlichsten Werke Gottes ins Feuer zu werfen und statt dessen aus diesem besagten Buch, worin eine wahrhaft englische Reinigkeit, Unschuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worin sie ohne alle Prätension, in der unzweideutigsten Sprache des Gefühls und der Innigkeit die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend und ihrer literarischen Nachtwandlungen und ihrer zufälligen Verhältnisse mit den Viris Clarissimis, die gerade das, was allein an ihr schätzbar war, nicht zu schätzen wußten, und ihrer Bekanntschaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigstens) apostolischen Menschen Johann de Labadie, Yvon und du Lignon u. s. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle guten Menschen Freude haben müssen, und auch solche, die das erwählte Theil dieser Maria für Schwärmerei halten mögen, wenigstens von der herrlichen Natur dieses liebenswürdigen Geschöpfs einen ganz andern Begriff bekommen würden, als aus ihren Opusculis, die größtentheils gerade die schlechtesten Excretionen ihres Gehirns oder bloßes Spielwerk eines gelehrten Gedächtnisses sind, oder aus den Lobreden und Lobgedichten solcher Leute, die so wenig Sinn für das Wahre hatten, daß sie gerade von dem Augenblick an Böses über den Engel blasphemirten, da sie alle die Krusten, womit eine falsch berühmte Gelehrsamkeit sie überzogen hatte, von sich warf und sich in ihrer eignen natürlichen Gestalt darstellte. Diesen Auszug — — — verspare ich auf das nächste Stück und melde jetzt nur noch nothdürftiglich, daß „des Fräulein von Schurmann Vater, Friedrich von Schurmann, ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften und ihre Mutter aus dem edeln Geschlecht von Herst im Jülichischen gewesen; daß ihr Großvater Antwerpen, wo seine Voreltern über hundert Jahre in den ansehnlichsten Würden gestanden, der reformirten Religion wegen verlassen müssen und sich nach Deutschland gezogen habe; daß unsre Maria zu Köln im Jahr 1607 geboren worden, den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre letzten Jahre aber in der Gemeinschaft der kleinen Labadistischen Ecclesiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle außerordentliche Personen ihres Geschlechts thun sollten) in dem Stand einer freiwilligen und unbemakelten Jungfrauschaft gelebt habe und endlich im Jahr 1678 in eine bessere Welt gegangen sei".

Auszüge aus dem

Buche der Anna Maria von Schurmann,

Eukleria

oder Erwählung des besten Theils

betitelt.[1])

Dies ziemlich seltne Buch — — — war seiner Veranlassung nach eine Apologie des Fräuleins von Schurmann gegen die strengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewundrer, deren Orthodoxie es sehr übel fand, daß eine Dame, von welcher großen Gaben, Kunstfertigkeit, Gelehrsamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am Meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte (denn die Namen ändern sich wie andre Moden), eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w. —, kurz, eine Person wurde, die, mit dem gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete kleine Gemeinde begab und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu sein, in der obsoleten Bedeutung, die dies Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines gewissen Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt und ihn überhaupt besser verstanden, herzlicher geliebt und mehr um seinetwillen gethan und gelitten hätten als die ganze Synode zu Dortrecht und alle Provincialsynoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 165—181. - A. d. H.

u. s. w. zusammengenommen. Inwiefern sie hierin Recht oder Unrecht gehabt, ist eine Untersuchung, die sich nicht für den Merkur schickt. Ich werde mich daher in diesen Auszügen mit Vorbeigehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie blos auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben kann. Jedoch kann ich nicht umhin, all das Gute, was ich neulich schon von dem Geiste dieses Buchs gesagt, zu wiederholen und zu bekennen, daß ich nicht begreife, mit welchem Herzen, ja nur mit welcher Stirne der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern seinesgleichen den einfältigen reinen Sinn dieser von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverstehen und seelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Mensch (zu welcher äußerlichen Gemeinschaft er auch immer gehören mag) nichts als die Gesinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, philosophiren, poetisiren, rhetorisiren u. s. w., wirklich in ihrem eignen Herzen lebendig hegt, in ihrem Leben thätig erweist und in andern Menschen auch lebendig machen zu können wünscht. Als der Abbé von Saint Pierre seine gutherzigen Projecte für „Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfahrt allen Menschen!" zur Welt gebar, sagte der Premierminister Fleury: „Es sind Träume eines guten ehrlichen Mannes" — und ließ den guten Mann ruhig fortträumen. Wenn nun die Schurmann auch wirklich damit umgegangen wäre, alle Katholiken, Augsburgische Confessionsverwandte, Calvinisten, Mennonisten, Quäker, Socinianer u. s. w. zu Alt-Christen umzuschaffen, zu Christen von der Art, wovon geschrieben steht: „daß sie des heiligen Geistes voll waren und Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen, und waren ein Herz und eine Seele, und Niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein, und war Keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn man gab Jeglichem, was ihm noth war"*) — wenn, sag' ich, die Schurmann auch mit so einem Entwurf umgegangen wäre, so hätte immerhin ein Mandeville beweisen mögen, daß dessen Ausführung, so wie die Sachen stehen, weder möglich noch vorträglich wäre; daß

*) Geschichte der Apostel, Cap. 2 und 4.

die Lyoner Fabriken und die Pariser Putzmacherinnen dabei zu Grunde gehen müßten; daß die großen Herren keine Kriege mehr führen könnten; daß die Schifffahrt und der Handel in beiden Indien sehr drunter leiden dürften ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Aber Mandeville selbst hätte doch bekennen müssen, daß es Träume einer Christin seien, daß die damaligen Baccalauren (die jetzigen sind hoffentlich billiger) Unrecht gehabt, Ketzereien und Skandale daraus zu machen, und daß eine Jungfrau von sechzig Jahren unmöglich unschuldigere Träume haben könne.

Da die ehmaligen Freunde der Schurmann so übel damit zufrieden waren, daß sie in ihren alten Tagen die lebendige Quelle der — Schul- und Büchergelehrsamkeit verlassen und (was die Herren ohne Schamröthe kaum denken konnten) eine Schwärmerin, eine Labadistin geworden war, so ist der Schurmann Hauptgedanke in ihrer Apologie, zu zeigen: wie es zugegangen, daß sie in ihrer Jugend unvermerkt und beinahe ohne ihr Zuthun dahin gekommen, in der Gelehrtenrepublik Aufsehen zu machen; wie aber ein angebornes Sehnen nach dem, was der Seele wahren Genuß und Befriedigung in ihrem innersten Grunde giebt, sie bei den Eitelkeiten der damaligen Modegelehrsamkeit, womit sie einen Theil ihres Lebens hingebracht, niemals habe ruhig sein lassen, sondern sie von Allem, was bloßer Schein und Schattenwerk und Wortkram und Dunst der Eigenliebe ist, immer abgerufen und von Stufe zu Stufe endlich zu Erwählung dessen, was nach ihrer Ueberzeugung der beste Theil war, gezogen habe. Dieses zu entwickeln und, indem sie von ihrer Sinnesänderung Rechenschaft giebt, zu zeigen, „daß solche kein Werk einer fiebrischen Schwärmerei, sondern in der ersten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zustand ihrer Seele gegründet gewesen und durch vorherige Gesinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden", — und daß eine so gesinnte, so vorbereitete (auch selbst durch einen Zusammenfluß unwillkürlicher äußerer Umstände vorbereitete) Seele sich nothwendig dahin habe lenken müssen, wo sie die Realität von all dem gefunden, wovon sie vorher außer sich nur die Prätension oder leeres Hörensagen und in sich selbst nur eine schwache Dämmerung gesehen, bei welcher sie jedoch dem wachsenden Licht immer unverwandt entgegengegangen, — und endlich zu zeigen, wie sie diese Realität bei Labadie und seinen Gehilfen und im Schooß ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächt apostolischen Gemeine

wirklich gefunden: dies, mit den dahin einschlagenden historischen Umständen, macht den Inhalt der neun Capitel aus, in welche der erste Theil ihrer Eukleria*) abgetheilt ist.

Die interessantesten Züge für meinen gegenwärtigen Zweck sind im 2. Capitel der „Eukleria" enthalten, welches zur Aufschrift hat: „Kurze und besondere Darstellung meines vergangnen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der Gottseligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künste und Wissenschaften zu excoliren angefangen".

Gottesfurcht und Eifer für die Religion scheint ein gemeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her gewesen zu sein. Sie sagt in dieser Rücksicht viel Gutes von ihren Eltern und von deren besondern Sorgfalt, sie nach den Grundsätzen des Christenthums zu erziehen und vor Allem, was die Unschuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren. Ihre besondre Disposition zur Frömmigkeit äußerte sich schon in ihrem zartesten Alter. „Ich erinnere mich noch unter Andern," sagt sie, „daß ich als ein Kind von vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd gegangen war, Wiesenblumen zu pflücken, und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches hinsetzten und die Magd mich die Antwort auf die erste Frage des Heidelberger Katechismus hersagen ließ — bei den Worten: daß ich nicht mein, sondern meines getreuesten Heilandes Jesu Christi eigen sei! eine so herzliche Freude und ein so süßes inniges Gefühl von Liebe zu Christo in meinem Herzen empfunden, daß alle folgenden Jahre meines Lebens das lebendige Andenken dieses Augenblicks nicht haben auslöschen können." Sie setzt diesem noch als ein Beispiel hinzu: in ihrem elften Jahre sei ihr beim Lesen eines Märtyrerbuchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen brennendes Verlangen nach dem Märterthum angekommen, daß sie das allerangenehmste Leben um einen solchen glorreichen Tod mit Freuden hätte vertauschen mögen. Und es sei ihr hernach ihr ganzes Leben durch nichts Unerträglichers und des christlichen Namens Unwürdigers vorgekommen als die Ge-

*) Zu Altona bei Cornel. van der Meulen gedruckt und aus 207 S. in kl. 8. bestehend. Den zweiten Theil, der 12 Jahre nach dem ersten, kurz vor ihrem Tode, zu Amsterdam bei Jakob van der Velde auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich bis jetzt nicht auftreiben können und kann also von dessen Inhalt nichts weiter sagen, als daß er die Fortsetzung der Geschichte der Labadischen Gemeine und ihres eignen Antheils an derselben und vermuthlich fernere Apologien gegen ihre Widersacher enthält.

sinnung des Erasmus, da er in seinen Schriften an den D. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre, für die Wahrheit Märtyrer zu werden, übersteige die Sphäre seines Ehrgeizes, und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie Andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch", setzt sie hinzu, „hatte ich ein herzliches Verlangen, so weit meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheuchelt fromm zu leben. Aber was ich nicht unbemerkt lassen kann, ist, daß es damals Niemanden eingefallen, meine Frömmigkeit, so ungewöhnlich sie bei den meisten jungen Personen meines Standes ist, als das Vornehmste, was an mir zu loben wäre, anzusehen" u. s. w.

Unsre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufsicht eines (wie sie sagt) vortrefflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drei Jahren konnte sie schon sehr fertig Deutsch lesen, ohne daß sie sich erinnerte, daß es ihr im Mindesten sauer geworden. Fast ebenso früh zeigte sich an ihr ein ganz sonderbares Geschick zu allerlei künstlichen Handarbeiten, so daß sie als ein Mädchen von kaum sechs Jahren ohne einigen Unterricht noch Beispiel allerlei Figuren so zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuschneiden wußte, daß keine von ihren erwachsenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf ergriff sie die Kunst, Tapisseriearbeit zu sticken (artem Phrygiam), in drei Stunden, nachdem sie sich vorher nur etwan sieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißblei zu zeichnen.

Die gute Dame, indem sie sich in ihrem 66sten Jahre dieser ihrer ersten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabei: „wenn sie so gesessen und Blumen oder Insecten mit Wasserfarben gemalt habe (das dann doch noch immer die unschuldigste Art von Malerei sei), hätte sie zwar nicht selten, während daß ihre Hand mit dieser irdischen Uebung beschäftigt gewesen, sich in ihrem Geiste mit himmlischen Gedanken unterhalten; aber sie müßte doch gestehen, daß sie manchmal so erpicht auf ihre Arbeit gewesen und ihren ganzen Kopf und ihr Herz selbst so voll davon gehabt, daß sie Gott darüber, wo nicht völlig aus dem Gesichte verloren, doch wenigstens nicht so leicht und anhaltend weder in sich selbst noch in dem Spiegel seiner Geschöpfe habe anschauen können als sonst". Sie spricht von allen ihren Kunstfertigkeiten nur, wie man von den Spielen seiner Kindheit spricht, setzt aber scherzend hinzu: „weil sie jetzt doch einmal

daran sei, sich mit ihren Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und um nichts von ihren ehmaligen Glückseligkeiten zu verschweigen, wolle sie noch einiger Beispiele ihrer so hoch und weltgepriesnen Kunst Erwähnung thun". Und darauf spricht sie von drei Bildnissen, die sie ohne Jemands Hilfe noch Anweisung mit einem bloßen Taschenmesser aus Buxbaumholz geschnitten, wovon eines ihre Mutter, eines sie selbst und das dritte ihren Bruder (von dem sie in dem ganzen Buch häufig mit wärmster Liebe und Hochachtung spricht) vorgestellt, und welches letztere von dem berühmten Maler Honthorst, dem es ihr Bruder gewiesen, in ganzem Ernst über 1000 fl. geschätzt worden. „Sodann", fährt sie fort, „muß ich eines andern Bildnisses von mir selbst erwähnen, so ich vermittelst eines Spiegels aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre, wie Albertus Magnus auf seine redende Bildsäule, aber doch wenigstens 30 Tage verwendet, weil ich in dieser Kunst Vieles selbst erfinden mußte, da ich's von Niemand lernen konnte." — Weil ich mir nicht getraue, der Beschreibung, die sie von diesem ihrem Meisterstück macht, in der Geschwindigkeit durch eine Uebersetzung genug zu thun, so möge mir erlaubt sein, ihre eignen Worte herzusetzen:*) Oculi meos non solum in minori forma imitabantur, sed ob vividum pupillae nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capsa vertebatur, ipsi soli se vertere videbantur. Crines cerei non nisi suis extremitatibus subtilissimis capiti inhaerebant; ita ut illud corollis libere, ut videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras

*) Der Inhalt ist dieser: „Die Augen dieses Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen sehr geglichen, sondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels hätt' es, wenn man die Kapsel schnell gedreht, geschienen, als ob sich auch die Augen von selbst drehten. Die wächsernen Haare wären so fein gearbeitet gewesen, daß sie nur mit ihren subtilsten Spitzen im Kopfe gesteckt, und also wie natürliches Haar ausgesehen und dem Ansehen nach frei wallende Locken formiret hätten. Ebenso unendlich fein hätte sie auch die Augenwimpern mit hartnäckigem Fleiß herausgebracht, und die Perlen um den Hals hätten durch einen von ihr erfundenen besondern Kunstvortheil so vollkommen wie natürliche ausgesehen, daß ihr Niemand glauben wollen, sie seien von Wachs, bis sie auf Verlangen einer Gräfin von Nassau eine davon mit einer kleinen Nadel durchstochen." — Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet et molles imitabitur aere capillos, infelix operis summa. Ob unsre Künstlerin in diesem Stücke glücklicher gewesen, davon sagt sie nichts; ich zweifle aber um so weniger daran, als diese höchste Feinheit und fleißige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig ist, in Miniaturwerken, wie dieses war, gerade das ist, was dem Ganzen Leben und Wahrheit giebt.

pilorum tenuissimorum quasi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (ut hoc unum tantum de vano ejus ornatu addam) gemmulae, quae collum cingebant, ita artificiose (novo scilicet meo invento) naturam mentiebantur, ut mihi contrarium verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione artem a natura discernendam exhibui (cum id a me peteret ingeniosa Nassoviae Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es ist (in meinen Augen wenigstens) liebenswürdige Menschlichkeit, daß unsre Maria, da sie gelegenheitlich von diesem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo sie noch Martha war, mit vielem Kaltsinn zu sprechen angefangen, daß sie (sage ich) unvermerkt warm darüber wird und sich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerstörung desselben erinnern kann. — „Aber", fährt sie fort, „was hatte ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Verlust meiner kostbaren Zeit mir unwissenderweise selbst die Reue gekauft, die hernach auf die Zerstörung desselben folgte, da eine meiner Tanten (nicht lange nachdem es fertig war), indem sie es recht genau besichtigen wollte, es aus ihrer unbehutsamen Hand fallen ließ und dadurch zernichtete." Sie gesteht, als sie folgende Verse unter das Bild gesetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
Aut vultus solido sculpere in aere meos;
En nostram effigiem, quam cera expressimus! atque
Materiae fragili mox peritura damus,

habe sie sich dieses Bild ihres Lebens (so wie wir Alle mit dem Leben selbst zu thun pflegten) zwar als zerbrechlich vorgestellt, aber doch nicht gedacht, daß es so bald würde wirklich zerbrochen werden; und sie wäre daher durch seine Zerbrechung, tanquam graviusculo atque improviso aliquo casu, in einigen Mißmuth gesetzt worden; da es ihr hingegen bei späterer Erinnerung desselben lächerlich vorkomme, daß sie (sind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr gewesen, die selbst nur σκιᾶς ὄναρ (wie der Dichter*) von dem Menschen sage), nur der Traum eines Schattens oder ein Schatten in einem Traume sei, ihr Herz habe hängen und sich über dessen Verlust habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erste Empfindung davon mag gewesen sein, so viel ist gewiß, daß die Tante nichts dadurch von ihrer Liebe verlor. Denn sie ist ohne

*) Euripides. — [Die Stelle ist aus Pindar's Pyth., VIII. 99. — A. d. H.]

allen Zweifel eine von den zweien Mutterschwestern, von denen sie im 6. Capitel mit so vieler Liebe spricht und Gott dafür preiset, „daß er ihr Gelegenheit gegeben, diesen guten Damen (deren die eine 89 und die andre 91 Jahre alt worden, beide aber über 20 Jahre vor ihrem Tode den Gebrauch der Augen verloren) in ihrem hilfebenöthigten Alter nützlich zu sein, und daß er sie mit diesen ihren Mutterschwestern und dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geschwistern übrig geblieben, durch ein so enges und süßes Band der Liebe zusammengebunden, daß die zwanzig Jahre, die sie mit einander eine Familie ausgemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht hätten."

Sie bricht das Wenige, was sie bisher von ihrer Geschicklichkeit zu den bildenden Künsten gesagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, so schwärmerisch sie vielleicht Manchen vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hieher zu setzen, weil sie einen der stärksten Züge des Charakters dieser englischen Seele enthält. „Ich übergehe", sagt sie, „andre Dinge dieser Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verlieren angefangen, so wie sich das göttliche Bild des Lebens Jesu meiner Seele darstellte; und da ich von diesem Augenblick an kein andres als dies der Nachahmung würdig schätzte und es gleichwol nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, so ging ich damit um, eine, so viel mir möglich wäre, vollkommne Abbildung desselben zu meinem und Andrer Nutzen schriftlich zu verfassen. — Aber, die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir bei diesem Werke nie selber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieses göttlichen Gegenstandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich male die Sonne nur mit einer Kohle ab. Ich fand also, das Leben der Christen sei das beste Bild des Lebens Christi, aber wie selten in diesen unsern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge dessen lebhafteste Züge an unsern Hirten (Labadie und seinen Gehilfen nämlich) wahrnahm, glaubte ich, mit diesen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunst vertauschen zu müssen." Sie schließt diese Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: „Wahrlich, wir würden alle Kunstgemälde wenig schätzen, wenn wir in allen Geschöpfen, denen ihr Urheber etwas von seinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers:

„Und jedes Gräschen strahlt den gegenwärt'gen Gott",*)

ihn selbst mit Geistesaugen sähen und mit wahrem Gottessinn

*) Praesentemque Deum quaelibet herba docet.

als gegenwärtig schmeckten und fühlten." Alles, was sie, diesen Gedanken auszuführen, hinzusetzt, ist sehr schön — so wie an dem Gedanken selbst etwas sehr Wahres ist. Und gewiß, kein Maler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieses hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Praxiteles der Griechen Ideen göttlicher Schönheit gezeugt und ihre Hand gestärkt, wenigstens die Schatten davon in Marmor und Elfenbein nachzubilden; dieses Gefühl allein hat in neuern Zeiten einen Buonarotti, einen Raphael, Correggio und (um noch einen in seiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schooßjünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieses tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur wirkte bei dem Letztern dieses mühsame Arbeiten, diese Unzufriedenheit mit seinem Pinsel, welche machte, daß er acht Tage immer verbesserte und wieder auslöschte, und die nur ein Mensch wie de Piles fähig sein konnte, für pesanteur d'esprit zu halten. Aber der höchste Grad dieses Gefühls bringt keine Künstler noch Kunstwerke mehr hervor, sondern verschlingt die Seele und giebt ihr Verachtung und Ekel gegen allen künstlichen Versuch, es in Worten oder irgend einem andern kalten und leblosen Stoffe nachzubilden. Dies war der Fall, worin sich die Schurmann in den letzten Jahren ihres Lebens befand; und es kann in diesem Erdenleben nur mit wenigen außerordentlichen Menschen so weit kommen. Es ist Anticipation eines zukünftigen Standes, die vielleicht wenig guten Menschen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt ist, die aber, so lange die Menschen nicht wie die Engel Gottes sind noch sein können, in dem Leben eines jeden Andern als eines Einsiedlers oder Abgesonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten, so möchten alsdann Künste und Wissenschaften und die lieben Belles-Lettres und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns jetzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahinfahren; der Verlust würde nicht groß sein.[1])

[1]) Wieland versprach noch eine Fortsetzung, die jedoch unterblieb. — A. d. H.

Ludwig Vives.[1])

Auch dieser für sein Zeitalter große und wichtige Mann ist nun vergessen! wie es denn nach dem natürlichen Laufe der menschlichen Dinge nicht anders sein kann und Denen, die jetzt groß und wichtig sind oder zu sein sich dünken lassen, in etlichen Generationen längstens nicht anders ergehen wird. Denn die Zeugungen der Menschenkinder sind wie der Blätter auf den Bäumen, sagt Vater Homer (und sagte vor ihm[2]) der Seher Musäus), die eine fällt ab, und die andre kommt — und die nicht mehr da sind, werden vergessen und bald nicht mehr vermißt; denn ihr Platz ist (besser oder schlechter) ausgefüllt, und die Folgen dessen, was sie gethan haben, werden nicht mehr gesehen, weil die ehmals wirkende Ursache nicht mehr gesehen wird. —

Und wozu wär's auch nöthig, da sie doch immer nur durch Veranlassung wirkte und ohne Mitwirkung andrer Ursachen niemals wirksam geworden wäre? — Indessen da man nun einmal in diesem Zeitalter des Schwatzens, Grübelns, Declamirens, Radotirens, Schwärmens, in die Luft Fechtens u. s. w. von unzähligen Dingen schwatzt, ohne daß es weiter zu was hilft, als daß — davon geschwatzt worden, — so lasse man uns immerhin etliche Blätter Papier — denen es gleichviel ist, womit sie bemalt werden — dazu anwenden, das Andenken trefflicher Männer zu erneuern, wenngleich außer den Literatoren Niemand mehr was von ihnen weiß noch zu

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, II. S. 265—271. — A. d. H.
[2]) Wie man damals noch wähnte. — A. d. H.

wissen verlangt, ihre Thaten nicht mehr interessiren, nicht mehr groß scheinen, so groß sie zu ihrer Zeit waren, und ihr Beispiel selbst nichts mehr wirkt — da die Einen von uns, unter der Last ihrer Zeit erdrückt, nicht zu ihnen hinaufsehen können und die Andern, sich selbst genugsam, keiner Beispiele zu bedürfen glauben — auch solcher Beispiele wirklich nicht bedürfen, die auf unsre Umstände gerade so passen, wie die Helden Homer's oder die Ritter vor König Artusens Hofe sich schickten, unsern jungen Kriegsleuten — wovon der Geringste Manns genug wäre, einen Branor oder Lancelot von der Mähre herabzuschießen — zu Mustern vorgestellt zu werden. Ich sehe so gut als Jemand, daß ein paar Blätter, worin etwas von dem Charakter oder den Verdiensten eines Mannes gesagt wird, der vor 200 Jahren unter einer gewissen Classe seiner Zeitgenossen Sensation machte, nicht viel mehr zu bedeuten haben, als wenn wir sein Bild, im Geschmack derjenigen, womit dieser Merkur prangt, gearbeitet, in einer schönen Laterna magica vor den Augen unsrer geneigten Leser vorbeiführten. — Aber — wer guckt nicht im Vorbeigehen, oder wenn er just nichts Anders zu thun weiß, einen Augenblick in einen Guckkasten? — und wenn am Ende auch nichts dadurch gefruchtet würde, als daß unter 10,000 jungen Leuten vielleicht Einer oder Zwei veranlaßt würden, sich mit den vergessnen, im Bibliothekenstaub modernden Werken solcher Männer bekannt zu machen und klüger dadurch zu werden, als er sonst bei seinem Brodhandwerk oder gar bei dem müssiggängerischen Treiben dessen, was man jetzt schöne Wissenschaften nennt, geworden wäre — immer Nutzens genug! — wenn wir doch ja von Nutzen schwatzen wollen; wir, die immer und ewig radotiren werden, wenn wir dies als eine Sache von herrlichem Nutzen anpreisen, jenes als unnütz und frivol verachten, blos weil wir Kinder sind und von Göttersachen (wie Euripides sagt) nichts verstehen und nichts wissen, oder alle Augenblicke vergessen, — daß Simson mit einem Eselskinnbacken tausend Philister schlug und Xerxes mit einer Million — Philister sich von einer Handvoll Griechen, die keine Simsonen waren, nach Susa zurückjagen ließ — oder, unverdeckt zu reden, daß in dieser sublunarischen Welt und vermuthlich auch in einem großen Stück der supralunarischen (en dépit aller Anti-Popiaden) alles Kleine groß und alles Große klein, alles Böse gut und alles Gute böse ist, und daß es so bleiben muß und wird — bis es gar keine Schatten mehr giebt

— sondern Alles Licht ist; eine Epoche, die, wie ich gewiß versichert bin, kein einziger Maler noch Malereiliebhaber in der Welt jemals wünschen wird oder sich wird vorstellen können, daß es so was Herrliches darum sei, als Diejenigen glauben, die — das Vorrecht haben, ohne Blinzeln in die Sonne zu sehen.

Nach dieser Ausschweifung wieder zu unserm ehrlichen Vives, — der im Grunde so unschuldig daran ist als ein Kind.

Dieser Vives war Einer von dem einst berühmten literarischen Triumvirat seiner Zeit; Budäus und Erasmus (hieß es) wären seine Mitregenten. Er selbst (sowie die beiden Andern) war wol zu klug, sich solcher Würde anzumaßen, wenigstens zu klug, sich's anmerken zu lassen. — Aber solche Männer haben immer (wie dort Julius Cäsar) ihre Schmeichler und Caudatarien, serva pecora, die ihnen vor den Augen des gaffenden Volks das Diadem anbieten und rufen: „Lang lebe der König!" —

Ich könnte, wenn ich den Baillet abschreiben wollte, eine feine olla potrida von Urtheilen über die Verdienste des Vives und seiner Schriften zusammenschütten, Urtheilen, wo zum Theil der Eine schwarz nennt, was dem Andern sehr weiß vorkommt, und wo doch immer Beide ein Wenig Recht haben, so ausgemacht es auch ist, daß ein Ding nicht schwarz sein kann, wo und wenn es weiß ist. Aber wozu der Unrath? Darin stimmen Alle, deren Urtheil einiges Gewicht hat, überein, ihm gebühre einer der obersten Plätze unter den tapfern Männern, die zur Verjagung der mönchischen Barbarei, Wiederherstellung des bessern Geschmacks in der Art zu studiren und zu schreiben und Verbreitung des Lichts einer gesundern Philosophie, besonders über den ganzen Umfang der Schulwissenschaften und des Erziehungswerks, die so lange mit Finsterniß umhüllet gelegen, am Meisten beigetragen haben. Sein Werk De Causis corruptarum Artium, der Tractat De Initiis, Sectis et Laudibus Philosophiae, die Introductio ad Sapientiam, hauptsächlich aber das Buch De tradendis Disciplinis (welches Morhof mit Recht ein goldnes Büchlein nennt) verdienen noch immer das Lob, so ihnen der vortreffliche Conrad Gesner (in seiner Bibliothek unter der Rubrik Johann Ludwig Vives) ertheilt, „daß Gelehrte selbst daraus weiser werden könnten". Man kann sich also leicht vorstellen, was sie in einer Zeit wirken

mußten, wo die Sprache des gesunden Verstandes so neu und das Licht (dessen wir jetzt so gewohnt sind, daß wir — nichts mehr dabei sehen) wiederkehrender Tag zu Denen, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, und gleichsam himmlische Erscheinung und Glorie war. Die Schriften des Vives (und das Nämliche gilt auch von denen der übrigen Reformatoren der Philosophie und Literatur im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) sind nicht bloßer Nachhall der Griechen und Römer, die man damals wieder zu studiren anfing. Es sind nicht zusammengestoppelte Gedanken der Alten und Cruditäten einer gefräßigen Polyhistorie, sondern Producte eines durch die Alten genährten, geübten und gestärkten, eines durch ihren vertrauten Umgang erweckten, weiser gewordenen, aber selbst arbeitenden und sich selbst ausbildenden Geistes; eines Geistes, der sich über die dumpfe Region der Vorurtheile erhoben hat, eine freie Luft athmet, um sich herschaut, sich aller seiner Kräfte bewußt ist und mit Macht in seine eigne Zeit einwirkt. Und wenn sie auch nichts enthielten, was Studirende heutiges Tages nicht aus unsern Zeitgenossen ebenso gut oder zum Theil besser lernen könnten, so wären sie dennoch aus eben dem Grunde zu empfehlen, warum es nothwendig höchst nützlich sein müßte, mit Männern von solcher Geistesstärke, Weisheit, Wahrheitliebe, Freiheit und Richtigkeit des Geschmacks umzugehen — oder noch eigentlicher, warum man von einem geschickten Manne, in welchem Fach es sei, der das, was er ist, durch sich selbst wurde und sich durch unendliche Schwierigkeiten durcharbeiten mußte, allemal mehr lernen kann als von Einem, der in der dritten oder vierten Generation auf ihn folgt und auf dem schon gebahnten Wege mit weniger Mühe und Kraft weiter als Jener gekommen ist. Ich kann mich daher nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit den Wunsch zu äußern, daß einige Gelehrte und Buchhändler zusammensteben und uns eine Auswahl der besten Schriften (wozu auch die Briefe gehören) der besten Köpfe aus der zweiten Hälfte des funfzehnten und ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in einer Folge von Bänden, in einer bequemen und netten Ausgabe, allenfalls auf Subscription, zu liefern sich entschließen möchten — da die Werke dieser Männer sich meistens so vergriffen haben und großentheils auch so unbequem für uns homunciones des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt sind, daß es beinahe von keinem Nutzen sein kann, sie den Studirenden zu empfehlen, da die wenigsten Gelegenheit finden, derselben

habhaft zu werden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß nicht alle gutdenkende Gelehrte in und außer Deutschland ein solches Unternehmen auf alle mögliche Weise zu fördern und aufzumuntern willig sein sollten.

Jetzt noch ein paar Worte von der Lebensgeschichte unsers Vives. Er wurde zu Valencia in Spanien geboren, setzte seine daselbst angefangnen Studien zu Paris fort, ging sodann nach Löwen, lehrte da mit großem Beifall (in einem Alter von 25—26 Jahren) Philosophie und Humaniora, erwarb sich die Freundschaft des Erasmus (der in einem Briefe an den Leibarzt und Instructor des Erzherzogs Ferdinand, Bruders von Karl V., den 13. Hornung 1519 geschrieben, außerordentlich günstig von ihm spricht), wurde da Lehrer und Hofmeister (wie man's jetzt nennt) von dem jungen Wilhelm de Croi, nachmaligem Erzbischof von Toledo, und schrieb unter Anderm seinen Commentar über des heiligen Augustin's Stadt Gottes,*) ein Buch, das ihm mit der theologischen Facultät zu Löwen Händel machte, ihn hingegen bei Heinrich VIII. in England, dem er's zugeeignet hatte, so gut empfahl, daß er nach England berufen und zum Lehrer der Prinzessin Maria bestellt wurde. Da er aber einige Jahre hernach durch seine öffentliche Mißbilligung der berüchtigten Ehescheidung dieses Königs von seiner ersten Gemahlin, Katharina von Arragon, sich die Ungnade seiner königlichen Excellenz (wie man damals noch sagte) zugezogen, verließ er England, zog nach Brugg, brachte da sein übriges Leben ohne Amt mit Studiren und Verfertigung verschiedener Bücher zu und starb im Jahr 1537, oder nach Andern im Jahr 1541, im 48sten seines Alters. Seine Schriften hat der berühmte Buchhändler Froben in Basel in Folio zusammengedruckt; doch ist das Werk über Augustin's Civitatem Dei nicht dabei. — Eine Anekdote, dieses letztere betreffend, verdient hier Platz. Vives selbst erzählt sie in einem Briefe an den Erasmus. Als Froben mit diesem Buche auf die Messe nach Frankfurt kam, machte es so gar keine Sensation, daß er nicht ein einziges Exemplar davon absetzen konnte. Verleger und Autor fanden sich

*) Ich kann von diesem Werke, da ich's nie gesehen, nicht als Augenzeuge sprechen. Es wird unter seine besten gerechnet und hat schon darum das günstigste Vorurtheil für sich, weil die Theologi von Löwen die darin herrschende Geistesfreiheit höchlich mißbilligt haben, und weil es sich in dem Indice derer von der heiligen Synode zu T. — verbotnen Bücher befindet — wo fast alle guten Bücher dieser Zeit verboten sind.

beide gewaltig weit von ihrer Rechnung. Vides, schreibt ihm Erasmus zurück, etiam in Musarum rebus regnare fortunam. In unsern Tagen wäre manch ähnliches Beispiel aufzuweisen. Ein Buch kann auch relative zu gut sein, um seinem Verfasser viel Leser zu verschaffen, und es ist sehr möglich, daß ein Verleger mit den Werken eines sehr großen Geistes Bankrutt mache. — Aber man muß doch gestehen, daß es ärgerlich ist!

Juliana Morell.[1])

Unter allen gelehrten Damen, deren das siebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweisen kann, scheint mir keine mehr Anspruch zu haben, das Gegenbild der Anna Maria Schurmann zu sein, als die Nonne — — —, die vermuthlich für die meisten Leser des Teutschen Merkur eine ganz neue Bekanntschaft ist.

Ich muß aber gleich voraus offenherzig gestehen, daß ich Schwester Julianen blos von Hörensagen und (damit meine Beichte vollständig sei) blos aus dem Eloge, das von ihr in meinem Cheval de Bataille, der Bullardischen Académie des Sciences et des Arts befindlich ist, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Deutschland unter die sehr seltnen gehören; ich wenigstens habe nie etwas davon zu sehen bekommen. Gleichwol wären mir jetzt, da ich mich in dem Falle befinde, meinen Lesern etwas von ihr zu sagen, ein paar Blätter aus ihren Exercices spirituels sur l'Eternité lieber als alle die pompösen Dinge, welche Herr Jakob Ignatius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt. Denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substantielle Form ihrer Seele wenigstens ebenso gut darin sollte wahrnehmen können als — in dem besten Schattenriß. Da ich aber, wie gesagt, dieses Vortheils ermangle, so ist das Wenige, was ich durch meinen vorbenannten Gewährsmann von ihr erfahren habe, Alles, was ich mittheilen kann.

Juliana Morell wurde im Jahr 1592 zu Barcelona geboren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, III. S. 90—94. — A. d. H.

halber Gelehrter war, hatte sich, wie der Vater der Schurmannin, in den Kopf gesetzt, daß es eine große Herrlichkeit sei, der Vater einer gelehrten Tochter zu sein. Er hatte also, sobald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bei Julchen so gut an, daß sie bereits in ihrem dreizehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstund Hebräisch, Griechisch und Latein, auch die ganze Philosophie obendrein in solcher Perfection (sagt Bullard), „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Philosophie herauszufordern". Sie setzte also im Jahre 1606 zu Lyon (wo sich damals ihr Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Namenspatronin, der heiligen Juliane, zu einem Actus disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich sieht, an diesem ganzen schändlichen Fastnachtsspiel die meiste Schuld hatte, — sparte nichts, die Farce vollständig zu machen. Das gute, kaum dreizehnjährige Mädchen bestieg mit Trompetenschall in einem Kapuziner-Habit die Katheder und disputirte in Gegenwart einer großen Menge ehrwürdiger Prälaten, Philosophen und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hilfe der damals noch im Schwange gehenden scholastischen Terminologie — über Dinge, wovon sie nichts verstund, mit bartreichen Männern mit und ohne Kapuze, die noch weniger davon verstunden, disputirte sie alle zu Boden und erhielt von Meister Antoni Formel, der heiligen Gottesgelahrtheit Doctor, auf der Stelle das Zeugniß, daß seit den Tagen Noä kein Mädchen wie Juliana Morell von einem Weibe geboren worden sei. Die Sache machte damals groß Aufsehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Congratulationen in Prosa und Ligata. Was mich in der Meinung bestärkt, daß die gute Juliana die unschuldigste Person bei diesem gelehrten Possenspiel gewesen, ist der Umstand, daß sie — nicht weil die Welt nicht würdig war, sie zu besitzen (wie Ignatius Bullard meint), sondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon in ein reformirtes Kloster der heiligen Prareda, Dominicaner-Ordens, ging und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beschäftigungen zubrachte, die sich für

diesen von ihr erwählten Stand schickten. Hier publicirte sie ihre obgemeldeten Geistlichen Uebungen und eine französische Uebersetzung und Auslegung der Vita spiritualis des heiligen Vincenz Ferrier, eines funfzig Jahre zuvor canonisirten Predigers ihres Ordens, von welchem unter andern Wunderwerken erzählt wird, daß er 35,000 Juden, 8000 Muhamedaner und 100,000 böse Christen, in Summa hundert- und dreiundvierzigtausend arme Seelen durch seine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in seinem Leben eine andere als die catalonische Landsprache gesprochen zu haben.

Dies, lieben Leser, ist ungefähr Alles, was ich Euch von Schwester Julianen sagen kann. Demjenigen, der mir mit guter Gelegenheit eines von ihren angezeigten Büchlein mittheilen wollte, würde ich's großen Dank wissen, weil ich gewiß zu werden wünschte, ob und inwiefern meine Vermuthung über ihre Seelenähnlichkeit mit der Schurmannin gegründet sein möchte. — Von ihrem Bilde,[1]) das ich gebe, wollen wir lieber nichts sagen. Die Götter selbst verlangen nichts mehr, als daß man ihnen nach Vermögen gebe, sagt Hesiodus. Die Physiognomie des guten Nönnchens mag wol schon in dem Originalgemälde, das Bullard von ihr besaß, Manches verloren gehabt haben. Nun kam die Reihe an die Kupferstecher, namentlich an Herrn Asmus von Boulonnois und ungefähr 100 Jahre drauf an Herrn E. Eichel. Ordentlicherweise gewinnt man nicht viel beim Durchgang durch solche media. Und so kommt es dann, daß unsers Herrn Gottes Werke unter Menschenhänden verpfuscht werden — es sei nun, daß wir sie verderben, weil wir's nicht besser verstehn, oder daß wir sie einbildischerweise verschönern wollen. Dies ist ein so gemeines Loos, daß es eitel Mühe wäre, Jeremiaden darüber anzustimmen.

Pater Baldewein Cabillau, Jesuit, ein lateinischer Versifex des vorigen Jahrhunderts, um auch seines Orts etwas zur Verpfuschung der armen Juliana Morell beizutragen, hat ein Epigramm oder Sinngedicht, wie sie's nennen (als ob in Epigrammen allein oder mehr Sinn sein müßte als in andern Versen), auf sie gemacht, worin er sagt: „sie spreche

---

1) Dem angeführten Hefte des Teutschen Merkur war das Bildniß der Juliana Morell beigegeben. — A. d. H.

Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, und wenn sie vollends gar Hebräisch rede, so fließ' es ihr vom Munde wie Balsam mit Safran." — „Was zum Daus sind die Weiber für Geschöpfe" — fährt Pater Baldewein fort. „Wer sollte denken, daß es möglich wäre? Drei gedoppelte Männer verschließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Brust!" — Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beiläufig zu bemerken ohnermangeln, daß lange vor unsrer Juliana bereits drei Schwestern Morell auf einmal unter den gelehrten Damen des sechzehnten Jahrhunderts figurirt haben, deren Vater Jean Morell Sieur de Grigny war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus, wiewol er Diesen um mehr als funfzig Jahre überlebt hat. Da diese Mädchen griechische und lateinische Verse machten, überdies ihrer drei und Schwestern waren, auch gar ominöse poetische Namen führten (denn die älteste hieß Camilla, die zweite Lucretia und die dritte Diana), so kann man sich vorstellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Name Morell scheint mir so glücklich zu sein, daß ich kaum zweifle, es werden sich bei genauerm Nachforschen noch mehr gelehrte, witzige und kunstreiche Damen dieses Namens vorfinden, und irgend ein Literateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation von gelehrten Morellinnen beschenken können — wenn's nicht etwan gar schon geschehen ist.

Jakob Le Fèvre von Etaples.[1])

(Faber Stapulensis.)

Wir haben das Bild dieses jetzt selten mehr genannten Mannes gegeben, weil auch er einen der obersten Plätze unter den ehmaligen Bekämpfern der mönchischen und scholastischen Barbarei in Frankreich behauptet und insoferne also mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives u. s. w. in eine Classe gehört. Er war ein heller Kopf, der sich viel Mühe gab, den bessern Sinn und Geschmack im Studiren auszubreiten und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrsamkeit anzuführen, aber eben dadurch, und weil er bei Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten noch der Unwissenheit unter Doctorhüten schonte, dem Pöbel der damaligen Philosophaster und Theologaster sich schlecht empfahl. In desto größerm Ansehen stand er bei Allem, was in und außer Frankreich gesunder dachte und dem aufgehenden Tag mit Sehnsucht entgegensah, vornehmlich bei König Franz I. selbst — dem der Beiname le Père des Lettres mehr Ehre macht als Ludwig XIV. der Beiname des Großen — und bei dessen Schwester, der berühmten Königin Margaretha von Navarra. Seine hauptsächlichsten Verdienste waren, daß er den Aristoteles und die heilige Schrift besser verstund und auslegte, als es zu seiner Zeit auf der Universität zu Paris Mode war. Seine lateinische Uebersetzung der Briefe der Apostel mit kritischen Anmerkungen machte viel Aufsehens; doch wurde er hierin bald vom Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war und ungleich schöner schrieb.

Wir haben schon bei einer ehmaligen Gelegenheit*) des großen Lärmens erwähnt, der sich Anfangs des 14. Jahrhunderts

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, III. S. 175—178. — A. d. H.

*) In den Nachrichten von Cornelius Agrippa. Vgl. oben S. 323 f.

in Frankreich wegen der drei Ehemänner der heiligen Anna erhob. Agrippa war in diesem Streite nur der Secundant unsers Le Fèvre, seines Freundes; denn dieser war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die heilige Anna nur einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann sich irgend eine solche kleine historico-kritische Freiheit herausnahm, um sich alle schwarzen und braunen Kapuzen der Christenheit übern Hals zu ziehen. Allein Le Fèvre ließ es nicht dabei bewenden. Nicht zufrieden, die drei Männer der heiligen Anna auf einen reducirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil, aus der einzigen Maria Magdalena drei ganz verschiedne Personen zu machen. Die gemeine herrschende Meinung war bisher gewesen, Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, die Maria, aus welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben, und die ungenannte Sünderin im 7. Capitel des Evangelisten Lukas, seien nur eine Person gewesen, nämlich die heilige Maria Magdalena, die (sonderlich als schöne Büßerin) seit der Wiederherstellung der Künste immer ein Lieblingssujet der christlichen Maler gewesen ist. Le Fèvre unterfing sich, diese Meinung zu bekämpfen, ungeachtet sie die Autorität des römischen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe sind ein paar hundert Jahre später so gewichtig befunden worden, daß viele gelehrte Geistliche unter den Katholischen kein Bedenken getragen, sie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde Le Fèvern ein großes Verbrechen daraus gemacht und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der ersten Theologen derselben Zeit, der berühmte Doctor Fischer, Bischof von Rochester, sich in eigner Person an die Spitze der Mönche und Doctoren stellte und ein mächtiges Buch für die Einheit der drei Marien schrieb, worin er mit dem kleinen Le Fèvre wie mit einem Renegaten zu Werke ging. In der That, wenn man die Vorurtheile seiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen Le Fèvre höchst verwegen. Aber was die Sache vollends verderbte, war, daß er sein Büchlein gerade um die Zeit publicirte, da Luther im Herzen Deutschlands sich gegen den Ablaßhandel, einen der einträglichsten Zweige des damaligen römischen Commercii, auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli, und man konnte sie, wie die Umstände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelassenheit ansehen, womit man in unsern Tagen kritische Fragen von ungleich höherm

Belang anzusehen pflegt. Le Fèvre war damals schon ein Mann von achtzig Jahren, aber dieses hohen Alters und seiner sehr kleinen Statur ungeachtet noch ein rüstiger Mann und — ohne sich gleichwol öffentlich von der katholischen Kirche zu trennen — der damals, unter dem Schutz der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhand nehmenden Partei der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523 vermehrte er die großen Klagen, welche die Sorbonne bereits über ihn zu führen hatte, durch eine französische Uebersetzung der vier Evangelien, die von den Laien begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der große Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doctor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I. selbst furchtbar machte, in centnerschweren Streitschriften wider ihn, sondern die hochgedachte Facultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Degradation (denn Le Fèvre hatte die Ehre, ein Doctor der Sorbonne zu sein), und da auf derselben Anstiften auch das Parlament seinen weltlichen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen sein, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worin ihn Karl V. damals hielt) an das Parlament geschrieben und diese Sache seiner eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bei Alledem war für einen Mann von beinahe neunzig Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus) nicht nach der Märtyrerkrone strebte, das Rathsamste, sich zurückzuziehen und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dies war es auch, was Le Fèvre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux zu dem gelehrten Bischof Wilhelm Brissonet, der die Reformirten eine Zeit lang sehr begünstigte; da ihn die Franciscaner auch von da vertrieben, nach Blois und zuletzt nach Guyenne, wo er zu Nerac unter dem unmittelbaren Schutz der Königin Margaretha, seiner großen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugenottischen Partei, welche diese Fürstin um sich hatte, den Rest seines Lebens in Frieden zubrachte und im Jahr 1537, beinahe hundert Jahre alt, beschloß, nachdem er in einem mündlichen Testament seinen Freund Gérard Roussel zum Erben seiner Bücher und die Armen zu Erben aller seiner übrigen Verlassenschaft eingesetzt hatte.

Nikolas Claudius Fabri, Herr von Peiresk.[1])

Nikolas Claudius Fabri, Herr von Peiresk (oder Peyresc, wie es auch geschrieben wird), Parlamentsrath zu Aix in der Provence (geboren den 1. December des Jahrs 1580, gestorben den 24. Juni 1637), war durch die Vereinigung einer unbegrenzten Begierde nach Erkenntniß mit einem außerordentlichen Grad von allen Tugenden des Herzens, die den edeln und guten Menschen machen, eine von den denkwürdigsten Personen, die der Menschheit im vorigen Jahrhundert Ehre gemacht haben. Peter Gassendi, selbst einer der verdienstvollsten, besten Männer seiner Zeit und sein vertrautester Freund, hat das Leben dieses seltnen Mannes ausführlich und mit Liebe, aber doch so beschrieben, daß die Wärme des Freundes der Rechtsinnigkeit des Philosophen keinen Eintrag thut. Wir gedenken in einem der noch übrigen Monate dieses Jahres einen Auszug des Interessantesten aus diesem schätzbaren Buche zu liefern und hoffen dadurch allen unsern Lesern, denen es Freude macht, mit vortrefflichen Menschen näher bekannt zu werden, einen angenehmen Dienst zu thun.[2]) Für jetzt mag es also genug sein, wenn wir denen unter ihnen, für welche unser Peiresk eine ganz neue Bekanntschaft ist, mit den Worten des Bayle sagen: daß wenig einzelne Privatpersonen jemals der Gelehrtenrepublik so viele und wichtige Dienste geleistet haben als er. „Er war, so zu sagen, ihr General-Procurator; er munterte fähige Köpfe auf und unterstützte sie in ihren Unternehmungen auf alle mögliche Weise, theilte ihnen Ideen und Materialien mit, verwendete einen großen Theil seiner Einkünfte, die seltensten und nützlichsten Denkmäler des Alterthums zu kaufen oder co-

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, IV. S. 91--93. -- A. d. H.
[2]) Ist nicht geschehen. — A. d. H.

piren zu lassen, und unterhielt zu all diesen Zwecken einen ungeheuern Briefwechsel mit Männern von Genie, Wissenschaft und Talenten im ganzen Europa. Alterthümer, Sprachen, Geschichte, Kritik, philosophische Experimente, Seltenheiten der Natur und Kunst — seine Wissensbegierde umspannte alle diese Kreise, und sein Haus konnte mit Recht eine Akademie der Wissenschaften und Künste genennt werden." Bei Allem diesem lebte und wirkte Peiresk mit einer Uneigennützigkeit und Freigebigkeit, die eines Fürsten würdig war — und was einen Zug in seinem Charakter macht, der ihm vielleicht ganz eigen ist — dieser Mann, der so viel für die Wissenschaften gethan, der mit einer unendlichen Menge von Gelehrten und Schriftstellern (worunter manche gar mächtige Prätensionen führten) in Verbindung stund, den meisten von ihnen mancherlei Verbindlichkeiten aufgelegt hatte und über All dies selbst ein Schriftsteller von Wichtigkeit war — dieser Mann ging aus der Welt, ohne unter ihnen allen sich jemals einen Feind gemacht zu haben. „Alle Tugenden der heroischen Zeiten", sagt der Schönsprecher Balzac, der auch hier gern zu viel gesagt hätte, wenn's möglich gewesen wäre, „waren in dieser schönen Seele vereiniget. Die allgemeine Verderbniß der unsrigen vermochte nichts über seine gute Constitution, und nichts Böses, das ihn berührte, konnt' an ihm haften. Seiner großmüthigen Wohlthätigkeit konnten weder das Meer noch die Alpen Grenzen setzen — und er empfing Danksagungen aus den äußersten Enden von Syrien und sogar von der Spitze des Libanus. In mäßigen Glücksumständen hatte er die Sinnesart eines großen Herrn, und er war ein Mäcen, ohne einen August zum Freunde zu haben." — Sollte dies nicht mehr als genug sein, unsre Leser nach der genauern Bekanntschaft mit einem solchen Charakter lüstern zu machen?[1])

---

[1]) Dem vorigen Hefte des Teutschen Merkur (dem Septemberhefte) war sein Bild vorgesetzt gewesen. — A. d. H.

Hieronymus Fracastor.[1])

Hieronymus Fracastor, ein edler Veroneser (geboren im Jahr 1483, gestorben auf seinem Landgut unweit Padua im Jahr 1553), ist unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetischen Talents unstreitig der Erste — und der Einzige, der ihm diesen Lorbeer vielleicht streitig machen könnte, würde schwerlich günstig von der Beurtheilungskraft Desjenigen denken, der die Alpen[2]) über die Syphilis setzen wollte. Fracastor widmete sich den beiden Künsten, die ehmals unter Apollo's Schutze stunden, aus Neigung. Er war ein Mann von contemplativer Gemüthsart, ohne Ehrzeiz, ohne Projecte, mit Wenigem vergnügt, ein Feind des Geräusches und der Zerstreuungen der großen Welt, aber ein muntrer, angenehmer Gesellschafter im vertraulichen Zirkel seiner Freunde. Da er die Unabhänglichkeit liebte, für keine Familie zu sorgen hatte und sein Erbgut für die Mäßigkeit seiner Bedürfnisse und Wünsche hinreichend fand, so übte er die Arzneikunst unentgeltlich aus, um dies edle Vergnügen, Gutes zu thun, so rein als möglich zu genießen. Aber während der Kirchenversammlung zu Trident, wo er sich (nach Sleidan's Bericht) als bestellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfing er aus der päpstlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60 Goldgülden. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Erforschung der Beschaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigstens den meisten Aerzten seiner Zeit unheilbaren Krankheiten, der ansteckenden Fieber und des Neapolitanischen Uebels, welches

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, IV. S. 93—96, unmittelbar hinter der vorigen Nachricht. Fracastor's Bild stand vor diesem Hefte, dem Octoberhefte. — A. d. H.

[2]) Haller's. — A. d. H.

im 16. Jahrhundert so grausame Verwüstungen, besonders im südlichen und westlichen Europa anrichtete und so bösartig war, daß es sich, wie die Kinderpocken, sogar durch die bloße Ausdünstung einer damit angesteckten Person, Berührung ihrer Kleider u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entstandnes Werk Ueber die ansteckenden Krankheiten und ihre Heilart*) und die Erfindung des unter dem Namen Electuarium Diascordii bekannten Arzneimittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten, die zur Vervollkommnung der wichtigsten aller Künste beigetragen — sowie sein berühmtes Gedicht Syphilis oder Poema de Morbo Gallico, Libri III, den ersten Platz unter den neuern lateinischen Dichtern erworben. So urtheilen wenigstens die größten Kenner, ein Vossius, ein Rapin, ein Gravina und Andere davon, und selbst Julius Cäsar Scaliger**) kann sich nicht entbrechen, es ein göttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigstens stimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina***) überein, der es Virgil's vollkommenstem Werke, den Georgicis, an die Seite setzt, und mit Rapin, der es in seinen Réflexions sur la Poétique allen andern Gedichten der neuern lateinischen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreife nicht, in welcher Laune der Verfasser der Nouvelles de la République des Lettres gewesen sein mag, als er meinte: man hätte Mühe, dem Fracastor zu verzeihen, daß er über eine so garstige Krankheit, und die er blos als Arzt hätte tractiren sollen, ein so schönes Gedicht gemacht habe.†) Ich sehe nichts, was da zu verzeihen sein soll, wenn man bedenkt: daß dies Süjet damals für ganz Europa und besonders für Italien unendlich wichtig war — daß der Dichter selbst solches mit desto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiser und glücklicher Heilungsart dieser Krankheit vielleicht der Erste seiner Zeit war und den Beinamen des Glücklichen deswegen erhalten hatte — daß überdem nichts Schwerers war, als ein so ekel- und grauenhaftes Süjet mit so viel poetischem Talent, Geschmack und Delicatesse, wie er gethan hat, zu behandeln und es dadurch zu einer Quelle der feinsten Ergetzung des Geistes zu machen — daß eben diese Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine solche Menge noch un-

*) De Contagione et contagiosis morbis eorumque Curatione Libri III.
**) Poëtica, L. VI. p. 754.
***) Della Ragione poetica, c. 36.
†) Mois de Février 1687.

berührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen besondern Reiz für ein wahres Dichtergenie haben mußte — und endlich, daß es wahres Verdienst um die Menschheit war, in einer Zeit, wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganzer Nationen bei diesem verhaßten und scheußlichen Gegenstande interessirt war, die nöthigsten und gemeinnützlichsten Kenntnisse über denselben durch die darüber ausgegossenen Grazien der Poesie und unter einem so angenehmen Vehiculum einer desto größern Anzahl von Personen beizubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracastor zum höchsten Lobe, daß er dieses mit den schlüpfrigsten Gegenständen so nah verwandte Süjet mit einer so jungfräulichen Sittsamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuscheste der Musen es der Diana selbst mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorlesen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein sonderbarer Zufall in Fracastor's Leben bemerkt zu werden, daß seine Mutter, da sie ihn als ein noch kleines Kind auf den Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden,*) ohne daß er selbst den mindesten Schaden dabei genommen; ein Fall, der gewiß unter die seltensten gehört und vielleicht ohne Beispiel ist.

*) Pope-Blount zieht den Ghilini in Theatro Virorum Eruditorum zum Gewährsmann dieser Anekdote an.

Justus Lipsius.[1])

Ein Mann, der unter den Philologen und Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet hat und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt Niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler Andern seinesgleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu untersuchen.

Das Bildniß, das wir von ihm diesem Stücke[2]) vorgesetzt haben, hat das Verdienst einer ziemlich genauen Gleichheit mit demjenigen in Bullard's Akademie, das für ein Original gelten kann, und nach welchem wir's haben copiren lassen. Wir empfehlen es den Physiognomikern sowol als den Pathognomikern — als für welche beide Arten von Gnomikern oder Gnostikern wir unsers Orts, unter gehörigem Vorbehalt und certa ratione modoque, allen gebührenden Respect tragen —, um zu sehen und zu forschen, ob und inwiefern aus diesem Kopfe, dieser Stirne, diesen Augen, dieser Nase, diesem Munde, diesem Umriß des Gesichts, diesen Zügen, Runzeln u. s. w. sich a posteriori verificiren und bestätigen lasse, daß dieser nämliche Justus Lipsius*)

1) einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt,**) so daß er z. B.

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, IV. S. 188—192. — A. d. H.

[2]) Dem Novemberheft des Teutschen Merkur. — A. d. H.

*) Geboren unweit Brüssel im Jahr 1547, gestorben zu Löwen im Jahr 1606.

**) Aus genauerer Vergleichung seiner Physiognomie, seines Lebens und seiner Schriften möchte sich wol ergeben, daß dieses Wundergedächtniß die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen.

sich einst in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus bei einem großen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn auswendig hersagen könnte und bereit sei, einen Mann mit bloßem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erschütternder, furchtsamer, Geschäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müssiggang liebender Mann gewesen und mit allen diesen Qualitäten sich in den Kopf gesetzt, die stoische Philosophie wiederherzustellen;

3) daß er aber doch mit aller seiner Prätension an die hohe stoische Weisheit und mit allen seinen Bemühungen, die Moralphilosophie dieser Secte wiederherzustellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur so viel vom ächten Stoiker in sich gehabt hätte, als ehmals der römische Senator Favonius vom Cato in sich hatte, dessen ewiger Affe er war;

4) daß er in seinen jüngern Jahren in der Religion über alles Beispiel unbeständig,*) im Alter hingegen, in einem Grade, der seiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, devot gewesen und seine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorsam seiner damals schon großmächtigen Gönner, der Jesuiten, gegeben, bei denen er ehmals erzogen worden, und für die er immer die größte Verehrung profitirte, auch es endlich so weit gebracht, daß er

5) zwei schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wundern unserer lieben Frau zu Hall und das andre von den Wundern und Gnaden unsrer lieben Frau zu Sichem geschrieben, worin ein Wunderglaube und ein Ton von Devotion herrscht, der den glaubseligsten aller Karmeliter und Kapuziner beschämen könnte;**)

---

*) Er war römisch-katholisch geboren und erzogen. In seinem 25. Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Professor war, den überzeugten Lutheraner, ging darauf nach Köln und von da in sein Vaterland zurück und war wieder römisch-katholisch; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leyden, nahm eine Professorstelle mit ansehnlicher Besoldung an und machte den Calvinisten, bis er (um den bösen Händeln, die er sich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Religionsdissentienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 sich wieder in den Schutz des Königs von Spanien begab und sein übriges Leben durch der römischen Kirche eifrigst beigethan blieb. Das Erbaulichste ist, daß der Mann, der in der Religion so unbeständig war, ein Buch de Constantia schrieb.

**) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein ächter Stoiker.

6) daß er ungeachtet der großen Humanität, die seine Freunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn als einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit Ehre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte, und zu der er selbst sich bekannte, von den Spaniern aufs Grausamste verfolgt wurde, den Muth gehabt, zu behaupten: man müsse in einem Staat nur eine Religion dulden, und es sei erlaubt, mit Feuer und Schwert gegen die öffentlichen Bekenner einer andern zu wüthen*) — und endlich

7) daß er bei aller von ihm gerühmten ungemeinen Bescheidenheit gleichwol ein so hohes Gefühl seines werthen Selbsts und eine so ungeheure Meinung von seinen Verdiensten und Thaten geheget, um der heiligen Jungfrau die Schreibfeder, womit er die vorgedachten beiden Bücher geschrieben, mit folgender ungemein modesten Unterschrift zu widmen:

Hanc, DIVA, Pennam, interpretem mentis meae,
Per alta spatia, quae volavit aetheris,
Per ima, quae volavit et terrae et maris,
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae
Operata semper, ausa**) quae Constantiam
Describere et vulgare; quae Civilia,
Quae Militaria atque Poliorcetica,
Quae, Roma, magnitudinem adstruxit Tuam
Variaque luce scripta prisci saeculi
Affecit et perfudit: hanc Pennam tibi
Nunc, DIVA, merito consecravi LIPSIUS;
Nam numine istaec inchoata sunt Tuo,
Et numine istaec absoluta sunt Tuo etc.

„Diese Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetsch,
Sie, die durch des Aethers hohe Räume flog,
Durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
Die, der Wissenschaft, der Klug- und Weisheit immer

Vide Cicero, De Natura Deor., wo Vellejus den Stoikern verschiedne Complimente wegen ihrer supererogatorischen Verdienste in diesem Artikel macht.

*) Ure, seca, ut membrorum potius aliquod quam totum corpus intereat, sind die eignen erbaulichen Werte unsers christlichen Seneca in seiner Civili Doctrina, L. IV. c. 3, einem seiner elendesten Bücher.

**) Da steht einmal das Wort am rechten Orte!

Dienstbar, die Beständigkeit zu schildern sich erkühnte,
Die des Friedens- und des Kriegs Regierungskünste
Schrieb und Deine Größe kund that, altes Rom,
Und mit mannichfalt'gem Licht des Alterthumes
Nachlaß überstrahlte; diese Feder, Göttin,
Weihet jetzt, wie billig, Dir Dein Lipsius;
Denn durch Deinen hohen Beistand ward dies Alles
Einst begonnen, und zu Stande kam's durch Deinen Beistand" u. s. w.

Als eine Zugabe zu all diesem wünschen wir besonders von den Physiognomikern zu vernehmen, ob sie aus diesem Gesichte nicht auch sehen könnten, daß Lipsius die Musik nicht leiden konnte, hingegen ein großer Blumist und so sehr ein Liebhaber von Hunden war, daß er einst ihrer drei (was für einen Gelehrten und Stoiker immer genug ist) auf einmal hatte, Mopsus, Mopsulus und Sapphir genannt, von deren Weisheit, Tugend und großen Verdiensten er in einem seiner Briefe (Centur. I. 41) nicht genug Rühmens machen kann. Die Pathognomiker aber möchten wir fragen, ob sie es dem Manne, dessen Stirne so voll weiser Falten ist, wol ansehen, daß er in seiner ersten Jugend Einer von Denen gewesen, qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt, und hernach, zumal bei einer so zahlreichen Nachkommenschaft von Kindern seines Gedächtnisses und seiner Schreibfinger, nicht so viel procreative Kraft habe zusammenbringen können, um in einem vieljährigen Ehestande auch nur ein einzigmal den Vaternamen zu verdienen. Dieser gedoppelte Umstand mag nun in seiner Physiognomie geschrieben stehen oder nicht, wahr ist er auf jeden Fall.

Mit allen diesen Eigenschaften nun machte Justus Lipsius nebst Casaubonus und Scaliger das gelehrte Triumvirat seiner Zeit aus, und — wie nun die Welt einmal dazu gemacht ist, betrogen zu werden, weil sie betrogen werden will — der Senat von Antwerpen ehrte sein Gedächtniß mit einer ehernen Bildsäule und folgender Aufschrift:

Si simplex animi candor, si nescia fuci
Integritas, similes nos facit esse Diis.
Nemo te propius, Lipsi, se aequabit Olympo;
Nam te candidior nemo nec integrior.

Als einen Commentar zu dieser Apotheose kann, wer Zeit und Lust hat, den Lipsius Proteus des Thomas Sagittarius nachschlagen, wo einige namhafte Anomalien und grobe Menschlichkeiten dieses Halbgottes sattsam verificirt sind. — Wir sind weit entfernt, einem guten Menschen übel zu nehmen, daß er auch an Schwachheit ein Mensch ist — nur dies scheint uns billig, daß, wer sich selbst erhöhet, erniedriget werde, und daß überhaupt die Zeitgenossen es der Nachwelt überlassen, den Werth eines Jeden aus dem, was von ihm übrig ist, zu bestimmen.

Algernon Sidney.[1])

Dieser britische Cassius, wie ihn der Dichter Thomson nennt, stammte von einem sehr alten und an großen Männern fruchtbaren Geschlecht ab. Er war der zweite Sohn Robert's, Grafen von Leicester, aus der Ehe mit Dorotheen, der ältesten Tochter Henry Percy's, Grafen von Northumberland, die sein Vater im Jahr 1618 heirathete. Sein eigentliches Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es wol das 1622ste gewesen sein. Sein Vater trug große Sorge, ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn deswegen mit, da er im Jahr 1632 als Gesandter nach Dänemark ging. Eben dieses that er auch im Jahr 1636 während seiner Gesandtschaft am französischen Hofe, wo er sich (wie aus einem Briefe seiner Mutter erhellt) bereits durch die Lebhaftigkeit seines Witzes und die Anmuth seines Umgangs auf eine sehr vortheilhafte Art bemerken machte. Wir finden sonst keine weitere Nachricht von seiner Erziehung; aber sein Werk von der Republik und die Grundsätze, denen er in seinem Leben gefolgt, lassen nicht zweifeln, daß er schon in seiner Jugend aus den Schriften der alten Griechen und Römer diese republikanische Sinnesart und diesen herzlichen Haß gegen Tyrannei und Tyrannen eingesogen, der ihn sein ganzes Leben durch beseelt, und wovon er endlich das Opfer geworden.

Nach dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am Ende des Jahrs 1641, erhielt er das Commando über eine Compagnie zu Pferde beim Regimente seines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieses Königreichs war. Er reiste mit

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1778, III. S. 279–284 und IV. S. 187–192. Unter der Ueberschrift: „Auszug aus dem Leben des A. S." — A. d. H.

seinem ältesten Bruder, Lord Viscount Lisle, dahin und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch sein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahr 1643 erhielt er vom König Erlaubniß, wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden August zu Lancashire landete, wurde er auf Befehl des Parlaments nach London in Verhaft gebracht und zur Annahme eines Commando's daselbst vermocht.

Den 10. Mai im Jahr 1644 machte ihn der Graf von Manchester, Generalmajor verschiedener Grafschaften, zum Capitän einer Compagnie zu Pferde bei seinem eignen Regimente. Sein Bruder, Lord Viscount Lisle, welcher kurz darauf Generallieutenant von Irland und Befehlshaber über die dortigen Völker wurde, gab ihm das Commando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daselbst zu dienen, und aus dem geschriebenen Tagebuche des Grafen, seines Vaters, sieht man, daß er gleichfalls Generallieutenant der Cavallerie von Irland und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor seiner Reise in dies Königreich das Gouvernement von Chichester hatte und der Schlacht bei York und verschiedenen andern Actionen beigewohnt.

Den 2. Mai empfing der Oberste Sidney den Dank vom Parlament für seine guten Dienste in Irland und wurde nachher zum Gouverneur von Dover bestellt. Im Januar 1648 wurde er zu einem von König Karl's Richtern ernannt, ging aber nicht in ihre Versammlung. Warum er dies nicht that, wissen wir nicht. Indessen ist offenbar, daß er sowol aus Neigung als Grundsätzen ein eifriger Republikaner und deswegen ein ebenso abgesagter Feind von Oliver Cromwell war, sobald Dieser die höchste Gewalt im Staat an sich zog, als er vorher, und so lange er Hoffnung hatte, die Verfassung Englands die Gestalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freistaates gewinnen zu sehen, ein erklärter Gegner der unbeschränkten Monarchie gewesen war.

Als aber nach der Abdankung des Protectors Richard Cromwell das Parlament im Mai 1659 wieder aufgerichtet und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beides als Menschen und als Christen, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde oder Versammlung der Lords, in Sicherheit zu stellen, so stimmte er mit hierzu und wurde selbst zu einem von den Räthen des Staats, und den 5. Juni darauf ernannt, mit Sir Robert Honewood

und Bulstrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwischen dem König von Schweden und Dänemark Frieden zu negociiren, wiewol Whitelocke Mittel fand, sich von diesem Auftrag wieder loszumachen und einen Andern an seiner Statt ernennen zu lassen.

Als bald nachher alle Umstände sich zur Wiedereinsetzung König Karl's II. anließen, schrieb der Oberste Sidney in der Nachschrift eines Briefes an seinen Vater: „Ich sage jetzt nichts von meinen eignen Entschließungen in Rücksicht auf die Ereignisse, die theils schon vorüber sind, theils täglich noch erwartet werden. Das Wahre davon ist: ich weiß sie selbst noch nicht. Die Sache ist zu schwer, als daß ich in so großer Entfernung darüber urtheilen könnte, zumal da ich nicht weiß, was in meiner Macht oder Wahl stehen wird. Wenn ich keine neuen Befehle empfange, werd' ich so eilfertig als möglich zurückkommen und dann den Weg gehen, welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen oder Ihre besten Freunde mir rathen, und das, so lang ich kann, ohne die Grundsätze der Ehre oder des Gewissens zu beleidigen; wiewol ich überzeugt bin, daß mir weder von Ew. Gnaden noch den Uebrigen, deren Meinungen ich achte, so etwas kann zugemuthet werden. So lang ich hier bin, dien' ich England und werde mit allem nur möglichen Bedacht und Eifer das Interesse desselben zu erhöhen suchen und den Vorschriften Derer nachleben, die es regieren. Die Bestimmung andrer Punkte verspar' ich bis zu mündlichen Unterredungen."

Die Restauration des Königs (wie diese Epoche in der englischen Geschichte genennet wird) erfolgte bekanntlich den 8. Mai 1660, und aus einem Briefe, den Sidney an seinen Vater den 16. Julius aus Stockholm erließ, zeigt sich, daß er und seine Collegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß, nach England zurückzukehren, erhielten, daß er aber für seinen Theil ungeachtet der persönlichen Freundschaft des General Monk sich in großer Verlegenheit befand, da er, so wie die Sachen stunden, weder mit Anstand seinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Ursach hatte, sich in England für sicher zu halten, ungeachtet der General Monk (der, als das vornehmste Werkzeug der Restauration, damals Alles beim Könige vermochte) immer viel persönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äußert die nämliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22. Julius und bittet seinen Vater

um Anweisung, wie er sich in seiner sehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leicester ist vom 30. August datirt und enthält unter Andern Folgendes: „Ich halt' es für undienlich und fast gar für unsicher, daß Du jetzt nach England zurückgehest. Denn Powel wird Dir gesagt haben, daß er bei seinem Aufenthalte hier gehört, Du solltest von der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen sein, und ob ich gleich nicht weiß, was Du gethan oder hie und da gesprochen haben magst, so hab' ich doch verschiedentlich gehört, daß man von Dir so eine schlimme Meinung als von irgend Einem, sogar von Denen hat, welche den letzten König zum Tode verurtheilt haben. Als ich noch glaubte, es fände keine andre Einwendung gegen Dich statt, als daß Du von der Gegenpartei gewesen, sprach ich mit dem General Monk zu Deinem Besten und erhielt die Antwort: Du wärest übel beim König angeschwärzt worden; er wolle aber sein Möglichstes für Dich thun. Ich wollte darauf noch mit Jemand sprechen — Du magst rathen, wen ich meine; — allein seitdem habe ich solche Dinge von Dir gehört, daß auch blos in der Ungewißheit ihres Grundes wol Niemand seinen Mund für Dich aufthun möchte. Ich will Dir einige Punkte erzählen, und Du wirst wohlthun, wenn Du Dich deswegen rechtfertigest. Es heißt: die Universität zu Kopenhagen hätte Dir ihr Album geschickt, damit Du etwas hineinschreiben möchtest, und Du hättest dann diese Worte:

— Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem,

hineingeschrieben und Deinen Namen darunter gesetzt. Wenn dies wahr ist, so kann's nicht anders als öffentlich bekannt sein. Auch heißt es: ein Minister, der eine gewisse Lady Laurence hier zu Chelsea geheirathet, jetzt aber zu Kopenhagen wohnt, wäre dort mit Dir in Gesellschaft gewesen und hätte zu Dir gesagt: „Ich glaube, Sie waren keiner von den Richtern des letzten Königs oder schuldig an seinem Tode?" — „Was?" — hättest Du gesagt — „Schuldig? — Nennen Sie das Schuld? — Es war die gerechteste und bravste That, die je in England oder irgendwo geschehen ist;" und darauf hättest Du noch verschiedne Reden von eben der Art ausgestoßen. Ferner heißt es: als Du erfahren, daß man damit umgehe, Dich in Verhaft zu nehmen, hättest Du dem

König von Dänemark selbst davon Nachricht gegeben und gesagt: „Ich höre, daß man Willens sei, sich meiner zu bemächtigen; aber wer will das? Est-ce notre bandit?“ und dadurch sollst Du den König gemeint haben. Ueberdies will man Dich in heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Person und Familie haben sprechen hören, welches Dir schwerlich vergeben oder vergessen werden wird, dafern Du Dich nicht rechtfertigen kannst. Denn solche persönliche Beleidigungen machen tiefere Eindrücke als öffentliche Handlungen im Krieg oder Frieden“ u. s. w. — Das Resultat von dem Allen war, daß ihm sein Vater rieth, bis auf weitern Bescheid sich in Hamburg aufzuhalten.

Nachdem er sich einige Zeit unter den Musen Italiens und ihren Kunstwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich, sich seinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf seiner Reise besuchte er den ehmaligen Parlamentsgeneral Ludlow, einen der rechtschaffensten Männer seiner Partei (selbst nach dem Geständniß der gegenseitigen) und seine übrigen Freunde auf ihren Ruhesitzen in der Schweiz, bei denen er sich etliche Wochen aufhielt und sich ein rechtes Geschäfte daraus machte, sie öffentlich als seine Freunde zu erkennen und ihnen so viel gute Dienste zu leisten, als er konnte.

Von seinem Aufenthalt in den nächstfolgenden Jahren ist nichts bekannt, außer daß er sich im Jahr 1665 in Augsburg befunden, wohin (wenn den Memoirs des General Ludlow hierin zu glauben ist) König Karl II. zehen Männer abgeschickt haben soll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

Er blieb bis ins Jahr 1677 außerhalb seines Vaterlandes, nämlich so lange, bis er endlich durch Vermittelung des Sir Henry Saville, damaligen englischen Abgesandten am französischen Hofe, vom Könige begnadigt wurde und demzufolge die Erlaubniß erhielt, wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahre 1678 bewarb er sich um die Parlamentsstelle der Stadt Guilford in Surrey; allein da der Hof sich seiner Wahl widersetzte, hielt er es, ungeachtet er nicht unterließ, seinen Wählern das unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieser

Sache mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit vorzustellen, doch nicht für dienlich, seine Bewerbung durchsetzen zu wollen. Ebenso unglücklich war er im nächstfolgenden Jahre bei seiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Sussex, weil die Sache schon vorher von Sir John Pelham und der Familie der Sidney's, welche die Hitze und den Muth seines Geistes bei solchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil seines Bruders, Heinrich Sidney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahr 1683 wurde er angeklagt, als sei er in dem bekannten Rye-House-Complot*) verwickelt gewesen, und wurde deswegen, als der Proceß des Lord Russel's geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte sich, er würde sich gehörig zu vertheidigen wissen, wenn sie irgend einen Beweis gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch Dieses oder Jenes, das er etwa sagen möchte, Stärke zu geben, sei er nicht Willens. Auf diese Art war seine Untersuchung sehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower, wurde aber endlich vermittelst eines Habeas Corpus den 7. November 1683 dem Kings-Bench-Gericht überliefert und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen seines ungerechten und grausamen Charakters in der englischen Geschichte gebrandmarkte Jefferys war damals Lord-Oberrichter, und diesem schon mit dem Blute so vieler Unschuldigen und Edeln befleckten Unmenschen war es ein Leichtes, eine parteiische Jury dahin zu bringen, die Unschuld selbst schuldig zu finden. Nie ist ein ähnlicher Proceß tumultuarischer und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider den Sidney aussagte, war der Lord Howard; weil aber das Gesetz zween Zeugen erforderte, so fiel man auf ein seltsames Mittel, um diesen Mangel zu ersetzen. Als man das Studirzimmer des Gefangenen durchsuchte, fanden sich einige Abhandlungen über die Regierung, worin er Grundsätze behauptete, welche zwar der Freiheit günstig, aber doch so beschaffen waren, daß (wie Hume sagt) die besten und gehorsamsten Unterthanen in allen Zeiten dieselben bekannt haben: nämlich den Originalvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Gesetz erlaubte Freiheit, dem Tyrannen zu widerstehen, den Vorzug der republikanischen Verfassung vor der Regierung einer

*) S. Hume's Geschichte von Großbritannien, Bd. 2. S. 343 d. d. Uebers.

einzigen Person u. dergl. Von diesen Schriften behauptete man, daß sie so gut wären als ein zweiter Zeuge, ja so gut als viele Zeugen. Der Gefangne antwortete: sie hätten keinen andern Grund, warum sie ihm diese Papiere zuschrieben, als die Aehnlichkeit der Hand; ein Beweis, den man in gerichtlichen Untersuchungen niemals annähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfasser wäre, so hätte er sie doch nur blos zu seinem eigenen Vergnügen aufgesetzt und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Person gezeigt. Wenn man sie recht wohl ansähe, so würde man aus der Farbe der Tinte finden, daß sie schon vor vielen Jahren geschrieben wären, und sie würden ganz unstatthafterweise als Zeugnisse von einer jetzigen Verschwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Gesetz ausdrücklich zwei Zeugen forderte, so könnte ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendsten Umstände aussagte. Alle diese Gründe, ob sie gleich der Gefangne mit großem Muth und Stärke am Verstande vortrug, verschlugen nichts. Parteiische, gewissenlose und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn schuldig, und er empfing also sein Todesurtheil. Die Vollziehung desselben aber wurde ungewöhnlicherweise drei Wochen länger aufgeschoben, um dem allgemeinen Unwillen, den seine Inquisition als ein Verfahren von der ungeheuersten Ungerechtigkeit erregt hatte, Zeit zu lassen, sich wieder zu setzen. In dieser Zwischenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, seinen Neffen durch Heirath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe seiner Rechtfertigung und eine Appellation an Se. Majestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von Neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferys sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben,*) so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm allezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7. December 1683 auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhafts hatte er einigemal nach Predigern von der Independentenpartei geschickt und sich mit ihnen als ein Christ auf sein bevorstehendes Schicksal vorbereitet. Jetzt ging er dem Tod mit der Unerschrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der sich den Marcus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er

*) Burnet's Geschichte, I. S. 572.

war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er sprach wenig, und sein Gebet war sehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf einen Streich abgeschlagen und der Leichnam des folgenden Tags bei seinen Voreltern zu Penshurst (dem alten Familiensitz der Sidneys) beigesetzt. Das Papier, das er vor seiner Hinrichtung den Sheriffs übergab, enthält eine kurze Vorstellung des gesetzwidrigen Verfahrens seiner Richter und der in seinem Manuscripte enthaltnen Grundsätze. Es endet sich mit diesem merkwürdigen Schlusse: „Gott vergebe diese bösen Praktiken" — er hatte zuvor von denjenigen gesprochen, die an ihm ausgeübt worden — „und wende all das Unheil ab, das die Nation durch sie bedroht! Der Herr heilige dieses mein Leiden in mir, und wiewol ich als ein Opfer von Götzen falle, dulde er nicht, daß Götzendienst in diesem Lande Wurzel fasse! Segne Dein Volk und rette es! Erwecke die Kraftlosen, leite die Willigen, stärke die Wankenden und gieb Weisheit und Lauterkeit Allen! Ordne alle Dinge zu Deiner größten Verherrlichung und gieb, daß ich so sterbe, wie es Demjenigen ziemt, der durch Dein besonderes Verhängniß auserwählt worden ist, als ein Zeuge Deiner Wahrheit und (nach dem selbsteignen Bekenntniß meiner Widersacher) für diese gute alte Sache zu sterben, der ich von meiner Jugend an angehangen, und für welche Du Dich oft und auf eine wundervolle Weise selbst erklärt hast!" — Das Motto, welches er während dem Parlamentskriege mit Karl I. gewöhnlich statt Schild und Wappen führte, Sanctus amor patriae dat animum, war also kein Motto wie so manche Mottos, die man aus Ostentation, oder Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerspiel von dem Leben Derer, die sie führen, sind. Diese heilige Liebe zum Vaterland war die einzige Leidenschaft seines Herzens; er lebte für sie, und noch im Tode war's ihm süß, für sie zu sterben.

Das Gefühl dessen, was die Nation der Unschuld und dem Andenken dieses edlen Mannes schuldig sei, war fünf Jahre nach seinem Tode noch so lebendig und wirksam, daß die Acte vom 13. Februar 1688/9, wodurch das Parlament den ganzen Proceß seiner Inquisition und Verurtheilung als für gesetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der ersten Handlungen des Parlaments nach der Revolution gewesen ist.

Die Mühe, die sich der bekannte Sir John Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigsten Patrioten unter

Karl's II. heilloser Regierung, und unter ihnen auch dem Obersten Algernon Sidney, durch beurkundete Beweise, daß sie Pensionen von Ludwig XIV. angenommen, einen Flecken anzuschmitzen — und die mancherlei Schreibereien pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, sind vielleicht wenigen von unsern Lesern unbekannt. Die ganze Sache ist kaum der Erwähnung werth. Auch zugegeben, daß es mit diesen Urkunden seine Richtigkeit habe, so hat doch der verhaßte Triumph, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Russel und Sidney dadurch erhalten zu haben vermeint, einen sehr schwachen Grund. Wenn Sidney auch Pension von Ludwig XIV. gezogen hat (und es war wirklich sehr wenig), so ist doch unerwiesen und wird wol ewig unerwiesen bleiben, daß er sich darum zu einem Sclaven des französischen Hofes gegen sein Vaterland verkauft habe. Dieser hatte freilich dabei andre Beweggründe und Absichten als die Patrioten; aber die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben oder mit Karl's II. Art zu regieren äußerst unzufrieden sein mußten, konnten (wenigstens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauern, die republikanische Verfassung wieder herzustellen oder wenigstens eine eingeschränktere Regierungsart als die willkürliche Monarchie der Stuarte festsetzen zu helfen, und den Umständen nach für dienlich und nöthig erachten, sich den Weg, von Frankreich unterstützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthusiasten für bürgerliche Tugend und politische Freiheit zu sein; oder vielmehr eben darum, weil sie es waren, konnten sie, ohne Nachtheil ihres Charakters, sich durch Zeit und Umstände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuschlagen, die sie unter glücklichern Umständen verworfen hätten.

Der Charakter, den Bischof Burnet von Algernon macht, wiewol er mit einem ziemlich rauhen Pinsel und in der gesudelten Manier, die diesem Prälaten gewöhnlich war, hingekleckt ist und von einem Manne herrührt, der nicht fähig war, einem Independenten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist mir gleichwol lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm sagt, beinahe wider Willen aus seiner Feder geflossen zu sein scheint; ungefähr wie sich in Bileam's Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er war", sagt der Bischof in seiner Geschichte, „ein Mann von dem außerordentlichsten Muthe, standhaft bis zur Hartnäckigkeit, aufrichtig, aber von einem rauhen, stürmischen Temperament, das keinen Widerspruch er-

tragen konnte. Er schien ein Christ zu sein (wenn ein Mann wie Algernon Sidney etwas zu sein scheint, hochwürdiger Herr, so ist er's!), aber auf seine eigene Weise (eben darum, weil ihm's Ernst damit war); er glaubte, es müßte wie eine göttliche Philosophie in der Seele sein (ein großer Sinn, undeutlich ausgedrückt), aber er war gegen allen öffentlichen Gottesdienst und gegen Alles, was wie eine Kirche aussah (doch wol cum grano salis?). Er hielt steif an allen republikanischen Grundsätzen und war so ein Feind von Allem, was wie eine Monarchie aussah (sollte heißen: „was wie willkürliche Gewalt aussah"), daß er sich Cromwelln heftig entgegensetzte, sobald er zum Protector gemacht war. Er hatte die Geschichte der bürgerlichen Regierung in allen ihren Zweigen mehr studirt als irgend ein Mann, den ich kenne."

Es befinden sich unter den Familienpapieren der Sidneys zu Penshurst noch verschiedene Tractate in lateinischer und italienischer Sprache und ein Versuch über tugendhafte Liebe, englisch geschrieben, von ihm; aber seine Discurse über bürgerliche Regierung allein werden seinen Namen verewigen und sind hinlänglich, uns wegen des Verlusts von Cicero's sechs Büchern de Republica zu trösten — sagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772, und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Originalcontract gänzlich so denken kann wie Sidney) völlig seiner Meinung, „daß dieses Werk eines der edelsten Bücher ist, die der menschliche Verstand jemals hervorgebracht hat".

Kleinere Aufsätze.

Merlin.[1])

Die Geschichte dieses Wundermannes macht den Inhalt des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin spielt darin ungefähr die Rolle, die in Homer's Gedichten die Götter spielen. Er ist der Erfinder und Urheber der Tafelrunde und der immer (auch unsichtbarerweise) gegenwärtige Rathgeber und Beschützer des Königs Artus und seines Ritterordens. Alles ist an ihm wunderbar, seine Geburt, sein ganzes Leben und sein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines bösen Geistes, der sich ohne ihr Wissen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von seinem Vater empfing er die Gabe, übernatürliche Dinge zu thun, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln und das Künftige vorherzusehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung, von diesen Wunderkräften einen ziemlich menschenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwol in Absicht der Sittlichkeit seiner guten Dienste sehr genau zu nehmen; worin er dann wieder seinem Vater nachartete. Merlin faßte eine besondere Neigung zu dem König Uter Pandragon und war ihm unter Anderm in seiner Liebesangelegenheit mit der schönen Ygerne, Gemahlin des Herzogs von Tintadiel, so dienstlich, daß Ygerne, weil ihre Treue sonst nicht zu erschüttern war, von König Utern auf eben die Weise wie Alkmena von Jupitern betrogen und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der diesem Artus solchergestalt zur Existenz verholfen, hielt sich verbunden, nun auch alles Uebrige für ihn zu thun, was ihn zum

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 136—138 (in den Erläuterungen zu Geron der Adelige, welche Wieland nicht in seine Werke aufgenommen hat). — A. d. H.

größten Könige seiner Zeit machen könnte. Er sorgte für seine Erhaltung und Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberschwert Escalibor und zur britischen Krone, leistete ihm in seinen ersten Kriegen gegen seine Vasallen bald in Gestalt eines Bauerknechts, bald eines Hirsches mit fünf Gewichten, bald eines häßlichen Zwergs, bald eines Harfenspielers u. s. w. großen Beistand, setzte ihn in den ruhigen Besitz seines Reiches und krönte endlich alle diese Verdienste dadurch, daß er die seit König Uter's Tode verlorne Tafelrunde nach Kramalot zauberte und dadurch den König Artus zum zweiten Stifter eines Ordens machte, der unter Merlin's Schutze der Vereinigungspunkt der britischen Helden wurde, besonders derjenigen, von denen König Artus am Meisten zu besorgen gehabt hätte. Einige Zeit hernach verschwand Merlin gänzlich in Britannien, und es blieb nichts von ihm übrig als seine Stimme, die sich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weißdorn bewachsenen Grotte hören ließ und Denen, die sich der Zukunft wegen bei ihr Raths erholten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee Viviane, seine Freundin, sonst in den Romanen der Table Ronde la Dame du Lac genannt, war wider ihren Willen Ursache an dieser Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch solche bewirkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand und von Merlin's Macht, wie es scheint, eine zu große Meinung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm selbst zu probiren; aber der Zauber wirkte zu ihrem großen Leidwesen so gut, daß er weder von Merlin selbst noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden konnte. So wie an der ganzen Geschichte des Königs Artus und der Tafelrunde, so ist auch an der Geschichte dieses Merlin's unstreitig etwas Wahres; aber was daran wahr ist, von dem Fabelhaften scheiden zu wollen, möchte wol vergebliche Mühe sein. Die Vermuthung, daß er ein geschickter Natur- und Mathematikverständiger gewesen und dadurch zu der Meinung der spätern Zeiten von seinen Wundergaben und zu den Dichtungen der Romanschreiber des 12. und 13. Jahrhunderts Anlaß gegeben, mag wol der Wahrheit am Nächsten kommen. Die Prophezeihungen, womit man sich unter Merlin's Namen trägt, und über welche ein Maleferiatus in England im Jahr 1641 einen großen Commentar in 4° herausgegeben, sind aller Wahrscheinlichkeit nach untergeschoben. Doch müssen sie ziemlich alt

sein, weil schon der große Doctor Universalis (wie man ihn nannte) Alanus ab Insulis, ein Mönch von Clairvaux und ein großer Schriftsteller seiner Zeit (d. i. der andern Hälfte des 12. Jahrhunderts), sieben Libros Explicationum über diese Weissagungen geschrieben, welche im Jahr 1649 zu Frankfurt am Main unter dem Titel Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia etc. gedruckt worden sind. Die berühmte Königin Carolina hat Belieben getragen, Merlin's Andenken durch Wiederherstellung seiner Grotte im Park von Richmond und ein Brustbild, so sie ihm daselbst setzen lassen, zu erneuern. Die Beschreibung davon findet sich in den Rarities of Richmond, oder Exact description of the Royal Hermitage and Merlin's Cave, with his Life and Prophecies. Vol. I—IV. London 1736. 8.

Tafelrunde. — König Artus. — Genievra.[1])

La Table Ronde, eine runde Tafel, verfertigt von dem Zauberer Merlin für den britischen König Uter Pandragon (Vorfahrer und heimlichen Vater des Königs Artus), als das Symbol eines besondern und in der Folge hochberühmten Ritterordens, der von ihr seinen Namen erhielt. Die alten Romanen der Ritter von der Tafelrunde sprechen so verschiedentlich von dieser Wundertafel, daß es schwer ist, sich einen rechten Begriff davon zu machen. Sie hatte, wie es scheint, die Eigenschaft, daß sie immer für so viele Ritter, als an ihr zu sitzen berechtigt waren, groß genug war. Wem diese Ehre zukommen sollte, dessen Name zeigte sich wunderbarerweise in goldner Schrift auf dem Stuhl, der für ihn an die Tafel gesetzt wurde; dieser Name blieb alsdann und verschwand nicht eher als mit dem Tode des Ritters, oder wenn er sich der Würde eines Genossen der Tafelrunde durch Verletzung der Ordensgesetze verlustig gemacht. Solchergestalt hatte dieser Orden vor allen andern bis auf diesen Tag das Vorrecht, daß er weder gekauft noch nach Gunst und Willkür ausgetheilt, sondern von Noth und Schicksals wegen nur den Wackersten und Besten zu Theil werden konnte. Als einsmals ein Ritter, dem es nicht zukam, sich eines leeren Stuhls an der Tafelrunde bemächtigen wollte, versank plötzlich der Stuhl mitsammt dem Ritter in die Erde, und Beide wurden nicht wieder gesehen. Von dem Tage an versuchte es Keiner mehr, dessen Name nicht auf dem Stuhle, worauf er sitzen wollte, deutlich zu lesen war. Bald nachdem Artus sich mit Genievra vermählt hatte, wurde die Tafelrunde

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 140 f., 132 u. 133 f. (in den Erläuterungen zu Geron der Adelige). — A. d. H.

(die vorher zu Cardeuil in Wales gestanden) durch Zauberei nach Kramalot, dem gewöhnlichen Sitz dieses Königs, versetzt. Nach dessen Tode aber scheint sie wieder verschwunden zu sein und so dieser berühmte Ritterorden mit Artus, seinem Wiederhersteller, aufgehört zu haben. Dieser Orden hatte seine eignen bestallten Sires-Clercs oder Annalisten, welchen oblag, über die Thaten und Abenteuer der Ritter Protokoll zu führen. Der Oberste unter ihnen oder der Kanzler und Geschichtschreiber des Ordens hieß Arrodian von Köln. Die Verfasser der Bibliothèque universelle des Romans vermuthen, daß dieses Arrodian's Chronik von König Artus und seinen Rittern und der Roman gleiches Namens das nämliche Werk und also Arrodian der wahre Verfasser dieses letztern sei. Ich finde aber vor der Hand keinen hinlänglichen Grund zu dieser Vermuthung. Denn wenn auch das am Schlusse besagten Romans beigefügte Verzeichniß von 32 Rittern dieses Ordens mit ihren Wappenschildern und Devisen von Arrodian herrührt, welches doch selbst noch bezweifelt werden kann, so beweiset sich damit noch lange nicht, daß der ganze Roman von König Artus, wie man ihn gegenwärtig hat, das wahre unveränderte und von keinem spätern Romancier nach der Mode seiner Zeit zugeschnittne und brodirte Original dieses Ordenskanzlers sei. Zu wünschen wäre, daß man sich mehr Mühe geben möchte, so viele Handschriften dieser alten Rittergeschichten als nur immer möglich aufzutreiben, weil deren Untersuchung und Vergleichung doch vermuthlich mehr Licht geben würde, als man jetzt hat, das Historische vom Fabelhaften oder doch wenigstens das Alte und Aechte von spätern Zusätzen sicherer zu unterscheiden.

Artus, König in Britannien, wird von den alten Chronikern ins fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt. Der Theil von England, über den er herrschte, heißt in den Romanen der Tafelrunde das Land oder Reich Logres. Seine Geschichte ist der Hauptinhalt des alten französischen Romans: Du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde (Paris 1488. Voll. III. Fol.). Der fruchtbare englische Dichter Sir Richard Blackmore hat diesen König Artus zum Helden eines großen epischen Gedichts gemacht, das nicht ohne Werth ist, wiewol der grämliche Pope den guten Blackmore in seiner Dunciad garstig figuriren läßt.

Genievra, Gemahlin des Königs Artus und Tochter des Königs Laodagant von Carmelide. Ihre Liebeshändel mit Lancelot vom See (Lancelot du Lac, Sohn des Königs Ban von Benoit), einem der berühmtesten Ritter der Tafelrunde, machen den interessantesten Theil des besondern Romans aus, der seinen Namen führt, und von welchem die Bibliothèque universelle des Romans aus einer kostbaren alten Handschrift einen weitläufigen Auszug giebt. Diese Liebeshändel waren eine lange Zeit Jedermann bekannt, den König Artus, den sie am Nächsten angingen, ausgenommen. Als er aber endlich die Untreue seiner Gemahlin und dieses Lancelot's, den er immer für seinen besten Freund und treusten Ritter gehalten hatte, erkundigte, verursachte dies böse Händel, die endlich in einen großen Krieg ausbrachen, worin beinah alle Ritter der Tafelrunde und König Artus selbst ums Leben kamen. Die schöne Genievra ging in ein Kloster, um Buße zu thun, und Lancelot mit seinem Bruder Hector de Mares wurden Einsiedler. — — —

Etwas aus den Anecdotes des Beaux-Arts.[1])

1. Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich einen Spaß zu machen, machte er ihr Porträt und stellte das Bild an ein offnes Fenster, aus dem sie mit den Nachbarsleuten oft lange Conferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn sahen das Bild für die Magd selbst an, kamen sogleich herzu, um sich in Gespräch mit ihr einzulassen, und schwatzten lange, bis sie endlich gewahr wurden, daß das Mädchen noch kein Wort gesagt hätte. Da dies nicht mit natürlichen Dingen zugeben konnte, so machten sie die Augen besser auf und wurden endlich ihres Irrthums gewahr.

Man erinnert sich hierbei der Trauben des Zeuxis, der die herzufliegenden Vögel, und des Vorhangs, den Parrhasius darüber malte, der den Zeuxis selbst betrog. Rembrandt's Nachbarn (so wie ohne Zweifel ehmals die Nachbarn des Zeuxis und Parrhasius) mögen sich wol nach solchen Wundern einen großen Begriff von ihrem Herrn Nachbar, dem Maler, gemacht haben; aber daß Zeuxis, Parrhasius und Rembrandt sich viel darauf sollten eingebildet haben, ist mir nicht wahrscheinlich.

2. Rigaud (einer der berühmtesten französischen Porträtmaler), während daß ihm eine gewisse Dame saß, wurde, indem er am Mund arbeitete, gewahr, daß sie gewaltige Grimassen machte, um durch Zusammenziehung der Lippen sich einen kleinen Mund zu machen. Der Maler ward des Geziers endlich überdrüssig. „Geben Sie Sich nicht so viel Mühe, gnädige Frau," sagt' er; „Sie haben mit mir gar nicht nöthig, Ihrem

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 171—175. — A. d. H.

Mund so viel Gewalt anzuthun; wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann, so mach' ich Ihnen gleich gar keinen." Man erzählt dies Bonmot auch von dem Maler Vigne.

3. Mignard's (ersten Malers des Königs Ludwig XIV. in Frankreich, der durch die Zeit einen großen Theil des übertriebnen Ruhms verloren, dessen er in seinem Leben sich zu bemächtigen das Glück und die Adresse hatte), Mignard's größtes Talent war, die Manier einiger berühmten italienischen Maler so gut zu erhaschen, daß es beinah unmöglich war, seine Copien von Originalen zu unterscheiden. Einsmals malte er eine Magdalena in Guido Reni's Manier und verkaufte sie als ein ganz frisch aus Italien angekommenes Stück von Guido an einen sogenannten Amateur um 2000 Livres. Bald darauf ließ er dem Käufer durch die dritte Hand stecken, er sei betrogen worden; das Stück sei nicht von Guido, sondern von Mignard. Der Amateur wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er sich an Mignard selbst wandte. Dieser versicherte, er hätte die Magdalena nicht gemalt, und berief sich auf Le Brun, der damals erster königlicher Maler war und für ein Orakel in seiner Kunst galt. Der Amateur lud beide Maler zur Tafel ein und legte dem Ersten den Casus zur Entscheidung vor. Le Brun, nachdem er die Magdalena lang und scharf untersucht hatte, that den Ausspruch, sie sei von Guido. Nun hatte Mignard, was er wollte. „Jetzt will ich gestehen, daß ich das Stück selbst gemacht habe," sagte er; und damit kein Zweifel bliebe, versicherte er, man werde unter den Haaren der schönen Bußfertigen einen Cardinalshut finden. Da dies nicht anders als durch den Augenschein bewiesen werden konnte, so holte er flugs, was vonnöthen war, wischte die Haare weg, und das Cardinalsbarett wurde sichtbar. „Hier ist Ihr Geld wieder," sagte er zum Käufer, „und das Gemälde ist mein; wer's gemalt hat, wird's auch wieder herzustellen wissen." Und Mignard ging von dannen und dachte, was für ein großer Mann er wäre, und wie er den ehrlichen Le Brun erwischt hätte.

4. Ludwig XIV. wollte einsmals vom Duc de Montausier wissen, was er von Le Brun und Mignard als Malern hielte. „Sire," antwortete dieser Herr, der sich durch eine Freimüthigkeit, die noch ein Rest aus Heinrich's IV. Zeiten

war, von den Höflingen Ludwig's unterschied, „ich verstehe mich nicht auf die Malerei, aber mich dünkt, die beiden Leute malen, wie ihr Name lautet." Und so war es auch. Le Brun affectirte, um den großen Meistern der römischen Schule auch in diesem Stücke zu gleichen, sehr ins Braune zu malen; und Alles, was Mignard malte, hatte ein air de mignardise.

5. Le Sueur (dessen ungleich mächtigerm Genius die Nachwelt endlich die Gerechtigkeit erwiesen hat, die ihm seine Zeitgenossen und Ludwig der Große, der so wenig Gefühl fürs wahre Große, welcher Art es sein mochte, hatte, zu erweisen unfähig waren), dieser Le Sueur, der jetzt der französische Raphael heißt, wurde zur Zeit, da Le Brun der große Mann war, wenig geachtet. Als Le Brun die Galerie des Herrn Lambert de Thorigny ausmalte, arbeitete Le Sueur in einem daranstoßenden Cabinet an einigen kleinen Figuren von schlechtem Belang. Der damalige päpstliche Nuntius kam, die Galerie zu sehen. Le Brun, der dem Prälaten von Person unbekannt war, eilte ihm sogleich mit allem empressement eines Galant-Homme der die Honneurs seiner Galerie machen wollte, entgegen und führte ihm die Schönheiten derselben gehörig zu Gemüthe. Der Nuntius wollte nun auch sehen, was in dem Cabinet gemalt würde. Le Sueur, der da in ziemlich armer Gestalt saß und arbeitete, begnügte sich, seine schmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen, und fuhr fort zu arbeiten, ohne sich dessen zu kümmern, was neben und um ihn vorging. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Sueur's Figuren geworfen, sagte zu Le Brun, den er für einen Monsieur vom Hause hielt: „Man hätte die großen Stücke, die wir dort gesehen haben, durch diesen Mann da (auf Le Sueur deutend) ausführen lassen sollen und diese kleinern Figuren hier dem Andern überlassen, der die Galerie gemalt hat." Jugez, comme Mr. Le Brun était capot!

Auszüge

aus des

E. P. Angelinus Gazay, S. J., Geistlichen Recreationen.[1])

Der Jesuit Angelin Gazay (oder Gazée), ein Niederländer aus der Grafschaft Artois, lebte zwischen den Jahren 1568 und 1630, in welchem letztern er als Präfect der Classen im ehmaligen Jesuitercollegium zu Lüttich verstarb. Er hatte zween Brüder, wovon der eine ein Benedictiner und der andere ein Franciscaner war. Alle drei haben sich unter den Religiosen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benedictiner als ein Mystiker, der Franciscaner als ein berühmter Prediger, der Jesuit als lateinischer Dichter und geistlicher Spaßmacher. In dieser letztern Qualität schrieb er das Buch, mit dessen Facetien ich meine Leser eine Viertelstunde zu recreiren Willens bin. Es war im vorigen Jahrhundert und ist in manchen Gegenden vielleicht noch jetzt das allgemeine Lesebuch zur Gemüthsbelustigung in den niederländischen, deutschen und französischen Klöstern; und wenn Derjenige, der seinen Nebenmenschen, besonders solchen, die wenig Freude in der Welt haben, ein unschuldiges Vergnügen verschafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzusehen ist, so ist gewiß das Verdienst des ehrlichen Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigsten von den Lesern des Teutschen Merkur's gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geschrieben hat, aber in bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewol es ihnen an andrer Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wissen werden, daß ich

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, II. S. 154—160. — A. d. H.

ihnen die lieblichsten Blümlein aus diesem Buch (das ohne Zweifel den meisten von ihnen unbekannt war) zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar selbst nur aus der französischen Uebersetzung, die zum Titel hat: *Les pieuses Récréations* du Père Angelin Gazée, de la Compagnie de Jesus: Oeuvre remplie de saintes joyeusetés et divertissement pour *les âmes dévotes*, mis en Français par le Sieur Remy, à Rouen 1647. Es ist aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Diese heiligen Joyeusetés, womit der gute Mann in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens die andächtigen Seelen seiner Zeit belustigte, bestehen in einem Halbhundert Erzählungen die (wiewol meistens aus Quellen geschöpft, welche bei den römisch-katholischen Ordensleuten in Ansehen stehen), ich will nicht sagen, so viel als Kindermärchen, aber doch, wie man sehen wird, gewiß so kurzweilig sind und zum Theil noch kurzweiliger als irgend ein Conte in den hundert Contes der Königin von Navarra. Was sie vor vielen komischen Erzählungen voraus haben, ist, daß sie sehr unschuldig, und was sie mit allen andern gemein haben, daß sie sehr erbaulich sind, insofern sich die Leser in der Verfassung befinden, die der gutherzige Dichter voraussetzt. Ist dies nicht, so kann P. Angelin und sein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann blos wie allen andern recreirenden Schriftstellern in der Welt. Die Helden seiner Erzählungen sind berühmte Heilige oder wenigstens fromme Mönche, und der Teufel macht die lustige Person. Man weiß, daß dieser böse Feind, der uns andern Weltkindern so gefährlich ist, über Personen, zumal vom religiosen Stande, die zu einem gewissen Grade der Heiligkeit gekommen sind, so wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sclave wird, mit dem sie anfangen können, was sie wollen.*) Zur Bestätigung dieser Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Historie:

Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist), mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heiligen Dominicus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines

*) Weil der P. Angelin sich an verschiednen Orten gegen den Spott der unglaubigen Hugenotten und andrer häretischen Menschen bestens verwahrt, so bediene ich mich hier (zu Vermeidung alles bösen Verdachts) der eignen Worte der Bibliothèque universelle des Romans, eines Werkes, welches mit königlicher Approbation zu Paris herauskommt, und dessen Verfasser von aller Makel der Häresie so rein sind als ein Kind in Muterleibe.

Affen bei dem Heiligen ein und bemühte sich, ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukeleien in seiner Beschäftigung zu zerstreuen. Der heilige Dominicus schrieb immer fort und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle mögliche Grimassen und Affenstreiche; doch Alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respect, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn . . . „Da steh," spricht er, „und halt mir diese Kerze!" Der arme Teufel steht ganz vertattert da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er sich so in seiner eignen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Holla ho! Herr Teufel," ruft P. Angelin, „die Finger in Acht genommen!" — Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt; er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle zu Hilfe, aber Alles vergebens. Der heilige Vater hält die höllischen Mächte in Respect, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt, sich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle zurück und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel obendrein: zur Warnung für ihn und alle jungen Geelschnäbel seinesgleichen, sich nicht an den Gewaltigen, die über die Geister Macht haben, reiben zu wollen![1])

Hier ist eine andre Historie, an der sich die Damen spiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Mainz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor seinen Pfarrgenossen. Indem tritt mit großem Geräusch eine sehr prächtig geputzte Dame in die Kirche und stört alle Anwesende in ihrer Andacht; der Eine bewundert ihren Kopfputz, ein Andrer den reichen Stoff ihres Kleides, und Alle zusammen finden nichts Prächtigers als den langen Schweif, den sie hinter sich herschleppt. Der Seelenhirt erseufzt über den Leichtsinn seiner Heerde, faßt aber sogleich den Entschluß, sie durch ein auffallendes Beispiel zu

[1]) Vgl. Herder's Behandlung in seinen Legenden Werke, Th. II. S. 72f. — A. d. H.

ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsbald sieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäusen, Ratten und kleinen Teufelchen hervorwimmeln, die wie die jungen Katzen auf dem langen Schweif herumgaukeln, sich überpürzeln, am Kleid hinaufkriechen, bis auf die Spitze ihres Federbusches (es war damals just wie jetzt die Mode, hohe Federbüsche zu tragen) emporsteigen und da wie auf einem Schauplatz tausend possierliche Affenstreiche machen. Die Dame erschrickt, wie man leicht denken kann, schüttelt ihre Robe und ihren Kopf — schreit wie eine Besessene; Alles umsonst! die kleinen Teufelchen glitschen auf ihrer Robe und auf ihren Federbüschen auf und ab wie die Holländer auf dem Eise — sagt P. Angelin, der (wie man sieht) wenigstens so lebhaft erzählt als Mr. Galland in der Tausendundeinen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer seine Stimme! „Lieben Brüder," spricht er, „Ihr seht, wie unser Herre Gott die gräuliche Sünde der Hoffart straft; nun sollt Ihr auch die Kraft des Weihwassers sehen." Mit diesen Worten besprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit seinem Weihwedel, und siehe! der höllische Bienenschwarm verschwindet Augenblicks, jedoch mit Zurücklassung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, versprach, ihr Leben zu bessern, und beschnitt ihre Robe und ihren Kopfzeug so knapp, daß der Teufel beiden nichts mehr anhaben konnte.

„Lieber Gott," ruft hier P. Angelin seufzend aus, „wenn ein bloßer Schweif so viel Teufel faßte, wie viele müssen ihrer nicht in dem Gehirnkasten solcher Weibsbilder stecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffart! Die armen Unglücklichen! Sie tragen so viel Schlangen auf ihrem Kopf als falsche Haare, ihre Augbrauen sind, statt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen Teufeln besetzt, und die geschwätzigen Geister aller Papageien von Peru und Mexico schwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute stutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß sie alle diese Abscheulichkeit sehen könnten! Wie schnell würden sich ihre vermeinten Venussen und Grazien in Medusen und Furien verwandeln! Indessen bitte ich zu Gott (setzt der gute Mann hinzu), daß es nie geschehen möge!" — und dies ist in der That weislich und wohlmeinend von ihm gebetet!

Noch ein hübsches Exempelchen von der entsetzlichen Kraft

der Excommunication. Die Abtei zu Corvey hatte vor Zeiten (ob noch jetzt, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken ihres Namens (Corbeia oder Corbia) einige Raben zu unterhalten. Einer von diesen Vögeln, sagt P. Angelin, that sich vor seinen Brüdern durch seine böse Gemüthsart und Neigung zum Stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Klosterkatzen in die Schwänze, stahl seinen Kameraden ihr Mittagessen und machte, daß sie wider Willen mit fasten mußten, wenn die Mönche Fasten hatten; sein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn sie ein Rad schlugen, ihre schimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geschah es eines Tages, da des Herrn Abts hochfürstliche Gnaden ins Refectorium kamen und nach Gewohnheit beim Händewaschen ihren Ring vom Finger zogen, daß dieser Rabe den Ring unvermerkt wegschnappte und mit ihm davon flog. Der Abt will seinen Ring wieder anstecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, Niemand will wissen, wo er hingekommen. Endlich ergreift ihn ein heiliger Eifer, und er schleudert den furchtbaren Blitz der Excommunication über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliert alle seine Laune, seufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zusehends ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er schleppt seine Flügel, sein ganzer Leib vertrocknet, kurz, er befindet sich in einem Zustand, daß man ihn nicht ohne Mitleiden ansehen kann. Das ganze Kloster wird begierig, die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu erforschen; man sucht in seinem Neste, ob etwan etwas Giftiges da zu finden sein möchte, und findet den Ring darin, den der Abt verloren und schon lange wieder vergessen hatte. Man kann sich das heilige Erstaunen der ehrwürdigen Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen könnte. Nun war die Ursache klar, warum der arme Rabe in solchen Verfall gerathen war.

An diesen drei Stücken mag's für diesmal genug sein. Nichts ist drollichter dabei als das wunderbare Gemisch von Devotion und Spaßhaftigkeit, womit der Mann das Alles erzählt, und wie ihm so gar kein Argwohn noch Zweifel an der Wahrheit seiner Geschichtlein zu Sinne steigt. „Die Hugenotten", sagt er, „werden freilich darüber lachen und spotten und sagen, es seien Altweibermärlein. Aber laß sie lachen! die Ketzerei wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz Wahrheit bleiben ewiglich."

Was übrigens für das Glück der Menschen besser sei, die Zeiten, wo P. Angelin seine Märchen erzählte und Glauben fand und seine Leser, zwar ein Wenig auf Unkosten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und an ihrem Glauben, belustigte — oder eine Zeit, wo wir Alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unsrer Alten auch die selige Einfalt ihrer Sitten verloren und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile gestützt oder nicht) wegraisonniret haben, die in tausend Fällen dieses Erdenlebens des Menschen Labsal, Trost und letzte Zuflucht sind: ist eine Frage, die — für mich schon lange keine Frage mehr ist. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind sich zu halten glaubt, ein Strohhalm sein: immer besser für das Kind, an einem Strohhalm zu gehen, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Nase zu fallen.

Le Barbier's Kupfer

zu der neuen Pracht-Ausgabe von Geßner's Werken, von Huber ins Französische übersetzt.[1])

Inwiefern Herr Le Barbier die Lobsprüche verdiene, die ihm ein Ungenannter in einem Brief an den Herausgeber des Journal de Paris über die sinnreiche und geschmackvolle Composition und sehr fleißige Ausführung dieser Blätter macht, überlassen wir Künstlern und Kennern zu entscheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Maler und Kupferstecher in ihrem althergebrachten Rechte, Süjets zu Gemälden und Kupferstichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünschen wir, daß sie nie aus der Acht lassen möchten, was sie selbst am Besten wissen sollten — daß sehr oft, was in dem Dichter ein herrliches poetisches Gemälde ist, durch die pittoreske Behandlung zu einem sehr frostigen und unbedeutenden wird, und daß ein Künstler, der über einen guten Dichter arbeiten will, nicht darstellen wollen sollte, was der Dichter gemalt hat, sondern gerade das, was er nicht gemalt hat und mit seinen Farben, seinem Pinsel nicht malen konnte — oder doch zur unmittelbaren Erweckung einer bestimmten sinnlichen Vorbildung in einem bestimmten wichtigen Augenblick nicht so gut malen konnte als der Künstler. Von dieser letzten Art ist z. B. das über alle Beschreibung schöne Bild der verlassnen Olympia zum 10. Gesang des Orlando Furioso,*) zu dem Augenblick, da der Dichter sie ausrufen läßt:

---

[1]) Aus der Anzeige des ersten Heftes im Teutschen Merkur 1780, III. S. 55–60. – A. d. H.

*) In der prächtigen Baskervillischen Ausgabe.

Che debbo far? che poss' io far quì sola?
Chi mi dà ajuto? oimè, chi mi consola?

Die Künstler Cipriano und Bartolozzi ließen sich zwar nicht einfallen, im Ausdruck des Affects mit dem Dichter ringen zu wollen; denn dies ist gerade, wo der Dichter triumphirt; aber sie stellen uns diese Olympia, für die der Dichter seine Zuhörer so sehr einzunehmen gewußt hat, wirklich vor die Augen, und just hierin setzt ihre Kunst sie in den Stand, in einem Augenblick eine unendlichmal bestimmtere Wirkung hervorzubringen als Ariost mit seiner ganzen langen, wiewol in ihrer Art sehr schönen Recension der Schönheiten der Olympia in der 67. bis 72. Stanze des elften Gesangs. Man braucht ihre Olympia nur anzusehen, um den Mann, der sie verlassen konnte, zu verabscheuen, und man glaubt nun gerne, wenn der Dichter sagt:

Io non credo, che mai Bireno nudo
Vedesse qnel bel corpo, ch' io son certo,
Che stato non saria mai cosi crudo,
Che l'avesse lasciata in quel deserto.

Aber daß der Augenblick, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer sagt: „Süßer ist mir Dein Kuß als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach", ein Kupfer vonnöthen haben oder eines Kupfers werth sein sollte, oder wie es der Künstler machen könnte, um dem Mädchen eine Miene zu geben, die ihrem Liebhaber sagt, wie süß ihr sein Kuß sei — oder wie der Hirt Daphnis da stehen und aussehen, und wie er die Meise (die der Kupferstecher schwerlich für eine Meise wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu sagen: „Wie wird sie Dich pflegen, weil Du von mir kommst!" — kurz, wie Chodowiecki selbst, so ein großer Meister in der Kunst, kleinen Figuren eine bestimmte Bedeutung zu geben, er ist, dergleichen zarte leichtschwebende Nüancen sanfter Empfindungen aus einem idealischen Arkadien auf eine unzweideutige Art sichtbar machen könnte — dies, ich gestehe es, geht über meinen Begriff; und Herr Le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verlieren sollte.

Indessen muß man gestehen, daß dies selbst in den kostbarsten Kupferwerken dieser Art fast immer der Fall ist. Es scheint aber auch, daß die Liebhaber von dergleichen schönen Ausgaben ihre Forderung an die Künstler nicht so hoch spannen.

Sie sind doch wenigstens ein Artikel mehr in dem aufs Aeußerste getriebnen Luxus unsrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für sich betrachtet, mit Verstand componirt, gut gezeichnet und mit Geschmack ausgeführt sind (wiewol man auch hierinnen oft mit weniger vorlieb nimmt), so ist der Liebhaber schon zufrieden. Warum sollte es also der Kunstrichter, dessen Stimme in Modesachen ohnehin nie gezählt wird, nicht auch sein? Denn, wenn er den Leuten auch noch so scharf bewiese, daß die besten Dichter gerade die sind, die der Kupfer am Wenigsten nöthig haben — was geht dies den Liebhaber an? Wer will Jemanden wehren, seinen Häring mit Salz zu essen, wenn er Lust dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer jetzt bei einem Modebuch das sind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder kostbar gemalten Anfangsbuchstaben und übrigen Zierrathen, Schnörkel, Grotesken u. s. w. waren, warum sollte den Leuten, die zu viel Geld haben, nicht auch dieser Weg, ihren Ueberfluß dem industriösen Theil der Nation zufließen zu lassen, offen erhalten werden? Die unerschöpfliche Erfindsamkeit und unermüdete Geschäftigkeit der Letztern, um die eingebildeten Bedürfnisse der Erstern zu befriedigen und täglich zu vermehren, ist doch beinahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der übermäßigen Ungleichheit gesteuert und das große Rad im Gang erhalten wird, von dessen beständigem Umwälzen das Leben der politischen Körper abhängt.[1])

---

[1]) Im Folgenden berichtete Wieland noch von mit Kupfern ausgestatteten Ausgaben des Metastasio in zwölf Quartbänden und einer neuen französischen Uebersetzung des „Orlando Furioso“ von D'Ussieux, sowie von einer andern angekündigten Uebersetzung des „Orlando“ vom Grafen von Tressan. — A. d. H.

Die Wunderflasche des heiligen Remigius.[1])

Der goldne Becher, womit Hüon von Bordeaux, Herzog von Guyenne (der fabelhafte Held eines alten wälschen Ritterbuchs und eines noch nicht sehr alten deutschen Gedichts), von dem Geisterkönig Oberon beschenkt wird, ist weder eine Erfindung, die der altwälsche Romancier aus seinem eignen Gehirne gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeschirrs, womit in den persischen Erzählungen der Kaufmann Abulkasem den ihm unbekannten Khalifen Harun Al Raschid beschenkt. Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß das persische Märchen, gesetzt auch, daß seine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem Romancier bekannt gewesen. Wahrscheinlich hat ihm die Flasche des heiligen Remy oder Remigius zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubniß der Unglaubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, sondern so historisch und glaubwürdig ist als alle die übrigen Wunder, wovon die erbauliche Lebensgeschichte des besagten heiligen Bischofs wimmelt, deren Verfasser und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanschreiber oder Poet, sondern kein Geringerer ist als Messire Hincmar, Erzbischof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl's des Kahlen Zeiten florirt hat und, kraft eines dreifachen Titels, als Mönch, als Priester und als Erzbischof, der Mann nicht war, der so was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geschichte mit der Flasche ist diese. Als König Clovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß, „quod vulgaris consuetudo Flasconem (flacon, Flasche) appellat", voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen gesprochen hatte, mit der Vorschrift: daß er, König Clovis, so lange auf den Feind losgehen sollte, als diese Flasche für ihn und die Seinigen, wem er davon geben wollte, Weins

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1780, III. S. 48—51. — A. d. H.

genug haben würde. „Und so trank nun der König und die königliche Familie und das zahlreiche Heer, das mit ihm war, und stillten ihren Durst reichlich aus dieser Flasche, und die Flasche versiegte niemals, sondern füllte sich durch Gottes Segen, den ihr der heilige Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle Weins darin verborgen wäre —", lauten verdolmetschet die eignen Worte des belobten Erzbischofs Hincmar, dessen Seele in Frieden ruhen möge!*)

Wie gesagt, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alte Verfasser des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen Hanap Oberon's dem Bischof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher (wie den Leuten seines Gelichters gewöhnlich ist) sein Original noch zu übertreffen gesucht, und Oberon's Gefäß ist also keine bloße Flasche, sondern ein Hanap d'or, und darf nicht daraus trinken, wer will, sondern nur Personen, die sich im Stand der Gnade befinden; ist hingegen der Trinker im Stand einer Todsünde, so giebt's nicht nur nichts zu trinken für ihn, sondern

„der Becher trocknet auf und glüht in seiner Hand".

Was das Horn von Elfenbein betrifft, welches Jedermann, der nicht (wie der Romancier sagt) en Etat de Grace war, tanzen machte, so findet sich zwar nicht, daß der heilige Remigius auch so ein Horn gehabt habe; aber es hat doch, von dem berühmten Horn der Amalthea bis zu dem Horn, das der Prinzessin Agrippina vor der Stirne wuchs, als sie von Andolosia's rothem Apfel gegessen, in dem Corpus der Geschichten, die sich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieser oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewol wir nicht in Abrede sein wollen, daß Oberon's Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden ist. Wir bemerken dies nur im Vorbeigehen, damit Diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts gesehen haben als das Horn und den Becher, sich nicht etwa einbilden, als ob der Verfasser den mindesten Anspruch an das Verdienst, sie erfunden zu haben, mache.

*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numerosa turba populi, et exinde uberrime satiantur, et vas vini detrimentum non patitur, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. Hincmar in Vita S. Remigii; vid. Du Chesne, Historiae Francorum scriptores, T. I. 527.

Von der Titulatur:

Haupt der Christenheit und Päpstliche Heiligkeit.

Aus einer handschriftlichen zuverlässigen Nachricht.[1])

Auf dem Reichstage zu Speier 1526 wurde unter Andern eine Gesandtschaft an den damals in Spanien sich aufhaltenden Kaiser Karl V. beschlossen und für die Abgesandten (damals Oratoren genannt) eine Instruction projectirt. In dieser wurde der Kaiser Haupt der Christenheit und der Papst Päpstliche Heiligkeit benennet. Hierüber entstund bei den protestirenden Ständen die Frage: ob man sich ihrerseits auch mit gutem Gewissen dieser Titulatur bedienen könne.

Man schien es zwar mit diesem Zweifel blos auf das Gewissen zu nehmen; dieses war aber damals oft so sehr in Politik verflochten, daß man nicht nur eines geistlichen, sondern auch eines weltlichen Rathes Gutachten in der Sache erstatten zu lassen für gut fand.

Der weltliche Rath gab in seinem schriftlich ausgestellten Bedenken an, daß er nicht glauben könne, wie dadurch gesündiget würde, wenn man den Kaiser das Haupt der Christenheit und den Papst Päpstliche Heiligkeit nenne. Denn es sei doch damit nicht also gemeint, daß der Kaiser ein anderes Haupt als ein weltliches und der Papst auf eine andere Art heilig sei als das ganze römische Reich. Es könnten auch des Gegentheils Gedanken nicht sein, den Kaiser für ein Haupt der geistlichen Christenheit auszugeben, und dieser werde sich dessen auch nicht

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1783, II. S. 72—74. — A. d. H.

anmaßen, weil es gegen den Papst nicht zu verantworten sein würde. Ueberdies wären es ja bloße Titel und keine Mysterien, so wie man etwa den König von Frankreich den allerchristlichsten nenne. Also sei es ein ganz unnützer Zweifel, der aber doch kaiserlicher Majestät empfindlich fallen könne, als wollte man ihr nicht die Ehre gönnen, ein weltliches Haupt der äußerlichen Christenheit zu sein. Auf der andern Seite würden auch die Geistlichen des Papsts Titel nicht abbrechen lassen wollen, so daß dieser unbedeutenden Worte halber am Ende die gemeinschaftliche Abschickung ganz rückgängig werden könnte, welches sehr zu bedenken sei.

Der geistliche Rathgeber, Spalatin, blieb hingegen dabei, daß Christus allein das Haupt der Christenheit sei; darum solle die Ehre keiner Creatur gegeben werden. Ephes. 1, 22; 5, 23; Koloss. 1, 18. Er schlug also vor, statt Haupt der Christenheit zu setzen: einiges Haupt und Oberer des heiligen Römischen Reichs. Die Päpstliche Heiligkeit müsse aber ganz wegfallen.

Ob diese Zweifel der Protestirenden damals am Reichstage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Instruction der Gesandten noch eingerichtet worden, läßt sich nicht sagen; gewiß aber ist es, daß die beschlossene Gesandtschaft nicht vor sich gegangen.

So wenig sich übrigens in Deutschland das religiose Interesse immer von dem politischen trennen läßt, so zufrieden kann doch ein ächter Deutscher darüber sein, wenn die politische Dogmatik und dogmatische Politik jener Zeit immer mehr außer Gebrauch kommt.

Das Narren- und Eselsfest.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche.[1])

Das Narrenfest war vor Zeiten eins der größten Feste in Frankreich, welches in allen Haupt- und kleinern Kirchen mit der ärgerlichsten Ausgelassenheit gefeiert wurde. Es fiel gerade auf das Fest der Beschneidung, welches damals noch nicht der Neujahrstag war; man fing aber schon vom Stephanstage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas Sitten und Geist der damaligen Zeiten in ein helleres Licht setzen als das Rituale dieser Saturnalien. Hier ist es.

Zuerst wählten die Priester Einen unter sich zum Narrenbischofe, dem sie den völligen Bischofsstaat anlegten und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche führten, wo er mit der Infel auf dem Haupte und dem Bischofsstabe in der Hand Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm in der Kirche selbst ein großes Gastmahl aufgetragen, wobei es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren herging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gab's den zweiten, nicht minder saubern Act der Farce. Die niedere Klerisei nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnificat an den Versikel kam: Deposuit potentes de sede etc. (er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben), da ging der Lärm aufs Neue

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1784, II. S. 79—81. — A. d. H

an. Man wiederholte den Versikel wol funfzehn- bis zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper maskirte sich Alles. Der Herr Narrenbischof wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumph durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer und trieben tausend Stocknarrenstreiche, den Pöbel zu amüsiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karl's VII. Regierung in vollem Gange, so viel sich auch der römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben, sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeiert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne drauf und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer Ceremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fing der Priester, wenn er sich zum Volke umkehrte, statt seinem gewöhnlichen Dominus vobiscum aus vollem Halse an zu yanen: „Ya! ya! ya!" und der ganze Chor antwortete drauf aus vollem Halse: „Ya! ya! ya!"

Ainsi s'amusaient nos bons ayeux! sagt der ehrliche Franzose, dem ich diese Kirchenanekdote nacherzähle.

Anekdoten vom heiligen Martin.[1])

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in Frankreich mehr Verehrung genossen als St. Martin, Bischof von Tours. Ihm allein zu Ehren befreiten die Könige der ersten Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben. Seine Kirche war die allerheiligste und unverletzlichste Freistatt. König Chilperich wagte es nicht, seinen rebellirenden Sohn, der sich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der festen Ueberzeugung, daß solch eine Art von Kirchenraube immer durch ein Wunder aufs Härteste bestraft werde. Indessen wollte er doch auch nicht das Opfer seiner Wuth entwischen lassen und griff also zu einem sonderbaren Mittel. Er schrieb eigenhändig an den Heiligen und bat ihn geziemend um die Auslieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf sein Grab gelegt und darneben ein reiner Bogen Papier, auf welchem der Heilige seine Antwort liefern sollte. Die Antwort blieb aber außen; und Meroveus genoß den Schutz des Heiligen, so lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher um, als bis er sich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürsten jener Zeit wetteiferten ordentlich mit einander, wer diesem großen Heiligen seinen Schutz und seine Patronschaft am Theuersten abkaufen könne. Sie bereicherten seine Kirche mit Schätzen und verehrten seinem Grabe und seinen Reliquien Kostbarkeiten vom höchsten Werthe. Wahr ist's wol, daß auch die nachherigen Vormünder des Heiligen das Ihrige auf eine eben nicht sehr feine Art dazu beitrugen, die großen Herren in diese freigebige Stimmung zu setzen. „Wenn

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1784, II. S. 186—189. — A. d. H.

Du Gott das Seinige nehmen willst, so wird auch Gott Dir Reich und Krone nehmen!" sagte einmal Injuriosus Turonensis Clothar I. gerade ins Gesicht. Clothar war durch diese Aeußerung wie vom Donner getroffen, fühlte St. Martin's Rache schon über seiner Scheitel brennen und brachte dem schlauen Injuriosus die reichsten Präsente, um nur den aufgebrachten Heiligen wieder zu begütigen und zu versöhnen.

Clovis verbot auf seinem Zuge gegen Alarich, König der Westgothen, seinen Soldaten bei Todesstrafe, in der Touraine das Geringste zu nehmen, außer Wasser und Gras. Ein Soldat nahm nur ein Bündel Heu. Der König erfuhr es, rief in vollem Zorne: „Aber wie können wir nun Sieg hoffen, wenn wir den heiligen Martin so beleidigen?" und ließ den Soldaten hinrichten.

Die Reliquien des heiligen Martin machten seine Kirche zu einem ordentlichen Orakel, wohin man zog, um den sogenannten Spruch der Heiligen zu holen. Der Glaube an diese Art von Weissagung bei wichtigen und zweifelhaften Unternehmungen war außerordentlich stark. Man entschloß sich nämlich nach der ersten Antiphone oder Versikel, die man beim Eintritt in die Kirche im Chor singen hörte, oder nach dem ersten Spruch, den man aufs Ungefähr in der Bibel aufschlug. So sang z. B., als die Gesandten von Clovis in die Kirche traten, der Chor: „Herr, Du hast mich angethan mit Stärke zum Krieg und hast unter meine Füße gegeben, die da aufstunden wider mich." Clovis bekam Muth durch diese vermeinte Weissagung und siegte auch in der That.

Die Furcht vor den Normannen bewog die Einwohner von Tours, die Reliquien des heiligen Martin's einsmals erst ins Kloster Cormeti, dann nach Orleans, dann nach Chablis und endlich nach Auxerre zu schaffen. Die Wunder, die sie auf dieser Reise allenthalben thaten, brachten den Priestern von Tours, die als ihre Hüter mitzogen, eine so reiche Lese von Almosen und Geschenken, daß endlich die Klerisei von Auxerre darüber neidisch wurde und halben Antheil daran verlangte, weil, wie sie behaupteten, St. Martin die großen Wunder nicht allein, sondern in Compagnie mit ihrem St. Germain thue und folglich den Profit mit ihm theilen müsse. Der Streit fing an, hitzig zu werden, und man provocirte endlich auf eine Probe der Wunderkraft beider Heiligen. Man legte nämlich einen Aussätzigen zwischen die Reliquienkasten Beider; und siehe da,

die Seite des Kranken, welche nach St. Martin zu gelegen hatte, war geheilt, die andere nicht. Nun kehrte man den Kranken um und legte ihn mit der noch uncurirten Seite auch nach St. Martin zu, und der Heilige vollendete seine Cur und trug also den Sieg in Betreff der Curkosten davon. Als diese wunderthätigen Reste von Auxerre wieder nach Tours zurückgebracht wurden, gab man ihnen ein Corps von 6000 Mann zur Bedeckung mit. Wo sie nur durch eine Stadt, Flecken oder Dorf zogen, wurden alle Kranken gleich gesund. Manche aber waren mit dieser Wohlthat nicht ganz zufrieden. Unter Andern ein paar Gichtbrüchige, die sich ihre Gicht zu einer ganz einträglichen Leibrente gemacht hatten und nun hätten wieder arbeiten müssen, gingen den kommenden Reliquien viele Meilen aus dem Wege, um nur nicht curirt zu werden. Aber es half nichts, sie mußten sich doch curiren lassen.

Der Kapuziner Pater Bolduci.[1])

An H. D. S.

Wenn Sie etwa den ehrwürdigen Pater Bolduci, Kapuziner, und seinen Stammbaum des Mönchengeschlechtes, von Erschaffung der Welt an, noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen, mit diesem außerordentlichen Kopfe Bekanntschaft zu machen, sobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erschütterung der Hypochondrien heilsam sein dürfte. Doch da dies ziemlich oft Ihr Fall ist, warum sollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun und Sie zum Voraus mit der Medicin versehen, die ich Ihnen anrathe, da ich sicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Existenz des guten Kapuziners Bolduci etwas ebenso Neues ist, als sie es mir noch vor wenig Tagen war, und das Buch, dem ich seine Bekanntschaft zu danken habe, wiewol es vielleicht schon (unverdienterweise) unter den Händen eines unsrer zehntausend unermüdlichen Uebersetzer seufzet, Ihnen demungeachtet noch lange unbekannt geblieben sein könnte.

Kapuzinerwitz steht, wie Sie wissen, schon lange nicht im besten Geruche; aber wie beträchlich auch die Anzahl der schwerleibigen Seraphinen sein mag, die den Witz ihrer Brüder in einen so schlimmen Ruf gebracht haben, so ist es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu lassen, was

---

[1]) Aus dem Neuen Teutschen Merkur 1790, II. S. 309—321 (in den „Vermischten Briefen über literarische und andere Gegenstände"). — A. d. H.

Einige verschuldet haben. „Wohin versteckt sich zuweilen die Weisheit?“ dachte ich mehr als einmal in meinem Leben, da ich sie sogar in einer Kapuzinerkutte fand. Und wundern Sie Sich nicht darüber. Die Kapuziner verdienen mehr als irgend ein andrer Mönchsorden den Namen der modernen oder christlichen Cyniker: warum sollte es unter mehr als fünfundzwanzigtausend Kapuzinern, womit die christliche Welt beseligt ist, nicht auch, wie ehmals unter den zahlreichen Bocksbärten des Kynosarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonax gegeben haben oder noch geben?

Um also — ohne uns irgend einen höhnischen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von dem spitzkapuzigen Zweige der Familie des heiligen Vaters Franz von Assisi kränken könnte, zu erlauben — auf obbesagten Pater Bolducius zurückzukommen, so scheint dieser wackere Mann von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsstandes so tief durchdrungen zu sein, daß er ihn sogleich mit Erschaffung der Welt entstehen läßt; ja, man sollte seiner Vorstellungsart nach denken, die Welt sei eigentlich blos der Mönche wegen erschaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu sorgen, daß es dem Erdboden nie an Klosterbrüdern und den Klosterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie Sich also nicht, mein lieber S., zu hören, daß Enos, Adam's Enkel, der Stifter des berühmten Ordens der Enossäer, der einige tausend Jahre später den Namen der Essäer oder Essener trug, und überhaupt der Patriarch aller Mönche, so wie sein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten diese heiligen Väter an ihren Kindern, was der gute seraphische Vater Franz an den seinigen erleben mußte, wiewol er es nicht höher als bis auf fünfundvierzig Jahre brachte. Sie relaxirten sich, und St. Henoch, Großurenkelsohn von St. Enos, sah sich genöthiget, eine große Reformation mit den antediluvianischen Mönchen vorzunehmen, konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menschen in dem nächstfolgenden Jahrtausend immer böser wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche) beschliefen die Töchter der Menschen und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt so arg

trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in seinem Herzen bekümmerte, die Menschen gemacht zu haben, und er bei sich beschloß, Alles, was Odem hatte, vom Menschen an bis auf das Vieh und bis auf das Gewürm und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit seinen drei Söhnen und ihren Weibern und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieses furchtbaren Entschlusses war; aber was wir ohne den ehrwürdigen Pater Bolduci nicht wüßten, ist, daß es Bruder Japhet, Noah's dritter Sohn, war, der nach Wiederherstellung der Sachen auf dem Erdboden unter dem Namen Saturnus (der von dem hebräischen Worte satar, sich verbergen, abstammen soll) sich ins Latium zurückzog und seinen Sohn Picus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unserm scharfsinnigen Kapuziner) schon ihr bloßer Name beweist; es sei nun, daß er von dem griechischen Worte Kura, Tonsur, oder (was ihm noch wahrscheinlicher ist) von dem hebräischen Rapha abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieser uralten Zeiten den Namen Raphaim (Therapeuten) erhielten, so daß die Filiation dieser Kureten von dem ältesten Mönchsorden des heiligen Vaters Enos — außer allem Zweifel ist.

Picus zeugte mit der andächtigen Schwester Pica, seiner Gemahlin, in seinem zwanzigsten Jahre einen Sohn, Namens Faunus, und begab sich bald darauf in ein Kloster, wo er bei seiner Einkleidung den Namen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abstammt, augenscheinlich bezeugt (sagt mein Kapuziner), daß der ehmalige Picus dadurch, daß er Gemahl und Vater wurde, das Gelübde der Keuschheit nicht gebrochen und der junge Faunus sein Dasein vielmehr dem eifrigen Gebet seiner Eltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menschen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte sein Leben in einem Kloster auf der Insel Kreta zu, starb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidnischen Dichter instigante Diabolo nachsagten, im Geruch der Heiligkeit, und seine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt, aus der Art so religiöser Voreltern zu schlagen, ging, sobald er konnte, in eine Wildniß und stiftete

unter dem Namen Mercurius einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen Quiproquo Anlaß gab. Er und seine Jünger lebten nach einer sehr strengen Regel. Ihr Kloster war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle; sie nährten sich von Kräutern und Wurzeln und kleideten sich in ungegerbte Ziegenfelle. In diesem etwas wilden Ordenshabit sahen sie zwar den Einsiedlern, welche in spätern Zeiten die Thebaische Wüste bevölkerten, ziemlich ähnlich; aber die Nachwelt, die sich nicht einfallen ließ, hinter diesen Waldmenschen in behaarten Ziegenfellen morgenländische Mönche zu suchen, verwandelte den ehrwürdigen Vater Abt Mercur und seine geistlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmenschen und den hebräischen Namen Sairim, den sie vermuthlich ihres ziegenböckischen Aussehens wegen geführt hatten, in Satyri.

Ich erlasse Ihnen, wie billig, das Märchen vom Melchisedech, dem König von Salem, welches Pater Bolduci aus dem heiligen Athanasius anführt, und begnüge mich nur zu sagen, daß dieser Melchisedech, nachdem er sieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend und von wilden Früchten lebend, in Beschaulichkeit und Abtödtung seines Fleisches zugebracht hatte, wieder herabstieg und zu Salem eine Art von regulirter Chorherrenstiftete, deren Vorsteher nach ihm Heber, der Großureltervater Abraham's, war. Dieses Stift war eine Zeit lang in sehr blühenden Umständen und das allgemeine Noviziathaus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Palästina, bis sich die Jebusiter von Jerusalem Meister machten und die Religiosen des heiligen Melchisedech nöthigten, ihren Sitz im Thale Raphaim aufzuschlagen. Diese bewiesen sich hier so mächtig in Worten und Werken, daß sie den Namen Gibborim, die Starken oder die Riesen, erhielten. Nimrod und sein Sohn Ninus waren Mönche dieses Ordens. Der Erste, der deswegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn heißt, starb im Geruch der Heiligkeit, und sein Sohn ließ ihm ein Grabmal errichten, worauf seine Bildsäule in kolossalischer Größe unter dem Namen St. Baal (so viel als der Titel Vestra Dominatio oder Vestra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job zog sich in seinen alten Tagen in eines von den Klöstern dieses Thales zurück,

und Dom Abraham, außerdem daß er ihr Klostervater*) (père temporel) war und sich die Beförderung ihres Zeitlichen sehr angelegen sein ließ, machte sich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hospitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängten, vornehmlich Wittwen und Waisen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreihunhertundachtzehn Knappen dieses Ordens bei sich, als er seinen Brudersohn Lot aus den Händen der vier Könige oder Kaziken rettete, die ihn nach der Niederlage des Königs von Sodom und seiner vier Bundesgenossen mit aller seiner Habe gefangen davon führten. Denn daß die 318 jungen Männer, mit deren Hilfe Abraham diese That verrichtete, weder seine Söhne noch seine Knechte, sondern Religiosen seines Ordens, die aber noch im Noviziat standen, gewesen seien, ist unter Andern auch daraus klar (sagt Pater Bolduci), weil sie in der Vulgata ausdrücklich Novitii genennt werden. Sein Enkel Joseph erhielt das große Kreuz dieses Ordens aus den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeister war, vermuthlich weil Abraham dem Könige Abimelech, seinem Vorfahrer, diese Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeistern zeichneten sich Moses und Josua vorzüglich aus, und der Orden stieg unter ihnen zu seinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa u. s. w. waren nichts anders als Ordenshäuser dieser Abkömmlinge von Henoch, die unter den verschiedenen, aber immer ebendenselben heiligen Orden bedeutenden Namen der Nephilim, Raphaim, Gibborim mit Riesenschritten zur (mönchischen) Vollkommenheit emporstiegen. Bei Allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Bolduci nicht verhalten, daß diese Religiosen nach Moses' und Josua's Zeiten ziemlich schnell dermaßen aus der Art schlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine schreckliche Art über sie ausbrach und die Israeliten Befehl erhielten, den ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf den Berg Karmel verpflanzt und in der Folge von Elias wieder reformirt wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

„Dank sei dem Himmel!" — höre ich Sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zu viel auf einmal von dem

*) In den vordern Reichskreisen nennt man Denjenigen, der für das Temporale der Klöster von den Mendicanten-Orden zu sorgen hat, abusive den geistlichen Vater; er ist aber das Nämliche, was diese Art von Mönchen in Frankreich richtiger ihren père temporel nennen.

Klosterwitz meines ehrlichen Kapuziners vorgesetzt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu, als daß Pater Bolduci dies Alles wenigstens mit ebenso viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit dargethan zu haben scheint, als der berühmte Bischof von Avranches, Daniel Huet, aufwandte, da er in seiner Demonstratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Osiris, Anubis, Apis, Vulcanus, Apollo, Aesculapius, Mercurius, Bacchus, Faunus, Minos, Orpheus, Cekrops, Perseus, Tiresias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zusammen genommen in dem einzigen Moses, so wie Cybele, Isis, Diana, Minerva, Venus und die Musen in Maria oder Mirjam, seiner Schwester, existirt hätten. — Sollten Sie wol denken, mein Freund, daß es selbst in unserm achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer giebt, die in diesem Geschmacke demonstriren?

An Ebendenselben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menschlicher Mensch, sollte es auch nur ein Kapuziner sein, gelebt haben könnte, welcher Imagination genug gehabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geistlichen Ritterorden zu machen und die Riesen der ältesten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibborim unsrer heiligen Bücher, in Mönche zu verwandeln? Sie finden dies so unglaublich, daß Sie Sich nicht entbrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delicatesse zu verstehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Kapuziner Bolduci in Person oder sein Buch in natura vor Augen stellen oder wenigstens die Quelle entdecken müsse, woraus ich meine Angaben geschöpft habe, wenn Sie nicht glauben sollten, daß alle diese Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des seraphischen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden seien. Wolan denn, weil Sie mir doch so nahe zu Leibe gehen, so sollen Sie Alles erfahren, was ich selbst von der Sache weiß.

Was also zuvörderst die Person des Pater Bolduci betrifft, so wäre es mir zwar schon um der einzigen Ursache

willen, daß er — mehr als hundert Jahre lang todt und begraben ist, nicht wohl möglich, ihn selbst ohne Hilfe eines magischen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu stellen; aber daß um das Jahr 1640 ein Jakob Bolduci oder Bolducci, Kapuzinerordens, zu Bologna florirt und außer verschiedenen andern gelehrten Werken ein Buch de Ecclesia Dei ante legem, sive de ordine Ecclesiae a Mundi principio usque ad Mosen (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfassung von Anfang der Welt bis auf Moses)[1]) herausgegeben hat, dafür kann ich Ihnen das Jöcherische Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann aufstellen. Die Entdeckungen dieses eruditen Kapuziners, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe, sind freilich nicht aus der Quelle selbst geschöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verschaffen können; ich schöpfte sie nur aus der zweiten Hand, nämlich aus einem im vorigen Jahre erschienenen Buche, Nécessité de supprimer les Ordres Monastiques en France, prouvée par l'Histoire philosophique du Monachisme betitelt; es ist aber kein Zweifel, daß der Verfasser desselben das besagte Bolducische Werk selbst vor Augen liegen gehabt habe, wiewol er (nach Gewohnheit der meisten französischen Compilatoren) unnöthig fand, sich genauer darüber zu erklären und wenigstens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Ebenso wenig Ursache finde ich, zu zweifeln, daß er in Darstellung der seltsamen Meinungen dieses Kapuziners über den Ursprung und Fortgang des Mönchsthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen sei; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, dessen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit ist, eine mauvaise plaisanterie, die man dem Verfasser ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich also versichert, daß wir aus dem Buche des Pater Bolduci selbst wenig klüger werden dürften als aus diesem Auszuge, auf dessen Zuverlässigkeit wir uns um so gewisser verlassen können, da das Original wahrscheinlich in den französischen Klosterbibliotheken häufig genug zu finden sein wird, um dem Verfasser den Gedanken einer Verfälschung moralisch unmöglich zu machen, wiewol nicht zu leugnen ist, daß er in Darstellung und Zusammenordnung der Thatsachen, womit sein Werk an-

[1]) Das Buch erschien zuerst zu Lyon 1626, in zweiter Ausgabe zu Paris 1630, seine nicht weniger seltsame Schrift „De orgio christiano libri tres" zu Lyon 1640. Nach Andern war er ein geborener Pariser. — A. d. H.

gefüllt ist, das Lob der Präcision, welches ihm in unsrer berühmtesten Literaturzeitung auf Treu und Glauben des Journals von Paris (wenn ich nicht irre) ohne Einschränkung ertheilt worden, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt so viel daran, daß es den Namen einer philosophischen, d. i. mit philosophischem Geiste und Alles umfassendem Scharfblicke geschriebenen Geschichte des Mönchthums verdiene, daß der erste Theil (wenigstens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geschrieben ist, an welche französische Schriftsteller in Werken dieser Art sonst Anspruch zu machen pflegen. Kurz, wiewol es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Compilation ist, so ist es doch immer nur Compilation; und wenn Sie jemals Lust und Beruf in sich fühlen sollten, eine philosophische Geschichte des Mönchthums zu unternehmen, so würden Sie Sich dieser angeblichen Histoire philosophique ungeachtet immer mit gutem Gewissen als den Besitznehmer von einer Provinz, die noch Niemand angehört, betrachten können.

Ueber den Vorschlag,

unsre

bisherigen Demoiselleu künftig Fräulein zu betiteln.[1])

Vor der Revolution war Demoiselle (das Diminutivum von Dame) der gewöhnliche und kanzleimäßige Titel der unverheiratheten Töchter des französischen Adels. Da nun unser deutsches Wort Fräulein das Diminutivum von Frau ist, so ist klar, daß es nach dem französischen Sprachgebrauch mit dem Wort Demoiselle von völlig gleicher Bedeutung ist und also dieses letztere, ins Deutsche übersetzt, nicht anders als durch Fräulein gegeben werden kann. Wofern demnach nicht etwa besondere Ursachen vorhanden sind, welche den Vorschlag: „das Wort Fräulein bei allen Gelegenheiten, wo bisher das französische Demoiselle im Deutschen gebraucht wurde, an dessen Statt zu setzen", unschicklich machen, so wäre in der Sache selbst nicht nur nicht der mindeste Grund, warum der Gebrauch des französischen Demoiselle länger beibehalten werden sollte, sondern es wäre vielmehr sehr ungereimt, aus bloßem Eigensinn auf dem Gebrauch oder, richtiger zu reden, auf dem Mißbrauch eines fremden Wortes bestehen zu wollen, für welches wir das völlige Aequivalent in unsrer eigenen Sprache besitzen.

Die Entscheidung der streitigen Frage beruhet also, wie es scheint, lediglich auf Erörterung jenes Präliminarpunkts: ob

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1794 II. S. 401—408. — A. d. H.

nämlich besondere Ursachen, welche die Vertauschung des Wortes Demoiselle (inwiefern es vornehmlich im nördlichen Deutschland seit ungefähr einem halben Jahrhundert zu Qualificirung der Jungfrauen vel quasi aus den höhern Classen des sogenannten Bürgerstandes gebraucht wird) gegen das deutsche Fräulein unschicklich machen, wirklich vorhanden sind oder nicht.

Viele Gegner dieser neuerlich in Vorschlag gekommenen und seit einiger Zeit in verschiedenen Blättern des K. Pr. Reichs-Anzeigers theils empfohlenen, theils bestrittenen Vertauschung glauben, daß dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des deutschen Adels geschehen würde, als dessen unverheirathete Töchter sich bisher in ruhigem ausschließlichem Besitz des Prädicats Fräulein befunden hätten.

Aber dieser Einspruch im Namen unsrer bisher sogenannten Fräulein scheint aus folgenden Rücksichten ohne hinlänglichen Grund zu sein.

1) Unsere altadeligen oder diplomatisch geadelten Fräulein können einen ungestörten und im ganzen heiligen römischen Reich stattfindenden ausschließlichen Besitz dieses Prädicats so wenig zu Recht erweisen, daß vielmehr zum Beweis des Gegentheils in einigen vordern Reichskreisen, und vornehmlich in der Kaiserstadt Wien, schon lange gewöhnlich ist, unverheirathete Personen bürgerlichen Standes, aus den Classen, die man unter der allgemeinen Benennung Honoratiores zu begreifen pflegt, im gemeinen Umgang Fräulein zu nennen, wiewol sie sich weder durch Stammbaum noch Adelsbrief zu diesem Ehrentitel legitimiren können. Warum sollte denn also, was in Wien und überhaupt in den östreichischen und einigen angrenzenden Landen ohne den geringsten Widerspruch des Adelstandes stattfindet, nicht auch in andern Städten und Ländern des deutschen Reichs angehen?

2) Noch viel weniger können Diejenigen, in deren Namen man ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein in Anspruch nimmt, einen rechtsbeständigen Titel für dasselbe erweisen. Denn bekanntermaßen war eine Zeit, wo nur die Töchter der Könige und Fürsten ausschließlich Fräulein, die Töchter der übrigen edeln Herren und Ritter hingegen Junkfrauen (so wie die Söhne derselben Junker) hießen, und diese Titulatur findet sich noch im 16. Jahrhundert. Wie lange es eigentlich her ist, und wie es zugegangen, daß die adeligen Jungfrauen zum ausschließlichen Besitz des Ehrentitels

Fräulein, wenigstens in einem großen Theil des deutschen Reichs, gekommen sind, dürfte wol schwer zu beurkunden sein; so viel ist indessen gewiß, daß sie weder durch ein Reichsgesetz noch durch ein kaiserliches Privilegium in diesen Besitz gesetzt worden sind; daß also ihr angebliches Recht an dieses Prädicat sich auf eine bloße Gewohnheit gründet, deren Ursprung sich nicht genau bestimmen läßt, und welche unsern kraft einer gleichmäßigen Gewohnheit zu Demoiselen gestempelten und dafür anerkannten bürgerlichen Jungfern an ihrem gerechten Anspruch an diese dem französischen Demoiselle gleichgeltende deutsche Titulirung nichts benehmen kann.

3) Man könnte zwar im Namen der adeligen Fräulein einwenden: „es gebühre sich doch, so lange der bisherige gesetz- und verfassungsmäßige Unterschied der Stände in Deutschland noch bestehe, daß auch im gemeinen Leben ein gehöriger Unterschied zwischen den adeligen und nichtadeligen Jungfern gemacht werde". Ich meines Orts erkenne dies für eine ganz billige Forderung; aber ich sehe nicht, wie aus derselben ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein gefolgert werden könne. Oder sind denn etwa die adeligen Jungfern durch das gewöhnliche von vor ihrem Geschlechtsnamen und durch das Beiwort gnädig — welches zwar ehemals nur den Fürstentöchtern zukam, aber nun durch einen zum allgemeinen Gebrauch gewordenen höflichen Mißbrauch allen adeligen Jungfern im gemeinen Leben gegeben wird, — sind sie durch Beides nicht hinlänglich genug unterschieden? Wenn also die bürgerlichen Demoiselen künftig schlechtweg Fräulein, die adeligen hingegen ausschließlich gnädige Fräulein gescholten würden, wo wäre die Unschicklichkeit? und mit welchem Grunde könnten sich die Adeligen beschweren, daß sie mit den Bürgerlichen in eine Linie gestellt würden?

Aus dem bisher Gesagten scheint sich also zu ergeben, daß auf Seiten des Adelstandes nicht der mindeste giltige Grund vorhanden sei, warum die adeligen Töchter auf einem ausschließlichen Recht an das Prädicat Fräulein bestehen sollten. Auch ist kaum zu zweifeln, daß Diejenigen, welche die längsten und glänzendsten Ahnenregister vorzuweisen hätten, gerade die Ersten sein würden, die vorgeschlagne neue Mode mitzumachen, wofern nicht andere Ursachen in Betrachtung kämen, welche (meines Bedünkens) diese Neuerung unschicklich und beinahe ganz unausführbar machen.

Denn gesetzt nun, es beliebte einer ansehnlichen Majorität in allen Städten Deutschlands, das Wort Fräulein an die Stelle des zeither üblichen Demoiselle und Mamsell zu setzen, so entstünde sogleich (wie auch von Andern bereits bemerkt, aber noch von Niemand hinlänglich beantwortet worden ist) die Frage: „Sollen Alle, die dermalen theils in ruhigem Besitz des Mamsellentitels sind, theils einen mehr oder minder begründeten Anspruch darauf machen, künftig Fräulein heißen?" und im verneinenden Falle: „Bei welcher Subdivision der bürgerlichen Classe (die an Subdivisionen und Subsubdivisionen so sehr reich ist) soll der Strich gemacht werden?" Jede dieser Subdivisionen steht zwar nur um eine kleine Stufe höher als die nächst angrenzende, würde sich aber dennoch selbst lächerlich finden, wenn sie sich etwas über diese nächste an ihr herausnehmen wollte. Schon aus diesem einzigen Grunde ist klar, daß das Prädicat Fräulein entweder irgend einer dieser Subdivisionen willkürlich und widerrechtlich verweigert oder am Ende allen gegeben werden müßte. Denn bürgerlich ist nun einmal bürgerlich, und es ist zwischen dem höchsten und niedrigsten Bürgerlichen keine solche Kluft befestiget wie zwischen ihnen und dem Adeligen. Der bürgerliche Geheime Rath ist, so lang er bürgerlich bleibt, weder mehr noch weniger Roturier als sein Schneider, und Mamsell N. N., die der Tochter des Geheimen Raths die Hauben steckt, oder Mamsell N. N., die ihre seidnen Strümpfe wäscht, hat so viel Recht, Fräulein zu heißen, als Jene; und wiewol es ihr selbst (anfangs wenigstens) etwas widersinnisch vorkommen würde, sich Fräulein schelten zu hören, so würde sie es doch auch sehr unbillig finden, wenn sie sich des Mamsellentitels, den sie wenigstens am Sonntag in ihrem Kirchenstaat von manchem Ehrenmann, der sie kannte oder nicht kannte, zu hören gewohnt war, nun auf einmal unverschuldeter Dinge entsetzt und mit der Jungfer Tochter eines Holzhackers oder Scherenschleifers in eine Linie gestellt sehen sollte.

Ich müßte mich sehr irren, oder die natürliche Folge von der Unmöglichkeit, die Grenze des Mamsellentitels a parte post zu bestimmen, würde sein, daß entweder gewisse Classen vor wie nach Mamsellen blieben (und also die Absicht, dieses undeutsche Wort aus unsrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde), oder daß es dem armen Wörtchen Fräulein wie dem einst so vornehmen Wort Frau erginge, welches von seiner ehemaligen

hohen Würde nach und nach (wenigstens in den Landen, wo das Sachsenrecht gilt) so tief heruntergesunken ist, daß es, zum großen Aergerniß schwäbischer Ohren, in jenen Landen nicht nur Wasch-Frauen, Scheuer-Frauen, Butter-Frauen, Milch-Frauen giebt, sondern sogar das zerlumpteste Bettelweib kein Bettelweib, sondern eine Bettel-Frau ist.

Wenn diese Betrachtungen (wie es mich, salvis melioribus, bedünken will) von hinlänglichem Gewicht sind, die Einführung des Wortes Fräulein in den Bürgerstand für unschicklich und unthunlich zu erklären, so wäre dann meine unmaßgebliche Meinung:

„es entweder mit der Demoiselle und Mamsell, Einwendens ungeachtet, beim Alten zu lassen (wie wir es ja mit so vielen andern, ungleich wichtigern Mißbräuchen, Unformen und Inconsequenzen im menschlichen Leben auch beim Alten lassen müssen, wenn wir nicht etwa, um der Spinnen, Wanzen und Mäuse los zu werden, lieber das ganze Haus in Brand stecken wollen) — oder diese, in der That unsre edle Sprache verunzierenden, fremden und respective barbarischen Wörter ganz und gar abzuschaffen und statt derselben das ehrliche altdeutsche Ehrenwort Jungfer wieder in seinen ehemaligen Gebrauch einzusetzen, ohne so viel Werth auf Unterscheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben und auf Seiten Derer, die nach solchen kleinfügigen Distinctionen geizen, eine Engbrüstigkeit und Armseligkeit des Geistes verrathen, bei deren Anblick man ungewiß ist, ob man sie belachen oder beweinen soll."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Wieland's Werke.

Sechsunddreissigster Theil.

Zur ausländischen Literatur.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Zur ausländischen Literatur.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers 9

Französische Literatur.

Auszüge aus den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque 15

Verzeichniß und Nachrichten von französischen Schriftstellerinnen, welche sich hauptsächlich in Werken des Witzes und Geschmacks, besonders im romantischen Fache hervorgethan haben 49

Heloise 52

Marie de France 56

Christine von Pisan 57

Marguerite von Valois, Königin von Navarra 76

Loyse Labé, genannt La belle Cordière . . 83

Pernette du Guillet, genannt La Cousine . . 91

Madelaine und Catherine des Roches, Mutter und Tochter 94

Marie von Romieu 98

Georgette de Montenay und Anne de Marquets 99

Anne Mallet de Graville 100

Richard Coeur de Lion und Blondel. Eine Anekdote aus der Geschichte der provençalischen Dichter 103

Ueber eine Anekdote in Voltaire's Universalhistorie, die Herzogin von Mazarin, Hortensia Mancini, betreffend 115

Ueber Linguet's Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle 127
Friedel, Maydieu und Baron von St****, Gentilhomme Allemand. Eine literarische Neuigkeit 141

Kleinere Aufsätze und Anzeigen:

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule 161
Zur neuesten Uebersetzung des Gil Blas von Lesage. Was Tarpa für ein Ding ist 165
Mademoiselle de Lussan 167
Ueber eine Aeußerung Rousseau's in den Lettres écrites de la Montagne in Bezug auf Wunder 170
Voltaire's Candide, ins Deutsche übersetzt 172
Zur Probe einer Uebersetzung der Pucelle d'Orléans . . 174
Anzeige einer deutschen Uebersetzung des nachgelassenen Werkes von Helvetius De l'homme 177
Ueber den Anti-Macchiavel Friedrich's des Großen . . 178
Ueber Galiani's Dialogues sur le commerce des blés . 181
Ueber des Grafen Lamberg Mémorial d'un Mondain . 183
Ueber die beabsichtigte neue deutsche Bearbeitung des Bayle'schen Dictionnaire 185
Rüge einer in Nr. 198 des Moniteur Universel publicirten ungeheuren Unwahrheit 186

Englische Literatur.

Die Bunkliade, oder Quintessenz aus Johann Bunkel's Leben, Bemerkungen und Meinungen 191
Abgenöthigter Nachtrag zur Johann-Bunkliade . . . 247
Anhang. Nachricht. Die Vertheidigung wider Herrn Wieland's Recension, Bunkel's Leben betreffend. Von Fr. Nicolai 261

Kleinere Aufsätze und Anzeigen:

Der Geist Shakespeare's 277
William Shakespeare's Schauspiele. Neue Ausgabe, von Johann Joachim Eschenburg ꝛc. 281
Ueber eine Stelle in Shakespeare's „Macbeth" . . . 282
Ueber W. Shakespeare von J. J. Eschenburg 285
Zu Bürde's Proben einer Uebersetzung von Milton's Paradise lost 287
Ueber eine jambische Uebersetzung Pope's 288
Tristram Shandy's Leben und Meinungen 294
Lorenz Sterne, ein gefährliches Muster zum Nachahmen 298
Eine schwedische Nachahmung Sterne's 301
Der Abenteurer. Ein Auszug aus dem Englischen . . 302
Der Mann von Gefühl. Nach der dritten Londner Ausgabe aufs Neue übersetzt 304
Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets, published by Joseph Retzer . . . 306
Ueber ein seltsames Compliment, das der deutschen Literatur im London-Magazine gemacht worden . . 308
Rüge gegen einen engländischen Kunstrichter 312

Italienische Literatur.

Vorbericht zur Uebersetzung des ersten Gesanges des Ariosto von Werthes 315
Zu den Proben einer neuen Uebersetzung des Ariosto in reimfreien jambischen Stanzen 318
Nachschrift zur Uebersetzung des sechzehnten Gesanges von Tasso's „Befreitem Jerusalem" von Gries . . . 320
Die Canzonetta Romana 322
Ein Wort über Macchiavell's „Fürsten" 333
Zusatz zur Uebersetzung der Erzählung „Der Mohr von Venedig" in den Hecatomiti des Giraldi Cinthio . 335

Vorbemerkung.

Wieland selbst hat nur einen geringen Theil seiner auf Sprache, Literatur, Kunst und Geschichte bezüglichen Aufsätze und Anzeigen, größtentheils in den vierundzwanzigsten Band seiner Werke als „Vermischte Aufsätze, literarischen, philosophischen und historischen Inhalts" und in den fünften und sechsten Supplementband als „Literarische Miscellaneen" oder als selbstständige Stücke, mit einzelnen Aenderungen aufgenommen. Weiter ging sein verdienstvoller Herausgeber Gruber, der mit derselben Freiheit bei den von ihm herangezogenen Stücken verfuhr, die sich Wieland selbst in den von ihm aufgenommenen gestattet hatte; leider gab er alle nicht schon in den frühern Bänden gebrachten Aufsätze und Bemerkungen als „Miscellaneen" in der unglücklichen alphabetischen Folge. Wir glaubten viel weiter gehen und alle diejenigen Aufsätze und Anzeigen mittheilen zu müssen, die für Wieland als Schriftsteller in irgend einer Weise bedeutend scheinen. Die alphabetische Folge erwies sich um so ungenügender, je mehr der Stoff anwuchs, dessen Gliederung nach den verschiedenen Literaturen sich von selbst ergab. So bringen wir denn in diesem Theile die auf das Ausland, im folgenden die auf Griechen und Römer, im 38. die auf Deutschland sich beziehenden Stücke. Aenderungen glaubten wir uns nur in den Sprachformen erlauben zu dürfen, insofern Wieland selbst diese in der Ausgabe der Werke durchgeführt hat.

Uebergangen haben wir in der französischen Abtheilung:

1) Die Anmerkung zu der Uebersetzung des kleinen Drama's: „Le couronnement" (Teutscher Merkur 1775, II. S. 55 f.), das Wieland unter die Phänomene der Zeiten Ludwig's XVI. zu gehören schien, die man im Siècle de Louis XIV. nicht einmal für möglich gehalten hätte. Eine Uebersetzung desselben Stückes lieferte in diesem Jahre H. L. Wagner; sie erschien ohne dessen Namen unter dem Druckort Haag. Wäre diese etwa dieselbe, die der „Merkur" brachte? 2) Die Einleitung und den kurzen Schluß zu dem Auszug aus einer zum „Teutschen Merkur" eingesandten Vertheidigung Mercier's gegen Le Tellier's Angriff in Weckherlin's „Grauem Ungeheuer" (Teutscher Merkur 1784, III. S. 277—282). Wieland äußert dabei, er dürfe vermuthen, daß seinen Lesern das, was ein französischer Schriftsteller, der auch in Deutschland mit Vergnügen gelesen worden sei, zu seiner abgenöthigten Rechtfertigung anzubringen habe, ebenso wenig als die Art und Weise, wie er dabei zu Werke gehe, ganz unerheblich sein werde. 3) Den Vorbericht zu einer eingeschickten Uebersetzung des Gedichts von Thomas „Au peuple" in gereimten Alexandrinern (Teutscher Merkur 1785, II. S. 76—78), die er deshalb aufgenommen, weil sie ihm im Ganzen mehr Lob als Tadel zu verdienen scheine und sie in einer Versart geschrieben sei, in welcher sich beinahe Niemand mehr zu schreiben getraue, da es doch diejenige sei, in welcher von Opitz an alle ältern Dichter geschrieben, in welcher wir von Canitz, Haller, Hagedorn, Zachariä, Uz, Schlegel u. A. so manche Meisterwerke besäßen, und welche, wenn er nicht irre, zu verschiedenen Gattungen von Gedichten, besonders zu Lehrgedichten aus mehreren Ursachen die schicklichste sei.

In der englischen Literatur fehlt zunächst die Aeußerung in einer Schlußanmerkung zu einer prosaischen Uebersetzung von Spenser's „Faire Queen" (Teutscher Merkur 1788, I. S. 249), selbst in schönen gereimten Stanzen könnte ein so weitläufiges gothisches Feenwerk wie das allegorische Gedicht Spenser's in unsern Zeiten

schwerlich anders als in einer sehr freien Uebersetzung oder vielmehr in einer gänzlichen Umarbeitung nach einem neuen und sinnreichen Plan, worin die Allegorie nicht so nackt dargestellt wäre, und die Fabel, die ihr zum Schleier dienen solle, mehr Consistenz, Interesse und Täuschung hätte — auf den Beifall der lesenden Welt Rechnung machen. Außerdem sind nicht aufgenommen 1) die von Gruber gegebene Miscellanee „Viel Wahrheit in wenig Zeilen" (Teutscher Merkur 1774, II. S. 217 f.), die eine prosaische Uebersetzung von fünf englischen Versen mit der Bemerkung giebt: „Wohl gesagt, David Garrick! denn ihm gebührt die Ehre von diesem Gedanken. Jedem das Seine!" 2) Die Anzeige einer würdig ausgestatteten Uebersetzung von Hawkesworth's „Collection of Voyages" (Teutscher Merkur 1774, II. S. 359—361), welche schließt: „Welcher Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre wollte das Geld, das er vielleicht nach und nach an ein Dutzend schaler Romänchen oder andrer literarischen Meteore von der wässrigen, feurigen oder lüftigen Art vertändelt hätte, nicht lieber an ein Werk wenden, das das Wahre mit dem Neuen und das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine so vorzügliche Art vereiniget?"

Uebergangen ist auch die Anmerkung zu von Hammer's Uebersetzung des türkischen Gedichtes „Von den letzten Dingen" (Teutscher Merkur 1796, II. S. 225 f.). „Der Herausgeber konnte hierbei nur seine eigene Empfindung und den Wunsch nicht unterdrücken," heißt es am Schlusse, „daß ein solcher Mann auf immer den Wissenschaften und Musenkünsten gewonnen werden möge, so wie es ihm nicht gleichgiltig sein kann, wenn der Merkur auch in der Folge noch oft mit dergleichen Exoticis, die Farbenschmelz mit Wohlgeruch verbinden, beschenkt werden sollte. Es müssen noch lieblichere Blumen unter einem Himmel düften, wo die Natur einen ewigen Frühling feiert et *in urna* perpetuum ver. Kaum bedarf es übrigens eines Fingerzeigs, daß die hier vorgetragene türkische Mythologie einen schönen Beleg zu der Beobachtung liefert: che tutto il mondo è fatto come la nostra famiglia."

In einer Anmerkung zu einem Gedichte von Hammer's auf den Tod von William Jones (daselbst S. 382) gedenkt Wieland des Versprechens Desselben, von Zeit zu Zeit mehrere Blumen des Orients für den „Merkur" zu liefern, wobei er den Wunsch ausspricht: „Möge der edle Mann, in welchem unserm Vaterlande eine neue Hoffnung aufblüht, Muße und Aufmunterung in seiner eigenen Lage finden, um dies Versprechen recht oft erfüllen zu können!" Ein paar spätere Bemerkungen über orientalische Literatur, „Der Herausgeber" unterzeichnet, sind von Böttiger.

Französische Literatur.

Auszüge

aus den

Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque.[1]

---

[1]) Der Herausgeber war Andre Guillaume Contant d'Orville zu Paris. Von 1779 bis 1787 erschienen 65 Octavbände dieser Sammlung. Wieland bemerkt, daß schon 16 Bände gedruckt seien. — A. d. H.

[1]) Der Herr Marquis de Paulmy, ehemaliger französischer Staatsminister,[2]) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz, er lebt und webt in seinen Büchersälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebner Hefte von seiner eignen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sei. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus seltnen und interessanten Werken und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die nach Herrn d'Orville's Versicherung der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliographen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber über die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Literärgeschichte aus und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis

1) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 174—197. — A. d. H.

2) Marc Antoine Voyer, Marquis de Paulmy, 1722 in Valenciennes geboren, war schon als Jüngling von 20 Jahren Parlaments- und Staatsrath. Er ging darauf als Gesandter in die Schweiz. 1757 ward er Kriegsminister, und als er diese Stelle aufgeben mußte, ernannte ihn der König zum Staatsminister. Später ging er als Gesandter nach Polen, dann nach Venedig. Seine über 100,000 Bände starke höchst werthvolle Bibliothek war im Arsenal aufgestellt. Graf Artois kaufte sie 1781 an, damit sie nicht nach Paulmy's Tode zerstreut werde. Er war Mitglied der Akademien zu Paris, Nancy und Berlin. 1787 starb er als Kanzler der Königin und Gouverneur von Paris. — A. d. H.

de Paulmy erlaubt hat, diese verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Literatur durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm bei bloßer Auswahl des Besten Materialien genug dar, um unter dem Titel Mélanges oder Miscellaneen 24 große Octavbände anzufüllen.

Jeder Band wird der Ordnung nach mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichnet, und es sind seit dem vorigen Jahre bis jetzt bereits acht Bände, von A bis zu H erschienen, welche die Erkenntlichkeit des französischen Publicums gegen den edeln und gelehrten Besitzer dieser Bibliothek vollkommen rechtfertigen.

Von diesem weitschichtigen Werke gedenken wir nun nach und nach Auszüge zu liefern dessen, was uns in jedem Bande am Geschicktesten scheinen wird, den größern Theil unsrer Leser auf eine angenehme und — wenigstens nach unserm Begriff vom Nützlichen — nicht unnützliche Weise zu unterhalten; und wir hoffen uns ihnen durch diese Arbeit um so mehr gefällig zu machen, da vermuthlich nur die Wenigsten unter ihnen Gelegenheit und Willen haben werden, sich diese weitläufige Compilation selbst anzuschaffen.

Der erste Band oder der Buchstabe A dieser Mélanges besteht aus einem einzigen großen Mémoire des Herrn Marquis von Paulmy an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen raisonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind, um einen vollständigen Curs der Geschichte in französischer Sprache zu machen, nebst zwei Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studio der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die historischen Fächer ausfüllen, durchzulesen, zumal die gute Dame wenigstens die Lebenslänge der Cumäischen Sibylle nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und sich alsdann gleichwol noch ein neues Leben a conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer so sauer erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen; aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weise der meisten gens du monde und besonders der Damen, Alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzulesen und sich dann einzubilden, daß ihnen dies nun ein vollständiges Recht

gebe, von Geographie und Weltgeschichte, vom Ursprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfassungen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen u. s. w. in Gesellschaften mit entscheidendem Ton zu sprechen und sich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntnisse und Einsichten zu setzen. Er giebt also seiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der sie sicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geschichte des menschlichen Geschlechts leiten könne, sondern nennt und charakterisirt ihr auch der Ordnung nach alle die allgemeinen und besondern historischen Werke, Memoiren, Lebensbeschreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geschichtskunde und von allen Völkern und Zeiten, welche sie wirklich lesen soll. Diese machen nun freilich nur eine mäßige Lectüre aus in Vergleichung mit derjenigen, die der Abbé Lenglet du Fresnoy in seiner Méthode pour étudier l'Histoire (wiewol nicht den Damen) vorschlägt; gleichwol beträgt dies Verzeichniß noch immer mehr als 520 Werke und überhaupt etliche tausend Bände in Quart, Octav und Duodez; und wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame (man müßte denn nur eine Leidenschaft für die Geschichtskunde bei ihr voraussetzen, welche alle andern kleinen Leidenschaften für Gesellschaft, öffentliche und Privatschauspiele, Soupers, Kartenspiel, Ball, Colisée, Vauxhall, Boulevards, Concert spirituel ꝛc., die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergessen, zu verdrängen fähig wäre), ich sage, wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame, die der Welt noch nicht abgesagt hat, zu diesem historischen Studio nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige, wo sie unter den Händen des Friseurs ist — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale und die Brochures du Jour wollen doch auch überlesen oder wenigstens durchblättert sein: so hat man immer Mühe, zu begreifen, wie das Leben einer Dame — wenn sie auch in einem Alter zu lesen anfinge, wo z. B. Fleury's Kirchengeschichte in 20 Bänden oder des Père Lafiteau Geschichte der Bulle Unigenitus nicht halb so anlockend sind als die Historie des Prinzen Titi und der Prinzessin Bibi — zureichen sollte, mit einem so weitläufigen Cours d'Histoire glücklich zu Ende zu kommen.

Doch wie dem auch sein mag, die Anzahl der deutschen Damen, die sich der Hilfe des Herrn Marquis de Paulmy zu Anlegung einer historischen Handbibliothek vielleicht bedienen

möchten, ist zur Zeit noch so klein, daß man sicher darauf rechnen kann, diese wenigen werden den Anfang damit machen, sich den Katalogen des Herrn Marquis selbst anzuschaffen, und wir überheben uns also um so eher, mehr davon zu sagen, als die Werke, wovon die Rede ist, selbst größtentheils sehr bekannt, die Urtheile des Herrn von Paulmy aber nicht immer die zuverlässigsten und oft ein Wenig cavalierisch, wie man zu sagen pflegt, ausgesprochen sind. So sagt er z. B. von Kämpfer's Beschreibung des japanischen Reichs, sie sei trocken und gehe zu sehr ins Kleine, wiewol er gesteht, daß sie in einigen Stücken curiös und sehr schätzbar sei. Ueberhaupt bedient er sich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux sehr häufig, um Bücher zu charakterisiren, die er zum Lesen empfehlen will; wir gestehen aber, daß wir keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden wissen, wenn er z. B. von des Abbé Jrail Geschichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreich weiter nichts sagt, als: curieuse. Im Vorbeigehen bemerken wir nur noch, daß er von unsers verdienstvollen Herrn D. Büsching's Erdbeschreibung mit ganz besonderer Hochachtung spricht und bei Gelegenheit der deutschen Geschichte aufrichtig gesteht, daß es der französischen Literatur an einem guten Originalwerke in diesem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt, wie nahe Nachbarn beide Nationen sind, und wie viel sie seit Jahrhunderten, wiewol fast immer zu Deutschlands Unglück, mit einander zu thun gehabt haben, so ist wirklich nichts Seltsamers als die äußerst gleichgiltige Unwissenheit der meisten französischen Gelehrten in unsrer Verfassung, Geschichte, Sprache und Literatur, die so völlig das Ansehen hat, als scheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Deutschland nur so gut unterrichtet zu sein, als sie es von Lappland oder Kamtschatka sind. Noch ganz neulich hat sich ein berühmter Schriftsteller in einem Werke, wo die Natur seiner Untersuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntschaft mit den nordischen Sprachen voraussetzte,*) nicht geschämt, auf eine sehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg das einzige deutsche Wort ist, von dem er weiß, was es auf Französisch heißt.

Nun auch etwas von den beiden Auszügen, welche Herr von Paulmy seinem Catalogue raisonné beigefügt hat!

Der erste ist aus Villehardouin's Geschichte der Er-

*) Mr. Bailly in seinen Lettres sur l'Atlantide.

oberung von Constantinopel*) durch die zum vierten Kreuzzug verbundenen Franzosen und Venetianer unter Anführung des neunzigjährigen tapfern und schlauen Doge Heinrich Dandolo, des Grafen Balduin von Flandern und des Markgrafen Bonifaz von Montferrat. Er enthält zwar keine historischen Umstände, die wir nicht z. B. aus Meusel's Geschichte von Frankreich oder dem Auszug derselben in der Gebauer'schen Allgemeinen Welthistorie (XVI. B. S. 468 ff.) unendlichmal besser lernen könnten, doch ist es dem Menschenforscher angenehm, den ehrlichen Marschall von Villehardouin, der selbst einer der obersten und tapfersten Anführer bei dieser wunderbaren Expedition war, in seiner barbarischen Sprache und noch barbarischern Vorstellungsart von diesen Auftritten, welche in der ganzen Geschichte der Menschheit schwerlich ihresgleichen haben, in eigner Person reden zu hören.

Der gute Mann war eine seltsame Composition von einem äußerst unwissenden, aber braven, nichts scheuenden, loyalen Rittersmann, von einem, nach damaliger Art orthodox-abergläubischen stockdumpfen Christen und von einem ganz nahe an kannibalische Wildheit angrenzenden Altfranken. Doch in Allem diesem hat er nichts Besonders; das waren die übrigen ritterlichen Herren, die sich zu diesem Kreuzzug verbunden hatten, allesammt so gut als er. Vermuthlich würden sie auch keine bessern Geschichtschreiber abgegeben haben; denn Platters kann man sich schlechterdings nichts denken als seine Manier zu erzählen. Die französische Sprache war freilich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch sehr plump, ungelenkig und ungeschliffen; indessen war's doch die nämliche, in welcher König Thibaut seine lieblichen naiven Minnelieder sang und so viele andre Dichter die artigsten Lays und Fabliaux machten.

Gottfried von Villehardouin's Sprache ist also weniger die Sprache seiner Zeit als seines Standes, die Sprache eines Mannes, der weder reden noch schreiben gelernt hat und keine andern Werkzeuge zu führen weiß als seine Lanze und seinen Degen. Aber das, was ihn demungeachtet interessanter macht als den zierlichsten Schönschreiber, ist die Vorstellungsart eines Edelmanns aus der wirklichen Ritterzeit, der,

*) Du Cange hat sie mit historischen Anmerkungen und einem Glossario im Jahre 1657 in einem Folianten herausgegeben.

unbekümmert um die geheimern und politischen Springfedern der Weltbegebenheiten und so unwissend als sein Reitknecht in der Geschichte und Geographie seiner Zeit, den ganzen Erdboden für nichts als einen großen Tummelplatz ansieht, von einer Staatsrevolution im morgenländischen Kaiserreich nur wie von einem guten Abenteuer spricht, nicht einmal den Namen des Fürsten weiß, für den er Leib und Leben wagt, und auf Ansuchen eines unbekannten Menschen, der sich für einen Kaisersohn ausgiebt, nach Constantinopel zieht, um einen Kaiser zu dethronisiren, wie Lancelot oder Parcival auf Ersuchen eines fußfälligen Fräuleins ausreiten, irgend einen ungeschlachten Riesen oder Heiden in seinem Schloßhof aus dem Sattel zu werfen. Vielleicht ist es einigen unsrer Leser angenehm, wenn wir ihnen ein paar kleine Capitel von den 257, woraus das ganze Werk besteht, zur Probe vorlegen.

Das XXXV. Capitel.*)

Or oiez une des plus grant merveilles et des greignors aventures que vos onques oissiez al cel tems. Or *(fut)* un Empereor en Constantinoble, qui avoit nom Sursac (Isaac Angelus) et si avoit un Frere qui avoit a nom Alexis, qui il avoit rachaté de prison de Turs. Icil Alexis si prist son frere Empereor, si li traist les iaulz *(yeux)* de la teste et se

*) „Nun höret eine von den größten Wundergeschichten und besten Abenteuern, die Ihr je gehört habt zu dieser Zeit. Denn da was ein Kaiser in Constantinobel, Namens Sursac (Isaac), und der hatte einen Bruder, hieß Alexis, den er gelöst hatte aus der Gefangenschaft der Türken. Dieser Alexis fing seinen Bruder, den Kaiser, riß ihm die Augen aus dem Kopf und machte sich zum Kaiser, solchermaßen wie Ihr eben gehört habt. Und so hielt er ihn lang im Gefängniß und seinen Sohn, dessen Namen was Alexis. Dieser Sohn entwischte aus dem Gefängniß und entfloh in einem Neff bis zu einer Stadt am Meer, deren Name was Ancona. Von dorten ging er zum König Phelipp von Allemannien, der seine Schwester zum Weibe hatte, kam dann nach Verona in der Lombardei und herbergete in der Stadt und fand der Pilgramme nicht wenig, die zum Heer (der Kreuzfahrer) zogen; und die Männer, die ihm geholfen hatten aus dem Gefängniß, waren da und sagten zu ihm: „Sire, seht da ein Kriegsheer zu Venedig, nicht weit von uns, aus den besten Rittern in der Welt, die über Meer ziehen. Demnach rufet sie um Hülf an, daß sie Mitleiden haben mit Dir und Deinem Vater, die Ihr mit solcher Unbild enterbt worden seid; und wenn sie Dir helfen wollten, so solltest Du thun Alles, was sie Dir sagen würden." Da faßte er wieder Muth und sagte, er wollte es recht gern thun, und der Rath sei gut."

fist Empereor. En tel raison com vos avez oi. En si le tint longuement en prison et un suen fil qui avoit nom Alexis. Ici filz si eschappa de la prison et si s'enfui en un vassel trosque à une cité sour mer qui eut nom Ancone. Enki s'en alla al Roi Phelippe d'Alemaigne, qui avoit sa seor à fame, si vint à Verone en Lombardie et herberja en la ville et trova des Pelerins assez qui s'en alloient en l'ost; et cil qui l'avoient aidié à s'eschapper, qui etoient li distrent: Sire, veez ci un Ost en Venise prés de nos, des meillors Chevaliers del monde, qui vont oltre mer. Quar lor criez merci, que il aient de toi pitié et de ton pere, qui à tel tort i estes deserité; et se il te voloient aidier, tu feras quanque ils deviseront. Lors espoir en prendrai et il dit que il fera mult volentiers, et que cist conseils est bons.

Das CCXXXII. Capitel.*)

Plünderung von Constantinopel.

Et les autres gens qui furent espandus parmi la ville gaaignirent assez et fu si granz la gaaiez fait, que nus ne vos en sauroit dire la fin, d'or et d'argent et de vassellement et de pierres precieuses et de samiz et de dras de soie et de robes vaires et grises et hermines et tos les chiers avoirs qui onques furent trové en terre. Et bien tesmoigne Joffroi de Villehardoin li Marschaus de Champaigne, a son escient por la verité, que puis que li siecles fu estorez ne fu si tant gaaigné en un ville.

Die Beschreibung der viehischen Unthaten, die diese mit dem heiligen Kreuz gezeichneten frommen (sich so nennenden) Christen bei dieser Plünderung und Verwüstung der Hauptstadt der morgenländischen Christenheit verübten, macht Einem die Haare zu Berge stehen, wiewol man sich nichts Kaltblütigers denken kann als die Gelassenheit, womit Villehardouin davon spricht. Dafür aber hatten die wackern Leute auch vorher gar

*) „Und die Uebrigen, die in der Stadt zerstreut waren, erbeuteten fast viel, und war die Beute, die da gemacht ward, so groß, daß Niemand aussprechen konnte die Menge Goldes und Silbers und Silbergeschirrs und Edelgesteins und Sammet und seidne Kleider und Röcke von feinem Grauwerk und Hermelin und alle die köstlichen Sachen, die je auf Erden gefunden worden. Und dies bezeuget hiemit Gottfriede von Villehardouin, der Marschalk von Champagne, wissentliche, wie es denn die Wahrheit ist, daß, seitdem die Welt erschaffen worden, keine so große Beute gemacht worden ist in keiner Stadt."

andächtig gebeichtet und communicirt und glaubten durch diese nämliche Eroberung der Stadt Constantinopel, die in ihren Augen blos eine rechtmäßige Bestrafung des mörderischen und unrechtmäßigen Besitzers Murzuflus war, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten und den herrlichen trostvollen Ablaß zu gewinnen, den ihnen Papst Bonifaz III. zu diesem Ende reichlich übermacht hatte. Aber das Allertollste, und was die unbegreifliche Barbarei dieser Zeiten am Stärksten bezeichnet, ist dies: daß diese Plünderung von Constantinopel nicht etwa eine unvorgesehene Folge der unaufhaltbaren Wuth des Kriegsvolks, sondern eine unter den Heerführern selbst wohl überlegte und abgeredete Sache war, und daß sie vorher einen förmlichen Theilungstractat unter einander geschlossen, vermöge dessen Einer von ihnen das Kaiserthum und zwei Drittheile von Constantinopel, die Venetianer*) das übrige Drittel der Stadt und ungefähr das beste Drittel des Reichs haben, das Uebrige unter gewissen Bedingungen zwischen den andern Interessenten und dem neuen Kaiser, die in der Stadt selbst gemachte Beute aber unter Allen zu gleichen Theilen getheilt werden sollte. Auch hielten sie als ächte Biedermänner so scharf über diesem Vertrag, daß der Graf von St. Pol einen von seinen Rittern, der etwas von der Beute zurückbehalten, ohne Weiters aufhängen ließ. Denn damals hatte der Adel das Vorrecht, nicht gehangen werden zu dürfen, noch nicht erlangt, und der ganze Vorzug, dessen sich ein Ritter in solchem Falle von einem Villain zu erfreuen hatte, war, daß er zum Zeichen seines ehrenvollen Standes mit dem Schild am Hals aufgeknüpft wurde.

Die zweite Beilage zu der historischen Damenbibliothek ist ein Auszug aus des Johann, Sire von Joinville Lebensbeschreibung des heiligen Ludwig's, die den Geschichtschreibern als Quelle, aber doch wol den wenigsten Gelehrten aus dem Original bekannt ist.

Dieser Sire von Joinville stellte zu seiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneschall war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfried's von Bouillon, und er selbst war von seiner Mutter her mit Kaiser Friedrich II. verwandt Er widmete sich dem König Ludwig IX. aus Neigung,

*) Die Einzigen, die im ganzen Handel nicht dupe waren oder vielmehr die ehrlichen Franken dabei an der Nase zogen.

war sein Kämmerer, begleitete ihn auf seinem Kreuzzug nach Palästina, überlebte ihn aber beinahe um funfzig Jahre, indem er erst unter Philipp dem Langen im Jahre 1318, mehr als 90 Jahre alt, verstarb. Die letzte Erbtochter seiner Descendenz, Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte sich mit Ferry von Lothringen, Herrn von Guise, von welchem die in Frankreich etablirten Prinzen von Lothringen, Guise und Elbeuf abstammten. Die Herrschaft Joinville, welche schon im Jahre 1522 zu einem Fürstenthum erhoben wurde, hat dermalen der Herzog von Orléans im Besitz, in dessen Haus sie durch eine Prinzessin von Guise gekommen ist.

Man hat keine Ausgabe dieses Werkes des Sire von Joinville, worin die Sprache der Originalhandschrift unverändert beibehalten wäre, wiewol man sich bei der neuesten Ausgabe älterer Handschriften bedient hat als bei den vorhergehenden. Es ist in zwei Theile abgetheilt, wovon der erste und kürzeste blos einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten, den heiligen Ludwig betreffend, der andere aber seine Geschichte, von seiner Volljährigkeit an bis an seinen Tod und hauptsächlich von dem Kreuzzug, den der Verfasser selbst mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andre löbliche Tugenden dieses guten Königs, der die Ehre der Apotheosirung auch als König wenigstens so gut verdient hat als der beste von den römischen Augusten, bekannt genug sind, so wird es vielleicht für unsre Leser unterhaltender sein, wenn wir uns begnügen, einige Anekdoten auszuziehen, die den Geist, die Sitten und die Vorstellungsart der damaligen Zeiten mit starken Zügen zeichnen.

1) Das folgende Geschichtchen erzählt der Sire de Joinville aus seines guten Königs eignem Munde. Es wurde einst in der Abtei zu Clugny, deren Abt damals nebst dem zu St. Denys einer der mächtigsten Baronen des Reichs war, eine große öffentliche Disputation zwischen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angestellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand sich auch ein guter Ritter aus König Ludwig's VII. Zeiten, der sich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenstock lehnte und an der Art, wie man bei dieser Disputation zu Werke ging, kein sonderliches Wohlgefallen zu tragen schien. Er hörte eine Weile um so ungeduldiger zu, je weniger er allem Ansehen nach davon verstehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort sprechen zu

dürfen; und da er solche erhalten, sagte er, man sollte ihm von diesen Juden denjenigen, der für den Gelehrtesten unter ihnen passirte, herbringen, und schwur bei seinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Raison bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meister, glaubt Ihr an die heilige Jungfrau, die unsern Herrn Jesum Christ erst unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß sie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß sie die Mutter Gottes ist?" Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dies Alles nicht glaube. „Was?" sagte der alte Ritter, indem er seinen Krückenstock aufhub, „Du glaubst es nicht? Ich will Dich glauben lehren!" Und damit schlug er den Juden so derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden sahen, daß die Disputation einen solchen Schwung nahm, liefen sie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch im Kopf auf ihre Schultern und liefen davon, so daß der theologische Kampf zwischen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und sprach: „Sire, Ihr habt da eine Thorheit begangen, daß Ihr so zugeschlagen habt!" „Ei was," antwortete der Ritter, „Ihr habt eine noch größere begangen, daß Ihr eine solche Disputation angestellt." Die Art des alten Ritters, seine Religionsgegner zu überzeugen, war freilich ziemlich ritter- oder, wenn man lieber will, ein Wenig pferdemäßig; aber in seiner kurzen Antwort ist doch mehr Sinn als in des Abts von Clugny ganzer feierlicher Disputationshandlung.

2) Heinrich, Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen seiner Freigebigkeit le Large zubenamst; und wirklich hatte der gute Fürst so schöne Kirchen und Klöster gestiftet und mit allen Arten von Wirkungen seiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verschenken seine Schätze so erschöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretär oder Maitre Clerc, wie man damals sagte, Namens Arthaud von Rogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernstande) und sogar ein Leibeigner seines Fürsten war. Da er diesen Secretär vorzüglich liebte, so nahm sich dieser zuweilen die Freiheit, seinem Herrn wegen seiner übermäßigen Freigebigkeit nachdrückliche, wiewol immer fruchtlose Vorstellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf aus der Kirche ging, warf sich ihm ein armer

Ritter zu Füßen und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: „Sire Comte, ich bitte Euch um Gottes willen, wollet so gnädig sein und mir so viel geben, daß ich meine beiden Töchter, die Ihr da sehet, ausstatten könne; denn ich vermag's nicht aus eignen Mitteln!" Arthaud von Nogent, der hinter dem Grafen stund, sprach zum Ritter: „Sire, Ihr thut Unrecht, daß Ihr meinem gnädigen Herrn was abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat." Der Graf, der dies hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen Arthaud um und sprach: „Sire Villain, Ihr spart die Wahrheit, wenn Ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens Euch noch und schenk' Euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll Euch geschenkt sein, und ich leiste Euch die Gewähr für ihn." Der arme Ritter packte sofort Meister Arthauden beim Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loslassen, bis er sich freigekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit 500 Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde und nach damaliger Art zu leben mehr als hinlänglich war, ein paar mannbare Ritterstöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwig's Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzug nach Palästina begleitete, wo gleich anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des ägyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie wenige Tage nach erhaltner Nachricht von der Gefangenschaft des Königs von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren wurde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls erfuhr, gerieth sie (um die Anekdote so viel möglich mit Joinville's eignen Worten zu erzählen) in eine so heftige Unruhe an Leib und Gemüth, daß ihr auch bei Nacht im Schlaf immer vorkam, sie sehe die Kammer voller Sarazenen, die sie erwürgen wollten, und schrie unaufhörlich; „Hilfe, Hilfe!" wo doch keine Seele bei ihr war als ein alter mehr als vierundachtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer Leibesfrucht kein Unfall zustoße, die ganze Nacht am Fuß ihres Bettes

wachen mußte. Und so oft die Königin schrie, hielt er sie bei den Händen und sagte: „Madame, beruhigt Euch! es ist Niemand da als ich, fürchtet nichts!" Und kurz zuvor, eh die gute Dame niederkam, hieß sie alle Anwesenden aus der Kammer gehen außer dem besagten alten Ritter. Da fiel die Königin auf die Kniee vor ihm und bat ihn, daß er ihr die Gabe verwilligen möchte, um die sie ihn bitten würde; und der Ritter sagte ihr's zu bei seinem Eid. Da sprach zu ihm die Königin: „Herr Ritter, ich bitte Euch bei der eidlichen Zusage, die Ihr mir gethan habt, wenn die Sarazenen diese Stadt einnehmen, daß Ihr mir den Kopf abschlaget, eh sie mich in ihre Gewalt bekommen können." Und der Ritter antwortete ihr: er woll' es willig und gerne thun, und sei ihm schon selbst in die Gedanken gekommen, es so zu machen, wenn sich der Fall begeben sollte. Züge von dieser Stärke, die in den historischen Urkunden dieser Zeiten nicht selten sind, beweisen, daß die Verfasser der alten Ritterromane die edeln Gesinnungen, so sie ihren Helden und Heldinnen geben, nicht aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt sich wol zur Ehre der Menschheit zuversichtlich behaupten, daß kein Dichter fähig ist, eine so schöne Gesinnung oder Handlung zu ersinnen, die nicht eine wirkliche Person irgendwo wirklich gehabt oder gethan hätte.

4) Jetzt nur noch einen Zug der erstaunlichen Dumpfheit und Leichtglaubigkeit der damaligen bravsten Leute. Joinville spricht vom Nil, dessen sonderbare Eigenschaften vor andern Flüssen in der Welt in den Augen unsrer wackern Franken ein gar seltsames Wunder waren, und erzählt mit der treuherzigsten Einfalt von der Welt, er komme aus dem irdischen Paradies. „Und wenn der Fluß", so fährt er fort, „in Aegypten eintritt, so giebt es da im Lande eine Menge Leute, die sich auf dies Geschäfte verstehen, etwan wie die Fischer auf unsern Flüssen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden sie solche voll Gewürze, als da sind: Caneel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloëholz und viele andre gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft, und sagt man, daß diese Sachen alle aus dem irdischen Paradiese kommen, wo der Wind sie von den schönen Bäumen abwirft, die im irdischen Paradiese sind, ebenso wie der Wind in unsern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und Alles, was nun davon ins Wasser fällt, das führt das Wasser fort, und die Kaufleute sammeln's und verkaufen's uns um schwer Geld." Es ist, wie

Herr von Paulmy anmerkt, sehr wahrscheinlich, daß die ägyptischen, arabischen und indianischen Kaufleute unsern Europäern dieses Märchen aufhefteten, um den Specereien, welche sie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen desto größern Werth zu geben und ihnen die wahre Quelle, woraus sie diese Reichthümer schöpften, zu verbergen.

5) In eben diesem Geschmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Gesandtschaft, die der Khan der Tartarn an den heiligen Ludwig geschickt haben soll, um ihn um seine Freundschaft zu bitten und ihm seine Neigung zum christkatholischen Glauben anzuzeigen. Es ist schwer zu sagen, wie es mit dieser unglaublichen Gesandtschaft hergegangen sein mag; aber daß der gute König dabei betrogen worden, ist ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die Farce für Ernst und schickte dem Khan hinwieder eine Ehrengesandtschaft in den Personen zweener Bettelmönche, eines Franciscaners und eines Dominicaners, welche drei Jahre mit ihrer Reise zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß aus des Bruder Wilhelm Rubruquis, des einen von diesen seltsamen Ambassadoren, eigener (aus der „Allgemeinen Geschichte aller Reisen" bekannten) Relation berichtigt werden und macht eine so widersinnische Geschichte aus, als nur immer eine in den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beiden mönchischen Excellenzen überbrachten dem Khan im Namen ihres Herrn unter Andern ein kostbares Zelt von Scharlach in Form einer Capelle, in welches (nach Joinville's eignen Worten) der ganze christliche Glaube gestickt war, unter Anderm, wie der Engel Gabriel der heiligen Jungfrau erscheint, und wie unser Herre Gott geboren worden, und seine Taufe, Passion, Auferstehung u. s. w. nebst einer vollständigen Garnitur aller Erforderlichkeiten, um die Messe zu singen. Die beiden Mönche erschienen bei der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat, der eine mit einem Crucifix, der andre mit einem Marienbild in der Hand, und proponirten dem Khan im Namen seines guten Bruders, des Königs Ludwig's IX. — ein Christ zu werden; und um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, stimmten sie mit großen Feierlichkeiten ein helles Salve regina an. Unglücklicherweise verstanden sie gerade so viel vom Tartarischen, als man an des Khans Hofe von ihrem Latein verstand. Die ganze Gesandtschaft war also ein immerwährendes Mißverständniß, und die Anreden der Abgesandten so wie die Antworten der Tartarn wahre Coq-à-l'âne. Denn der tartarische Kaiser

(vermuthlich einer von den Söhnen oder Enkeln des großen Dschengiskhan) nahm das Alles für eine Art von feierlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her durch diese Wunderthiere von Abgesandten leisten lasse. Er schien sehr vergnügt darüber zu sein, ließ die Herren nach tartarischer Weise mit saurer Pferdemilch bedienen und schickte sie mit einem Geschenke von verschiednen schönen Pferden und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurück, worin Se. tartarische Hoheit sich den Titel eines Sohnes Gottes und obersten Khans und Selbstherrschers über alle Könige und Herren des Erdbodens giebt und dem heiligen Ludwig befiehlt, sich in Allem, dem Glauben und den Gesetzen des großen Dschengiskhan zu fügen, wenn er Theil an seiner Huld und Freundschaft haben wollte. Die beiden Mönche brachten diesen Brief zurück und versicherten den König Ludwig, daß der Khan sie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts Leichters sein würde, als die ganze Tartarei zum christlichen Glauben zu bekehren und dem heiligen Stuhl zu unterwerfen — insofern nur der König und der Papst in die Projecte eingehen wollten, welche der ehrliche Rubruquis in der Einfalt seines Herzens entworfen hatte, und die zum Wenigsten ebenso klug ausgedacht waren als die ganze Ambassade.

---

[1]) Die zweite Lieferung oder der Theil B der Mélanges des Herrn Marquis von Paulmy führt den besondern Titel: Manuel des Châteaux (comme qui dirait: Handbuch für den Adel auf dem Lande), oder Vorschläge, eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhabertheater einzurichten und die Ergetzlichkeiten eines Gesellschaftssaals mannichfaltiger zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drei verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stück alter und neuer Romanen, welche in dem Boudoir der Frau von *** Platz bekommen sollen.

Diese Frau von *** hatte nämlich dem Herrn Marquis geschrieben (und ihr Brief macht wirklich das curiöseste Stück in diesem Theile der Mélanges aus), sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen und wäre sehr entschlossen, ihre Winterlectüres oder, welches

---

1) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 248—269. — A. d. H.

ebenso viel sei, ihre ernsthaften Lectures nach dem Plan des Herrn Marquis einzurichten. Jetzt aber sei die Rede von einem andern Dienst, den sie sich von ihm ausbitten müsse, nämlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbstlectüren zu sorgen, das heißt, für Lectüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sei — bei welchen das sentiment (vulgo das Herz) zwar jusqu'à un certain point interessirt wäre, der Verstand aber nie ernsthaft attachirt würde; mit einem Wort, sagt Madame de ***, für Lectüren, wie sie sich für die Lebensart schicken, welche ich in der charmanten Maison de Campagne*) zu führen gedenke, die mein Mann und ich zu *** gekauft haben.

*) Wir bitten alle patriotischen Eiferer für die Reinigkeit unserer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend Einem unter ihnen am Herzen liegt), an diesem etwas kauderwälsch tönenden Mischmasch von Deutsch und Französisch kein unzeitiges Aergerniß zu nehmen. Da wir bei allen unsern Lesern (beiderlei Geschlechts) so viel Französisch voraussetzen dürfen, um ohne Sorge zu sein, Ihnen durch die hier beibehaltnen französischen Worte unverständlich zu werden, so glaubten wir, gerade um desto besser verstanden zu werden, gewisse französische Worte, die sich nicht so übersetzen lassen, daß man bei den deutschen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das Nämliche denke, was eine Parisische Dame bei den französischen denkt, lieber als eine Art von Kunstwörtern, die zur Terminologie des französischen guten Tons gehören, beibehalten zu müssen. So wär' es z. B. leicht gewesen, une maison de campagne charmante in der gemeinen Uebersetzungsfabrikmanier durch ein allerliebstes Landhaus zu dolmetschen; aber fürs Erste hätte man demungeachtet bei Weitem in dem größten Theile von Deutschland keinen rechten Begriff von der Sache, weil es in dem größten Theile von Deutschland keine allerliebste Landhäuser giebt; und zweitens wäre zwischen einer maison de campagne charmante, so wie es deren zehn Meilen in die Runde um Paris eine Menge giebt, und zwischen einem allerliebsten oder reizenden oder wunderartigen deutschen Landhause noch immer ein großer Unterschied; und wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptstädten des heiligen römischen Reichs deutscher Lande hier und da (welches wir nicht zu leugnen begehren) ein nach dem neuesten französischen Geschmack gebautes, distribuirtes und möblirtes Landhaus giebt, so ist das doch eben deswegen kein deutsches Landhaus, sondern eine charmante maison de campagne. Ebenso verhält es sich mit dem sérieusement attacher l'Esprit und mit dem intéresser jusqu'à un certain point. Solche Gallicismen können nicht ganz und rein verdeutscht werden; und ich glaube auch nicht, daß wir viel dabei gewinnen würden, wenn wir unsre Sprache damit als mit einer unsern alten bösen Nachbarn abgejagten Beute bereichern wollten. Wir Deutsche lesen entweder ohne alles attachement (wie gemeiniglich; daher uns auch meistens Besseres und Schlechteres gleichviel, oder wenigstens in Ermanglung des Vortrefflichen Alles, was uns in die Hände fällt, willkommen ist), oder wir attachiren uns sérieusement an das, was wir lesen, und werden daher ordentlicherweise von einer Lectüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele und nie jusqu'à un certain point interessirt; kurz, ächte deutsche Biedermänner und Biederweiber denken sich bei einem attachement, das nicht ernsthaft attachirt, und bei einem Interesse bis auf einen gewissen Punkt so viel als nichts! und wohl ihnen und ihren Kindern, wenn sie diesen Nationalzug noch lange beibehalten!

Wenn es erlaubt sein könnte, an eine französische Dame eine indiscrete allemannische Frage zu thun, so möchte man hier wol (ohne just ein Schach Baham zu sein) fragen dürfen: wie weit allenfalls das sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Parisischen Dame in der schönen Jahrszeit interessirt werden dürfe, um nur jusqu'à un certain point und nicht etwa unglücklicherweise ein paar Linien Pariser Maß weiter interessirt zu werden? Denn wo das sentiment so genau und haarscharf wie an einem englischen Barometer abgemessen werden muß, da könnten ein paar Linien über den gewissen Punkt großes Unheil anrichten. Ueberhaupt scheint Madame de *** diesen Brief wenigstens im Anfang der schönen Jahrszeit geschrieben und also nicht ernsthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es sei, sich in der Sommerszeit, als der eigentlichen saison de l'amour, wo Alles, was lebt und webt, sich liebt und lockt und schnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dies allgemeine Beispiel der ganzen Natur desto gefährlicher ist, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo Alles bis auf die Luft Liebe athmet — sich mit keiner andern Lectüre als Romanen, Feenmärchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freilich will Madame de *** als eine vorsichtige Frau nur jusqu'à un certain point interessirt werden; aber — schönste Madame de ***, wo sind die Romanen, die, ohne eine Dame d'une certaine sensibilité vor Langeweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewissen Punkt, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein sehr ungewisser Punkt ist, interessiren dürften? Es ist eine höchst kitzlichte Sache, und ich möchte nicht Derjenige sein, der Ihnen Ihre Sommerlectüren vorschlagen, und noch weniger Derjenige, der einen Roman für Sie schreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden versichern. In ganzem Ernste! die Sache ist um so weniger leichtsinnig zu nehmen, weil Madame de *** alle Hoffnung von der Welt hat, sehr interessante Gesellschaft in ihrem Landhause zu sehen. Denn wir haben, sagt sie dem Herrn Marquis von Paulmy, zwanzig Betten für Herrschaften, wir logiren unsre Gäste, und zwei Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuser, aus deren Bewohnern wir uns eine deliciöse Gesellschaft formiren können. Wir werden, fährt sie fort, einen sehr großen und schön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, schönes springendes Wasser, prächtige (superbes) Küchengärten,

Basse-Cours, eine Menagerie und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles das betrifft und interessirt den Herrn von ***. (Schon wieder etwas, das sich nicht recht auf Deutsch geben läßt; denn eine deutsche Frau würde gesagt haben, meinen Mann; in Frankreich sagen die Bauerweiber so.) Aber was mir am Herzen liegt, das sind die drei Piecen in meinem Appartement, auf die ich meine größten Belustigungen*) gründe. Madame de *** läßt sich in eine ziemlich umständliche Beschreibung dieser drei Piecen ein, wovon die eine ihr Gesellschaftssaal, die andre ihre Bibliothek und die dritte ein Schauspielsaal ist. Von diesen ist nun die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es ist (nach ihrem Ausdruck) ein charmantes Boudoir; und außer einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher, welche Herr von Paulmy vorschlagen soll, bereit sind, mit einer wohlgepolsterten Ottomane versehen, auf welcher Madame de *** ihre Sommerlectüren zu machen, ja, wo sie sogar mit Denjenigen raisonniren will (nur ihrer immer aufs Wenigste Zweien; — denn in einem so charmanten Boudoir, in dem elegantesten Deshabillé von der Welt, mit einem interessanten Roman in der Hand, und in einer so gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wol nur jusqu'à un certain point zu raisonniren rathsam sein —), welche sie hoch genug schätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den besagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage ist also, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen soll, oder vielmehr dies ist keine Frage; „denn womit könnte man sie ausfüllen", sagt sie, „als mit Romanen?" Die Frage ist also nur, mit was für Romanen? Und dies ist's, worin ihr der Herr Marquis von Paulmy, dessen unendliche Belesenheit auch in diesem Fache ihr angerühmt worden, mit seinem guten Rath an die Hand geben soll. Vermöge einer sehr exacten Ausmessung und Berechnung, welche sie von ihrem Valet de Chambre-Tapissier erhalten hat, hat sie, wenn man auf jeden Band in 8° und 12° (denn mit Folios und Quartos will sie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderthalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem besagten Boudoir just für 600 Bände Platz und bittet also den Herrn Marquis, ihr unverzüglich das Ver-

*) Amusemens eigentlich; aber nicht einmal für amusement haben wir ein Wort; denn der Deutsche amüsirt sich nicht.

zeichniß derselben zu schicken, damit sie sogleich gekauft und eingebunden werden können und sie auf Pfingsten Alles schon an seinem Platze finden möge.

Natürlicherweise fällt ihr bei dieser Gelegenheit ein Histörchen ein, das ehmals auf Unkosten eines gewissen Generalpachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieser wackere Mann hatte sich in Kraft der Millionen, die er im Dienste des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeister hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monsieur auch mit einem sehr schönen Büchersaal zu versehen. „Einen Büchersaal?" sagte Herr von Bourvalais, „was will der Herr, daß ich mit einem Büchersaal anfange?" „Um Vergebung," antwortete der Baumeister; „ein Büchersaal ist eine ebenso nothwendige Piece in dem Hôtel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapisserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundenen Büchern angefüllt sind." Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr von Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeikommen. „Meß' Er die Höhe und Länge dieser Tabletten", sagte Herr von Bourvalais, „und bestell' Er mir so viel Ellen Bücher, als Er nöthig hat; aber daß sie alle aufs Magnifiqueste und nach der neusten Mode eingebunden seien! Versteht Er mich?" Der Tapezier nahm sein Maß, ging zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters so und so viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich, mit wem er's zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heilige Charwoche (la semaine sainte genannt), die keinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war, so lieferte er dem Tapezier unter andern auch ein paar Schock Ellen semaines saintes ab. Die Bücher machten in ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war und nichts Angelegners hatte, als Jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genauer nachsah, so waren die Octavfächer mit lauter heiligen Wochen angefüllt. — Madame von *** erklärt sich also, zu Verhütung alles Mißverständnisses, daß sie nach der Berechnung ihres Tapezierers zwar 600 Stück Romanen nöthig habe, aber daß sie sich ausdrücklich von jedem Roman nur ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch sollten

es lauter solche sein, „die entweder durch die Schönheit der sentimens ihr Herz (jusqu'à un certain point) interessiren, oder durch die Kunst der Composition und das Sonderbare der Begebenheiten ihren Geist (nicht sérieusement) attachiren, oder durch die Eleganz der Schreibart ihren Geschmack befriedigen, oder sie wenigstens zu lachen machen könnten.

Der Herr von Paulmy ist zwar keiner von den jüngsten Rittern mehr, aber doch viel zu loyal und galant, um sich im Dienst einer schönen und tugendhaften Dame de par le monde (wie der alte Brantôme spricht) irgend eine Mühe dauern zu lassen. Er übersendet also der Frau von *** ungesäumt das verlangte Verzeichniß der 600 Stück französischer Romanen, mit der Versicherung, daß er solche aus mehr als 6000 Stücken ditto ausgelesen; „und weil eins ins andre höchstens einen kleinen Thaler Einkauf kosten kann, so werden Ew. Gnaden," sagt er, „Band und Provision des Commissionärs mit eingerechnet, für hundert Louis die interessanteste Garnitur für Ihr Boudoir — und wenn Sie auch die schöne Jahrszeit durch jährlich 50 Bände lesen, für 12 Jahre genug und satt zu lesen haben." Und da unter den 5400 Romanen, welche in der Frau von *** Boudoir keinen Platz finden konnten, noch manche sind, die so viel Recht, gelesen zu werden, haben als andre, überdies auch zu hoffen steht, daß die Herren Gens de Lettres und Beaux-Esprits in Paris und in den Provinzen es binnen der zwölf nächsten Jahre an neuen Producten in diesem beliebten Fache nicht fehlen lassen werden, so zweifelt er nicht, daß er überflüssig im Stande sein werde, sie nach Verfluß dieser Zeit mit einer neuen Garnitur versehen zu können.

Das Verzeichniß selbst ist nach dem Plan der ersten Jahrgänge der Bibliothèque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr von Paulmy gewissermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter seiner Oberaufsicht fabricirt wurde.*)

Es enthält also 1. übersetzte griechische und lateinische Romane; 2. Ritterromane, und zwar von allen drei Classen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterschaft Karl's des Großen und die ganze Familie der Amadise. Anhangs-

*) Von dieser Bibliothek, an welcher der Graf Tressan, de Bastide, Cardonne, Coupé, Mayer u. A. Mitarbeiter waren, erschienen zu Paris von 1775—1789, 224 Theile in 112 Bänden. 12. Nach einer Unterbrechung von neun Jahren erschien als Fortsetzung die Nouvelle Bibliothèque des Romans von 1798—1805, jährlich 8 Bände. — (Anm. v. Gruber.)

weise fügt er noch eine hübsche Anzahl Ritterromane und Rittermärchen bei, die zu keiner von diesen Hauptclassen gerechnet werden können, als z. B. die Geschichte von Robert le Diable und seinem Sohne Richard ohne Furcht, die von der schönen Melusine und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; von Peter von Provence und der schönen Magellone; von Gerhard von Nevers und der schönen Euriant von Savoyen, seinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintré und der Dame aux belles Cousines u. s. w. Von den drei letztern hat der Graf von Tressan seitdem in der Bibliothèque des Romans überaus angenehme Auszüge oder vielmehr Umschmelzungen (wenn man so sagen darf) gegeben. 3. Historische Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontel's Bélisaire, besonders die Romanen, die sich auf die französische Geschichte gründen, und deren eine ungeheure Menge sind; sodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geschichte der übrigen Völker einschlagen. Von allen, deren der Herr von Paulmy erwähnt, giebt die Bibliothèque des Romans Nachricht und Auszüge. 4. Liebesromane, zweihundert an der Zahl, wovon ein beträchtlicher Theil in den großen Sammlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliothèque de Campagne) führen, Platz gefunden haben. 5. Geistliche, moralische und politische Romanen, von dem ziemlich abgeschmackten alten Barlaam bis zum vortrefflichen Telemach des in seiner Art und in seinem Stande einzigen Fénélon; vom Gusman d'Alfarache bis zum Sethos des Abts Terrasson; und vom Wahrheitsbrunnen des Dufresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliothèque bleue. 6. Komische und satirische Romanen, vom Petron bis zum Eulenspiegel oder Tiel l'Espiègle, der dem deutschen Originalgeist so viel Ehre macht und unter den Händen seines neusten Verschönerers so viel gewonnen hat! 7. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! 8. Romans merveilleux, eine Classe, unter welche in der Bibliothèque des Romans alle morgenländischen Geistererzählungen, Feenmärchen und Reisen im Lande der Ideen gebracht sind. Endlich 9. Ausländische Romanen. Unter diesen neun Rubriken recensirt Herr von Paulmy nicht nur alle Romanen, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren soll, sondern auch noch eine Menge andrer, die sich seiner Meinung nach in den Auszügen, so die Bibliothèque des Romans davon giebt, besser lesen lassen als im Original; und

von jenen liefert er zu Ende seines Catalogue raisonné noch ein simpel Verzeichniß, worin blos Titel, Ausgabe, Format und Anzahl der Theile angegeben sind. Seine Urtheile sind größtentheils ziemlich zuverlässig, wiewol meistens zu unbestimmt und oft, bei wahren Meisterstücken des Genies, bis auf den Gefrierpunkt kalt; doch kann seine Arbeit überhaupt Allen, die sich in dem romanesken Fache das Beste, was die französische Sprache aufzuweisen hat, anschaffen wollen, nützlich sein, ist aber keines Auszugs fähig, als insofern uns etwa eine deutsche Dame auftragen sollte, durch eine neue Auswahl die 600 Stücke des Herrn von Paulmy auf den dritten oder vierten Theil zu vermindern. Wir bemerken also nur noch, daß er auf der 75. Seite auch der Contes des jüngern Crébillon erwähnt, unter denen er dem Ecumoire (Schaumlöffel) oder Tanzai und Neadarne (so im Jahre 1734 zum ersten Mal erschien) den Vorzug zu geben scheint. Er gesteht, daß diese sogenannte japanische Geschichte zu frei sei, meint aber doch, man könne nicht umbin, anzuerkennen, es sei sehr viel Witz und viel Imagination in allen ihren Details. Indessen ist er so weit entfernt, weder diesem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sopha oder der Nacht und dem Augenblick oder dem Ah, quel Conte! eben desselben Verfassers — der unstreitig nicht für junge Damen geschrieben hat — einen Platz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen, daß er sogar Bedenken trägt, ihr auch nur im Vorbeigehen von diesen allzu muthwilligen Jeux d'Esprit eines Mannes zu sprechen, der mit sehr großen Talenten das Unglück gehabt zu haben scheint, nicht in der besten Gesellschaft zu leben. Vielleicht könnte uns diese Zurückhaltung über das jusqu'à un certain point, bis zu welchem Madame de *** sich durch Romanen interessiren lassen will, einigen Aufschluß geben.

Wiewol wir nun, wie gesagt, aus dem Romanenregister des Herrn von Paulmy keinen eigentlichen Auszug geben können, so glauben wir doch, daß vielen unsrer Leser ein Verzeichniß derjenigen französischen Damen, welche sich als Schriftstellerinnen im Fache der Romanen, Novellen und Märchen hervorgethan haben, nicht unangenehm sein würde. Wir gedenken also, weil unser diesmaliger Raum dazu nicht hinreichend ist, Ihnen im nächstkommenden Jänner mit einem solchen Verzeichniß aufzuwarten. Wir werden es mit Hilfe des Herrn von Paulmy so vollständig zu machen suchen, als uns immer möglich sein wird, und der Anzeige der Werke selbst entweder das Ur-

theil dieses gelehrten Weltmanns oder (soweit unsre eigne Belesenheit in diesem Fache reicht) das unsrige, für welches wir eher stehen können, nebst einer kurzen Nachricht von jeder Verfasserin beifügen.[1])

Die Frau von *** hat, wie man noch nicht vergessen haben kann, auch einen Schauspielsaal in ihrem Schlosse und ist sehr entschlossen, ihn nicht unbenutzt zu lassen; zumal da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verstand oder Witz (man weiß selten, welches von diesen beiden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen soll, wenn im Französischen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede ist) und Talente und Welt und ebenso wie Madame de *** große Lust zum Komödiespielen haben. Das Einzige, was sie ein Wenig verlegen macht, ist die Wahl der Stücke. Sie erwartet also von der unerschöpflichen Gefälligkeit des Herrn von Paulmy, daß er sie auf allen Fall auch mit einem dramatischen Repertorio versehen werde. Zu gutem Glücke hat der Herr Marquis schon so etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: Etrennes dramatiques de Société zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken lassen wollen. Er versichert, daß es nicht ganz seine eigene Arbeit, sondern daß der Fonds aus einer Handschrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhause gefunden worden, gezogen sei; wiewol er gesteht, daß er Vieles daran habe ändern müssen, um es für gegenwärtige Zeit und Umstände brauchbar zu machen. Dieses Werk macht also unter dem Titel: „Raisonnirtes Verzeichniß aller Tragödien und Komödien des französisch- und italienischen Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opéra, komischen Opern, Schauspiele mit Gesang und Proverben (in dramatische Handlung gesetzte Sprichwörter), welche sich dazu schicken, auf kleinen Gesellschafts-Schaubühnen vorgestellt zu werden", den zweiten Theil des Manuel des Châteaux aus und enthält ein Repertorium von 20 Trauerspielen, 24 Lustspielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 ditto in dreien, 1 in zweien und 12 in einem Aufzug, sämmtlich aus dem Théâtre Français; 6 ditto von drei und einem Dutzend von einem Aufzug aus dem Théâtre Italien; ebenso viel Actes d'Opéra, 7 komische Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprichwörter und zu allem

---

[1]) Vgl. unten S. 49 ff. — A. d. H.

Ueberfluß auch eine Parade. Jeder dieser Gattungen sowol als dem Ganzen sind einige Vorerinnerungen vorangeschickt. Zur Probe, wie der Herr von Paulmy dieses Repertorium eingerichtet, wird Folgendes mehr als genug sein.

Iphigenie von Racine.

„In diesem Stücke sind fünf schöne Rollen, zwei Männerrollen, nämlich Agamemnon und Achill, und drei Frauenzimmerrollen, Klytämnestra, Iphigenie und Eriphile. Diese Letztere scheint beim ersten Anblick wenig interessant, aber mit Talenten kann es nicht fehlen, Beifall darin zu erhalten. Des Ulysses seine ist mehr schwer als schimmernd; sie erfordert eine gewisse Herbe (Austerität) und viel Kunst; aber wie gut ein Acteur sie auch machen mag, auf großen Beifall darf er niemals rechnen. Jede Actrice, die sich zur Klytämnestra entschließt, muß in ihr Gedächtniß zurückrufen, wie Mademoiselle Dumesnil sie spielte. Zur Iphigenie ist eine junge und hübsche Person vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünsteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben diese Eigenschaften sind auch zur Eriphile nöthig; ja, es bedarf noch mehr Seele und Talent, um solche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannspersonen und zwei Frauenzimmer."

Le Cercle von Poinsinet.

„Dieses Stück (in zwei Aufzügen) ist ein leicht hingeworfnes Gemälde der Sitten und gewisser Ridicülen*) unsrer Zeit. Die Rollen des Lisidor, des Marquis und des Barons sind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeists sind piquant,**) wiewol kurz. Unter den Frauenzimmerrollen ist Araminten's die vornehmste. Diese kleine Komödie wird immer gut gespielt werden, wenn die Acteurs dasjenige erwischen können, was man das Ensemble nennt,***) etwas,

*) Dafür giebt's bei uns auch kein Wort; denn ein deutscher Narr oder Fat ist ordentlicherweise zu platt oder zu plump, um Ridicules zu haben.

**) Da fehlt's schon wieder an einem deutschen Worte.

***) Dies müßte wol von allen Stücken gelten, wenn das Publicum es scharf mit den Schauspielern nehmen wollte. Denn warum sollte ein Schauspiel ohne das, was man das Ensemble nennt, besser sein als ein Gemälde ohne Haltung und Ton?

das nur durch viele Repetitionen (oder Proben, wenn man will, wiewol Eins so deutsch ist als das Andre) zu erhalten steht. In Allem sechs Manns- und fünf Frauenspersonen."

Viele unsrer Leser, denen es ganz und gar keine Schande ist, nicht zu wissen, was eine Parade für ein Ding sei, möchten's doch vielleicht nicht ungerne sehen, wenn sie es bei dieser Gelegenheit erführen. Eine Parade also ist eine Art von Possenspiel, wie man sie auf den Boulevards zu Paris zu sehen bekommt, calculirt für eine Art von Zuschauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden, woran sich aber doch auch zuweilen die sehr gute Gesellschaft zu belustigen geruht. Weil es da blos darum zu thun ist, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erschüttern, so ist gesunde Vernunft, Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit ordentlicherweise gänzlich aus dieser Art von Possen verbannt, und alle Arten von gröberm Witz (Zweideutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) sind da willkommen; je ungereimter und leichtfertiger je besser; kurz, Herr von Paulmy versichert selbst, daß in der ganzen Sammlung, Le Théâtre des Boulevards genannt, nicht ein einziges Stück sei, das man vor Damen spielen könnte. Indessen kann sich doch (wie er hinzusetzt) das Théâtre Italien rühmen, ein Stück zu besitzen, das zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch von Seiten der Decenz wenigstens erträglich ist; und dies ist Das redende Gemälde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Deutschland Beifall gefunden hat.[1]) Herr von Paulmy meint mit gutem Fug, es ließen sich dergleichen Facetien noch viele erfinden, und giebt Folgendes zu einem kleinen Beispiel.

Isabelle Haubenstock, eine Parade.

Personen.

Isabelle, Leander, die Tante und Nachbar Till (in Oberdeutschland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen).

Canevas des Stücks.

Isabelle, im Begriff, mit Einwilligung ihrer Tante Leandern

---

[1]) Die Operette „Das redende Gemälde" erschien 1771 zu Mannheim. — A. d. H.

zu heirathen, muß noch vorher mit besagter Tante eine Reise machen, trägt also Nachbar Tillen auf, während ihrer Abwesenheit Leandern zu beobachten und ihr von der Treue, so er ihr beim Abschied geschworen, Rechenschaft zu geben. Bei ihrer Rückkunft ist das Erste, was sie zu thun hat, sich bei Nachbar Tillen nach der Beständigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, so sie von ihm erhält, lauten nicht zum Besten. Leander ist zwar selten aus seinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abend mit einer Unbekannten, die er seine Allerschönste, seine Allerliebste nannte, in großer Conversation gehört; man konnte zwar nicht Alles, aber doch so viel davon verstehen, daß er ihr die zärtlichsten Dinge von der Welt vorsagte; und was bei dieser geheimen Intrigue das Wunderbarste ist, man hat gleichwol weder Mann noch Frau bei ihm ein- oder ausgehen gesehen. Isabelle fängt über diese Nachricht Feuer; die Tante bestärkt sie in ihrem Argwohn; man macht einen Anschlag, den Ungetreuen zu überraschen; die beiden Frauenzimmer verstecken sich, und Nachbar Till soll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hause sein wird. Isabelle macht sich in der Wuth ihrer Eifersucht ein rechtes Fest daraus, ihn bei ihrer Nebenbuhlerin zu überfallen. Leander kommt nach Hause, geht in sein Zimmer, verschließt sich; bald darauf hört man ihn sehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer sprechen, welches keine Antwort giebt. Die Sache wird immer verdächtiger. Isabelle und die Tante stürmen wie zwei rasende Medeen hervor, sprengen die Thür ein und finden den getreuen Schäfer Leandern auf den Knieen vor einem — Haubenstock, den er auf ein Tischchen gestellt und mit einer von Isabellens abgetragenen schmutzigen Nachthauben coiffirt hat. Diese Entwicklung befestigt, wie billig, das gute Vernehmen der beiden Verliebten, und sie können nun der Zuschauer halber Hochzeit machen, wenn sie wollen.

Man sieht, daß eine Parade in diesem Geschmack eine kleine dramatische Schnurre ist, deren Werth von Ort und Augenblick, einem guten Einfall und einer lebhaften Ausführung abhängt; und Derjenige, der Witz und Laune genug hätte, etliche Dutzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde sich um die kleinen Théâtres de Campagne, die auch in Deutschland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienst machen.

Doch, wir haben uns vielleicht schon zu lange bei einem Gegenstande aufgehalten, der unsern theatralischen Journalen und

Almanachen angehört, und denen wir auch die Anecdotes dramatiques de Société par un Acteur, ancien amateur de ce genre d'amusement (ohne Zweifel der Herr Marquis von Paulmy selbst) gerne überlassen, welche dem vorbesagten Repertoire angehängt sind. Sie sind meistens, was man ein Wenig platt nennen möchte, und der ancien amateur scheint dabei vergessen zu haben, daß er sie nicht etlichen alten Kameraden oder Gevatterinnen an seinem Kamin, sondern dem Publico erzählt. Das Beste davon ist eine Beschreibung einer ziemlich artigen feenmäßigen Fête, die der Frau Marquisin von *** während ihrem Wochenbette auf einem schönen Landhause nicht weit von Paris von ihrem Gemahl und einer auserlesenen Gesellschaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobei Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Carabosse sich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien amateur selbst eine Hauptperson in diesem romantischen Wochenstubenfeste; doch muß man gestehen, daß es lustiger ist, bei dergleichen Gelegenheiten Acteur oder Zuschauer als geneigter Leser zu sein.

---

[1])Das Boudoir und der Schauspielsaal der Frau von *** sind nun besorgt; aber die Forderungen, welche diese Dame an die Dienstfertigkeit des Herrn von Paulmy zu machen hat, sind noch nicht zu Ende. Noch ist eine Piece ihres Landhauses übrig, die ihr ganz vorzüglich am Herzen liegt; es ist die schönste unter allen, es ist diejenige, wo sie sich am Häufigsten zu amüsiren*)

*) Dies Wort werde ich nie versuchen durch ein gleichbedeutendes deutsches Wort zu geben; denn wir haben keines. Sich amüsiren heißt nicht sich ergetzen oder vergnügen oder belustigen — es heißt sich auf eine angenehme Art um seine Existenz betrügen. Dies ist seine wahre eigentliche Bedeutung. Der Deutsche beschäftigt sich im Ernst, vergnügt sich im Ernst, hat Langeweile im Ernst und amüsirt sich selten oder nie. Der Franzose sagt, er ennuhire sich à périr und geberdet sich so lustig dazu, als ob nichts Angenehmers wäre als sich zu ennuhiren. Wenn hingegen der Deutsche Langeweile hat, so sieht er entweder dumm oder griesgrämisch dazu aus; er leidet im Ernst und kann's noch weniger verbergen als körperlichen Schmerz. Die Franzosen amüsiren und ennuhiren sich also ganz anders als wir; und daher können auch die Worte, so sie dazu gebrauchen, nicht al pari mit den unsrigen gehen. So ist's noch mit vielen andern Worten; wir befinden uns hierin völlig mit ihnen im nämlichen Falle wie die alten Römer mit den Griechen.

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 43—50. — A. d. H.

gedenkt; mit einem Wort, es ist ihr großer Saal, der der Mittelpunkt der Vergnügungen ihrer Gesellschaft sein soll. Hier soll man, sagt sie, vor und nach der Mittagstafel Spieltische von allen Gattungen finden, wo Jedes sich nach seinem Geschmacke wird beschäftigen können. Wenn es nicht genug ist, daß von 20 oder 25 Personen, welche gewöhnlich zum Essen bei mir sein werden, viere in die Galerie auf dem Billard spielen gehen, zwei andre Schach, zwei Trictrac spielen und verschiedne von der übrigen Gesellschaft immer sicher sein können, eine Partie Whist, eine Partie Piquet und Triset und eine Partie Berlan zu finden: so werden wir noch ein Lotto, ein Cavagnol und auch wol ein Pharao haben. „Aber, mein Herr," fährt sie fort, „bedenken Sie doch, daß die Herbsttage immer kürzer werden, daß diese Jahrszeit gewöhnlich den Nebeln unterworfen ist, und kurz, daß wir uns zuweilen lediglich auf die Bewohner des Schlosses reducirt befinden könnten."

Juste Ciel! welch ein Zustand! Was sollen die Leute mit einander anfangen? Man möchte sich über den bloßen Gedanken zu Tode gähnen. Sie werden Nothschüsse thun müssen, um die ganze Nachbarschaft zu avertiren, daß sie im Begriff sind, de périr d'ennui tout de bon.

Doch es giebt noch andre Mittel, eh man zu diesem Aeußersten schreitet. „An solchen Tagen", sagt Madame de ***, „werden wir sonderbarer und neuer Amusemens höchlich vonnöthen haben, um mit ihrer Hilfe ohne ennui und ohne die traurige Ressource, hoch zu spielen, die unter Verwandten und Freunden etwas Grausames hat, die Zeit nach dem Souper gayement hinzubringen."

Eine biedermännische deutsche Familie, so vornehm sie auch sein mag, weiß sich da leicht zu helfen; nach dem Abendessen werden wir (betrunken oder unbetrunken) ordentlicherweise noch schläfriger, als wir's schon den Tag über sind, und dann gehen, wackeln oder kriechen wir zu Bette. Aber so ist's nicht im Hause der Frau von ***, welches, wie wir sehen, auf den besten französischen Ton gestimmt ist: da muß man noch einige Stunden nach dem Souper gayement passiren — — und Madame de *** beschwört also den Herrn von Paulmy in ganzem Ernste, ihr diese Amusemens anzuzeigen. „Sie, der Sie so viel nützliche und unnütze, langweilige und angenehme Dinge wissen, so viel Gelehrsamkeit haben, mit der ich nichts zu machen weiß, und den Kopf mit so viel Kleinigkeiten möblirt haben, die ich

weit höher schätze — leisten Sie mir noch diesen letzten Dienst! und ich verspreche Ihnen, Sie sollen für dies ganze Jahr Ruhe vor mir haben."

Der Herr von Paulmy antwortet seiner Freundin, wie man sich's zu seiner rühmlichen Gefälligkeit versehen kann. „Ich könnte mich zwar", sagt er, „als einer der standhaftesten Bewohner der Stadt, mit gutem Fug entschuldigen, daß mir alle die Amusemens und kleine — beinahe hätte ich gesagt Kinderspiele, wovon man gewöhnlich auf dem Lande Gebrauch macht, unbekannt seien; aber was würde ich nicht thun, Ihnen zu gehorchen und Ihnen zu gefallen?"

Dies ist wieder ein Charakterzug unsrer westlichen Nachbarn, und gewiß nicht derjenige, der das Wenigste beiträgt, sie zu der liebenswürdigsten unter den europäischen Nationen zu machen. Ein Deutscher*) muß mächtig verliebt in eine Dame sein, um sich eine Angelegenheit daraus zu machen, ihr gefallen zu wollen oder, was ebenso viel sagt, sich ihr gefällig zu machen; und wenn er über Funfzig ist, so ist daran gar nicht mehr zu denken. Ein Franzose kann siebzig und achtzig Jahre alt sein, ohne darum den Gedanken de plaire aux Dames aufzugeben; und da es tausend Wege giebt, sich noch durch andre Dinge als Figur und Jugend angenehm zu machen, so fehlt es ihm selten an glücklichem Erfolg.

Herr von Paulmy versichert also, daß er alle möglichen Erkundigungen eingezogen habe. „Er hat sich bei Denen, die in diesen kleinen Mysterien initiirt sind, Raths erholt, und aus dem, was er auf diese Weise zusammengebracht, ist das Mémoire entstanden, welches den dritten Theil seines Manuel des Châteaux ausmacht und von allen Arten von Spielen handelt. Da sich diese in zwei Hauptclassen, in Bewegungsspiele, Jeux d'Exercice, und in sitzende Spiele, Jeux sédentaires, theilen, so recensirt Herr von Paulmy zuerst, wiewol nur ganz kurz, die verschiednen Arten der noch heutiges Tages üblichen Spiele, welche zu den Leibesübungen gehören — und von denen man überhaupt sagen kann, daß sie im Verhältniß mit der zunehmenden Weichlichkeit und Schwäche, den natürlichen Folgen der immer zunehmenden Verfeinerung, immer ungewöhnlicher werden, zumal

*) Die Rede ist bei solchen Vergleichungen nie von Allen; denn es giebt Ausnahmen, das versteht sich von selbst; auch nicht vom Mehr oder Weniger, sondern von dem, was ordentlicherweise von den Meisten, im Durchschnitt genommen, wahr ist.

in Gesellschaften von beiderlei Geschlecht und unter einer Nation, wo Damen von einem gewissen Rang, ohne die Anständigkeit und den guten Ton zu verletzen, sich weder starken Bewegungen noch der freien Luft (wenigstens keiner, als die nur eben schwer genug ist, um die leichten Seufzer eines Verliebten zu tragen) aussetzen dürfen. Herr von Paulmy schränkt sich daher blos auf diejenigen ein, die im Innern eines Schlosses, in einem Saale oder einer Galerie oder höchstens während der schönsten Tageszeit in den zunächst am Hause gelegenen Alleen und Bosquets gespielt werden.

Das Maillespiel (Jeu du Mail) ist heutiges Tages gänzlich aus der Mode gekommen, wiewol es noch in Ludwig's XIV. Zeiten das Favoritspiel großer Herren war. Da es das heftigste unter allen ist, so haben sich die Damen (einige Männinnen etwa ausgenommen) nie damit abgegeben. Auch die vier Arten von Ballspiel, welche hier erwähnt werden, bleiben billig den Männern überlassen und kommen auch bei uns immer mehr ab, so wie wir dem berühmten Wunderjahr, wo die Männer in Weiber verwandelt werden sollen, näher kommen. An die Stelle dieser Leibesspiele, welche sich besser für die Schultern der Herculesse und die Arme der Penthesileen schicken als für die schmächtigen, zarten, mit Rosen genährten Männerchen und Weibchen, für welche Herr von Paulmy hauptsächlich zu sorgen hat, sind das Billard (eine Art von Maillespiel im Zimmer), das Trou-Madame, dem ich keinen andern deutschen Namen kenne als den sehr unhöflichen — Narrenspiel, und der Volant gekommen, von denen das letztere als eine der zartern Leibesbeschaffenheit der Damen vorzüglich angemessene Leibesübung durch den Umstand, daß es Gelegenheit giebt, die Grazien der Figur und eines schönen Arms auf tausenderlei Art zu ihrem Vortheil zu entwickeln, einen neuen Werth erhält. Einiger Kinderspiele, wobei es hauptsächlich auf die Behendigkeit ankommt, als da sind das Jeu des Barres (zu Deutsch Kämmerchen spielen), die Quatre-Coins (Wie gefällt Dir Dein Nachbar? oder Wo ist gut Bier feil?), Colin-Maillard (Blinde Kuh, in Oberdeutschland auch Blinde Maus), Main-chaude, dem ich keinen deutschen Namen weiß, erwähnt Herr von Paulmy, wie billig, nur im Vorbeigehen. Letzteres ist bekanntermaßen eine Art von Blinder Kuh, wo Derjenige, dem die Augen verbunden werden, die flache Hand auf dem Rücken halten und sich von den Uebrigen ebenfalls mit der flachen Hand tüchtige Schmitze

geben lassen muß, bis er erräth, wer sie ihm gegeben hat. Die Damen, um an ihren weichen Händchen nicht so leicht erkannt zu werden, sind nicht Diejenigen, die bei diesem Spiel des Patienten am Meisten schonen. „Aber dafür", sagt Herr von Paulmy, „hat er auch den Trost, sein Haupt auf den Knieen seiner Verfolgerinnen liegen zu haben" — ein Glück, dessen hoher Werth, wie es scheint, erst dann recht geschätzt wird, wenn man keine Ansprüche auf die Vortheile desselben mehr zu machen hat.

Doch es ist keineswegs unsre Meinung, dem Herrn von Paulmy in seiner Recension aller Jeux d'Exercice et d'Addresse und aller Arten von Hazard- und Commerzspielen zur Seite zu gehen. Die bloßen Namen dieser Spiele, von denen die meisten nicht mehr üblich sind, würden etliche Seiten anfüllen; und man sollte denken, Herr von Paulmy hätte sich viele unnöthige Mühe ersparen können, wenn er die Frau von *** geradezu auf die Académie des Jeux, ein bekanntes und nichts weniger als seltnes Buch, verwiesen hätte. Wir unterbrechen uns also hier eine Weile in einer Arbeit, die unsern Lesern ebenso lästig fallen möchte als uns selbst, und hoffen statt eines trocknen und wenig unterrichtenden Namenregisters sie mit einigen historischen Nachrichten und Anekdoten von den ältesten Arten der Zeitkürzungsspiele, vornehmlich dem Schachspiel, als dem König von allen, auf eine angenehmere Art unterhalten zu können, wiewol wir uns bei dieser (wenn man will) mikrologischen Arbeit von der Hilfe unsers gelehrten Marquis, der blos für Madame de *** schrieb, gänzlich verlassen finden.[1])

---

[1]) Hier folgt (S. 50—70 und im Februarstücke S. 135—148) der Aufsatz, den Wieland selbst schon 1785 im ersten Bande seiner „Kleineren prosaischen Schriften" unter dem Titel: „Etwas von den ältesten Zeitkürzungsspielen", dann im vierundzwanzigsten Bande der Werke gegeben hat; in unserer Ausgabe steht er Th. 35. S. 97 ff. Daran schließen sich als Fortsetzung (Merkur 1781, III. S. 54—71) die Auszüge aus dem Trésor de l'âme und „Der Belialsproceß", die Wieland in den sechsten Band der Supplemente aufnahm. Unsere Ausgabe giebt sie Th. 35. S. 193 ff. Die Auszüge aus dem Trésor werden mit den Worten eingeleitet: „Wir glauben für das Vergnügen unserer meisten Leser zu arbeiten und zugleich etwas nicht Unnützliches zu thun, wenn wir, ohne uns an eine gewisse Ordnung zu binden oder dem Herrn von Paulmy in einer bereits auf 16 Bände angewachsnen Compilation Schritt vor Schritt zu folgen, Ihnen dasjenige davon mitzutheilen fortfahren, was uns im Durchlaufen besonders aufgefallen und auf die eine oder die andre Art interessant vorgekommen ist." Am Schlusse des Belialsprocesses heißt es: „Noch ein Beispiel, wie groß in diesen

Zeiten das Verlangen nach Schriften gewesen, woraus man etwas praktische Philosophie und Menschenkenntniß, so wenig es auch sein mochte, schöpfen konnte, giebt uns die außerordentliche Achtung, worin das Speculum vitae humanae des Rodericus, Bischof von Zamora, gestanden; ein Buch, worin der Plan des Verfassers, das Gute und Böse aller Stände und Conditionen der Menschen vom König bis zum Taglöhner und vom Papst bis zum Laienbruder mit dem Bettelsack als in einem Spiegel darzustellen, zwar sehr interessant, die Ausführung aber nach Herrn von Paulmy's Versicherung so schlecht ist, daß es sich gar nicht mehr lesen läßt. Gleichwol hatte dies Buch nur in dem letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts fünf lateinische Ausgaben und zwei in der französischen Uebersetzung. Ob auch eine deutsche davon gemacht worden, können wir nicht sagen, es ist wenigstens sehr zu vermuthen; denn die Uebersetzungssucht ist sogar in unsern Tagen nicht größer, als sie es bei unsern Vorfahren von Anbeginn der löblichen Buchdruckerkunst war." Drei deutsche Uebersetzungen erschienen zu Augsburg, die erste von Steynhöwel 1475, die andern 1479 und 1488. Die Auszüge aus den Mélanges wurden nicht weiter fortgesetzt, an deren Stelle traten das früher eben auf Veranlassung der Mélanges versprochene Verzeichniß nebst Nachrichten von französischen Schriftstellerinnen (unten S. 49 ff.). — A. d. H.

Verzeichniß und Nachrichten

von

französischen Schriftstellerinnen,

welche sich
hauptsächlich in Werken des Witzes und Geschmacks, besonders
im romantischen Fache, hervorgethan haben. [1])

---

[1]) In die „Kleineren prosaischen Schriften" hatte Wieland daraus nur „Christine von Pisan" und „Marguerite von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin" (in den zweiten Band, 1786) aufgenommen; der sechste Band der Supplemente der Werke brachte unter den „Literarischen Miscellaneen" außer diesen beiden Aufsätzen noch „Louise Labé, genannt La belle Cordière", und „Pernette du Guillet, genannt La Cousine". — A. d. H.

[1]) Hier ist der Anfang des Verzeichnisses, wozu wir uns aus Gelegenheit des Romanenkatalogs des Herrn Marquis von Paulmy vor einem Paar Monaten[2]) anheischig gemacht haben. Wir bitten uns die Freiheit aus, in unsern Nachrichten bald weitläufiger bald kürzer zu sein, je nachdem der Gegenstand mehr oder weniger Anzügliches für den Verfasser haben wird. Immer werden wir in allen Aufsätzen dieser Art die Rechte eines Spaziergängers ansprechen, welcher bald schneller bald langsamer gehen oder auch von seinem eigentlichen Wege zur Rechten und Linken abschweifen mag, wenn es darum zu thun ist, eine seitswärts winkende Blume zu pflücken oder an einer Stelle, die ihm gefällt, länger zu verweilen. Auf diese Weise, glauben wir, werde diese Arbeit, die nicht ohne ihre Mühseligkeiten ist, uns selbst und durch eine sehr natürliche Folge auch unsern Lesern angenehmer werden; denn wir zweifeln sehr, daß ein Autor, der sich selbst bei einer Arbeit ennuyirt hat, für Andre unterhaltend sein könne.

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 192. f. — A. d. H.

[2]) Im Decemberheft 1780 des Teutschen Merkur; vgl. oben S. 37 f. — A. d. H.

Heloise.[1])

Wenn man auch Diejenigen zu den Autoren zählen darf, die es blos zufälligerweise und gleichsam ohne Vorsatz und Absicht geworden sind, die ohne einige Rücksicht auf die Welt, und ohne sich was davon träumen zu lassen, daß sie nach vielen Jahrhunderten noch gelesen, commentirt, übersetzt und nachgeahmt werden könnten, blos aus Drang ihres Herzens, für sich selbst und für einen Einzigen, der ihnen Alles war, geschrieben haben, so verdient hier wol die durch ihr Liebesbündniß mit dem weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn so berühmt gewordne Heloise um so mehr den ersten Platz, als diese Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas sind, das durch keine Macht der Imagination hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wol die Welt ein Paar Liebende gesehen wie dieses. Nie hat, seit der unglücklichen Dichterin Sappho — die durch ein Dutzend Verse[2]) berühmter geworden ist als manche Poeten durch ebenso viele Tausende — ein Weib gelebt, das vom Dämon der Liebe so ganz überwältigt und besessen, alle Widersprüche dieser wundervollen Leidenschaft in ihrem Herzen so vereinigt — Alles, was sie Schönes und Erhabnes, Alles, was sie Zügelloses und Unsinniges hat, in so hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Qualen mit ihren Gefühlen so erschöpft — kurz, so viel für Liebe gethan, so viel durch Liebe gelitten, so ganz für Liebe gelebt — und, blos indem sie dem Strom ihres Herzens und

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 194—199. — A. d. H.

[2]) Wieland meint die von ihr erhaltenen Verse. Ihr Ruhm gründet sich aber nicht auf diese allein. — A. d. H.

dem lodernden Feuer ihrer Phantasie den Lauf ließ, die Liebe so vollkommen geschildert hätte wie Heloise.

Ihre Briefe sind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenschaften in der unverfälschten Natur studirt, für den Philosophen, der in den Tiefen des menschlichen Herzens nach Wahrheit forschen will, sind sie kostbare Urkunden aus dem Archive der Menschheit. Auch von Seiten des Geschmacks und des Talents zu schreiben, gebührt diesen Briefen (mit gehöriger Nachsicht gegen das Jahrhundert,*) worin sie lebte) eine der ersten Stellen unter Allem, was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen ist. Ihr Latein ist freilich nicht das vom Jahrhundert August's; **) aber indem sich alles Feuer ihrer Seele darein ergossen hat, ist es zu einem geschmeidigen, bildsamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian selbst hätte ihre Briefe mit Vergnügen lesen müssen. Wenigstens ist gewiß, das Abälard, der für den scharfsinnigsten Kopf und für einen der beredtesten Männer seiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdrucks ebenso weit als in der Inbrunst der Liebe hinter ihr zurückbleibt.

Die französische Sprache war zu Philipp's I. Zeiten noch zu wenig cultivirt,***) als daß sie das Organ der Bewegungen solcher Seelen wie Heloisens und Abälard's hätte abgeben können. Die lateinische scheint damals noch die Lieblingssprache der Leute von Erziehung gewesen zu sein, wenigstens diejenige, in welcher geschrieben wurde; und so schrieb auch Heloise in der lateinischen, in welcher sie, wie der Augenschein zeigt, eine große Fertigkeit hatte. Erst unter der Regierung Philipp's des Schönen unterwand sich Jean

*) Die Zeiten Philipp's I., Ludwig's VI. und VII. Heloise starb als erste Aebtissin zu Paraclet im Jahre 1163.

**) Der durch seine Briefe, Memoiren und Histoire amoureuse des Gaules bekannte Graf von Bussy-Rabutin mußte sein Schul-Latein ziemlich vergessen haben, da er in einem seiner Briefe sagte, er habe nie kein schöner Latein gesehen als Heloisens.

***) L'espèce de Jargon mêlé du Celte, du Tudesque et du Latin (d. i. was man damals Langue Romane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen französischen Sprache ist) commençoit vers la fin du XI. siecle à se polir et à s'enrichir; mais les Auteurs n'osoient encore s'en servir dans les ouvrages d'éloquence ni dans ceux d'agrément, sagt der Graf von Tressan in seiner Dissertation über den Zustand der französischen Literatur im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateinische in diesen Zeiten die Sprache der Klerisei; und Heloise und Abälard gehörten, als sie einander ihre Briefe schrieben, Beide zu diesem Stande.

de Meun, genannt Clopinel, ihre Briefe in die vulgare französische Sprache zu übersetzen, die sich durch Rusticien von Pisa, den ersten Compilator der Romanen von König Artus und der Tafelrunde, und durch Wilhelm von Loris, den ersten Erfinder und Verfasser des berühmten Roman de la Rose, unter den vorgehenden Regierungen schon ziemlich gebildet hatte. Es ist eben dieser Clopinel, der sich ungefähr 40 Jahre später einfallen ließ, dieses von dem sinnreichen Loris unvollendet hinterlassene romantische Gedicht zu vollenden und darin ungefähr ebenso reüssirte, als wenn ein griechischer Ostade die Venus des Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwol nahm man's damals nicht so genau, und Clopinel wurde von Ludwig dem Schönen für die 18,580 geschmacklosen Verse, worin er die halb entfaltete keusche Rose seines Vorgängers deflorirte, zum Vater der französischen Literatur erklärt. Was aus Heloisens Briefen unter den groben und schmutzigen Fäusten dieses ebenso geschmacklosen als fruchtbaren Versemachers geworden sein mag, kann man errathen, wenn man ihn aus seiner Entwicklung des Romans von der Rose kennen gelernt hat. Unter den neuern französischen Uebersetzungen hat diejenige den meisten Beifall erhalten, welche der Graf von Bussy-Rabutin im Jahre 1687 bekannt machte. Malherbe führt sie in einer französischen Grammatik, die er damals herausgab, als ein Muster der schönsten Sprache und der geschmackvollsten Art zu übersetzen an. Heutiges Tages würde von diesem Lobe ziemlich viel abgehen; denn welcher noch so kleine französische Bel-Esprit würde sich's nicht zur Schande rechnen, nicht besser zu schreiben, als wie Bussy-Rabutin geschrieben hat? Ein gewisser Dubois, ein Autor, der ebenso gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformirten, die nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Holland Zuflucht suchten), kam, vermuthlich aus Finanzabsichten, auf den Einfall, die Liebesgeschichte Abälard's und Heloisens zu einem kleinen historischen Roman umzuschaffen. Diese Art von Novellen waren damals*) sehr in der Mode, und der Roman dieses Dubois, so platt er ist, hat, Dank sei dem Namen Abälard und Heloise! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieser Liebenden willen, welche Dubois seiner Novelle beifügte. Die beste prosaische Uebersetzung ist

*) Im Jahre 1695, da diese Histoire des Amours d'Abellard et d'Héloise im Haag herauskam.

diejenige, welche Dom Gervaise (ehemaliger, in der Folge ausgetretner Abt von la Trappe) seiner, von der Sorbonne verdammten Lebensbeschreibung Abälard's beigefügt hat.

Im Jahre 1714 publicirte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Prosa und Versen, der das Publicum mit verschiednen Stücken fürs Théâtre Italien, mit Recherches sur les Théâtres de France und mit einigen Romanen beschenkt hat und 1761 gestorben ist) eine versificirte Uebersetzung der Briefe Heloisens und Abälard's, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewol es ihr an Feuer und Kraft, d. i. gerade am Wesentlichsten, fehlt. Popens Heloise an Abälard ist weniger eine freie Uebersetzung als ein Original, wozu der Dichter sich durch Lesung der Briefe Heloisens begeistert hat; natürlicherweise hat er von den interessantesten Stellen dieser Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrifft die Wärme und den Schimmer seines Colorits und die Schönheit seiner Sprache und Versification. Der Beifall, den diese Composition überall, wo man Englisch lesen kann, erhielt, weckte eine Menge französischer Beaux-Esprits, sich zu Pope's Nebenbublern um Heloise aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau liefen alle in dieser Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parny*) den Vorzug in der erotischen Dichtart streitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir ist keine deutsche Uebersetzung der Briefe Heloisens bekannt, die neben dem Original oder neben Popens und Colardeau's Copien stehen könnte. Ich weiß nicht, ob man eine wünschen soll; aber ein Meisterwerk, in welcher Art es sei, ist immer willkommen, wenn es einmal da ist.

*) Von den Poesien dieses liebenswürdigen Dichters ist erst kürzlich eine dritte Auflage unter dem Titel „Opuscules de Mr. le Chevalier de Parny" in einem Duodezbändchen bei Hardouin zu Paris herausgekommen.

Marie de France.[1])

Diese Benennung kündigt nach dem heutigen Stil eine Prinzessin von der regierenden Linie in Frankreich an. Aber so war es nicht im dreizehnten Jahrhundert, da diese Dichterin lebte. Sie schrieb sich von Frankreich, blos um nach Gewohnheit der damaligen Poeten einen Zunamen zu haben, und vielleicht weil sie selbst von ihrem eigentlichen Geburtsort keine nähere Kundschaft hatte. Wir können nichts weiter von ihr melden, als daß sie die erste französische Dichterin ist, deren Name und Werke bis auf uns gekommen sind. Sie ist die Verfasserin eines Gedichts, genannt Das Fegefeuer des heiligen Patricius, und einer handschriftlichen Sammlung von Fabeln in Versen, welche Herr Le Franc, der Herausgeber der Fabliaux et Contes du XII. et XIII. Siècle, traduits ou extraits d'après divers Manuscrits du Tems, nebst andern auserlesenen Poesien des nämlichen Zeitalters herauszugeben versprochen. Wir hören, daß dies vor wenig Wochen geschehen sei, und müssen also die nähere Nachricht von diesen Fabeln, welche unsre Aufmerksamkeit vorzüglich rege gemacht, noch so lange versparen, bis wir das Buch selbst in Händen haben.

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 199 f. — A. d. H.

Christine von Pisan.[1])

Das Andenken dieser im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Charakter, ihre Schicksale und den Einfluß ihres Geistes auf ihre Zeit noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen), ein Bolognesischer Edelmann, war, was man damals einen Mathematiker hieß. Das Fach, worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkürliche Beziehungen und lustige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhunderte und noch in den beiden folgenden in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann, der den Gipfel der menschlichen Erkenntniß erstiegen habe, der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewissermaßen zu lenken wisse, der mit ebenso viel Gewißheit im Innersten der Herzen wie in der Zukunft lese und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn wiewol man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte, so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wunder-

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 200—229. Hier nach Wieland's späterer Fassung in den Werken, in welcher besonders der Anfang verändert ist. Die besondere dort gebrauchte Ueberschrift: „Ueber Christine von Pisan und ihre Schriften", mußten wir hier aufgeben. — A. d. H.

männer an ihren Höfen zu haben,*) und wiewol sie eben nicht dafür angesehen sein wollten, als ob sie Alles glaubten, so ging's ihnen doch wie Vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben, keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Märchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweideutige Art beleuchtet, ebenso gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeit lang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwei Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl V. von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern**) den Beinamen des Weisen er-

*) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bei den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damals fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten, so theuer zu erkaufen, wie ihre Vorfahren. Bei den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterei; die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte, weil ihnen der Beistand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar blos in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwol nebenher gute Wirkung that.

**) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beinamen. Karl V. von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemals beglückt worden; und gleichwol ist die Frage, ob er ihn ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von — 20 Bänden hinterlassen. Karl V. vermehrte sie mit Mühe und großen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt und mit Miniaturgemälden reichlich verziert waren. Astrologische, chiromantische, geomantische, alchymistische und medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lectüren so sehr, daß in allen seinen Palästen und Lustschlössern Bücher sein mußten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivin's Abhandlung über die Bibliothek im Louvre u. s. w., im dritten Theil der Mémoires de l'Académie des Belles-Lettres.

worben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof und gefiel dem Könige so wohl, daß man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrathe und eine Pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens siebenmal so viel betrugen und damals eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V. für seinen Staats- und Cabinetssterndeuter trug, war so groß als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das Glück seiner Waffen und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, größtentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierin nicht zu viel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann sein, und ein König, wie Karl V. war, würde gewiß nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwol war das Vorurtheil für die geheime Philosophie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande ohne seine Stärke in der Astrologie eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V. lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde wie eine Dame von Stande unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen, und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers und reiche Clercs*) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit —**) fiel auf einen jungen Prud'homme aus der Picardie, Namens Stephan Ducastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber und beehrte ihn

*) So hieß man damals Alles, was nach dem neuern Stil zur Noblesse de robe gehört.

**) „Der Denjenigen für den Würdigsten hielt, der am Meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte", sind Christinens eigne Worte.

mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs und Derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung, zumal unter einem erst elfjährigen Thronfolger. Er verlor sein Ansehen mit dem größten Theile seines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde schlecht bezahlt, und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn wenige Jahre nach dem Tode seines Wohlthäters ebenfalls ins Grab.*) Ducastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Credit, den ihm seine Ehrenstelle gab, Alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahre 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen seiner liebenswürdigen Gattin, die dadurch mit wenig Vermögen und drei unerzogenen Kindern in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob," sagt sie, „die Hände nicht müssig in den Schooß zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freilich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nämlich selbst die Führerin eines Schiffs zu sein, das in einem stürmischen Meere ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hilflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Lande und Orte. Sorgen und Bekümmernisse drangen haufenweis auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Processe von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte, was er konnte, Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht zuvorkäme." Die arme Frau brachte etliche Jahre in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daß

*) Christine macht in ihrer naiven altwälschen Sprache viel Rühmens von dem vortrefflichen Charakter ihres Vaters. „Fürsten und Herren ehrten ihn", sagt sie, „nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht Seinesgleichen gehabt hatte, sondern vornehmlich wegen seiner Tugenden. Er war ein ächter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur", sagt sie, „seine allzu große Freigebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigene Familie zum Fehler anrechnen wollen."

sie sich oft kaum zu helfen wußte, zwang die eiserne Noth sie endlich, eine Partei zu ergreifen, an welche sie in glücklichen Umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeit lang ganz aus der Welt zurück, verschloß sich in ihr Cabinet und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lectüren, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit „angetrieben habe, Verse zu machen"?[1])

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vierunddreißig bis fünfunddreißig Jahr alt, als sie diese neue Profession ergriff, und ließ sich's so angelegen sein, das gute Weib! daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in dieses laufende 1405. Jahr, da ich noch nicht aufhöre, funfzehn große Bände vollgeschrieben habe, ohne die andern kleinen Dictiés,*) die zusammen ungefähr siebzig Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann." Man sieht, die wackere wohlmeinende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg schien anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen; wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muse hätten. Die Prinzen hatten freilich, wie man aus der Geschichte weiß, gerade in diesen Zeiten ganz was Anders, wiewol gewiß nichts Unschuldigers zu thun. Gleichwol ließ sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln singen,

*) Sie versteht unter Dictiés oder Dits die kleinen Arten von leichter Poesie, die damals üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das englische Ditty ist wol das nämliche Wort mit einer englischen Endung.

[1]) Ursprünglich standen hier die Verse des Horaz (Epist. II. 2. 49—52) nebst Wieland's Uebersetzung. — A. d. H.

anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib und zuletzt aus wirklicher Liebhaberei.

Unter der großen Menge von Liedern, welche sie in wenigen Jahren zusammenschrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin sie sich (wie sie selbst sagt) mit Hilfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinsetzte und Liebesschmerzen besang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften Herzen wie das ihrige leicht nachzuahmen waren — so leicht, daß Leute, denen ihr Thun und Lassen nicht genau bekannt war, ebenso leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die Verleumdung ihrer nicht, wie sie im dritten Buch ihrer sogenannten Vision mit vieler Wehmuth selbst erzählt. „Wurde mir nicht gar", spricht sie, „in der ganzen Stadt nachgesagt, daß ich wirklich im Ernst verliebt sei? Aber ich schwöre Dir, meine Seele, Der kannte mich wol nicht und wußte nicht, wer ich war, der dies sagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geschöpf, das mich weder an öffentlichen Orten noch in einem Privathause oder irgendwo nur gesehen hätte — wie der liebe Gott mein Zeuge ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt wurde, daß ich als Eine, die sich unschuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wol auch dazu und sagte blos: Gott und er (nämlich der angebliche Liebhaber) und ich wissen am Besten, daß nichts daran ist."*) Wie die Verleumdung boshaft zu sein pflegt, so mag sie wol nicht ermangelt haben, sowol über die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherlei Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richard's II. von England Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte, als Dichterin bekannt zu werden, herüberkam, um eine politische Eheverbindung zwischen

*) Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je *amoye par amours?* Je te jure, m'âme, que icellui ne me cognosçoit, ne savoit que je estoie, ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai) . . . Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens.

der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, Isabelle, und dem jungen König, seinem Herrn, zu negociiren. Salisbury, ein junger Ritter, dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dictiés zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund, und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreizehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüberzunehmen und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter, um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels *Christine de Pisan* in der Bibliothèque Universelle des Romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sei, und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie mit einander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke wie die Bibliothek der Romane sich blos seines Rechts zu bedienen, indem er aus seiner eignen Einbildungskraft so viel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen sein. Gleichwol sollte man, däucht uns, ohne sehr entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechsunddreißig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reizungen verloren hatte, nicht zum Gegenstande einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übel verhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte keine Dichterin gewesen sein, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein

großer Theil hiervon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden, welche bei einer großen Naivetät noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war und daher oft mehr zu sagen scheint, als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen ließ, schien der Vorbote neuer Widerwärtigkeiten zu sein. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lancaster vom Throne gestürzten und auf eine höchst grausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II., mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren, am Nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV. (in dessen Charakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Ducastel zu sich und bewies ihm große Freundlichkeit und Gnade, sondern ließ sogar die Mutter durch zwei Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeschickt hatte, unter großen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unsrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen, und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladungen des britischen Königs so höflich ab, als sie konnte, und ruhte nicht, bis sie, wiewol nicht ohne viele Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so", sagt sie, „schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne."[1])

---

[1]) Im Merkur folgten hier noch in Parenthese die Worte: „Ne puis croire, que fin de desloyal viengne à bon terme". — A. d. H.

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bei dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Philipp der Kühne, nahm den jungen Ducastel in seine Dienste und setzte, wie es scheint, auch die Mutter in den Stand, eine Zeit lang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von Neuem die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eignen Tage. Aber der Herzog starb im Jahre 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwol, wenn sie anders nicht ein Wenig zu schnell war, bloße Complimente für Ernst aufzunehmen — welches an einem Charakter wie der ihrige eben nichts Unmögliches ist —, wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orléans), eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedene Mailändische Herren, durch welche er ihr große Renten auf lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixiren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschließen, Paris zu verlassen, wiewol ihr Auskommen daselbst so ungewiß war und außer den ewigen Processen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten, zumal da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche Alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicherweise rentirte in den damaligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerei. Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit, seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln, und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subscription hatte man noch gar keinen Begriff. Das Einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Großen, welche Liebhaberei für solche Dinge hatten oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten und freigebig genug waren, dafür zu bezahlen, oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufließen zu lassen, welche meistens

kärglich genug zugemessen wurden. Aber der größte Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch sehr viel Uebriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweideutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freilich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen und ihn (ebenso wohlfeil) mit Beifall bezahlten. Freilich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürsten dieses Zeitalters verhältnißmäßig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Pension zu erringen, so wurde sie so unordentlich ausgezahlt und blieb so oft gar aus, daß es fast ebenso viele Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdecret zu erbetteln.

Doch die gute Christine war nicht einmal in dem Falle, dies zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen muß sie gleichwol auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karl's VI. Hofe gewesen sein, weil sich aus den Registern der königlichen Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergiebt: „daß der Demoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stephan Ducastel, gewesenen königlichen Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater, Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog Königs Karl's, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle, besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, kraft eines offnen königlichen Briefs vom 13. Mai 1411 die Summe von 200 Pfund als ein Gnadengeschenk bewilligt worden" — eine Summe, womit damals mehr als zu Ludwig's XV. Zeiten mit 2000 auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie, edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs Schmerzlichste fühlte.

Gleichwol behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost, aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt[1]) und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Surcot*) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet, mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormaligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte und ihr auch bei den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte, sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sei, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie an mehr als einem Orte mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Tochter, die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen, welches sich aus innerm Triebe und Berufe von Jugend an dem Klosterstande widmete und, unter die Damen zu Poissy (Benedictinerordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau nach den Begriffen der damaligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt dies in ihrer Vision Dame Philosophie unter den Dingen an, weswegen sie sich glücklich zu preisen habe. Ton premier fruit (sagt sie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, où elle, en fleur de Jonesse et très grande beauté, se porte tant notablement en vie contemplative et dévotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählten Umstände und Charakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Vision genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise des

*) Eine Art von Ueberkleid, das zur damaligen Garderobe gehörte und beiden Geschlechtern gemein war.

[1]) Früher stand hier „coeffirt". — A. d. H.

vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr Liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowol wegen der Menge und Mannichfaltigkeit als des verhältnißmäßigen Werthes der Producte ihres Geistes unstreitig eine der ersten Stellen unter den französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken, Le Chemin de long étude betitelt, gedruckt und mit dem größten Beifall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von philosophischem Roman, worin nach damaligem Geschmack Alles Vision und Allegorie ist. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den Letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Cumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt sich auf ihr Bette und redet sie freundlich an. „Meine Tochter," spricht sie, „ich habe Mitleiden mit Deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Aeneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich Deine Führerin auf einer andern Reise sein." „Sehr heilige Dame," antwortete Christine, „ich bin bereit, Dir überallhin zu folgen." Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im Mai, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich duftender Blumen geschmückte Ebne. Da sehen sie neun schöne Damen sich in einem krystallhellen Wasser baden. „Ist dies nicht das Paradies der Wollust?" ruft Christine aus. „Nein," erwidert die Sibylle, „es ist der Sitz der Musen, die erste Station auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaften graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sei immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst Du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene und die Söhne der Götter, die Dichter, um sie her gelagert? Aber Du sollst sie nur im Vorbeigehn anschauen; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt." Die beiden Damen setzen ihren Weg unter

allerlei Gesprächen fort und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Station der Gelehrsamkeit an, welche Geographie genannt wird. Diese Station ist etwas groß; denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Constantinopel; von da nach dem Orte, wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des großen Khans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelica, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester Johann's u. s. w., und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigste mit, was man damals von allen diesen Ländern wußte. Endlich langen sie in der dritten Station von Long-Étude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie griechisch ist. Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. „Freund," sagte die Sibylle, „bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen und die göttlichen Geheimnisse daselbst beschauen könne." Stracks läßt sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes sein, aber sie muß steigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz und folgt ihrer unsterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daß, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht größer als eine Fliege vorkommt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame," sagt sie, „wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren. Um Gottes willen!" „Ach, ich sehe wohl," antwortete die Prophetin lächelnd, „die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für Dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll Dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur Diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das Dich zum Himmel emporführt, ist rein; komm, gieb mir Deine Hand! und ich will Dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem Dir so weh ist."

Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte griechische Philosoph war damals noch der Einzige, der den Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigte Christinen alle himmlischen Körper und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen und einen in der Mitte. Vier Damen saßen auf diesen Thronen; deren Name war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider leer. Ehmals (o, der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden; Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wußten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveräne vom Thron und regieren nun die Welt nach ihrer Willkür — schlecht genug.

Diese Probe mag genug sein, uns einen Begriff von einem Werke zu geben, das freilich für uns den Reiz nicht mehr haben kann, den es für das Publicum des funfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwol kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Producten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben, welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen, von ihren Thronen herabzusteigen und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Composition sehr reich und macht, wenn man die Barbarei ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin ebenso viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drei Damen erschienen seien, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder

den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit, und die Beispiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des funfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit; es gab kein Buch, welches ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können, und worin das Nützliche mit dem Angenehmen nach dem Geschmack und der Vorstellungsart der damaligen Zeit glücklicher vereinigt gewesen wäre — nichts davon zu sagen, daß auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabei fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drei griechische Prinzessinnen, sagt sie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brod, die Hauptstütze des menschlichen Lebens, zu danken haben, Minerva die Kunst, die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst, Oel zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl u. s. w., Arachne die Kunst, Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andere griechische Dame, Namens Pamphila, war die Erfinderin des Seidenbaus u. s. w. Kurz, Christine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geschlechte Ehre machen konnte; aber sie schont auch der verschiedenen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Charakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Costüme dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebenen Pracht und Hoffart, die damals in den Wochenstuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den größten Damen gleich- oder noch zuvorzuthun. Sie erzählt davon ein Beispiel, das ihr besonders anstößig gewesen sei, und wobei sie in sehr naive Declamationen ausbricht. Sie legte einst einen Wochenbesuch bei einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwei schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradirte ein Schenktisch, mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer

kostbaren Tapezerei von reichem cyprischen Stoff ausgeschlagen: auf den Einfassungen schimmerte der Name und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bette war nicht weniger prächtig. Blos die Betttücher, von der feinsten Rheimser Leinewand, hatten über 300 Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin stolzierte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesinrother Seide und lehnte sich auf Kopfkissen mit dicken Quasten von guten Perlen. „O Sitten," ruft unsre Dichterin unwillig aus, „was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvorzuthun? Warum leidet der König das? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, dessen sie so sehr zu viel haben?" u. s. w. Man sieht hieraus, daß die Ungleichheit schon in Karl's VI. Zeiten unmäßig sein mußte. Denn daß der größte Theil des Volkes damals in elenden Umständen war, ist unleugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beinahe Alles, was man von ihrer Geschichte weiß, geschöpft ist, theilt sich in drei Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemälde von der Welt und ihren Wundern; im zweiten wird Dame Meinung mit ihren Einflüssen auf das Glück und Unglück der Menschen vorgeführt; im dritten erscheint ihr Dame Philosophie, als Arzt und Trösterin alles menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist Alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damaliger Modetracht der Dame Philosophie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificirten Producte die Epistre d'Othea à Hector, oder Le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orléans, Bruders von Karl VI., welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne, im Jahre 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster, die Wirkungen zügelloser Leidenschaften, die Maximen, welche ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und dergleichen werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen unter mancherlei schicklichen, meistens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung

und Anwendung sind. So zeigt sie ihm z. B. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verschont — um ihm Hochachtung für Diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit sein müsse, sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus, der die Andromeda befreit, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reiz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemahlin tödtet — die unglücklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schicksal von Pyramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch malerische und auf eine faßliche Art allegorische Darstellungen zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat: Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV. Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Baiern und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reizenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karl's V. zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war in keiner Betrachtung geschickt, eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind die Enseignemens Moraux de Christine à son Fils und an ihre Tochter Le Dit de Poissy gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sei die naive Art, wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Clopinel's:

Vous êtes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes,

vernehmen läßt. „Der böse Mensch!" ruft sie aus, „wie er lügt!"

Nachdem ich so Vieles blos darum angeführt habe, um den Lesern einen anschaulichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich sein, nicht noch ein paar Worte von ihrem Aeußerlichen zu sagen.[1]) Was uns ihre eigene Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sei (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladif, mais bien complexionné). Dies ist's, was Dame Philosophie im dritten Theil der Vision unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu sein Ursache habe, als keine der geringsten anführt. Wenn eine so wackere Frau von ihrer Außenseite so viel sagt, so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin giebt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches seinem Urtheil nach das beste unter den Miniaturbildern, die sich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handschrift 7395 der (ehemals) königlichen Bibliothek zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque Universelle des Romans, der dieses Bild auch gesehen hat, scheint Boivin's Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muß, damit

---

[1]) Ursprünglich lautete die Stelle: „Wir haben uns länger bei dieser einst so berühmten Dame aufgehalten, weil ihre Werke wenig bekannt sind, und weil sie uns unter Diejenigen zu gehören schien, die im Andenken guter Menschen fortzuleben verdienen. Und doch würde man uns vielleicht nicht verzeihen, wenn wir nicht noch ein paar Worte von der Figur einer so geistreichen und interessanten Dame sagen wollten." — In einer Anmerkung nennt Wieland als Quellen des jüngern Boivin: Vie de Christine de Pisan et de Thomas de Pisan, son père, die Bibliothèque Universelle des Romans und die Mélanges tirés d'une grande bibliothèque. — A. d. H.

ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäßige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihr Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein Wenig offen ist, läßt etwas Weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violettfarbnen Leibchen, mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden Frau und drei andere Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es Christinen in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der Cité des Dames beschrieben ist.

Marguerite von Valois,

Königin von Navarra.[1])

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Größe der Seele die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann, verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I., ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn und die guten Dienste, so sie ihm geleistet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem, was man damals die neue Religion nannte, und der Schutz, den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ; die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Parteien völlig recht machen zu können — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens sind aus der Geschichte bekannt genug. Der geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatze die Rede sein wird.

Marguerite, an dem Hofe des guten Königs Ludwig XII. (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun, gezeigt.

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, II. S. 257—267. Hier nach Wieland's späterer Fassung in den Werken, wo im Titel noch hinzugefügt ist: „als Schriftstellerin". — A. d. H.

Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches in der Lage einer Christine von Pisan vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bei ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye, unter dem seltsamen, aber dem Geschmack der damaligen Zeit angemessnen Titel: Marguerites*) de la Marguerite des Princesses, im Jahre 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem Paar dialogirten Stücken von der Art, die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, „Die Satyrn und die Nymphen der Diana" betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonette u. dergl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Mélanges, Tom. VII. p. 102), der die Gedichte der Königin von Navarra überhaupt agréables, spirituels et bienfaits findet und Alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem Ridicule de ces Pièces dévotes Schuld sei — scheint seine Richtigkeit zu haben. So viel ist gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymphen, der im zweiten Theile des Parnasse des Dames zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber genommen, den Stil zu modernisiren, nichts gewonnen hat, das den Verlust der Naivetät des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überließ, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

Pour être un digne et bon Chrétien,
Il faut à Christ être semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
À tout honneur qui est damnable;

*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Namen Marguerite, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann.

À la Dame belle et jolie,
À plaisir qui la chair émeut,
Laisser biens, honneurs et Amie:
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner
D'un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
S'éjouir en mélancolie
Et tourment dont la chair s'émeut;
Aimer la mort comme la vie:
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Mysterien oder geistlichen Dramen (Die Geburt Christi, Die heiligen drei Könige, Der Bethlehemitische Kindermord und Die Flucht nach Aegypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie in der Wüste vor Müdigkeit und Erschöpfung sich unter einen Baum hingelegt hat und mit dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Joseph geht umher, einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die Scene verwandelt sich unter folgendem Gesang der Engel in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort:

Erster Engel.

Champ des Déserts, cessez d'être stériles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweiter Engel.

Élevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mère,
Présentez lui votre onde pure et claire;
Honneur aurez, quand de vous en prendra.

u. s. w.

Die angenehme Ueberraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemälde. Aber Contemplation, Mémoire und Consolation, Jede mit einem großen, mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freilich Alles wieder. Dies waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen ließ.

Die Komödie oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht nach damaliger Art aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich, daß sie die Liebe gar nicht kenne; eine Andre findet sich noch glücklicher, weil sie liebe und geliebt werde. Zwei Frauen kommen dazu und beklagen sich bitterlich, die Eine über die Untreue ihres Mannes, den sie doch einzig liebt, die Andre über die ungegründete Eifersucht des ihrigen wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör giebt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen, was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der Andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Marguerite wenigstens ebenso unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sibylle) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der Einen wegen der Untreue und der Andern wegen der Eifersucht ihres Mannes, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem so guten Rathe desto mehr Gewicht zu geben (und, weil sich das Stück mit einem Tanze schließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verschaffen), läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der sie versichert: daß sie es sehr übel mit sich selbst meinen würden, wenn sie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. „Man bemerke," sagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames, „daß die Königin von Navarra sich kein Bedenken machte, diese Komödie unter ihrem Namen und mit königlichen Pri-

vilegien drucken zu lassen, und dies zwei Jahre vor ihrem Tode, und daß sie damals für devot und sogar für gut katholisch passirte."

Für das Letztere möchte ich eben nicht gut stehen. Aber daß die Königin von Navarra eine religiöse Frau und von unsträflichen Sitten war, ist unleugbar. Wie kam es also, daß sie den beiden betrübten Weibern nichts Bessers zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen sein, weil sie ihr Geschlecht kannte und wirklich glaubte, daß den beiden Weibern nicht besser zu rathen sei, und weil sie freimüthig genug war, was sie dachte, auch zu sagen? In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz' I., und eine Königin — was hätte sie verhindern können, offenherzig zu sein?

Die Komödie endigt sich damit, daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen:

Menons les dancer toutes quatre.

„Auch recht!" sagt der Greis, noch ein ächter Franzose von altem Schrot und Korn; „ich und meine Alte sind dabei, wir wollen's Euch nicht wohlfeil geben:

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moy, de bien dancer."

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutiges Tages", sagt er, „tanzt man in Paris schon mit dreißig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. s. w. tanzten noch im sechzigsten." Freilich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder am Gewöhnlichsten der Contes de la Reine de Navarre bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe sein können. Gleichwol ist nichts gewisser. Außer dem Zeugnisse eines Geschichtschreibers wie August von Thou beweiset es die Zueignungsschrift an die Prinzessin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567

vorgesetzt ist; und Brantôme versichert, daß er es aus dem eignen Munde seiner Großmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt, in seinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwol die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s'intitule les Contes de la Reine de Navarre, où l'on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles sentences, que j'ai oui dire, que la Reine-Mère (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, ce voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien qu'elle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent si grand depit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la plus-part dans la litière en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. J'ai l'oui ainsi conter à ma Grand'Mère, qui alloit toujours avec elle dans sa litière comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l'escritoire, et elle les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on luy eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra ist einer (der vierte in der ersten Journée), wovon sie selbst die Heldin war, und der aus dieser Ursache um so merkwürdiger ist, weil das Abenteuer selbst von der häteligsten Art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame bei nächtlicher Weile wider ihren Willen im Schlafe zu überraschen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günstling König Franzens (dem folglich mehr erlaubt war als einem Andern), war der Mann, der sich's einfallen ließ, bei der Schwester seines Königs auf diese plumpe Art den Satyr zu spielen. Marguerite erwachte zu allem Glück von dem Geräusche, das die geheime Fallthüre machte, durch welche sich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach stehlen wollte,*) und sie führte ihn ab, wie man sich's vorstellen kann. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß er schon zweimal vorher versucht hatte, Gewalt bei ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweite Mal so übel dabei weggekommen war, daß er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen

*) Die Scene war auf einem seiner Landsitze, während daß der Hof zum Besuch bei ihm war.

durfte, weil die Prinzessin zu seinem Unglück vergessen hatte, ihre Nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit obendrein sein, um nach einem solchen Empfang zum dritten Male wiederzukommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantômens Großmutter zu Gewährsleuten. Die Letztere hatte sie unmittelbar von der Königin selbst und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken, sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Marguerite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone, wiewol unter verstecktem Namen, es der ganzen Welt zu erzählen.

[1]) Uebrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich wirklich und größtentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Costüme der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter wahre, lebendige und charakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt), die oft unausstehlich platten moralischen Lehren und die selten unterhaltenden, wiewol charaktermäßigen Gespräche und Disputen der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergetzen. Die Erzählungen schwimmen darin wie kleine Fischchen in einer großen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Commentar über den Solinus, daß die Brühe mehr werth sei als der Fisch.

---

[1]) Der Schluß lautete früher: „Doch genug von den Schriften einer Fürstin, deren kleinstes Verdienst, wie wir schon gesagt haben, war, daß sie so gute Verse machte und so gute Prose schrieb als irgend ein gleichzeitiger Dichter und Prosaist ihrer Nation. Die meisten Schriftsteller werden durch ihre Werke der Aufmerksamkeit werth; bei der Königin Marguerite ist's umgekehrt: ihre Schriften sind blos dadurch merkwürdig und schätzbar, weil es ihre Schriften sind. Denn das, was ihr Andenken allen edeln und guten Menschen ewig werth und heilig machen muß, ist der Charakter ihres Geistes und Herzens, dessen Entwicklung wir uns aus Gelegenheit einer merkwürdigen Reflexion, welche Bayle in der letzten Anmerkung ihres Artikels in seinem Wörterbuche über sie gemacht, auf eine andre Gelegenheit vorbehalten." — A. d. H.

Loyse Labé,

genannt La belle Cordière.[1])

Sappho, Corinna, Aspasia, Leontium — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von Allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten Anziehendes und Bezauberndes hat; wir beneiden Diejenigen, die einst so glücklich waren, diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden — und gleichwol kann ein einziges kleines Blatt Alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornehmlich die italienischen und französischen Versemänner, die sich im Lobe ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Louise Labé die Sappho und Corinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in einer Person; aber eine für unsere Wißbegierde unangenehme Aehnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit ihren griechischen Vorgängerinnen ist, daß wir ebenso wenig Umständliches und Befriedigendes von ihrem Leben wissen als von Jenen. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke und der vom Parnasse des Dames diesen Abgang näherer historischer Nachrichten aus seiner Imagination zu ersetzen gesucht und uns unter dem

[1]) Teutscher Merkur 1781, III. S. 23—38. Hier nach dem Abdrucke im sechsten Supplementbande von Wieland's Werken. — A. d. H.

Namen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliothèque des Romans (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu sein beginnen) unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemalt finden werden. Das Zuverlässigste, was man von ihr weiß, besteht in Folgendem.

Louise Labé wurde zu Lyon im Jahre 1526 oder 1527 geboren. Von dem Stande und den Glücksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé, hieß, ist Alles, was man von ihm weiß; das Uebrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art, wie er sie erzog und zuerst in der Welt producirte, hergenommen, aber um so ungewisser sind, da es ebensowol möglich ist, daß er an diesem Allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muß ihre Erziehung so außerordentlich gewesen sein als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstand Griechisch und Latein, Italienisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgil's Camilla und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Uebungen — kurz, Louise Labé war in einem Alter, wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben, mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für dies Alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beigefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläßt, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises.
Ces miens ecrits plens d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma folle jeunesse.
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recensirt sie verschiedene Arten von Lastern, womit der größte Theil der Sterblichen behaftet sei, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes née
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon oeil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir,
Onq ne mis noise ou discord entre amis:
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplû que mesdire de lui.

Kurz, das Bild, das sie von der Unschuld und gutherzigen Beschaffenheit ihres Charakters macht, verdient um so mehr für wahr gehalten zu werden, da dies der gewöhnliche Charakter der Seelen ist, über welche die Liebe die meiste Gewalt hat. Denn diese (wie sie offenherzig gesteht) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo sie unerfahren genug war, sich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen sie sich einzig gewidmet, vor Amor's Nachstellungen sicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit envieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-là, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour *Bradamante* ou la haute *Marfise*,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Mars et le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Ariosto's (wie er in Italien heißt) war um diese Zeit in Frankreich beinahe eben das, was er von seiner ersten Bekanntmachung an bei seiner eignen Nation war — das Buch, das Jedermann las und wieder las,

so viel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so sehr die weisen Herren, die sich's für Schande hielten, an Märchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Lesen dieses so reizvollen poetischen Ritterbuches, was in der jungen Louise Labé den allzu kühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariost's nachzueifern. Genug, sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahre 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin, nachmals König Heinrich II., wohnte der Belagerung von Perpignan bei und machte unter dem Namen des Capitän Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehemaligen Ritterzeiten; Franz I. und der Dauphin Heinrich waren Beide stark im Geschmacke der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castilianischen ins Französische übersetzt, die Lieblingslectüre des Hofes und der Nation wurden, schienen dem Geiste der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam Alles dies der jungen Louise bei einem Abenteuer zu Statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damals eine ganz andere Wirkung that und die junge Heldin, anstatt ihr zum mindesten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens ebenso bewundernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin besteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sei, als daß sie in den Fußtapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbeern zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab, als man gehofft hatte, und Capitän Loys kehrte wieder, in Louise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um statt Schwert und Lanze wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Sappho zu ergreifen und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager vor Perpignan beigebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionnoise, her-

ausgab, ist nichts Zuverlässiges von ihr bekannt; aber sowol aus der Unterschrift Loyse Labé als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung und dem Umstande, daß die poetischen Stücke dieser Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli bestehen, ist zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkte erfolgt sei. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession so emporgeschwungen, daß er sie zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damaliger Art prächtigen Garten und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufactur und Handlung, so daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Namen de la belle Cordelière behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyonesische Sappho beilegte, schon ein bejahrter Mann gewesen sein und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn da er ohne Kinder verstarb, hinterließ er ihr unter Substitution seiner Neffen den Besitz seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im März 1566 im vierzigsten Jahre ihres Alters und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs Längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umganges und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemond's zu profitiren, der sich's zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu sein, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dies war der Zeitpunkt, wo Louise zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie Niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem,

„was edle Seelen Liebe nennen",

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verleumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowol ihre eignen Poesien als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hiezu geben konnten, ist nicht wohl zu leugnen; aber daß in diesen oder jenen etwas sei, das die schändliche Qualificirung Courtisane Lyonnoise, womit Bayle unsre Lyonische Sappho auf das bloße Zeugniß des Du Verdier*) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen leugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerin selbst gelesen, noch (wie es scheint) andre gleichzeitige Geschichtschreiber,**) die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurfe, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freigesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Louise Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht blos poetischer Uebung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Marguerite von Navarra ungeachtet ihrer sehr freien Novellen eine Frau von unbezweifelter Tugend sein konnte, so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Louise Labé wegen einer unfreiwilligen und wahren Leidenschaft für einen einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen zur Courtisane machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß sie sich bei Publication ihrer Gedichte nichts Böses bewußt war und außer dem Tadel der Kunstrichter keine andre Gefahr dabei zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beigedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede sein, daß man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, die sich z. B. so loben ließe:

*) In seiner Bibliothèque Françoise, die zu Lyon im Jahre 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterin, welche Bayle ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederholt zu werden.

**) Z. B. Guillaume Paradin in seiner Histoire de Lyon 1573, fol. L. III. chap. 29; François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliothèque Françoise 1584, fol. p. 281.

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleure l'odeur de la Sabée;
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet,
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ce semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d'euvre,
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre).

u. s. w.

Allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieser Dichter erstlich, wie er selbst gestebt, von Amor's Pfeil angeschossen und also nicht recht bei Verstande war; zweitens, daß er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariost's Olympia wetteifern oder sie vielmehr ziemlich wörtlich copiren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsard's und Marot's Gedichten und aus Brantôme's Prose mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu Allem diesem noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhomie, die wir bei ihm auch immer voraussetzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterin erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daß er sie bei seinem Absterben zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte, so dünkt uns, jenes beweise, daß ihr Charakter damals noch unbescholten, und dieses, daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sei.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdachte zu befreien. Liebenswürdig, zärtlich, passionirt, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesetzt und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht

nicht alle geneigt waren, wie Petrarca, nur zu lieben, um Sonette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können — bleibt es immer sehr möglich, daß sie das, was man damals le don de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als einem Begünstigtern octroyirt haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet sein sollte, so ist sehr glaublich, daß sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daß Du Verdier zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, blos durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften, welche letztern uns überhaupt am Geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles, was von ihr gedruckt ist, sind drei Elegien, vierundzwanzig Sonette und eine prosaische Composition, Débat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damaliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platon's Symposium, wiewol es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu sagen beliebt, es sei die einzige Komödie aus dem sechzehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1566 sich so selten gemacht, daß in Lyon selbst nur noch zwei Exemplare davon aufzutreiben waren, so hat eine Gesellschaft von Gens de Lettres daselbst eine neue veranstaltet, die im Jahre 1772 bei den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poetes à la louenge de Loyse Labé (worunter auch eine sehr artige griechische Ode ist) 236 Octavseiten einnimmt.

Pernette du Guillet,

genannt La Cousine.[1])

Wir haben so eben zwei Lyonerinnen des sechzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, die sich durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervor getban; hier ist noch die dritte und sogar eine Zeitgenossin der beiden Vorigen. Wenn sie vielleicht als Dichterin der Louise Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön und spielte die Laute und andre damals übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Louise, daß sie ihren guten Namen unbefleckt erhielt. Sie liebte nur einmal und vermählte sich mit ihrem Liebhaber*) (den sie als einen Philosophen und Vertrauten der Musen beschreibt), eh die Verleumdung Zeit gewann, ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt man, Latein, Italienisch und Spanisch und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem Alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahre 1545 unter dem Titel: Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette de Guillet. In der Folge wurden noch zwei Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, daß sie damals mit Beifall gelesen wurden. Der Parnasse des Dames liefert ein paar Stücke von ihr,**) wovon das zweite, Fantaisie

*) Er hieß vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie nach damaliger Sitte den Beinamen die Cousine.

**) In den Annales Poëtiques stehen noch zwei andre ihrer Stücke, Le Triomphe des Muses sur l'Amour und Les Obseques de l'Amour.

[1]) Teutscher Merkur 1781, III. S. 34—38. Hier nach Wieland's spaterer Fassung in den Werken. — A. d. H.

à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari, eine Tändelei ist, der, um sehr artig zu sein, nur die feinere Wendung, die elegantere Diction und die schönere Versification, d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäßigste französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den besten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins Spiel gesetzten Phantasie Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen sich in die Sachen mischte. „Wie oft", sagt sie, „habe ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schönen Sommertag ganz nahe bei einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit Jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflößt, die Philosophie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten; denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend." Wenn sie nun, fährt sie fort, recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen philosophischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bei sich haben und, wenn sie erst ein Wenig präludirt und sich der Reinheit ihres Tons versichert hätte, auf einmal einen Gesang anstimmen, um zu sehen, wie er sich dazu geberden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zukäme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihm aufs Wenigste eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich, daß dies Wasser die Kraft hätte, ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreißen und fressen zu lassen, sondern nur daß er mir wie ein Leibeigner überall nachfolgen und dienen müßte, so lange, bis Diane neidisch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann schätzen! Gewiß, ich würde eine Göttin zu sein glauben! Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich denn auch wol fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so großes Leid anzuthun?"

Laissons l'aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir dessous moy asservir,
Sous moy, qui suis sans grace et sans merite.
Laissons l'aller, qu'Apollon je n'irrite:
C'est lui, qui seul par ses ecrits s'attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa tres-bien aimée,
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Producten der schönen Geister unter Franz I. vermissen, vermißte damals Niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie um eben diese Zeit die Poeterei unsers Hans Sachsens und andrer Meistersänger unsern Vorfahren gefiel, ja, wie noch erst vor vierzig Jahren sogar die platten Reimereien eines Neukirch und Stoppe in Teutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beifall belohnt wurden. Denn auch das Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generation was Bessers erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bei der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Literatur bezeichnen, geläutert und fixirt erscheinen sollte, macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgiltig gegen das Schöne, dem der Reiz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bei Vielen, ja zuletzt bei den Meisten wieder zu dem, was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fließt,

quamque ultra citraque nequit consistere rectum.[1])

und eine Menge Werke gefallen gerade um deswillen, weswegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen hätte. So ist nun einmal das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden als das Geheimniß, den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixiren.

---

[1]) Hor. Sat., I. 1. 107, wo „quos ultra" steht. — A. d. H.

Madelaine und Catherine des Roches,

Mutter und Tochter.[1])

Unsere Vorstellung von den Vorzügen und Verdiensten dieser beiden Damen würde ziemlich weit über das Wahre hinausgehen, wenn wir das Maß derselben nach dem außerordentlichen Ruhm und Ansehen, worin sie bei ihren Zeitgenossen stunden, und zugleich auf dem Maßstab, womit wir ähnliche Talente und Verdienste bei den unsrigen messen, bestimmen wollten. Ohne Zweifel muß ein Theil davon dem Geist und Costüme des Jahrhunderts zugeschrieben werden, worin die schöne Literatur in dem größten Theil von Europa, besonders in Italien, Spanien und Frankreich, wieder aufzuleben anfing. Indessen steht doch diese Mutter mit dieser Tochter in ihrer Art allein, und ihr persönlicher Werth, nach Maß und Gewicht ihrer Zeit geschätzt, hatte wenigstens ebenso viel Antheil daran, wenn sie (wie der Herr Marquis de Paulmy im siebenten Bande seiner Mélanges sagt) in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aller der öffentlichen Hochachtung genossen, welche Personen ihres Geschlechts erwarten dürfen, sobald sie mit viel Verstand und viel Kenntnissen vorzügliche Talente und eine untadelige Aufführung verbinden.

Poitiers, eine der größten französischen Städte nach Paris, und die damals in blühendern Umständen war als gegenwärtig, war die Vaterstadt der Dame Madelaine des Roches, deren eigner Geschlechtsname Neveu war. Sie vermählte sich mit Andreas Fradonnet, Herrn des Roches, einem Edelmann aus Bretagne. Sie schlugen ihren Wohnsitz zu Poitiers auf, und

[1]) Teutscher Merkur 1782, III. S. 212—217. — A. d. H.

Catherine, die einzige Frucht dieser Ehe, war ungefähr 15 Jahre alt, als sie ihren Vater verlor. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glückliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den besten Erfolg belohnten. Von dieser Zeit an blieben sie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen gesehen. Das Fräulein des Roches ging hierin so weit, daß sie blos aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte Partien, die sich aufs Eifrigste um sie bewarben, von der Hand wies.

Der hartbäutigste unter ihren Verehrern, Namens Julius von Guersens, einer der beständigsten Liebhaber und der frostigsten Dichter seiner Zeit, als er alle andre Mittel, das Herz seiner Unerbittlichen zu erweichen, ohne Erfolg versucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung seiner selbst glücklicher zu sein und gab eine ausnehmend schlechte Tragödie, Panthea betitelt,*) unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie Einige gethan haben), daß es mit Bewilligung dieser Damen geschehen sei, zumal da sie ungleich bessere Verse machten als der Sieur de Guersens und dieser mit einer so heroischen Selbstverleugnung seine Umstände bei der schönen Madelaine schlecht verbesserte.

Das Jahr 1579, wo sich bei Gelegenheit der Grands Jours, die zu Poitiers gehalten wurden, die ansehnlichsten Magistratspersonen und berühmtesten Gelehrten daselbst zusammenfanden, scheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen des Roches gewesen zu sein. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo sich die vorzüglichsten Männer von beiden Classen fast alle Abende einfanden; und besonders zeichneten sich Scävola von Sainte-Marthe und Stephan Pasquier, zwei berühmte Namen dieser Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem seine Recherches de la France und seine Briefe die Reputation eines geschickten Rechtsgelehrten und guten Philologen erworben haben, stellte auch hübsche lateinische und ziemlich schlechte französische Verse; und wie Catull deren sehr artige auf den Sperling seiner Geliebten gemacht hatte, so hielt auch Pasquier es seiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einstmals auf dem Busen des Fräuleins des Roches in

*) Die erste von sechsen dieses Namens, welche das französische Theater aufzuweisen hat. Sie wurde im Jahre 1571 zu Poitiers gespielt und gedruckt.

flagranti ertappt hatte. Das Süjet war eines der glücklichsten für eine poetische Tändelei; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, ist, daß die ganze gelehrte Gesellschaft, die bei diesem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm, und daß ein kleines Bändchen von griechischen, lateinischen, spanischen, italienischen und französischen Versen daraus entstand, welche sämmtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenstand hatten. Da Mutter und Tochter alle diese Sprachen verstanden, so war gegen die Plaisanterie nichts einzuwenden; auch ließen sich's die beiden Damen so wohl gefallen, daß sie in sehr artigen Stanzen, die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten. Ich erzähle die Anekdote dem Herrn Marquis von Paulmy nach; denn ich bin noch nicht so glücklich gewesen, diese merkwürdige Sammlung von Poëtes Chante-Puces, wie er sie scherzweise nennt, selbst zu Gesicht zu bekommen.

Die Damen des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schicksalen, die manches Klaglied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelsten und Besten hochgeschätzt, bis zum Jahre 1587, wo sie Beide (wie sie sich oft gewünscht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und an der nämlichen Krankheit starben.

Außer einer Menge von allerlei kleinern und größern Stücken in Prose und Versen, wovon verschiedne in den Annales Poëtiques und in dem Parnasse des Dames zu finden sind, hat die Frau des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras und in Gesellschaft mit ihrer Tochter den Claudian in französische Verse übersetzt. Die Gedichte dieser Damen sind vielleicht in Absicht des Feuers und der Stärke des Ausdrucks unter denen von Louise Labé; hingegen nähern sie sich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache schon um ein Merkliches der Epoche, welche Malherbe in der französischen Poesie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonett auf den Tod einer Freundin von der Mutter des Roches, wiewol wir nicht bergen müssen, daß es unter ihre besten Stücke gehört.

Las! Ou est maintenant ta jeune bonne grace
Et ton gentil esprit, plus beau que la beauté?
Ou est ton doux maintien, ta douce privauté?
Tu les avois du Ciel, ils y on repris place.
O miserable, helas! toute l'humaine race

Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O triste que je suis, o grande adversité!
Je n'ai qu'un seul appui en cette terre basse.
  O ma chere Compagne et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu sur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si aprés notre mort le vrai amour demeure,
Abaisse un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel est mon pleur, ma plainte et mon regret.

Marie von Romieu.[1])

Ein Bruder dieses gelehrten Frauenzimmers (der sich Jaques Romieu, Gentilhomme Vivarois, Secretaire de la Chambre du Roy qualificirt) hatte die Unziemlichkeit begangen, instigante Diabolo und einem alten griesgrämischen Oheim zu Gefallen eine — Satire gegen das schöne Geschlecht zu schreiben, welche freilich nicht anders als ein sehr abgeschmacktes Werk sein konnte.

Die Schwester glaubte sich verbunden, diese Sünde ihres Bruders aufs Eiligste wieder gut zu machen, und ließ also ungesäumt einen Discours en Vers von der Präeminenz des Weibes über den Mann ausgehen, worin, wie man leicht denken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, die Mutter der Gracchen, nebst einer Menge andrer preiswürdiger Frauen, Jungfrauen und Märterinnen aller Nationen und Zeiten, besonders auch die französischen, und unter diesen namentlich die Damen

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergessen sind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verse des guten Fräuleins Marie von Romieu sind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — so beschaffen, daß sie einer so guten Sache zu Ehren wol hätten besser sein können. Die Laufbahn ist also noch offen und der Preis noch zu gewinnen, wenn etwa eine von unsern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schwestern in Apollo Lust hätte, sich dieses Verdienst um ihr Geschlecht zu machen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1782, III. S. 217f. — A. d. H.

Georgette de Montenay und Anne de Marquets.[1])

Noch zwei wenig bekannte französische Musen aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die uns der Herr Marquis de Paulmy kennen lehrt. Die erste war Hofdame bei der Königin von Navarra, Johanna von Albret, Mutter Heinrich's IV. Man hat von dieser Dame Sinnbilder mit lateinischen und französischen Quatrains (vierzeiligen Sinngedichten), eine Art von Witz, die damals sehr geschätzt wurde. Die zweite war eine Nonne vom Orden des heiligen Dominique zu Poissy. Ihre Gedichte bestehen aus geistlichen Liedern und 580 ebenfalls geistlichen Sonetten, welche nach der Versicherung des Herrn von Paulmy sehr — erbaulich sein sollen.

[1]) Teutscher Merkur 1782, III. S. 218. — A. d. H.

Anne Mallet de Graville.[1])

Auch mit dieser Schriftstellerin aus Franz' I. Zeiten hat uns Herr Marquis de Paulmy zuerst bekannt gemacht. Sie war eine Tochter von Louis de Graville, Admiral von Frankreich unter den Königen Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII. Sie widmete sich der guten Königin Claudia, Gemahlin Franz' I. (deren Andenken sich durch eine Art von Pflaume, die nach ihrem Namen Reine Claude genannt wurde, bei der Nachwelt erhalten hat), und vermählte sich erst nach dem Tode derselben, im Jahre 1526, mit Peter von Balzac, Herrn von Entragues. Die Gedichte dieser Dame sind nie gedruckt worden; aber der Herr von Paulmy besitzt eine Handschrift davon, auf Pergament geschrieben und mit zwölf schönen Miniaturgemälden geziert, welche drei Gedichte enthält. Das beträchtlichste davon ist der Roman von Palämon und Arcita, eine Heldengeschichte, deren wahrer Urheber der berühmte Boccaccio ist. Sie macht den Hauptfond seiner Theseida aus und kam auch dem englischen Dichter Chaucer so interessant vor, daß er sie unter dem Namen The Knight's Tale zum ersten seiner Canterbury-Märchen machte. Die Bibliothèque des Romans hat von diesem Gedichte des Boccaz einen Auszug gegeben, der im zweiten Stück des Julius 1779 zu lesen ist. Die Verfasser, denen weder die Arbeit des Fräuleins von Graville noch die des Chaucer über dieses Süjet bekannt gewesen zu sein scheint, glauben, Boccaz habe dasselbe aus seinem eignen Gehirn gezogen; aber Boccaz selbst, der dies am Besten wissen mußte, sagt in seinem Brief an Madonna Fiametta, mit welchem er ihr eine Abschrift dieses Gedichts schickt, daß er es aus einem

[1]) Teutscher Merkur 1782, III., S. 219—222. — A. d. H.

schon sehr alten Manuscript in gemeinem Latein (latino volgare, worunter ich das barbarische Mönchslatein der mittlern Zeit verstehe) gezogen habe.*) Wahr ist's, Boccaz kann dies auch nur blos so vorgegeben haben; aber er habe nun das Süjet gefunden oder erfunden, so besteht die Erfindung, die das wahre Verdienst eines Dichters ausmacht, nicht darin, daß er sein Süjet erdichtet habe, sondern in der lebendigen Darstellung desselben und in der Art, wie er's durch die ganze Behandlung zu seinem Eigenthum macht.

Was das Gedicht des Fräuleins von Graville betrifft, so glauben wir, nach dem kleinen Auszug des Herrn von Paulmy zu urtheilen, daß man es ohne Uebertreibung dem Besten, was die damalige Zeit in dieser Art aufzuweisen hat, an die Seite setzen könne, wie die Liebhaber aus folgender Beschreibung der Gärten des Theseus und der Amazone Emilia, welche die Heldin des Stücks ist, selbst erkennen mögen.

Au mois d'Avril, qui est telle saison
Qu'il fait facheux se tenir en maison,
Emilia, la gentille pucelle,
Sa cotte prit pardessous son aisselle,
Deliberant d'aller au plus matin
Cueillir la rose au milieu du jardin,
Ou n'y avoit que par sa chambre issue.
L'herbe y etoit espaissement tissue
Et maint oeillet, romarin, balme, rose,
L'une florie et l'autre demi-close.
Au beau milieu etoit une fontaine
De grand saveur et de gout douce et saine
Dont les ruisseaux faisoient maints gentils tours
Par ce jardin, ou ils prenoient leurs cours;
Petite arene y sembloit murmurer
Pour embellir et le lieu decorer.
Chênes, sapins, lauriers à grands feuillages
Pour le soleil y faisoient doux ombrage:
Mais pour cela ne laissoient d'y venir
Dix mille fleurs dont n'ai le souvenir.

*) Derjenige, von dem ich alle diese Notizen habe, ist Tyrwhitt, in einer Note zu seiner schönen Ausgabe der Canterbury-Tales in 5 Octavbänden, London 1775. 8. Tom. IV. p. 141.

Bref, qui pourroit en si beau lieu estre,
Mieux l'aimeroit que Paradis terrestre.
Emilia, nuds pieds, échevelée,
De sa chambrette en ce lieu devalée,
Sortant du lit, laissant son oreiller,
Digne de faire un Amant travailler,
Fort jeune d'age, en bonpoint, et polie,
Jamais ne fut pucelle si jolie:
Visage gay, riant, et de grand chiere
Pour mettre don de mercy à l'enchere;
La jambe belle, et tettin decouvert,
Se vint asseoir dedans un préau vert.
Là se peigna et mira à son aise, etc.

Man sieht wol, daß die gute Dame ihre Malerkunst weder dem Homer noch dem Virgil abgelernt hat; aber man sieht doch auch, was in ihrer Imagination war, was sie machen wollte, und wie viel von Allem dem, was in ihrer Malerei zu viel und zu wenig ist, theils auf Rechnung einer noch sehr rohen Sprache kommt, theils in dem Nichtaufzuhörenwissen liegt, welches allen Denen eigen ist, die Talent für eine Kunst haben, worin sie noch nicht vollendet sind. Denn der Geschmack und das Non plus ultra des Schönen, welches (wie Sterne so richtig sagt und nie genug wiederholt werden kann) immer von poco più und poco meno abhängt, ist auch immer das Letzte, was ein Meister nach langen Vorübungen erreicht; und es bleibt allezeit ein Antheil von sehr Wenigen, indem die Vorgänger sich demselben nur näherten und die Nachfolger sich sogleich wieder davon entfernen — eine Wahrheit, wozu die Literatur und Kunstgeschichte aller Zeiten und die Erfahrung unsrer eignen Belege genug geben könnte.

Richard Coeur de Lion und Blondel.

Eine Anekdote aus der Geschichte der provençalischen Dichter.[1])

---

[1]) Deutscher Merkur 1777, IV. S. 210–221. — A. d. H.

Richard, genannt Coeur de Lion, dritter König von England aus dem Hause Plantagenet oder Anjou und zweiter Sohn König Heinrich's II., bestieg den englischen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jerusalem und das heilige Grab (das durch den wunderreichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hunderttausend europäischer Christen geworden ist) nach der berühmten Schlacht bei Tiberias wieder eingenommen und dadurch Europa von Neuem mit einem allgemeinen Eifer entflammt, die durch diesen Verlust nach ihren Begriffen auf die ganze Christenheit gefallne Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. König Richard, der tapferste und ritterlichste Fürst seiner Zeit, war auch der, bei dem dieser Eifer zur heftigsten Leidenschaft aufloderte. Um die zu seinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Geldsummen aufzubringen, veräußerte er von den Domänen, Einkünften und Regalien der Krone, so viel er nur konnte. „Ich wollte London selbst verkaufen," sagte er, „wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte." König Philipp August von Frankreich vereinigte sich mit ihm zu diesem Abenteuer; aber so wie der Erste seinem persönlichen Charakter und seinem Rang nach ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heer der Cruciaten vorzustellen, so hatte Richard hingegen alle persönlichen Tugenden und Fehler, die Rolle des Achill's zu spielen. Seine bis zum Romantischen getriebne Unerschrockenheit und Liebe zu persönlichen Abenteuern erwarb ihm den Beinamen Löwenherz und machte ihn zum Helden eines der berühmtesten Ritterbücher des dreizehnten Jahrhunderts.*) Sein Name wurde so furchtbar unter den Sarazenen und Türken, daß die Mütter, um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, sie mit dem

*) S. Warton's History of English Poetry, Vol. I 3 und 4.

König Richard bedräuten. Joinville, der in seinem Leben des heiligen Ludwig's diesen Umstand erzählt, setzt noch einen andern hinzu: wenn die Araber ritten, und ihre Pferde wurden vor irgend einem ungewöhnlichen Gegenstande stutzig, so pflegten sie, indem sie ihnen den Sporn gaben, zu sagen: „Wie? meinst Du, Du sehest den König Richard?" Ich weiß nicht, ob sich ein stärker zeichnender Zug denken läßt. Die Romanciers dieser Zeiten fanden etwas so Wundervolles in den ritterlichen Thaten dieses Prinzen, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er sei im Besitz des in der fabelhaften Geschichte des Königs Artus so berühmten magischen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, gewesen; wiewol der Roman von König Artus sagt, sein Schildknapp habe solches auf Befehl seines Herrn nach dessen Tode in einen See geworfen.

Indessen blieben doch alle große Thaten dieses Helden und seiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eifersucht trennte die christlichen Fürsten und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Sarazenen hätte verderblich sein können. König Richard selbst war zu stolz und zu heftig in seinen Leidenschaften, um die Uebrigen seine persönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen stärker fühlen zu lassen, als die Klugheit erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oestreich, der nach dem unglücklichen Tode des Kaisers Friedrich des Rothbarts und seines Sohnes an der Spitze der deutschen Cruciaten geblieben war, trennten sich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die größte Hoffnung hatte, Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller seiner Heldenthaten war die Eroberung von Askalon und ein Waffenstillstand, wodurch den Christen der Besitz des Wenigen, was sie mit so großem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freiheit, das heilige Grab zu Jerusalem ungehindert zu besuchen, auf drei Monate, drei Wochen drei Tage und drei Stunden versichert wurde.

Unternehmungen wie diese, wo große Monarchen ihre Erbländer verlassen und an Menschen und Geld erschöpfen, um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abenteuer zu bestehen; wo mit ungeheuren Kräften am Ende — nichts geschafft und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewißheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem

Schwindelgeiste, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren muß uns, nach den Grundsätzen einer gesundern Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders König Richard's seiner, müssen aus dem damals in ganz Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden. Richarden war es blos darum zu thun, in die entlegensten Länder auf Abenteuer zu ziehen, sich mit Sarazenen und Riesen und Löwen herumzuschlagen und den Minstrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Diesen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen, von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals gar nicht in die Köpfe der Helden. Man taumelte und trieb sich herum, ohne einen andern Zweck dabei zu haben, als sich herumzutreiben; man lebte, so zu sagen, von den Abenteuern des Tages, und man wollte sich selbst und Andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig lassen. Dies war der Geist der Ritterzeit.

Richard hatte bei der Belagerung von Askalon und bei andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oestreich, Leopold, auf eine sehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte, sich die Genugthuung eines Ritters zu verschaffen (die ihm Richard nicht verweigert haben würde), hatte sich mit dem verschlossenen Grimm einer unmächtigen Rachbegierde nach Hause begeben. Aber, was er wahrscheinlicherweise nicht hoffen konnte, eine Gelegenheit, Rache an seinem Feinde zu nehmen, ohne seine eigne Person in Gefahr zu setzen, spielte ihm das Schicksal und Richard's Unvorsichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimischen Unruhen seines Reichs und den niederträchtigen Einfall des Königs Philipp in seine französischen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bei Aquileja Schiffbruch erlitten und an diesem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt seinen Weg durch Deutschland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht sicher zu sein glaubte. Um den Nachstellungen des Gouverneurs von Istrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien, und hier verrieth er sich durch einen Aufwand und Freigebigkeiten, die an einem Pilgrim um so mehr Aufmerksamkeit erregten, da er zu sehr das Air eines Helden hatte, um für das angesehen zu werden, was seine schlechte

Kleidung ankündigte. Kurz, Richard ward entdeckt, angehalten und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchst unanständiges Gefängniß gebracht. Und hier soll ihm die Avantüre begegnet sein, welche eigentlich das Süjet der gegenwärtigen Erzählung ist.

König Richard hatte seine Jugend meistens in seinen französischen Erbländern und einen ziemlichen Theil derselben in der Provence gelebt, wo die Kunst des Gesangs um diese Zeit in der höchsten Blüthe stund und nicht nur eine von den gemeinsten Ergetzlichkeiten der Großen bei Gastmählern und Festivitäten ausmachte, sondern auch von vielen unter ihnen selbst mit Succeß getrieben wurde — wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bei uns Deutschen auch war. Hier sog Richard die sonderbare Liebe zu der Kunst der Troubadours oder Minstrels ein, die ihn sein ganzes Leben durch nie verließ. Ja die Liebe, welche von je her so viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum provençalischen Dichter; denn das Provençalische wurde damals für angenehmer und singbarer als das Französische und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenschaften gehalten. In der Folge war sein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmtesten Minstrels seiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marseille, Anselm Faydit und Blondel de Nesle als seine Favoriten genannt werden.

Der Letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzug (wohin dem französischen Adel, nach Massieu's Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) sich besonders dem König Richard gewidmet und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger seiner vornehmsten Thaten gewesen — wiewol um diese Zeit die Bestimmung der Dichter von der Würde, die sie in den ältern Zeiten der Barden und Skalden behauptet hatte, schon ziemlich herabgesunken war. Denn ehmals wurden die Barden als von den Göttern begeisterte Männer angesehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für sie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgesang zu singen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu sein und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgesänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Diese Bestimmung bezog sich unmittelbar auf die Verfassung der alten celtischen, germanischen und nordischen Völker —

roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freiheit, mit dem Drang der gemeinsamen Noth verbunden, diesen Gemeinheitsgeist (public spirit), dieses für einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policirte Nationen vermöge ihrer bürgerlichen und militärischen Verfassung keinen Begriff mehr haben; wo Jeder Allen und Alle Jedem angehörten; wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaues angesehen wurde und Verachtung seines Lebens, wann's die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war und es, wofern die kleine Nation sollte bestehen können, sein mußte.

Aber all dies fand bei so sehr veränderten Umständen unter den Nachkommen eben dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr statt. Die Feudalverfassung hatte durch ganz natürliche Folgen jenen Gemeinheitsgeist beinahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige und die mächtigsten unter ihnen beinahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigne Erhaltung und Vergrößerung und hielt seinen eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern und (wiewol höchst selten) persönliche Treue gegen den Souverän waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten, Probe zu halten und wol gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehmals gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Troubadours und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch, aber weniger um ihrer wirklichen Verdienste willen, als weil sie sich zur Belustigung der Großen unentbehrlich zu machen wußten, weil man ihre Lays und Fabliaux liebte, und weil Poesie, Musik und pantomimische Kunst, die sich in der Folge wieder von

einander trennten, damals nur eine einzige Profession ausmachten und von einerlei Meistern getrieben wurden. Die Großen mochten's zwar noch immer (wie natürlich) wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden; aber das Lob, so sie erhielten, war weniger verdienter Preis ihrer Tugenden als Kitzelung ihrer Eitelkeit und konnte auch nicht wohl mehr sein, da doch am Ende Der am Meisten gelobt wurde, der am Besten bewirthete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dies ist ein Nebenpfad, dessen Verfolg uns zu weit von unserm Süjet führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küste von Istrien warf, war das Schiff, worauf dieser Minstrel sich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte seine Reise durch Deutschland und die Niederlande und forschte allenthalben fruchtlos nach dem König, seinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England; aber auch da wußte man nicht, was aus Richarden geworden sein könnte; denn seine Gefangenschaft blieb ein ganzes Jahr lang Geheimniß. Der Minstrel beschloß, seinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt suchen müßte. Er reiste lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Verbitterung zwischen Richard und Leopold wahrscheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des Letztern leitete.

Nachdem er sie viele Tage lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bei einem alten Schloß an, in dessen Thurm ein Gefangener (wie er ausforschte) scharf bewacht wurde. Wiewol ihm Niemand etwas Näheres sagen konnte, so schlug ihm doch gleich das Herz, daß es sein Herr sein könnte. Da es aber unmöglich war, sich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen, so versuchte er's folgendermaßen. Er fand Mittel, spät in der Nacht so nahe an den Thurm und unter das Fenster des Gefangenen zu kommen, daß seine Stimme von diesem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf seiner Zither eine Weile präludirt hatte, fing er ein Lied an, welches Richard selbst in Palästina zu einer Zeit gemacht hatte, da er seiner Liebe zu der schönen Marguerite Gräfin von Hennegau am Stärksten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beispiel der meisten Damen

dieser Zeit, sich auch mit dem Kreuz bezeichnen lassen und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unsern Lesern wenig Trost geben möchte, wenn wir ihnen (falls wir's auch könnten) dies Lay in provençalischer Sprache, worin Richard es gesetzt, vorsingen ließen, so haben wir versucht, es, so gut's gelingen wollte, in unsre Muttersprache überzutragen — herzlich wünschend, daß es wenigstens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Originals in sich haben möchte als die galantisirte Uebersetzung der Mademoiselle l'Héritier.

Blondel also fing zu singen an, wie folget:

„Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finstern Schattenland
Streckte schon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb' mit holdem Blick,
Und Tod und Fieber wich zurück."

Hier hielt der Minstrel inne; denn das Lied hatte bei jeder Stanze einen Refrain; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene Derjenige wäre, den er suchte, so würde er sich bei dieser Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Gesangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor vollendete die Stanze mit folgendem Refrain:

„Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Blondel fuhr fort:

„Ringsum mit Gefahr umfangen,
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht wie Gottes Hagel drangen
Spieß' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht;
Schon ersank mein Arm, und um mich her ward's Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan."

Die nämliche Stimme antwortete:

„Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Blondel beschloß mit der letzten Stanze des Liedes:

„Laßt das Feldgeschrei erschallen,
Wie im ungestümen Meer
Winde brausen, Donner knallen,
Alles fallen,
Alles splittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer leer:
Kein Schicksal mich zu Boden fällt,
So lang die Lieb' empor mich hält."

Die Stimme antwortete abermal:

„Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Groß war Blondel's Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es König Richard sei, der ihm geantwortet; aber um sich gleichwol noch völliger zu überzeugen, setzte er aus dem Stegreif die vierte Stanze in der nämlichen Weise hinzu:

„Neid und feige Rachgier lauern
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn, in finstern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondel's Lauf:
Harre, Löwenherz! bald springt Dein Kerker auf."

Und alsobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

„O, wäre Margot nur bei mir,
Der Himmel, spräch' ich, wäre hier;
Denn — sollt' ich deß erröthen?
Das süße, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen
Und tröstet Seel' und Leib."

Nun glaubte der getreue Blondel seiner Sache völlig gewiß zu sein: aber seinem Herrn unmittelbare Hülfe zu leisten, war keine Möglichkeit. Richard hatte wenigstens die Stimme seines geliebten Minstrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel selbst oder sein Geist gewesen, so mußt' es ihm immer Trost und Muth geben, nach einer so langen Todesstille und Verlassenheit von Allem, was ihm lieb war, eine Freundesstimme gehört zu haben, die ihm Befreiung versprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten wurde, und beförderte dadurch dessen Befreiung, welche einige Monate darauf — wiewol mit vieler Mühe und Umständen, die dem Kaiser Heinrich VI. und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. Conf. Fauchet, Recueil de l'origine de la Langue et Poésie Françoise. p. 113.

Die vorgedachte Mademoiselle l'Héritier de Villadon, welche sich dieser Geschichte als eines Fadens zu einem kleinen wenig bekannten Roman bedient hat, der den Titel führt: La Tour Tenebreuse et les jours lumineux. Contes Anglois, tirés d'anciens Manuscrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poësies de Richard I. surnommé Coeur de Lion etc. Paris 1705. 12°, läßt den Meistersänger Blondel nicht so schnell wegreisen als die Chronikschreiber, denen man diese Anekdote zu danken hat. Sie findet Mittel, ihn in das Schloß selbst hineinzubringen und ihn dem alten Burgvogt, den sie Dietrich nennt, durch seine Lieder und Märchen beliebt, ja zuletzt mit Hülfe der zärtlichen Demoiselle Hedwig, Dietrich's Tochter, zum unmittelbaren Befreier des Königs zu machen. Wir sparen aber keine Versuchung in uns, ihr in allen diesen Verschönerungen der Hauptbegebenheit zu folgen, zumal da wir unsre Leser für das Märchen von Kiedin-Kiedon, womit sie Blondeln den alten Dietrich einschläfern läßt, gelegenheitlich durch andre aus alten Troubadours und Minstrels gezogene Erzählungen reichlich zu entschädigen gedenken.[1])

---

[1]) Dieß erfolgte nicht; denn die Erzählung „Der Vogelfang oder die drei Lehren", nach den „Fabliaux et Contes" im Teutschen Merkur 1778, I. S. 193–211 ist anderer Art. — A. d. H.

Ueber eine Anekdote in

Voltaire's Universalhistorie,

die

Herzogin von Mazarin, Hortensia Mancini,

betreffend.[1])

---

[1]) Teutscher Merkur 1773, IV., S. 159—174. — A. d. H.

Wenige Schriftsteller haben sich jemals so viel Freiheiten mit der historischen Wahrheit herausgenommen als der Herr von Voltaire. Dies ist schon lange eine weltkundige Sache. Ich besorge, ein großer Dichter ist immer ein gefährlicher Geschichtschreiber. Wenn er auch ehrlich genug ist, die Wahrheit sagen zu wollen (welches vielleicht nicht allezeit der Fall des Mannes, von dem wir reden, gewesen ist), so müßte er zu gleicher Zeit eine ganz außerordentliche Gewalt über sich selbst haben, wenn er immer Meister von seiner Einbildungskraft oder von der Wärme seines Herzens bleiben und von der Gewohnheit, die Gegenstände zu verschönern oder zu verhäßlichern, sie nach Belieben zusammenzusetzen und Schatten und Licht so zu vertheilen, wie sie den besten Effect machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich zur andern Natur wird — nie verführt werden sollte, die Sachen, auch wider seine ausdrückliche Absicht, anders vorzustellen, als sie wirklich in der Natur sind oder zu sein scheinen.

Ob diese Betrachtung hinlänglich sei, den Dichter, der so viel historische Gemälde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, wiewol man in allen die Treue des Geschichtschreibers vermißt, gegen die Vorwürfe Derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu schützen, überlassen wir dem Urtheil Andrer. Aber dies wenigstens, dünkt uns, sollte man von einem Dichter, der den Geschichtschreiber macht, als eine höchst billige Einschränkung des Horazischen Quidlibet audendi[1]) fordern, und von dem Manne, der sich so oft als einen geschwornen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fordern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geschehen vortrage, welche augenscheinlich wider den

---

[1]) A. P, 10. — A. d. H.

ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man außer den Feenmärchen und Tausend und einer Nacht noch niemals ein Beispiel gesehen hat.

Daß der Philosoph von Ferney, oder (wie er sich selbst zu nennen liebt) der Alte vom Berge Crapac, von dieser Schwachheit (dies ist doch wol der gelindeste Name, den man der Sache geben kann?) nicht immer frei geblieben sei, davon findet sich im zweiten Theil seines Siècle de Louis XIV. oder im 197. Capitel seiner Histoire générale (Tom. VI. pag. 157 édit. 1756)[1]) ein Beispiel von der sonderbarsten Art. Die Sache, die es betrifft, ist an sich selbst von geringer Erheblichkeit. Aber die sorglose Dreistigkeit, womit er uns das unglaublichste aller Märchen, ein Märchen, das der Mutter Gans würdig ist, glauben machen will, ist an einem Schriftsteller wie Voltaire sehr erheblich und verdient immer, daß wir uns einige Minuten dabei aufhalten.

Es ist so ziemlich die Gewohnheit des Herrn von Voltaire, sich auf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen sind, und die man (wenigstens seitdem Herr Swedenborg zu seinen Freunden, den Geistern, gegangen ist, ohne einen Erben seiner Wundergaben zu hinterlassen) in der andern Welt nicht wohl befragen lassen kann, ob sie das auch wirklich gesagt haben, was sie Herr von Voltaire sagen läßt. Auch für das Märchen, wovon diesmal die Rede ist, stellt er einen Mann von Namen und Ansehen aus der andern Welt, den Herrn von Caumartin, ehmaligen Intendanten der königlichen Finanzen, zum Gewährsmann auf. Herr von Caumartin hat die Sache mit seinen Augen gesehen, und Herr von Voltaire hat sie aus dessen Munde mit seinen Ohren gehört. Was kann man mehr verlangen? Ein Augenzeuge wie Monsieur de Caumartin, Intendant des Finances! Ein Ohrenzeuge wie Herr von Voltaire! — Karneades und Pyrrho selbst müßten bei solchen Zeugen zweifeln, ob da noch etwas zu zweifeln sei! Aber das Factum! das Factum! Dies ist wol die Hauptsache. — Also „besagter Herr von Caumartin, da er noch ein junger Mensch war, sah einst in dem Hôtel de Mazarin in einem Cabinet einen breiten und tiefen Schrank mit Schubfächern, der eine ganze Seite des Cabinets vom Boden bis zur Decke ein-

[1]) Siècle de Louis XIV., chap. 25, aus dessen Anfange auch die S. 123 f. angeführte Stelle ist. — A. d. H.

nahm. Der Schrank war ein Stück aus der Erbschaft des damals schon vor einigen Jahren verstorbnen Cardinals Mazarin, dessen Universalerbe bekanntermaßen der Duc de la Meilleraye, nachmaliger Duc de Mazarin, Gemahl der berühmten Nichte des Cardinals, Hortensia Mancini, war. In einer Erbschaft wie des Cardinals Mazarin ist ein Schrank mehr oder weniger freilich keine Sache. Auch hatte man sich aus diesem, wovon der Schlüssel schon lange verloren gegangen war, bisher so wenig gemacht, daß keine Seele auf den Einfall gekommen war, wissen zu wollen, was wol darin sein möchte. Herr von Caumartin fand diesen Mangel an Wissensbegierde unverantwortlich und überredete endlich die Herzogin durch die Vorstellung, es könnten doch wol allerlei artige Sachen darin sein, daß sie den Schrank aufschlagen ließ. Der wundervolle Schrank wurde also geöffnet, und siehe! alle Schubfächer desselben waren mit Quadrupeln, goldnen Schaustücken und Medaillen von unten bis oben angefüllt". Wunderbar genug! aber dies ist noch das Wenigste. Was hatte Madame Mazarin, welche damals schon sehr übel mit ihrem wunderlichen Gemahl stund, über dessen unbegreifliche Verschwendungen die bittersten Klagen führte und bald darauf von ihm entwich — was hatte sie nach Entdeckung eines Schatzes, der ihr in ihren damaligen Umständen so wohl zu Statten kam, zu thun? „Sie warf alle diese ungeheure Menge Goldes handvollweise zum Fenster hinaus, und (was nicht der schwächste poetische Zug in dieser Erzählung ist) sie hatte acht Tage lang zu thun, bis sie mit dieser großmüthigen und, wie man denken kann, der Canaille zu Paris sehr angenehmen Arbeit fertig war."

Ob wol Herr von Caumartin jemals (bei nüchternem Muthe wenigstens) dem Philosophen von Ferney so was erzählt haben mag? Ein königlicher Finanzaufseher in Paris ist freilich ein Mann, dem viel Geld durch den Kopf geht. Eine Million mag ohne Zweifel in den Augen des Herrn von Caumartin — so wie in den Augen des Herrn von Voltaire, welchen die größten Dichter aller Zeiten und Völker, mit Vater Homer an ihrer Spitze, zusammengenommen, nicht aufwiegen würden — keine so große Summe sein, als sie es vermuthlich in den Augen des armen Tasso war, da er seine Katze in einem schönen Sonett ersuchte, ihm Licht aus den ihrigen zu leihen, damit er seine Verse dabei schreiben könnte. Allein demungeachtet wollte ich doch wetten, daß Herr von Caumartin die Sache nicht halb so arg gemacht

hat als unser Dichter. In den arabischen und persianischen Märchen gehen freilich Dinge vor, die, wenn sie nur selbst ein Wenig glaublicher wären, eine solche Erzählung glaublich machen könnten. Da sehen wir zum Exempel einen gewissen Abulkasem, der in seiner Jugend als ein armer Junge den Gästen in einer Figuaa-Bude Blumen und Citronen anbietet, um seiner schönen Augen willen von einem alten reichen Kaufmann aus Basra zum Erben eingesetzt. Der alte Kaufmann stirbt und entdeckt seinem jungen Erben kurz vor seinem Ende, daß er Herr von einem unermeßlichen Schatze ist. Abulkasem sieht sich nicht sobald im Besitz dieses Schatzes, so fängt er an, mit einer Pracht und Freigebigkeit zu leben, worin es ihm kein Monarch in Asien gleich thun kann. Er verschenkt täglich ungeheure Summen, ohne daß man an seiner Art zu leben den Abgang derselben im Mindesten gewahr wird. Endlich dringt der Ruf davon bis zu den Ohren des Khalifen zu Bagdad. Der unglaubige Harun Al Raschid will mit seinen eignen Augen sehen; er reiset nach Basra, macht unter der Gestalt eines Kaufmanns Bekanntschaft mit dem großmüthigen Abulkasem und erhält noch an dem nämlichen Tage Proben von dem Reichthum und der Freigebigkeit dieses Mannes, die ihn fühlen machen, daß er nur ein kleiner Potentat gegen Abulkasem ist. Er läßt nicht ab, bis er seinen Wirth dahin bringt, ihm seinen Schatz sehen zu lassen. Sie gehen tief in der Nacht, da Alles schläft, in den Garten; Abulkasem hebt unter einem gewissen Baume eine versteckte Fallthüre auf. Sie steigen eine marmorne Treppe hinunter, und (daß ich's kurz mache) sie kommen endlich in einen Saal, der von etlichen Karfunkelsteinen so stark erleuchtet wird, daß es von Schah-Baham's zweitausend diamantnen Kronleuchtern selbst kaum heller werden könnte. Alles, was indessen bei so vielem Licht in diesem Saale zu sehen ist, ist in dessen Mitte ein Becken von weißem Marmor, funfzig Schuh weit und dreißig Schuh tief. Aber dieses Becken ist voller Goldstücke, und ringsherum stehen auf zwölf Säulen von gediegnem Golde zwölf Statuen von Edelgesteinen, unvergleichlich gearbeitet u. s. w. — wie mit Mehrerm zu lesen ist im zehnten Tage der sehr wahrscheinlichen und schlafbefördernden Erzählungen, welche sich die Prinzessin Farruckhnaz, Schwester des Sultans Farruckhrouz von Kashmire, von ihrer getreuen Amme Sutlumemee alle Morgen im Bade vorerzählen läßt. Vermuthlich hat Herr von Voltaire die Amme Sutlumemee und das funfzig Schuh weite und dreißig Schuh

tiefe Marmorbecken voll Goldstücken im Sinne gehabt, da er von einem sehr tiefen Schranke, der die ganze Seite eines Cabinets in einem Hause wie der Mazarinische Palast einnahm und bis an die Decke reichte, mit Quadrupeln und goldnen Medaillen angefüllt, als von einer Sache spricht, die nicht die geringste Schwierigkeit hat. Es ist wahr, dieser Schrank konnte nach einer sehr mäßigen Berechnung nur ein paar Millionen Quadrupel enthalten, und dies ist allerdings gegen das, was in Abulkasem's Marmorbecken war, ja nur gegen eine einzige Statue von Diamanten, eine Kleinigkeit. Aber gesetzt, daß auch nur eine Million Quadrupel in dem Schranke gewesen wären, so würde dieses doch immer in unsern Zeiten und nach dem ordentlichen Laufe der Natur eine ganz hübsche Summe gewesen sein. Der Herr von Voltaire, der den Königen David und Salomon so genau nachrechnet und die Verlassenschaft des Ersten an Gold und Silber so unbegreiflich findet, scheint dieses Mal vergessen zu haben, daß der zehnte Theil der Quadrupel, die dazu gehören, einen Schrank, der nur 10 Schuh hoch, 8 Schuh breit und 16 Zoll tief ist, anzufüllen, keine Sache ist, die Einer besitzen kann, ohne es zu wissen. Der Cardinal Mazarin mag noch so große Einkünfte gehabt, noch so viel Gold aufgehäuft haben; aber daß er dessen so viel gehabt, um sich eines so großen Schranks voll Quadrupel gar nicht mehr zu erinnern, wie uns Herr von Voltaire bereden will — credat Judaeus Apella![1])

Doch zugestanden, es habe mit dem Schrank und den Quadrupeln seine Richtigkeit, welches Kind wird sich von irgend einer Sutlumemee in der Welt einschwatzen lassen, daß Madame Mazarin, welche damals, da diese Entdeckung gemacht worden sein soll, in höchst mißlichen Umständen war und zu ihrer vorhabenden Flucht von einem geizigen, verschwenderischen, bigotten, tyrannischen, mit einem Wort, unerträglichen Gemahl (wie sie ihn durch ihre Freunde geschildert hat) nie zu viel Geld haben konnte, daß sie, so groß auch immer ihr Leichtsinn und Muthwille sonst war, albern genug hätte sein können, einen unverhofft entdeckten Schatz von solcher Wichtigkeit zum Fenster hinauszuwerfen?

Wer die von dem Abbé de St. Réal verfaßten Mémoires dieser außerordentlichen Frau und die an sie gerichteten Briefe und andre Aufsätze des St. Evremond gelesen hat, weiß, daß

[1]) Hor. Sat., I. 5. 100. — A. d. H.

Madame Mazarin durch ihre Entweichung von ihrem Gemahl in solche Umstände kam, daß sie ohne die Freigebigkeit des Herzogs von Savoyen, so lange sie zu Chambery lebte, und ohne eine Pension von Karl II. während ihres Aufenthalts in England nicht einmal zu leben gehabt hätte. Das Abenteuer mit dem Schranke soll einige Jahre nach des Cardinals Tode begegnet sein. Nun hielt Madame Mazarin nicht länger als fünf Jahre bei ihrem Gemahl aus; folglich müßte jene Entdeckung kurz vor ihrer Flucht und also gerade zu einer Zeit gemacht worden sein, wo sie ihre Quadrupel besser gebrauchen konnte, als sie zum Fenster hinauszuwerfen.

Als ein noch sehr junges Fräulein in dem muthwilligen, sorglosen Uebermuth der ersten Jugend und grenzenloser Erwartungen konnte sie wol einmal (sie erzählt es von sich selbst)*) in einem Anstoß von Fröhlichkeit sich mit ihren Schwestern eine Lust daraus machen, von den 10,000 Louisd'or, welche sie von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten hatte, etliche hundert unter die im Hofe stehenden Bedienten aus dem Fenster zu werfen; aber acht Tage lang wirft Niemand als ein Wahnwitziger seine Quadrupel bei Händevoll auf die Gasse.

Es wäre nur ein schwacher Behelf, wenn man sagen wollte, sie habe es gethan, weil sie ihrem verhaßten Gemahl das Vergnügen nicht hätte gönnen wollen, sich unverhofft eines so großen Schatzes zu bemächtigen. Der Herr von Mazarin wußte nichts von der Entdeckung, und da man sie die ganze Woche durch, während welcher Madame Mazarin dem Pöbel zu Paris Restitution machte, vor ihm verbergen konnte, warum hätte man sie nicht ebenso leicht — und in der That fünf- oder sechshunderttausendmal leichter — vor ihm verbergen können, falls man den Schatz heimlich auf die Seite geschafft hätte? Es ist unbegreiflich, wie eine Sache, von welcher ganz Paris voll sein mußte, ihm allein hätte verborgen bleiben können. Hingegen war es sehr leicht, mit einem kleinen Theil des gefundenen Schatzes die Zungen der wenigen Hausgenossen zu binden, welche bei Eröffnung des Schrankes zugegen sein mochten, und der junge Herr von Caumartin war ein viel zu artiger junger Herr, als daß er das Geheimniß einer so schönen Frau wie Madame Mazarin hätte verrathen sollen.

Doch gesetzt auch, alle diese Einwürfe wären von keinem

*) S. Mémoires de Mad. de Mazarin, p. 13.

Gewichte, so sind noch einige andre Schwierigkeiten übrig, an welche Herr von Voltaire im Feuer der Arbeit nicht gedacht haben muß, weil eine einzige derselben, nach seinen sonst gewöhnlichen Grundsätzen, hinlänglich wäre, ihn eine Erzählung aus der Bibel oder der Kirchengeschichte verwerfen zu machen, wenn sie gleich mit Wundern bekräftiget und mit dem Blute ihrer Zeugen gesiegelt worden wäre. Madame Mazarin wirft ungeheure Summen Goldes acht Tage lang auf die Gasse, und Herr von Caumartin ist der einzige Gewährsmann einer That, von der man, wenn sie wahr wäre, im ganzen Europa gesprochen haben würde? Wie kann ein Mann, der sich so gut auf Wirthschaft und Kreislauf des Geldes versteht wie Herr von Voltaire, eine solche Anekdote niederschreiben, ohne daß ihm beifällt, was für einen entsetzlichen Lärm eine Summe von dreißig oder vierzig Millionen Livres in baaren, wichtigen Dublonen und Quadrupeln in einer Stadt wie Paris gemacht haben müßte? Es kann nicht so stille zugehen, wenn eine solche Summe auf einmal wie durch einen Wolkenbruch in die Circulation und, was am Meisten zu bedeuten hat, in die Hände der untersten Classen des gemeinen Volkes gebracht wird. Eine solche Begebenheit würde durch ihre Folgen eine Art von Revolution hervorbringen und wenigstens den gewöhnlichen Lauf der Welt mächtig stören. O La Beaumelle, La Beaumelle,[1]) wie würde Dir mitgespielt worden sein, wenn es Dir begegnet wäre, so eine Anekdote fallen zu lassen und den Herrn von Caumartin zum Gewährsmann davon zu machen!

Ich habe alle mögliche Hochachtung für den Verfasser der Merope und Semiramis, der Henriade und der Pucelle, des Zadig und Mikromegas, des Candide und des Siècle de Louis XIV. Ich empfinde die Zauberei seiner Schreibart so stark als irgend Jemand und lasse mich durch den Schimmer seiner Einfälle und die Blendwerke seines Vortrags so gerne hintergehen als ein Andrer, vorausbedungen, daß es mir erlaubt sein muß, zu merken, daß ich hintergangen werde. Aber ich kann gleichwol nichts dazu, wenn ich nach solchen Beispielen, wie weit ein Mann, der einmal im Besitz ist, zu reden und zu schreiben, was er will, die Sache treiben kann — überlaut lachen muß, eben diesen Mann mit dem Ernst eines Weisen, der zum Unterricht des menschlichen Geschlechtes schreibt, sagen höre:

---

[1]) Voltaire hatte gegen dessen Ausstellungen sein scharfes „Supplément au Siècle de Louis XIV." geschrieben. — A. d. H.

„Die Lebensbeschreibungen der großen Männer im Plutarch sind eine Sammlung von mehr angenehmen als zuverlässigen Anekdoten. Woher sollte er getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurgus gehabt haben? In den meisten Maximen, die er seinen Helden in den Mund legt, ist mehr moralischer Werth als historische Wahrheit. Die geheime Geschichte Justinian's von Prokop ist eine aus Rachsucht geflossene Satire; und wiewol auch die Rache Wahrheit sagen kann, so scheint doch diese Satire, die mit der öffentlichen Geschichte des Prokop in Widerspruch steht, nicht immer die Wahrheit zu sagen. In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch, also noch viel weniger dem Prokop nachzuahmen. Wir nehmen nichts für historische Wahrheit an, als was bewährt ist. Wenn Zeitgenossen wie der Cardinal von Retz und der Duc de Rochefoucauld, die einander haßten, in ihren Nachrichten die nämliche Begebenheit bezeugen, so ist diese Begebenheit wahr; widersprechen sie einander, dann muß man zweifeln. Was nicht wahrscheinlich ist, verdient nicht geglaubt zu werden, es wäre denn, daß verschiedene glaubwürdige Zeitgenossen es einhellig bekräftigten." — Ain tu?[1]) Aus Deinem Munde richte ich Dich, Du — Biedermann!

Aber der ehrliche Plutarch — wie kommt denn der dazu, daß er aus Gelegenheit der Anekdoten der Regierung Ludwig's XIV. so übel abgeführt wird? „In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch nachzuahmen." — O, sehr erlaubt, Herr von Voltaire, sehr erlaubt! Die ganze Welt wird sich Ihnen dafür verbunden halten, wenn Sie unser Plutarch sein wollen. Die Sache stößt sich nur an einer einzigen Kleinigkeit — die Ihnen, so unaussprechlich auch Ihre Selbstzufriedenheit ist, unmöglich verborgen geblieben sein kann, wenn Sie den Plutarch jemals so fleißig und so gut gelesen haben, wie ihn Henri IV. las.

„Allein woher", sagen Sie, „sollte Plutarch getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurg's genommen haben?" Und daraus schließen Sie (einer Logik zufolge, die Ihnen eigen ist und ewig eigen bleiben möge!), daß er auch keine getreuen Nachrichten von dem Privatleben des Perikles, des Alcibiades, des Epaminondas, des Phocion, der Catonen, des Cäsar's, des Pompejus, des Brutus, des An-

[1]) „Sagst (meinst) Du es?", wie wir „Wirklich?" brauchen. — A. d. H.

tonius und so vieler Andrer, deren Lebenszeit nicht so nahe an das fabelhafte Zeitalter der griechischen und römischen Geschichte grenzt, gehabt haben könne? Die Geschichte des Theseus ist mit Fabeln unterwebt, durch Fabeln verfälscht; es ist die Geschichte eines griechischen Roland's oder Cid's; Plutarch gesteht es selbst offenherzig. Allein da er für Griechen schrieb, hielt er es der Mühe werth, so viel möglich das Wahre aus dem Fabelhaften in der Geschichte eines so berühmten Nationalhelden herauszusuchen. Gesetzt aber auch, er hätte in der Lebensbeschreibung solcher Helden, wie ein Theseus, ein Lykurgus, ein Romulus, ein Numa, nicht immer zuversichtliche Urkunden gehabt: wie wenig muß Demjenigen daran gelegen sein, ob das, was er selbst sagt, wahr oder falsch ist, der um dieses kleinen und unerheblichsten Theiles des Plutarchischen Werkes willen das Ganze für eine Sammlung mehr angenehmer als glaubwürdiger Anekdoten ausgiebt?

„Was der Herr von Voltaire dem Herrn Wieland wol zu Leide gethan haben mag?" höre ich einige unsrer Leser fragen. Nichts in der Welt. Ich bin seit 25 Jahren einer seiner Leser und Bewunderer. Ob ihm mein Dasein bekannt ist, weiß ich nicht und habe mich, meiner Gewohnheit nach, nie darum bekümmert. Was er dazu sagen würde, wenn dieser kleine Ausfall wider ihn zu seiner Wissenschaft käme, kann ich mir sehr gut vorstellen. Aber auch dies beunruhiget mich nicht. Warum sollte ich nicht so viel Recht haben, von einem Schriftsteller, der nur von sehr Wenigen Gutes und von jedem großen Mann vor ihm und neben ihm Böses gesprochen hat, meine Meinung ebenso freimüthig zu sagen, als er selbst die seinige über Jedermann und über Alles sagt?

Seine Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben als ihn selbst, und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke giebt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, Alles zu sagen, was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernsthaften Tone nicht, so macht er einen Spaß, und die Lacher sind auf seiner Seite. Es ist allerdings unleugbar, daß er viel, sehr viel zu der bessern Denkart beigetragen hat, die man in der großen Welt täglich mehr Platz gewinnen sieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menschheit verfochten und den Königen freimüthige Wahrheiten gesagt. Aber gestehen wir, daß er uns

diese Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemälden die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der verwegene Gebrauch, den er schon so lange und mit einer so hartnäckigen Beharrlichkeit von dieser Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall und Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu widerlegen, die er nie verstanden hat, und zwanzig andre Untugenden dieser Art machen ihn zu einem verführerischen Schriftsteller für den großen Haufen, von welchem die Meisten nur zum Zeitvertreibe lesen, die Wenigsten hingegen Muße, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, zu prüfen, was sie lesen.

Was ich hier von dem Philosophen von Ferney gesagt habe, ist ungefähr, was die ganze Welt von ihm denkt und spricht. „Wozu brauchte es also gesagt zu werden?" Ich habe zwei oder drei ganz gute Antworten auf diese Frage; aber sie sind so leicht zu errathen, daß es beleidigend für den Verstand der Leser wäre, wenn ich zu zweifeln scheinen würde, ob man sie errathen werde.[1])

---

[1]) Voltaire bemerkte zu dieser Anekdote, er habe sie später auch bei St. Evremond gefunden. — A. d. H.

Ueber Linguet's

Annales Politiques, Civiles et Littéraires

du XVIII. Siècle.[1])

---

[1]) Teutscher Merkur 1779, I. S. 240–258. Vgl. Wieland's Briefe an Merck vom 14 Mai und 1. Juni 1778. — A. d. H.

Herr Linguet[1]) hat durch seine Beredsamkeit als Sachwalter und als Schriftsteller, durch seine Neigung, beinahe über Alles in der Welt andrer Meinung zu sein als andre Leute, und durch seine Händel mit der ehrsamen Innung der Parlamentsadvocaten zu Paris, die ihn aus ihrem sogenannten Tableau ausgewischt haben, und mit dem Parlament selbst, bei welchem er gegen diese Vergewaltigung vergebens Schutz gesucht — seinen Namen seit einigen Jahren allzu bekannt gemacht, als daß er irgend einem unsrer Leser ganz fremde sein könnte.

Von seiner schimmernden Seite gesehen, scheint er einer der letzten Sterne zu sein, welche die zunehmende Verfinsterung des französischen literarischen Himmels sichtbarer machen. Seine Talente sind mannichfaltig, seine Kenntnisse ausgebreitet (wiewol eben deswegen fast immer seicht und unzuverlässig), und in der berüchtigten Kunst, die an Sokrates und Plato so unversöhnliche Gegner hatte, der Kunst, eine schlimme Sache besser zu machen, ist er vielleicht der erste Meister unsrer Zeit.

Es ist beinahe unmöglich, daß die Profession, die er vormals mit einem Erfolg, der vielleicht die Hauptquelle seines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem so lebhaften Geiste nicht einen besondern Schwung gegeben haben sollte, der ihn als Schriftsteller aus den meisten seiner Sprach- und Zeitgenossen ausheben mußte. Ich meine hier nicht sowol die Gewohnheit, Declamationen für Raisonnement zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen

---

[1]) Simon Nicolas Henri Linguet, geb. zu Rheims am 14. Juli 1736, hielt sich, nachdem er sich durch mehrere rasch hinter einander erscheinende Schriften ausgezeichnet hatte, als Parlamentsadvocat zu Paris auf. Seine großen Erfolge und die Rücksichtslosigkeit gegen das Treiben seiner Amtsgenossen zogen ihm den Haß derselben zu. Nachdem er von der Liste der Advocaten gestrichen war, gab er von 1777—1792 seine „Annales" heraus. — A. d. H.

Rednern mehr oder weniger (je nachdem ihre Sache schlechter oder besser war) beigewohnt hat, worin er aber gleichwol allenthalben eine Menge Gesellen hat, die niemals Sachwalter gewesen sind, ich meine vielmehr die Neigung, Sätze zu behaupten, bei denen er sich zum Voraus eines allgemeinen Widerspruchs versehen kann — Sätze zu bestreiten, die mit dem Bilde und der Ueberschrift großer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerspruch angenommenen Meinungen gestempelt waren — gegen Personen, die schon Jahrhunderte lang im Besitz der allgemeinen Hochachtung gewesen, den Advocatum Diaboli zu spielen — und Andre gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längst als unheilbar aufgegeben hatte. Diese Art von Verdienst scheint Herr Linguet als Sachwalter und als Schriftsteller hauptsächlich ambitionirt zu haben; und man muß gestehen, daß man verzweifelte Händel nicht scharfsinniger und mit einer täuschendern Beredsamkeit vertheidigen kann als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, ist ihm so sehr zur Natur geworden, daß sie auch, nachdem ihn die Verfolgungen seiner Widersacher zu einer sogenannten freiwilligen Entfernung aus seinem Vaterlande getrieben,[1]) noch immer die Seele seiner ganzen Thätigkeit ist. Herr Linguet blieb mitten in London, was er noch jetzt — ich weiß nicht wo? ist — immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redselige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lucan's Cato, der Einzige von seiner Partei zu sein hoffen kann; nur mit dem Unterschied, daß er, anstatt daß er ehmals seine Talente mehr in Vertheidigung schlimmer Privatsachen übte, sich nun zum Advocaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menschheit und zum allgemeinen Contradictor Aller und Jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weise unbillige Ansprüche an sie zu machen oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten scheinen.

Dies ist, däucht mich, der vortheilhafte Gesichtspunkt, woraus seine im Jahre 1777 angefangnen und bisher mit großem Succeß fortgesetzten Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle betrachtet werden können — ein periodisches Werk, dessen Ansprüche nichts Geringers als alle göttlichen und menschlichen Dinge umfassen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zu-

[1]) Er ging zuerst nach Ferney zu Voltaire, dann nach London. — A. d. H.

sagen sollte, einen Alles überschauenden Verstand und (da Herr Linguet sich dessen ganz allein unterfängt) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntnissen und Einsichten voraussetzt, den man kaum der ansehnlichsten gelehrten Gesellschaft zusammengenommen zutrauen dürfte.

Bei einer solchen Unternehmung möchte man wol ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?[1])

Aber ein so rüstiger Kämpfer wie Herr Linguet erschrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl seiner Kräfte ist, was ihn so außerordentlich zuversichtlich macht, so muß man gestehen, kein Andrer hat jemals den Namen eines philosophischen Hercules mehr verdient; und er ist trotz aller Verfolgungen der Rabulisten, Encyklopädisten, Oekonomisten und Akademisten zu Paris der beneidenswürdigste aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton, worin er seine „Annalen" angekündigt, und in welchem er sich bisher unverändert erhalten hat, nichts Anders glauben, als daß dieser Mann sich selbst für das große Organ halten müsse, durch welches die Vernunft ihre Göttersprüche ertönen lasse. Nie hat irgend ein Schriftsteller zugleich mit mehr anscheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in sich selbst und mit weniger Achtung für Andre geschrieben; und es sei nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit oder als Geschäftsträger des menschlichen Geschlechts oder (welches der Charakter ist, worin er sich am Meisten zu gefallen scheint) als Oberrichter über die Völker und Fürsten des Erdkreises — die ihm aus seinem kosmopolitischen Augenpunkt als so viele einzelne auf unserm Erdenkloße herumkrabbelnde Weltbürgerlein erscheinen — auftreten sieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: so weiß man nicht, was man am Meisten bewundern soll — ob den Mann, der in der süßen Trunkenheit seines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der seinigen hält — oder die theure Leserschaar, die sich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man sich nur mit anhaltender Dreistigkeit, für was man will, zu geben braucht,

[1]) Hor. A. P., 138. — A. d. H.

um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigstens (wie die Taschenspieler und Geisterbanner vom gemeinen Volke) mit einer Art von grauenhaftem Respect als ein Wundermann angesehen zu werden, um den sich Alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwol Niemand zu nahe zu kommen oder recht unter die Augen zu schauen sich getraut, weil man sich vor eben dieser Zaubermacht fürchtet, von der man sich so gerne belustigen läßt.

Etwas diesem Aehnliches muß es doch wol sein, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftsteller wie Linguet das Compliment machen können: „man finde in jedem Artikel seiner „Politischen Annalen" die Gründlichkeit des Raisonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart verschönert, und was ihnen den größten Werth gebe, sei der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrsche".*) Der weise Verfasser des Schreibens, das sich mit diesem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieser Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Herrn Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. Es wäre zu beklagen, wenn dieses blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von so weitem Umfang wäre als der Geschmack an der sachwalterischen Wohlredenheit seines Vortrags; und noch schlimmer wär' es, wenn sich dies blinde Vertrauen bis auf seine Urtheile und auf alle die dreisten Behauptungen erstreckte, die er so vorbringt, als ob es Thatsachen wären, wiewol es im Grunde bloße Urtheile und Meinungen sind; und zwar Urtheile und Meinungen über Dinge, wovon Herr Linguet oft nicht den mindesten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, seine Meinung davon zu sagen.

Wir können nicht so klein von dem Verstande des größern Theils seiner Leser denken, um zu befürchten, daß er einen so schädlichen Vortheil jemals über sie erhalten werde. Indessen ist doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuversichtlichkeit seines Tons Viele dahinreißt; und es wäre allerdings nicht gleichgiltig, wenn dieser Ton (wie es das Ansehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die, durch den Succeß einiger Franzosen aufgemuntert, sich die bekannte Trägheit unsers Publicums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Wir glauben also, daß es keine übel angewandte Zeit sein werde, wenn wir einen kleinen Artikel dazu anwenden, mit Herrn Linguet im Namen der Wahrheit ein Wenig abzurechnen

*) S. das Avertissement vor dem IV. Tome der Annales Politiques, p. 21.

und an einigen von den unzähligen Beispielen, wovon seine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie sehr man Ursache habe, bei Denjenigen auf seiner Hut zu sein, die am Meisten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat sich selbst je ein wichtigers Air gegeben als Herr Linguet. Das sogenannte Avertissement vor dem vierten Bande seiner „Annalen" enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei diesem Manne Alles Phraseologie und Wendung und selbstbeliebige Art, sich die Sachen vorzustellen, ist, und da seine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andere thun könnte, die größten Bequemlichkeiten darbeut, so weiß er beinahe einem jeden Federzug, den er thut, das Ansehen eines Verdiensts zu geben, und sogar die ekelhaften Ergießungen seiner Galle über d'Alembert, Marmontel, La Harpe, Arnault und Andre seiner literarischen Widersacher adelt er zu Diensten, die er dem Staat erweist, und „sein Herz genießt dabei le plaisir de faire le Bien Public". Das ist nun freilich ein Tic, den er mit dem geringsten Friseur und Tanzmeisterchen seiner Nation gemein hat; aber man übersieht auch an einem Friseur, was man einem Manne, der sich für einen Philosophen giebt, nicht übersehen kann. Immerhin mag jener seine Locke, um die Probe über ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen;[1]) man lächelt, und damit ist's wie zuvor. Aber wenn der Sophist, der Schwätzer, der philosophische Taschenspieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes sagt: „Mein der Wahrheit geheiligtes Werk soll in dem Brunnen gedruckt werden, worein die Verkehrtheit der Menschen diese Tochter des Himmels sich zu verbergen genöthigt hat", so weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide so spricht, die Achseln zucken, oder was man der Unverschämtheit thun soll, die der Welt durch solche Phrases Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich ist, wollen wir glauben, daß der so ganz über allen Begriff gehende Thrasonismus dieses Mannes ein Fehler seines Verstandes oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit sei, deren er sich selbst nicht mehr bewußt ist, und daß es ihm dabei wie jenem alten Gadriga[2]) gehe, der seine Lüge so lange erzählt hatte, bis er sie

[1]) Wie jener in Yorick's Reisen; vgl. Th. XXXV. S. 123. — A. d. H.
[2]) Vgl. Th. XXXII. S. 163 ff. — A. d. H.

endlich selbst glaubte. Und wirklich scheint dies der Fall zu sein, sobald er von sich selbst spricht, welches ihm so oft begegnet, daß ein großer Theil seiner „Annalen" blos mit dem Wind, den er von sich selbst macht, aufgeblasen ist. Es ist ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der schon etliche Jahre gewohnt ist, das ganze Europa zum Confident seiner kleinen Privatangelegenheiten, seiner kleinen Zwistigkeiten und Fehden mit Parisischen Advocaten und Schöngeistern und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von seinen Feinden erlitten haben soll, gemacht hat, sich endlich in die Illusion hineinschwatzt, sich für einen sehr wichtigen Mann zu halten und allen seinen kleinen Schicksalen und Zufällen in seiner Einbildungskraft das Ansehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt sich z. B. erklären, warum er sich so pompöser Bilder bedient, da er uns erzählt, wie es zugegangen sei, daß er in seiner Hoffnung, in der Schweiz eine Freistatt für den Druck seiner „Annalen" zu finden, sich betrogen gefunden habe. Wäre Herr Linguet ein bescheidner Mann, so würde er mit dieser Begebenheit (wenn er ja glaubte, daß die Welt davon unterrichtet sein müsse) in etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde sich begnügt haben zu sagen: man habe zu Genf oder Bern, oder wo er sonst um die Freiheit, seine Marktschreiersbude aufzuschlagen, nachgesucht haben mag, aus politischen Rücksichten Bedenken getragen, ihm solche zu gestatten. Damit wär' es gut gewesen, und kein Mensch würde ein Mehreres davon zu wissen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr so viel Weltkenntniß gehabt, um sich das Wahre von der Sache vorzustellen — als zum Exempel: daß die Vorsteher jener helvetischen Republiken weder den Herrn Linguet noch seine „Annalen" für wichtig genug gehalten, sich um ihrentwillen auch nur der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nur so viele öffentliche Corps und Gesellschaften in Frankreich aufs Heftigste angegriffen werden, sondern selbst über Nationen, Könige, Fürsten und öffentliche Welthändel mit cynischer Freiheit ins Gelag hineinraisonnirt wird — wenn, sage ich, Blätter dieses Schlags öffentlich aus einer helvetischen Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich, eine solche Vorstellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unsers Sachwalters der Wahrheit und des menschlichen Geschlechts. Er mußte also der Sache einen erhabnern Schwung geben. „Man betrachtete", sagt er, „in der Schweiz

meine Feder als einen elektrischen Conductor, welcher fähig wär', den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es wagen würde, sie zu fixiren. Es schien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille alle Ministerialrachwerkzeuge auf den Ort, der dieser furchtbaren Büchse der Pandora Aufenthalt gäbe, zusammenstürzen und die Gegend in den Abgrund versenken würden, welche unvorsichtig genug wäre, einem neuen Titan Zuflucht zu gestatten." Es fällt stark in die Augen, daß all dies Persiflage die guten Helvetier lächerlich machen soll. Und freilich, wenn sie fähig gewesen wären, ein Männchen wie Herr Linguet für einen neuen **Titan** und sein Portefeuille für die Büchse der Pandora anzusehen, so würden sie bald aufhören, fähig zu sein, vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Herr Linguet soll uns nicht bereden, so unwürdig von ehrwürdigen und weisen Männern zu denken. Der elektrische Conductor, die Blitze, die furchtbare Büchse der Pandora und der himmelstürmende Titan sind bloße Meteore seiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affectirten Schöngeisterei; und vergebens hofft er in ganz Europa einen Kopf schwach genug zu finden, um ihm durch so schülerhafte Rhetorskniffchen so unendlich kleine Gegenstände wichtiger zu machen, als sie an sich selbst sind. Der geringste Mensch kann durch die geringste Handlung unter gewissen Umständen die Aufmerksamkeit des wichtigsten Mannes, ja die öffentliche Aufmerksamkeit erregen; aber deswegen soll er nicht so albern sein, sich gleich einzubilden, daß er darum selbst ein wichtiger Mann sei.

Doch, wie gesagt, man möchte dem Herrn Linguet seine Eitelkeit immer hingehen lassen, wenn sie nicht die Mutter einer Insolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß sind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes bestehen zu können. Für diesmal mag es an einer Probe genug sein, die in einer Anmerkung in dem schon angezognen Vorbericht zum vierten Theil der „Politisch-literarischen Annalen" zu finden ist.

Linguet, der in diesem Vorbericht den Herren d'Alembert und Marmontel noch schlimmer als jemals mitspielt, hatte (dem Ansehen nach, blos um sich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) gesagt: „die Figur des Herrn d'Alembert könnte Bildhauern zu einem Modell von Majestät dienen". Nun lese man die Note zu diesem Text. „Ich kann nicht umhin,"

sagt Herr Linguet, „dem Herrn d'Alembert bei dieser Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt ist, und die ihm unfehlbar sehr schmeicheln muß. Ich weiß nicht, was für ein Docteur Allemand*) hat ein dickes Buch (un gros traité) über die Physiognomien geschrieben; er offenbart die Kunst, aus den Lineamenten des Gesichts die Talente, den innern Werth (le mérite), kurz, die Seele und das Herz eines Menschen herauszufinden. Er versichert, daß es noch nie einen großen Mann gegeben, auf dessen Nase und in dessen Zügen man nicht die Grundlagen seiner Reputation finde. Er citirt den Herrn d'Alembert als ein Beispiel. Wahr ist's, er gesteht, er habe nie den Trost gehabt, ihn zu sehen; aber nach seinen gestochnen Bildnissen, die er sehr studirt hat, versichert der Herr Doctor, sehr wohl bemerkt zu haben, daß diese Nase und diese Züge keinem gemeinen Menschen zugehören". Ich brauche keinem deutschen Leser zu sagen, daß die Rede hier von Lavater sein soll. Aber wer muß der Mensch sein, der in diesem impertinenten Ton von Persiflage von einem Mann wie Lavater und von einem Werk, wie die Physiognomischen Fragmente sind, schwatzen kann? Seit wann ist Lavater ein Docteur, oder ein Docteur Allemand? Woher hat Herr Linguet ein Recht, einen durch seinen bürgerlichen und sittlichen Charakter ehrwürdigen Geistlichen und Pfarrer in der ersten Stadt von Helvetien als je ne sais quel Docteur Allemand zu tractiren? Glaubt er, daß ihm das besser anstehe, als wenn irgend ein deutscher Exadvocat und Annalist den Curé de St. Sulpice zu Paris, oder welchen andern Pfarrer er will, und wenn es auch nur der Pfarrer zu Peirehurade oder Pierre-Buffiers wäre, je ne sais quel prêtre Français nennen wollte? sonderlich wenn nach einstimmigem Urtheil der ganzen Nation dieser Pfarrer einer ihrer größten Männer wäre? Freilich ist klar, daß Herr Linguet weder den Mann, auf dessen Unkosten er den ihm verhaßten d'Alembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt,

*) Ich lasse dies Docteur Allemand, wie es ist, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in französischen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand associirt sind, nicht deutsch gemacht werden kann. „Ein gewisser deutscher Schulmeister" oder „Pedant" — würde vielleicht dem, was die Herren Franzosen durch je ne sais quel Docteur Allemand sagen wollen, am Nächsten kommen.

von dem er in einem Ton spricht, der nur dem albernsten Product eines Imbécille angemessen sein kann. Es ist klar, daß er nicht einmal das Titelblatt davon gesehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Deutsch genug, um es zu verstehen. Aber entschuldigt ihn diese Unwissenheit? Was soll man von einem Manne denken, der Annales littéraires du XVIII. Siècle schreibt, Annalen, deren Umfang sich über ganz Europa erstrecken soll, und dem so wenig daran liegt, sich von dem Zustande der Wissenschaften außerhalb seinem eignen kleinen Zirkelchen besser zu unterrichten? der von Lavatern und seinem Werke verächtlich spricht und nicht einmal weiß, wer Lavater ist, und was das Werk auf sich hat, das er durch die unverständige Benennung d'un gros traité sur les Physionomies verächtlich machen will? Stund es nicht bei ihm, besser unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigstens bei seinem Aufenthalt in der Schweiz dazu die beste Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß Lavater auch in der Schweiz seine Gegner und Verkleinerer hat. Aber ob Gott will, ist doch wol keiner von ihnen so ungerecht oder so arm am Geist, ihm nicht wenigstens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und seinem physiognomischen Werk den Werth einer Menge großer und tiefsinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgrenzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß ist, einzugestehen? Hätte Herr Linguet nicht bei der geringsten Erkundigung wenigstens so viel erfahren können, daß Lavater's Werk nicht das Hirngespinnst eines Träumers, sondern das mühvolle Unternehmen eines Naturforschers ist? daß er die Physiognomik nicht wie eine alte Zigeunerin die Chiromantie oder wie Herr Linguet die Politik und Literatur, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt, und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen seiner „Fragmente" urtheilen mag, doch gewiß seinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. s. w. weder versagen kann noch versagen wird? Unstreitig hätte es in Genf oder Bern oder Lausanne Leute gegeben, die ihm das Alles gesagt hätten, wenn er sich hätte erkundigen wollen. Aber freilich, was bekümmert sich der größte Theil der sich selbst genugsamen französischen Literatoren um die Verdienste der Deutschen oder andrer Ausländer? Und gerne wollten wir auch Herrn Linguet das Vorrecht zugestehen, nicht zu wissen,

was ihn seiner Meinung nach nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits Alles, was lernenswerth ist, zu wissen glaubt: aber nur soll er alsdann auch von dem schweigen, was er nicht weiß! Oder sollte er etwa die Verachtung, die er der deutschen und helvetischen Nation durch diese abschätzige Art, von einem ihrer anerkannten größten Männer zu sprechen, dadurch zu rechtfertigen vermeinen, wenn er uns sagte: „Ich hab' es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zustand der Wissenschaften bei Euch, und wie viel oder wenig Eure Gelehrten gethan haben, zu bekümmern"? Doch wir wollen den einzigen möglichen Fall setzen, der Herrn Linguet zu einigem Vorstand gereichen könnte, daß er das Wenige, was er von dem je ne sais quel Docteur Allemand und von seinem gros Traité sur les Physionomies gehört hat, von irgend einem irrenden Französchen, Barbier oder Friseur, mit dem er in einer Auberge bekannt worden, aufgeschnappt habe. Entschuldigt ihn das? Für tausend junge wandernde Herrchen seiner Nation möcht' es genug sein: aber wahrlich, der Mann, der sich für den noch allein übrig gebliebnen Propheten und Priester der Wahrheit ausgiebt; der Mann, der seine Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin sich diese Tochter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle Augenblicke auf seine Unparteilichkeit und Exactitüde pocht und den nämlichen Aufsatz, worin er solche Proben davon giebt, mit den Worten beschließt: „Je ne me piquerai plus du tout de prouver par le raisonnement que je suis exact, je me contenterai de l'être — dieser Mann muß gewichtigere Garanten seiner Urtheile haben als Barbiergesellen oder vielleicht einen Journalisten, der nicht besser urtheilt als jene. Von einem solchen ist die Welt berechtigt, mehr zu fordern. Und sollt' ich mir auch dadurch bei Gelegenheit die Ehre zuziehen, von Herrn Linguet als ein je ne sais quel petit Poëtereau et obscur Périodiste Allemand tractirt zu werden, so muß ich die Ehre haben, ihm zu sagen: daß noch eine einzige solche preuve d'exactitude, wie er da vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich ist, seine Sendung zum Apostolat der Wahrheit in Europa sehr verdächtig zu machen.

Aber freilich müssen wir nicht vergessen, daß der Schriftsteller, von dem wir hier reden, der nämliche exacte Annalist des achtzehnten Jahrhunderts ist, der dem Dictionnaire Encyclopédique sein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine Compilation bigarrée qui serait infiniment

dangereuse, si elle n'était ridicule qualificirt; der die ganze Akademie der Wissenschaften zu Berlin wegen einer Preisaufgabe, die er nicht versteht oder nicht verstehen will, wie einen Haufen blödsinniger Knaben, die nicht wissen, was sie wollen — die Fürsten Germaniens wie ebenso viel kleine Junker — und einen der größten Menschen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs gespielt haben, ungefähr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreihundertundachtzehn Hausknechten ihrer Fünfe auf einmal aus dem Felde schlug, behandelt. Einem Scribenten von diesem Schlage muß man freilich ein Privilegium contra omnia Privilegia gelten lassen; oder woher sollte sonst die Geduld kommen, womit man alle seine Incartaden, gegen ganze Nationen wie gegen einzelne Personen, und sein politisches Radotage über Welthändel, von denen seine Unwissenheit ihm alles Recht, seine Meinung zu sagen, verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bei jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique so wenig Achtung zeigt, ist freilich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen deutschen Gelehrten anständig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinschrieb, blos darum zu thun, dem Herrn d'Alembert einen Streich zu versetzen. Daß es sich nun just fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mit getroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich wollte; aber da es doch ein Mittel zu seinem Zweck war, so schien es ihm wenigstens eine sehr kleine Peccadille. Denn er versündigte sich ja nur an einem Docteur Allemand, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert französischen Witzlingen gemein hat) in corpore vili, das sich zu einem französischen Bel-Esprit ungefähr verhält wie die alten Caraiben zu den Spaniern, ihren Bezwingern; und wo sich also noch fragen läßt, ob man sich überall an ihnen versündigen könne.

Bei Allem dem wünschen wir zur Ehre der Druckerei, die Herr Linguet in dem Brunnen der Wahrheit angelegt hat, daß er sein Ouvrage consacré à la Vérité künftig von dergleichen Flecken rein halten möge. Denn es ziemt Demjenigen, der bei jeder Gelegenheit seinen encyklopädistischen Gegnern vorwirft, daß ihre Freiheit — freche Ausgelassenheit sei, noch weniger als irgend einem Andern die Freiheit, die man seiner eignen Feder zuläßt, mit so weniger Bescheidenheit zu gebrauchen.

Friedel, Maydieu und Baron v. St****,

Gentilhomme Allemand.

Eine literarische Neuigkeit.[1])

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Horat.[2])

[1]) Teutscher Merkur 1781, IV. S. 65—88. — A. d. H.
[2]) Epist., I. 2. 14. — A. d. H.

Verschiedene Uebersetzungen der Werke von Haller, Geßner, Klopstock, Wieland u. A. m. sollen (wenn man dem unaenannten Verfasser der Recension von Herrn Engel's „Edelknaben" in No. 244 des Journal de Paris von diesem Jahre glauben darf) der neuesten allemannischen Literatur in Frankreich eine große Reputation gegeben haben. Mit dem Theater der Deutschen aber, sagt eben dieser Ungenannte, verhalte sich's anders. Man habe zwar einige Dramen, einige Lustspiele übersetzt, aber keines dieser Stücke habe einen merklichen Succeß gehabt -- ohne daß man zur Zeit noch wissen könne, ob der Fehler an den deutschen Autoren, die sich in diesem Fache geübet, oder ob er daran liege, daß die Uebersetzer sich in der Wahl der Stücke vergriffen und unglücklicherweise gerade über die schlechtesten gerathen seien.*)

Das Erste behauptete, wie es scheint, ein gewisser Herr Abbé Maydieu in der Vorrede zu dem von ihm übersetzten oder vielmehr verbesserten und verschönerten deutschen Trauerspiel „Eduard Montrose". Des Letztern bezüchtigt eben diesen Herrn Maydieu ein gewisser Herr Friedel, Professor (der deutschen Sprache vermuthlich) bei den Pagen des königlichen Marstalles zu Versailles, in einem Briefe an die Herausgeber des Journals von Paris vom 28. August d. J.

Herr Friedel nimmt es sehr übel, daß man von dem Theater einer Nation nach einem einzigen Stück urtheilen wolle, und noch übler, daß man, um der französischen ein Probestück dessen, was die deutsche in diesem Fache geleistet hätte, zu geben, gerade ein schlechtes gewählt habe. „Eduard Montrose",

*) Es ist auch noch ein Drittes möglich, nämlich daß die Uebersetzer — entweder weil sie beide Sprachen nicht genug verstanden, oder aus Mangel an Urtheil, Geschmack und Talent der unternommenen Arbeit nicht gewachsen gewesen — schlecht übersetzt haben könnten — welches wol bei den meisten deutschen Werken, die das Unglück gehabt haben, ins Französische travestirt zu werden, der Fall gewesen sein dürfte.

sagt er, „ist in Deutschland sehr schlecht aufgenommen worden; es findet sich, seitdem es ans Licht getreten (d. i. seit 1776), in keinem Verzeichniß der Stücke, die in den ansehnlichsten deutschen Städten gespielt werden; die Journale (z. B. die Allgemeine deutsche Bibliothek im 29. Bande S. 503) urtheilen nichts weniger als vortheilhaft davon; und mit einem solchen Stücke will man den Franzosen zeigen, wie weit die Deutschen noch in der Literatur zurück sind? Aber zu allem Glücke*) giebt es in Frankreich eine Menge Gens de Lettres, welchen die guten dramatischen Dichter Deutschlands, Lessing, Engel, Goethe, Gotter, Brandes, Weiße, Wezel und verschiedene andre, wohl bekannt sind."**) „Die Deutschen", setzt Herr Friedel hinzu, „wiewol sie an Schauspielen nicht so reich sind als die Franzosen, haben derer gleichwol sehr vortreffliche, wovon ich mir vorgesetzt habe, mit Ehestem eine Uebersetzung in 10 Bänden (Hinc illae lacrymae![1])) herauszugeben."

Nach diesem vorbereitenden Schritte trat Herr Friedel bald darauf, nämlich den 14. des Herbstmonds, im nämlichen Journal mit einem Prospectus seines Nouveau***) Théâtre Allemand, ou Recueil des Pièces modernes qui ont paru avec Succès sur les Théâtres des Capitales de l'Allemagne, hervor, worin er mit vielem Vertrauen auf seine gute Sache versicherte: „dieser Zweig der deutschen Literatur, so wenig bekannt er auch den Ausländern sei, sei um so viel kostbarer und verdiene um so viel mehr Aufmerksamkeit, weil man erst alsdann,

*) Dieses heureusement bezieht sich doch wol mehr auf das Vorhaben des Herrn Friedel's, ein Nouveau Théâtre Allemand auf Subscription herauszugeben, als auf das Glück unsrer guten Schriftsteller; indem nicht wohl abzusehen ist, was diesen dadurch an ihrem Werth oder Wohlbefinden ab- oder zugehen sollte, wenn man sich zu Paris richtige oder unrichtige Vorstellungen von ihnen macht.

**) Dem Namen nach nämlich; und das ist auch schon hinlänglich, um einem deutschen Schriftsteller bei Gelegenheit die schönsten Complimente von der Welt von einem französischen zuzuziehen, wiewol der letzte keine Zeile von den Werken des ersten gelesen hat, noch aus Mangel der Sprache lesen kann, noch vielleicht, wenn er sie lesen könnte, nach seinem Geschmack finden würde.

***) Er nennt es den Neuen deutschen Schauplatz, weil schon vor 10 Jahren ein Théâtre Allemand herauskam, an dessen Spitze — Gottsched's „Cato" figurirte. Was es Deutschland für Ehre gemacht, kann man sich leicht vorstellen. Daß doch die Raben zu schweigen wüßten und ihren Fraß in der Stille verzehrten! sagt Horaz. [Epist., I. 17. 50. — A. d. H.]

[1]) Ter., Andr., I. 1. 99. — A. d. H.

wenn man das Theater einer Nation kenne, im Stande sei, von ihren Sitten und von ihrem Charakter richtig zu urtheilen." Da sehen nun unsre Herren Theaterdichter, was sie gethan haben, und was für schöne Händel sie in Kurzem der Nation zugezogen haben werden! Von ihren Stücken wird man also auf unsre Sitten, auf unsern Nationalcharakter Schlüsse machen. Nach dem Maße von Genie, Erziehung, Talente, Gefühl und Urtheilskraft, Menschenkenntniß, Weltkenntniß, Sprachkenntniß, Lebensart u. s. w., womit unsre Herren Dürk, Bock, Schink, Klein, Schletter, Babo, Brandes, Klinger, Großmann, Stephani, Krauseneck, Rautenstrauch ꝛc. ꝛc. ꝛc. mehr oder weniger versehen sind, wird die Nation gemessen werden, und jeden Fehler gegen Grammatik, Logik, Psychologie, Moral, Geschmack, guten Ton u. s. w., den sie (wie wir — Menschen sind) etwa begangen haben möchten, wird die Nation auf ihrem Rücken tragen müssen! Aber da sehe auch das Publicum in jeder deutschen Hauptstadt, was es riskirt, wenn es so bereitwillig ist, bei einem Eduard Montrose (nach der Versicherung eines gewissen Herrn Baron von St.****) gleich ganze Ströme von Thränen zu vergießen, oder bei — andern, wo eine Person von Geschmack fast immer die Achseln zucken muß, sich haldtodt zu lachen. Immerhin möchte unsre deutsche Gutmüthigkeit mit Allem fürlieb nehmen, was uns vorgesetzt wird, und eben den Beifall, den wir heute einem Lessing zugeklatscht haben, morgen der unzeitigen Geburt eines von Eigendünkel platzenden Witzlings oder dem armseligen Tagwerk irgend eines hungrigen mechanischen Stümpers zuklatschen; wenn keine Uebersetzer wären, hätte das nichts zu sagen. Aber da ist leider ein Herr Friedel, der uns ins Französische transferiren wird! Es wird uns nicht länger erlaubt sein, unsern Kopf wie der Strauß ins Gras zu stecken und uns einzubilden, daß uns Niemand sehe. Wir werden ans offne helle Tageslicht hervorgezogen und vor den Areopagus aller Richter des Schönen und Guten in ganz Europa gestellt werden. Die Stücke, bei welchen das Publicum in Wien, Prag, München, Mannheim, Dresden, Berlin, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg u. s. w. geweint oder gelacht hat, werden, der Wirkung wegen, die sie gethan haben, als Stücke, welche die Nation mit ihrem Beifall gestempelt hat, übersetzt — und nach diesen Stücken, Ihr Deutschen, wird Euer Geschmack, werden Eure Sitten, wird die Stufe von Cultur, auf der Ihr steht, beurtheilt werden!

Mir wird ganz schwül, wenn ich mir diese Folgen der 10 Bände des Nouveau Théâtre Allemand in einiger Klarheit denke. Herrn Friedeln ist so wenig bange davor, daß er, eh er noch den ersten seiner 10 Bände gegeben hat, schon von mehr spricht. „Deutschland", sagt er, „siehet in diesem Augenblick eine Menge *Gens de Lettres*)* von einem seltnen und vorzüglichen Verdienste blühen, und wir haben gute Hoffnung, künftig die Anzahl dieser Bände noch vermehren zu können, die wir vor der Hand nur auf 10 setzen wollen." Nun, viel Glücks zum Vorhaben! An Muth fehlt es, wie wir sehen, dem Unternehmer nicht, und an Bänden werden's ihm unsre rüstigen Theaterdichter auch nicht fehlen lassen.

Wie viel oder wenig die Franzosen nach dem, was sie von unsrer Literatur und besonders von dem dramatischen Hauptzweig derselben bereits wissen können, sich von dieser Unternehmung des Herrn Friedel versprechen möchten, können wir nicht sagen. Wenigstens mußte die Aufmerksamkeit rege werden, da man, unmittelbar nachdem der Abt Maydieu ein so ungünstiges Zeugniß von unserm Fortgang in diesem Fache abgelegt hatte, einen Deutschen mitten in Paris aufstehen sah, um eine deutsche Schaubühne in 10 und mehr Bänden anzukündigen; und die Anklage, die er gegen den Herrn Maydieu beim Publicum anhängig machte, war doch nicht so unerheblich, daß man nicht hätte erwarten sollen, Beklagter werde sich darauf vernehmen lassen. Allein der Herr Abt Maydieu gab sich die Miene, dem Herrn Friedel blos durch stillschweigende Verachtung zu antworten.

Diese Art zu antworten, welche in manchen Fällen eine ganz unzweideutige Wirkung unsrer Gewißheit sein kann, daß eine Antwort oder Rechtfertigung überflüssig sei, konnte in

*) Ich weiß nicht, ob es Ehre oder Schande für unsre Sprache ist, daß wir kein gleichbedeutendes Wort für Homme de Lettres, Gens de Lettres haben. Die Franzosen begreifen unter diesem Worte alle die Gelehrten und Ungelehrten, die von Wohlredenheit, Poesie, Geschichte, Philosophie, Philologie, Kritik, Romanenschreiben, Broschürenschreiben, Journalisiren und dergl. Profession machen; und sie gebrauchen es als eine ehrenhafte Benennung, welche Allen zukommt, die in einem oder mehreren dieser Fächer, es sei mit Recht oder Unrecht, Ansprüche machen. Daher ist das Wort Gelehrte zu weit und das ohnehin undeutsche Belletristen zu enge für Gens de Lettres; überdies führt auch das Letzte sowie das kürzlich am Rheine in Schwang gekommne Schöngeist bei uns eine verächtliche Nebenbedeutung mit sich, und mit dem letztern wird es nun wol bald so weit kommen, daß ein Ehrenmann es mit einer Ohrfeige zu erwidern verbunden sein wird.

diesem Falle leicht so aufgenommen werden, als ob Herr Maydieu stillschweigend anerkenne, daß er nichts Befriedigendes zu antworten im Stande sei. So legte es auch ohne Zweifel Herr Friedel aus. Die Sache des Herrn Maydieu wurde, wie leicht zu erachten, nicht besser dadurch, und Herr Friedel konnte, da sein Gegner nicht mehr zum Vorschein kam, als Meister des Kampfplatzes sich mit einem leicht erworbnen Siege schmeicheln.

Wer hätte bei dieser Lage der Sache denken sollen, daß nach Verfluß einiger Wochen auf einmal ein Gentilhomme Allemand gleich einem Deus ex Machina aus den Wolken fallen, die Sache des Herrn Maydieu nicht nur zur seinigen, sondern sogar zur Sache der ganzen deutschen Nation machen und in der Absicht, die letztere gegen allen eiteln Eigendünkel desto kräftiger zu verwahren, das Trauerspiel Eduard Montrose, ein Stück, das in Deutschland keine Sensation gemacht hat und von einem Verfasser herrührt, dessen Namen unter die unbekanntesten gehört, zu einem der besten, welche unsre Schaubühne aufzuweisen habe, erheben würde?

Und das war gleichwol, was geschah. Denn am 25. des letztverflossenen Herbstmonds erschien in No. 268 des Journal de Paris ein Schreiben eines Gentilhomme Allemand an die Herausgeber, und dieses Schreiben macht seinem ganzen Inhalt nach (zumal wenn es wirklich einen Deutschen zum Verfasser haben sollte) eine so merkwürdige Beilage zu den Annalen der deutschen Literatur von 1780 und 1781 aus, daß wir unsern Lesern das Vergnügen nicht vorenthalten können, es ihnen mitzutheilen. Es lautet, so getreu als möglich übersetzt und mit bloßer Weglassung einiger nicht zur Hauptsache gehörigen Stellen, folgendermaßen.

„Meine Herren!

„Wenn der Brief, welchen Herr Friedel, deutscher Sprachmeister zu Versailles, in Ihr Journal vom 27. vergangenen August hat einrücken lassen, sonst Niemand beleidigte als den Herrn Maydieu, so würde ich's nicht auf mich genommen haben, darauf zu antworten. Aber wiewol ich das Stillschweigen lobe, welches der hochachtungswürdige Uebersetzer des Eduard Montrose*) über diesen unedeln Brief, ohne Zweifel aus gerechter

*) Herr Maydieu nämlich.

Verachtung, beobachtet hat, so muß ich doch meine Landsleute vor den schädlichen Vorurtheilen, die er in meinem Vaterlande autorisiren*) könnte, zu verwahren suchen.

„Sie kennen ohne Zweifel, meine Herren, das Werk, welches der König von Preußen im Jahre 1780 zu Berlin drucken lassen,**) und worin dieser unter den Gelehrten ebenso sehr als unter den Monarchen hervorglänzende Fürst,***) nachdem er die Mängel in den verschiedenen Zweigen der Deutschen Literatur gerüget, von den Schauspielen besonders zu behaupten kein Bedenken trägt: „daß die Deutschen kein einziges Stück hätten, dessen Vorstellung ein Mann von Geschmack aushalten könnte, viel weniger eines, das sich lesen ließe". Sie haben mit dem ganzen erleuchteten Publico den Mitteln, die er den Deutschen giebt, wie sie die Keime von Genie, womit die Natur sie beschenkt hat, entwickeln und zur Vollkommenheit bringen könnten, Ihren Beifall zugeklatscht und zweifeln nicht, sie werden einen so weisen Rath mit dem größten Eifer zu benutzen suchen.

„Wie groß mußte also, um das Gelindeste zu sagen, Ihr Erstaunen sein, als Sie die lächerliche Mühe sahen, die ein Deutscher, ein Unterthan des Königs von Preußen (denn Herr Friedel ist ein Preuße von Geburt) sich gab, alle diese Vorschläge zu vereiteln und seine Landsleute gegen die Denkart seines Herrn, zu überreden, daß sie in der schönen Literatur sehr große Schritte gethan und besonders ihr Theater eine solche Menge dramatischer Meisterstücke aufzuweisen habe, daß er, Herr Friedel, sich im Stande sehe, uns eine Sammlung in vielen Bänden davon zu liefern.

„Gott bewahre mich, daß ich ihm die schmeichelhafte Hoffnung, die er auf eine so wohl ausgedachte Speculation gründen mag, zu Wasser machen wollte! Mag ihm doch seine Unternehmung auf Kosten Aller, die Lust haben, aufs Beste von Statten gehen! Ich habe nichts dagegen. Man muß leben und leben lassen. Nur hätte er, um sich bei den Käufern in Credit zu setzen, nicht sagen sollen: der Uebersetzer des Eduard Montrose habe von dem deutschen Theater nach dem allerschlechtesten Stücke geurtheilt. Denn man kann Herrn Friedel kühnlich

*) Man hat dieses im Original gebrauchte Wort seines Nachdrucks wegen mit Fleiß beibehalten.

**) *Sur la Littérature Allemande etc.*

***) Im Original: Le Prince, aussi *distingué* parmi les Savans qu' *illustre* parmi les Souverains, welches sich nicht wohl wörtlich verdeutschen läßt.

herausfordern, den Franzosen eines zu liefern, das in der Uebersetzung stärker rühren und mit mehr Vergnügen gelesen werden wird als jenes des Herrn Maydieu. Er hätte nicht sagen sollen: man finde dieses Trauerspiel in keinem Theaterverzeichniß irgend einer beträchtlichen Stadt Deutschlands. Denn (nichts von einer Menge andrer Städte zu sagen) wenn sich Herr Friedel nur die Mühe genommen hätte, das Verzeichniß der Stadt München zu Rathe zu ziehn, so würde er gesehn haben, daß das Trauerspiel Eduard Montrose im vorigen Jahre zu verschiednen Malen in dieser Stadt, die eine der beträchtlichsten in Deutschland ist, gespielt worden sei. Er hätte nicht sagen sollen, es habe keinen Beifall gefunden; denn man könnte dem Herrn Friedel eine unzählige Menge Zuschauer nennen, die es nicht anhören können, ohne durch ihre Thränen den unzweideutigsten Beweis des lebhaften Eindrucks, welchen es auf ihre Herzen gemacht, abzulegen.

„Wie dem aber auch sein mag, so lob' ich den Herrn Maydieu sehr, daß er diesen unartigen Brief des Herrn Friedel keiner Aufmerksamkeit gewürdiget hat, und ich hoffe, er wird sich dadurch nicht in seinem Eifer stören lassen, uns in fernern Proben zu zeigen, wie wir es angreifen müssen, um uns die Vorschläge des großen Friedrich's zu Vervollkommung unsrer Literatur recht zu Nutze zu machen.

„Eins der besten Mittel, unsre Nacheifrung zu erwecken, war ohne Zweifel, durch den edelsten und reinsten Stil einer mit dem feinsten Gefühl des Schicklichen ausgearbeiteten Uebersetzung uns alle Schönheiten zu zeigen, die wir unsern Producten zu geben fähig wären, und alle Fehler, die wir zu vermeiden haben, um den Glanz jener Schönheiten nicht durch eigne Schuld wieder zu beflecken.

„Dies hat Herr Maydieu durch seine Uebersetzung des Eduard Montrose geleistet, die ich mit ebenso viel Rührung als Vergnügen gelesen habe; und ich versichre ihn aufrichtig, daß ihm Niemand für die Mühe und Arbeit, die sie ihm gekostet haben mag, mehr Dank wissen kann als ich.

„Ich habe die Ehre zu sein

Der Baron von St****."

Das lass' mir einen Gentilhomme Allemand sein, der der

Nation Ehre macht! Minder eifersüchtig für ihren Ruhm als für ihre wahren Vortheile, erzittert er vor der Gefahr, womit er sein Vaterland bedrohet glaubt durch die irrige Meinung, die ein unbekannter Sprachlehrer zu Versailles von unserm Fortgang in der dramatischen Kunst gefaßt, zu einer ebenso irrigen Selbstzufriedenheit verleitet zu werden; und er hat also nichts Dringenders zu thun, als den schädlichen Vorurtheilen eilends vorzubauen, die dieser Sprachmeister (wie er ihn aus Verachtung nennt) in seinem Vaterlande autorisiren könnte. Natürlicherweise sollte man denken, wenn es dem patriotischen Edelmann blos um diese wohlthätige Absicht zu thun gewesen wäre, so hätte er sein Gegengift in Wien oder Berlin oder München oder irgend einer andern ansehnlichen deutschen Stadt, und nicht in Paris austheilen sollen. Aber keinesweges! In der Einbildung, das Journal de Paris werde in Deutschland ebenso allgemein gelesen als die Hamburger Zeitung, debitirt er sein Verwahrungsmittel gegen die schädlichen Vorurtheile, welche Herr Friedel in dem lieben deutschen Vaterlande autorisiren möchte, mitten in Paris — und um die Autorität des Sprachmeisters mit einem Streich zu pulverisiren, setzt er ihm gar das Ansehen des großen Königs entgegen, welcher ohne Bedenken versichert habe, die Deutschen hätten nicht ein einziges Stück,*) wovon ein Mann von Geschmack die Vorstellung aushalten könnte, geschweige eines, das sich lesen ließe.

Man muß gestehen, das Präservativ des Herrn Baron von St**** ist etwas stark; aber vermuthlich hält er auch die Gefahr für größer, als sie wol sein mag. Es ist mit der Vaterlandsliebe wie mit den andern zärtlichen Leidenschaften. In einem heftigen Anstoß von Patriotismus hat man ebenso wenig als in einem Paroxysmus von Liebe Besonnenheit genug, immer recht zu wissen, was man thut. Man verwundet oft, wo man liebkosen wollte. Kurz, aus gerechter Furcht, die Freude der deutschen Nation über das Nouveau Théâtre Allemand en X. Volumes möchte uns dahin bringen, binnen Jahr und Tagen dem Herrn Friedel noch mit 10 andern Volumes unsre Dankbarkeit zu bezeugen, wußte sich der gute Mann in der Angst nicht anders zu helfen, als — daß er die Schande seines Vaterlandes auf einmal aufdeckt und uns Deutsche vor der ganzen Welt als arme Unmündige darstellt, in welchen zwar einige

*) Den Postzug des Herrn von Ayrenhofer ausgenommen.

Keime von Genie verborgen liegen, deren Entwicklung aber bisher noch nicht möglich war, weil es uns bis zum Jahre 1780 an den ersten und allgemeinsten Kenntnissen mangelte und wir noch nicht wußten, wie und wozu wir unsre Organe brauchen sollten; von denen sich aber gleichwol Vieles hoffen läßt, wenn wir uns nur die neuerlich dargebotnen Mittel, unsre Keime zu entwickeln, und besonders die Großmuth zu Nutze machen wollen, womit der Herr Abbé Maydieu uns in seiner Uebersetzung des Eduard Montrose gezeigt hat, was für Schönheiten wir unsern Werken zu geben fähig wären, und was für Fehler wir zu vermeiden haben.

Es ist freilich in dieser sublunarischen Welt schwer zu sagen, was unmöglich ist, und man sieht alle Tage Dinge begegnen, bei welchen sogar dem ausschweifendsten Poeten, wenn er sie in einem bürlesken Werke zu dichten gewagt hätte, vor dem Vorwurf der Tollheit bange gewesen wäre. Wer wollte sich also unterstehen, schlechterdings zu leugnen, daß es in allen zehn Kreisen des so weitläufigen Deutschen Reiches nicht irgend einen Gentilhomme geben könnte, der (with a vengeance!) einen Brief wie dieser geschrieben zu haben fähig wäre? Und in der That, die Franzosen sind entweder sehr unverschämt, oder, wenn der *Prince Wourstberg* und sein *Grand-Chambellan* und die Prinzessin *Gudule* und der Herr Baron *Schloff* und andre deutsche Personnagen dieses Schlags, mit denen sie sich auf ihren Théâtres de Société lustig machen, nicht aus der Luft gegriffne Undinge sind, von deren Erfindung sie mehr Schande haben als wir, so muß es doch wol hier und da Originale in Allemannien geben, welche verdienten, daß irgend ein französischer Experückenmacher oder verunglückter Bel-Esprit mit ihnen in der Welt herumzöge und sie für Geld sehen ließe.

Indessen müssen wir doch gestehen, daß uns dieser Brief seinem ganzen Inhalt nach verdächtig vorkommt; und Alles zusammengenommen, können wir fast nicht umhin, zu glauben, der Herr Baron von St****, Gentilhomme Allemand, der sich so demüthig vor der französischen Literatur und — dem Herrn Abt Maydieu prosternirt und zu gleicher Zeit auf eine so sonderbare Art gegen seine eigne Nation den Hofmeister macht, sei am Ende kein andrer Mensch als der Herr Abt Maydieu selbst. Denn, in ganzem Ernst, für einen Kammerherrn des Prince Wourstberg oder Wourtsberg hat der Verfasser des Briefes zu viel Analogum Rationis, schreibt auch ungleich besser

Französisch, als es irgend ein deutscher Edelmann in den *Proverbes Dramatiques* spricht; er hat einen *Jargon* und eine Miene, comme qui dirait d'un Homme d'Esprit, aber eine Miene und einen Jargon, woran wir unmöglich einen unsrer Landsleute erkennen mögen. Kurz — der Mann ist zu gut — und zu schlecht, um das zu sein, wofür er sich ausgiebt.

Ein deutscher Edelmann zum Exempel würde doch wol nicht so gar abschätzig von seinen Compatrioten gedacht haben, um sich einzubilden, daß es eines Präservativs bedürfe, sie gegen die schädlichen Vorurtheile zu verwahren, welche die Meinung eines einzelnen Particuliers, wie Herr Friedel ist, in Deutschland autorisiren könnte.

Ein deutscher Edelmann könnte auch vermuthlich so niedrig und unverständig nicht sein, in Sachen der Wissenschaften, der Sprache, des Geschmacks — wo doch wol Jedermann weiß, daß es nicht auf Autorität, sondern auf Kenntniß der Sache ankommt, wo also der erste aller Könige nicht mehr als eine Stimme und diese Stimme (wie die Stimme des geringsten Privatmanns) nicht mehr Gewicht hat, als sie von der Wahrheit und Gründlichkeit des Gesagten erhält — sich auf die Autorität eines Königs zu berufen.

Ein Deutscher (Gentilhomme oder nicht) würde bei Erörterung einer die Literatur seiner Nation betreffenden Frage der Schrift Sur la Littérature Allemande entweder aus Ehrerbietung gar nicht erwähnt oder, wofern er ja geglaubt hätte, sich dessen nicht enthrechen zu können, mit anständiger Freiheit die Ursachen berührt haben, warum Ausländer sich daraus keinen ganz richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur machen können. Von dem Franzosen Maydieu hingegen, der wenigstens ohne Nachtheil sich so anstellen kann, als ob er von Dingen, welche ganz Deutschland weiß, nichts wisse, läßt sich sehr wahrscheinlich präsumiren, daß er sich mit größtem Vergnügen einer so glänzenden Autorität prävalirt haben könnte, um den armen Sprachmeister, seinen Gegner, damit wie mit einem Blitze zu Boden zu schmettern.

Noch viel weniger würde ein edler deutscher Mann fähig sein, Herrn Friedeln ein Verbrechen daraus zu machen, daß er in Literatursachen anders denke als sein Herr, „es *étonnant* pour ne rien dire plus (also wol gar ein Majestätsverbrechen?) zu finden, daß ein Deutscher, ein Unterthan, *contre la Façon de penser de son Maître*, seine Compatrioten bereden

wolle, sie hätten einen sehr großen Fortgang in der Literatur gethan. Nein, wahrlich, so weit ist es mit dem Verfall der Deutschen noch nicht gekommen, und so tief sind wir noch nicht unter unsre Väter herabgesunken, daß ein deutscher Unterthan eines solchen Sclavensinnes oder ein deutscher Fürst einer so Neronischen Anmaßung über den Verstand seiner Unterthanen fähig sein sollte. Und wahrlich, keiner von allen hat stärkere Proben davon gegeben, wie weit er davon entfernt ist, das königliche Vorrecht bis über die Denkart seiner Unterthanen ausdehnen zu wollen, als der große Fürst, dem der angebliche Baron von St**** durch diesen Zug, der eines römischen Delators aus Domitian's Zeiten würdiger ist als eines deutschen Edelmanns, auf eine so ungeschickte als niederträchtige Weise Cour zu machen vermeint hat. Ein solcher Zug konnte nur aus der Feder eines Menschen kommen, dem Sclavengesinnungen gegen seinen Herrn angeboren und mit der Ammenmilch eingeflößt sind. So kann nur eine sehr kleine Seele allenfalls unter einer Nation denken und reden, wo die Ehrfurcht gegen den Souverän so weit getrieben wird, daß nach den eignen Worten eines ganz neuen gepriesenen französischen Schriftstellers „sogar seine Wiege schon der Thron seiner Kindheit ist; wo sich schon vor dem Kinde, das dereinst die Nation beherrschen soll, Alles zur Erde beugt, Jeder mit Ehrfurcht anhört und aufschnappt, was es stammelt, zittert, wenn es sich erzürnt, und wenn es weint oder schreit, sich nicht anders geberdet, als ob die Ordnung der Schöpfung unterbrochen worden sei."*) Unter einer solchen Nation mag es vielleicht ein Verbrechen sein, contre la Façon de penser de son Maître schlechte Schriftsteller für gut oder gute für schlecht zu halten! In Deutschland verträgt sich weder der Nationalcharakter noch die Verfassung noch die Denkart der Fürsten mit einer solchen Abwürdigung der Menschheit.

Was es indessen mit dem Verfasser dieses Schreibens für eine Bewandniß haben mag, so können wir uns doch darauf verlassen, daß es in Paris nicht ohne Wirkung bleiben wird. Die wünschenswürdigste, aber gerade die einzige, die es nicht thun wird, wäre, wenn es den Herrn Friedel abschreckte, sein Nouveau Théâtre Allemand en X. Volumes herauszugeben —

*) S. L'Éloge du Duc de Montausieur, Gouverneur du Dauphin Fils de Louis XIV. par Mr. *la Cretelle*, eine Schrift, die das Accessit von der Académie Française im Jahre 1781 erhalten hat.

eine Unternehmung, die aus vielen Ursachen schwerlich zu unsrer Ehre ausfallen könnte, wenn wir auch wirklich auf jedes halbe Schock elender oder mittelmäßiger Stücke, die seit Gottsched's Zeiten bis auf diesen Tag für unsre Schaubühne geschrieben worden sind, ein vortreffliches aufzuweisen hätten; die aber, so wie die Sachen wirklich stehen, zu nichts dienen wird, als unsre Blöße aufzudecken und schiefe Urtheile bei den Ausländern zu veranlassen, welche der wahren Beschaffenheit unsrer Literatur und der Ursachen, warum wir bei Allem dem, was schon geschehen ist, in einigen Fächern und vielleicht im Ganzen selbst noch so weit unter uns selbst zurücke sind, nicht anders als durch eine gründliche, wohlgeschriebne und ganz unparteiische Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von ihren ältesten Zeiten an verständiget werden können; ein Werk, wozu wir vor dem neunzehnten Jahrhundert wenigstens uns schwerlich Hoffnung machen dürfen.

Ueberhaupt möchte ich wol wissen, wozu die Franzosen oder wir selbst nöthig hätten, daß unsre guten Stücke (denn daß wir einige haben, die sich neben dem Postzug sehen lassen dürfen, gebe ich gerne zu) ins Französische übersetzt werden. Sollten die Franzosen, welche mit einem Corneille, Racine, Crébillon, Voltaire, Molière, Regnard, Destouches prangen können und eine so unendliche Menge guter und schlechter Dramen, kleiner Stücke, Komödien mit Arietten, komischer Opern, Boulevardsstücke, dramatischer Sprichwörter, Paraden, und wie die kleinen Ungeheuer weiter heißen, besitzen, daß sie die ganze Welt damit versehen können — sollten sie unsrer guten Schauspiele oder wir ihres Beifalls bedürfen? Und was nennen wir unsre guten Schauspiele? Einige unsrer besten (deren sehr wenige sind) weichen so sehr von der französischen Form, Art und Kunst, fast in allen Stücken, ab, daß sie zu Paris unmöglich gefallen können. Viele, bei deren Vorstellung eine unzählige Menge Menschen (wie der Herr Baron von St**** sagt) zu München und in andern ansehnlichen Städten Deutschlands die hellen Thränen geweint haben sollen, sind dessen ungeachtet so beschaffen, daß wir uns ihrer entweder jetzt schon schämen oder doch gewiß in zehn Jahren schämen werden. Viele andre könnten vielleicht vor den Franzosen als Nachahmungen der Modelle, welche sie selbst uns gegeben, Gnade finden; aber was soll uns die Ehre, die wir davon haben könnten, wenn es auch einer von

unsern Tragödien- oder Dramenmachern so weit brächte, daß man ihm in irgend einem Café zu Paris eingestünde: er habe seine Sachen für einen Deutschen so ziemlich hübsch gemacht?

Man könnte zwar als einen Grund, warum die Einfuhr unsrer dramatischen Landesproducte in Frankreich jetziger Zeit weniger als ehmals überflüssig sei, anführen, daß die französische Schauspielmanufactur nach den wiederholtesten Versicherungen ihrer eignen Schriftsteller und Kunstrichter neuerlich in großen Abfall gekommen sein soll. Allein wenn dies auch wäre, was für eine Pflicht haben wir Deutsche, ihrem Mangel auf unsre eignen Kosten zu Hilfe zu kommen? Sollte es einmal einem französischen Dyck und Mylius einfallen, so gut Deutsch zu lernen, als diese Herren das Französische verstehen, und dann à leur tour unsre deutschen Schauspiele in französische umzuschmelzen — mögen sie doch! wir werden's ihnen nicht wehren können. Aber warum sollten wir ihnen ohne Noth zuvorkommen und, wie das Sprichwort sagt, unsre Haut selbst zum Kürschner tragen? Doch Herr Friedel hat schon zu viel Schritte vorwärts gemacht, um wieder zurückgehen oder, wie die Franzosen in ihrer eleganten Sprache*) sagen, rückarschen (*reculiren*) zu können. Auch hat er nicht für gut befunden, sich mit dem angeblichen Gentilhomme Allemand einzulassen. Er hat sich begnügt, unmittelbar nach dem Anfall, den dieser auf ihn gethan, in No. 269 des Journal de Paris anzuzeigen: daß er zu Paris wohne und kein Maître de Langue Allemande à Versailles, sondern Professeur en Survivance des Pages de la grande Écurie du Roi sei, und daß er den Brief des Gentilhomme Allemand nicht anders als mit dem ersten Theil des Nouveau Théâtre Allemand beantworten werde, auf dessen Erscheinung mit dem 1. Jänner 1782 man sicher rechnen könne.

Was bei diesem Allem nicht am Wenigsten merkwürdig ist, ist dies, daß zu eben der Zeit, da Herr Friedel das Amt auf sich nimmt, die deutsche Melpomene und Thalia in die Pariser Welt einzuführen, und zu einer Probe, was man von seinen Dichtern und von ihm selbst als ihrem Uebersetzer zu erwarten

*) Schon Voltaire hat ihnen unter andern Unanständigkeiten die Culs, die in ihrer Sprache so häufig am unrechten Ort paradiren, mit einer Bitterkeit vorgeworfen, die sie nur ihrem ersten Schriftsteller verzeihen konnten. Aber dies ist doch, däucht uns, nicht zu leugnen, daß eine Sprache, worin man rückarschen statt zurückweichen, Lampenarsch statt Buchdruckerverzierung, Artischockenarsch statt Kern der Artischocke u. s. w. sagt, keine Ursache hat, mit ihrer Verfeinerung gegen irgend eine andre groß zu thun.

habe — Engel's Edelknaben vorangeschickt hat, auch noch ein Andrer, der sich durch die Buchstaben J. H. E. andeutet, aufgetreten ist, der ebenfalls eine Auswahl der besten deutschen Stücke übersetzen will und ebenfalls mit Engel's Edelknaben den Anfang gemacht hat. Nach der Recension der beiden Edelknaben im Journal de Paris zu urtheilen, scheint Herr Friedel mehr von dem, was man die Uebersetzersklugheit nennen möchte, zu besitzen als sein Nebenbuhler, welcher (sagt man) nicht so gut wie Jener „verschiedene Ausdrücke und Tours de Phrases zu vermeiden gewußt hat, die im Deutschen vielleicht erträglich sein mögen, aber im Französischen eine *Sorte de trivialité* haben". So sagt z. B. der Fürst zum ältern Bruder des Edelknaben: Tenez, Monsieur le Lieutenant, voici Madame votre Mère, une très-respectable Femme, et votre Frère, un très-aimable Garçon. So trivial spricht in Frankreich kein Prinz. Auch hat Herr Friedel die ganze Stelle von dem französischen Windbeutel, dessen der Fürst gegen den Herrn Director seines Gymnasiums erwähnt, weislich weggelassen; denn dans la maison du Pendu il ne faut pas parler de potence. Man kann sich also von Herrn Friedel versprechen, daß er unsre deutschen Corneillen, Racinen, Molièren, La Chausséen, Diderote u. s. w. wenigstens mit Discretion übersetzen werde; und dies ist bei einer Unternehmung, wobei der Ruhm der allemannischen Musen so große Gefahr läuft, doch immer noch einiger Trost.[1])

---

[1]) Im Jahrgange 1782 des Teutschen Merkur (III. S. 292—294) zeigte Wieland den Anfang von Friedel's Uebersetzung mit folgenden Worten an: „Unsre Leser erinnern sich, daß wir von der Unternehmung des Herrn Prof. Friedel's zu Paris, die Stücke, die auf den Schauplätzen der deutschen Hauptstädte mit gutem Erfolg gespielt worden, ins Französische zu übersetzen und unter obigem Titel in einer Sammlung von zehn Bänden fürs Erste herauszugeben, bereits im October des letztverwichenen Jahres unsre Meinung mit aller Aufrichtigkeit gesagt haben, die ein Vorhaben zu fordern schien, wobei die Ehre der deutschen Nation und ihrer Literatur so nahe betroffen ist. Herr Friedel hat sich natürlicherweise dadurch nicht irre machen lassen. Jedermann hat sein Urtheil für sich; zudem war es auch mit seinem Werke schon zu weit gekommen, als daß er mit Anständigkeit wieder hätte zurückgehen können; und wenn ihm auch dabei einige Skrupel aufgestoßen wären, so würde ihn doch der Eifer, womit er in Deutschland selbst zur Ausführung eines so patriotischen Vorhabens aufgemuntert wurde, gar bald wieder beruhigt haben. Die Zeit, die schon so viel gelehrt hat, wird also auch hier lehren, ob die Aufmunterer oder die Abschrecker die Sache aus dem richtigen Augenpunkt gesehen haben. Inzwischen geht dieses Nouveau Théâtre Allemand, hauptsächlich in Deutsch-

land von Deutschen unterstützt, seinen Gang munter fort, und wir haben bereits den dritten Band davon erhalten. Dem ersten ist eine Histoire abregée du Théâtre Allemand vorausgesetzt, die der Verfasser selbst für unvollkommen giebt, die aber doch das Verdienst hat, die leidliche Seite des Gegenstands den Ausländern in einem so günstigen Lichte zu zeigen, als man an der Spitze eines solchen Werkes billig erwarten kann. Jeder Theil liefert zwei oder drei übersetzte Stücke: im ersten ist die Wahl auf Lessing's „Emilia Galotti" und den „Clavigo", im zweiten auf „Julius von Tarent" und „den Grafen von Olsbach", im dritten auf Weißens „Atreus und Thyest", ein Lustspiel von Wezel und Goethe's „Stella" gefallen. Im Ganzen genommen, scheint uns Herr Friedel geleistet zu haben, was man von einem Uebersetzer aus dem Deutschen ins Französische verlangen kann. Freilich geht im Detail öfters gerade das verloren, was im Original die Schönheit einer Stelle macht; aber die eigensinnige Decenz der französischen Sprache, die sich auf die äußerste Verfeinerung der französischen Sitten gründet, erlaubt auch nicht Alles, was einem deutschen Schriftsteller erlaubt ist und so lange erlaubt bleiben wird, bis auch bei uns conventionelle Formen und Phraseologien alle Freiheit des Genies und der Laune erstickt und unsre Dichter genöthigt haben werden, ihren Helden und Heldinnen keinen Ausdruck zu erlauben, der nicht in den Vorzimmern aller unsrer Höfe decent gefunden wird. Als ein Beispiel hievon führen wir nur die Stelle aus der siebenten Scene des fünften Acts von „Emilia Galotti" an, wo aus dem Deutschen: „so Einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll" im Französischen eine *victime de la séduction* worden ist. Man setze im Deutschen statt „so Einer" ein Opfer der Verführung, so ist die Stelle ruinirt und Lessing würde ebenso lieb sein ganzes Stück ins Feuer geworfen haben. Aber Herr Friedel mußte so übersetzen, weil „so Eine" im Französischen platt und unausstehlich gewesen wäre. Indessen hat sich doch gezeigt, daß Herr Friedel in den ersten Theilen noch immer zu getreu war. Die Freiheiten, die er sich mit seinen Originalen nehmen muß, um sie zu Paris präsentabel zu machen, werden immer größer; und wenn sie verhältnißmäßig mit jedem Theile, wie bisher, zunehmen sollten, dürfte zuletzt von dem Beifall, den Herr Friedel dadurch verdienen mag, wenig auf die Rechnung der ersten Verfasser kommen." — A. d. H.

Kleinere Aufsätze und Anzeigen.

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule.[1])

Indem ich zufälligerweise im achten Buche der alten deutschen Uebersetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beim ersten Anblick in die angenehme Ueberraschung setzte, womit man in einer Wildniß mitten unter Disteln und Unkraut eine schöne Gartenblume erblicken würde. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, daß diese Stelle eine ziemlich wörtliche, wiewol sehr entstellte Uebersetzung der 42. und 43. Stanze im ersten Gesang des Orlando Furioso sei, welche bekanntlich selbst eine freie und verschönerte Uebersetzung des Catullischen „Ut flos in septis“ [2]) ist. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, zu sehen, wie es der unbekannte deutsche Uebersetzer des Amadis angefangen, um diese zwei Stanzen, die unter die schönsten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unsre Helden- und Muttersprache vor mehr als zweihundert Jahren war, zu transferiren.*) Hier ist zuvörderst das Original:[3])

La verginella è simile alla rosa,
Che'n bel giardin su la nativa spina

*) Das Wort übersetzen muß damals noch nicht üblich gewesen sein; denn der Uebersetzer des Amadis bedient sich immer des Wortes transferiren, nennt sich auch selbst in der Vorrede den Translatorem.

[1]) Nach der Fassung im sechsten Bande der Supplemente von Wieland's Werken; ursprünglich im Teutschen Merkur 1775, I. S. 164—170 unter den „Miscellaneen“. — A. d. H.

[2]) Catull., 62. 39. — A. d. H.

[3]) Im Merkur folgte hier noch: „wovon Diejenigen, die es nicht verstehen, eine wenigstens erträgliche Uebersetzung in ottave rime im 6. Bande des T. Merkur's finden können.“ Wir theilen dieselbe hier mit:

„Die junge Schöne gleicht der Morgenrose,
Des Himmels Lust, der frohen Erde Zier;
Noch blüht sie einsam auf in Florens Schooße,
Aurora lacht, die Weste schmeicheln ihr;

Mentre sola e sicura si riposa,
Ne gregge ne pastor se li avvicina;
L'aura soave e l'alba rugiadosa,
L'acqua, la terra al suo favor s'inchina,
Giovani vaghi e Donne inamorate
Amano averne e seni e tempie ornate:

Ma non si tosto del materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli uomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.
La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de'.
Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti,
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Bevor ich die Stelle aus dem deutschen Amadis abschreibe, die man sogleich für etwas mehr als eine bloße Nachahmung dieser Stanzen erkennen wird, muß ich bemerken, daß dieser literarische Diebstahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfasser des achten Buchs des spanischen Amadis, zurückfällt) sich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circassien im ersten Gesange des Orlando Furioso und also auf die vier Stanzen 41 bis 44 erstreckt, als deren Inhalt er mit sehr wenigen Veränderungen oder vermeinten Verschönerungen dem Sultan Zair, einem verschmähten und von Eifersucht über seinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der Prinzessin Onoloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Ariost's Sakripant (dem er alle Worte nachspricht) auf sich selbst zu schmählen, daß er sich um eine Schöne „plage und peinige, die sich einem Andern schon ergeben und

---

Die Sonne brennt, daß sie ihr liebekose,
Der Schäfer und die Hirtin weiden hier:
Die Hirtin wünscht, die Brust damit zu schmücken,
Der Schäfer eilt, sie zärtlich hinzudrücken.

„Kaum wird dem mütterlichen Strauch entzogen
Die Rose von des Hirten gier'ger Hand,
So ist auch jeder Reiz von ihr geflogen,
Den erst an ihr noch Erd' und Himmel fand:
Ein Jüngling hat den Honig kaum gesogen
Der Blume, die noch mehr als Diamant
Die Schöne zu bewahren hat, so wandern
Auch ihre Reize schon von jedem andern."

A. d. H.

zugecignet und durch solche Mittel das Beste, so in ihr gewesen, verloren habe". Und nun fährt er fort: „Denn recht zu sagen, ein Tochter und schambhafte Jungfrawe vergleichet sich einer Rosen, welche dem schönen Rosengarten zugethan ist, damit sie kein Schaden weder von den Thieren noch Ungestümme der Zeit empfahe und die Morgenröte voller Thawes zu irem Gunst sich neiget, und umb solcher Vrsachen willen begeren jhr oft die jungen liebhabenden Jungfräwlein, welche deren brechen, und sich setzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, jhre Häupter damit zu zieren vnd jhre kleine Brüstlein oder runde Oepfelein damit zu bestecken, auff jhren zarten vnd eingebundenen Magen zu pflanzen; sie aber wirdt nicht so baldt von jhrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß sie nicht allgemach die Gunst und Schönheit, so sie beyde vom Himmel und Menschen begehren möcht, verleurt: gleichfals auch die Frauw oder Jungfraw, so jhr ein andern die Blumen der Jungfrauwschaft nemmen läßet, welche sie doch höher und wehrter denn ihr Gut und eigen Leben achten sollte, wird ihr aller Preiß benommen, der sie achtbar und gunstreich bey allen, so jhren Dienst und guten Willen trugen, machen sollte."

Man sieht, daß Ariost nicht viel dabei gewinnen würde, in diesem Geschmack und in diese Sprache übersetzt zu werden, welche ebenso weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minnesängersprache des dreizehnten Jahrhunderts als von unsrer heutigen und wie unendlich weit erst von der Schönheit und Grazie des Florentinischen Dichters entfernt ist. Gleichwol war dieser mit der plumpesten Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferirte Amadis ein Lieblingsbuch der damaligen schönen Welt und wurde so stark gelesen, daß die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bei aller Gelegenheit dagegen zu eifern.[1])

[1]) Früher hieß es: „Man sieht, daß Ariost durch eine Uebersetzung in diesem Geschmacke nicht viel gewinnen würde. Seine Stanzen mußten schon sehr viel verlieren, indem man versuchte, sie in die französische und aus dieser in die deutsche Sprache überzutragen, welche beide damals noch sehr weit davon entfernt waren, so verfeinert zu sein als die italienische; zumal, was die deutsche betrifft, in Oberdeutschland, wo der Uebersetzer gebürtig war, wie aus den häufigen Idiotismen erhellet, z. B. daß er, wie das Volk in Schwaben noch jetzt thut, ihren statt ihr, ihnen statt ihn, Topen statt Tatzen sagt u. s. w. Dies war schon Nachtheils genug; wie groß mußte der Verlust erst sein, da sie nun gerade in die Hände eines Menschen ohne Geschmack fielen. Denn man muß gestehen, die Translation unsers Ungenannten hat durchaus alle Eigenschaften einer elenden Uebersetzung, die wir noch heutiges Tages so häufig zu sehen Gelegenheit

Vielleicht könnte Jemand denken, ob es nicht ebenso möglich sei, daß Ariost das Selbstgespräch seines Sakripant's dem Amadis gestohlen haben könnte? In diesem Falle hätte er sich durch die Verschönerung desselben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unschuld Ariost's ist, was diesen Punkt betrifft, außer allem Zweifel; denn die erste Ausgabe seines Orlando Furioso ist vom Jahre 1515, und Johann Diaz stellte seinen achten Theil des Amadis, enthaltend die seltsamen Abenteuer und großen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erst im Jahre 1525 ans Licht. Die französische Uebersetzung, welche der deutsche Translator irrig für das Original selbst hielt, erschien zuerst im Jahre 1543, und die deutsche folgte ihr im Jahre 1573. Ariost kann also unmöglich der Plagiarius sein.

Indem ich fortfahre, dieses achte Buch des Amadis zu durchblättern, stoße ich S. 354 noch auf eine Stelle, die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung, sondern eine wörtliche Uebersetzung der 49. und 50. Stanze im achten Gesange des Orlando ist. Ich vermuthe und hab' es auch zum Theil wirklich so gefunden, daß die meisten Abenteuer aus Ariost's Rittergedichten auf diese Art in den Amadis übergegangen sind. Die ersten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Ariost sind und das eigentliche Original dieses berühmten Romans ausmachen, sind mit dem Stempel des Genies bezeichnet und von dergleichen Diebstählen gänzlich frei. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also, wo sie konnten; erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid und was ihnen in die Hände fiel. Endlich, da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beinahe alle Begebenheiten von Wort zu Wort, blos mit veränderten Namen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

---

haben. Sie ist schleppend, ängstlich, wörtlich, ohne darum getreuer zu sein, und gerade da am Schlimmsten, wo der gute Mann verschönern will. Indessen muß man zu seiner billigen Entschuldigung nicht vergessen, daß er in Allem diesem blos dem französischen Uebersetzer Schritt vor Schritt nachgegangen und vermuthlich nicht den geringsten Argwohn gehabt, daß die ganze Rede des Sultan Zair aus dem Ariost entwendet sei; und wenn man bedenkt, daß diese Stelle durch die Hände drei verschiedener Uebersetzer und durch drei nicht minder verschiedene und damals noch wenig polirte Sprachen gegangen, so wird man sich eher verwundern, daß sie nicht noch schlechter gerathen ist." — A. d. H.

Zur neuesten Uebersetzung des Gil Blas von Lesage.

Was Tarpa für ein Ding ist.[1])

Im zehnten Capitel des elften Buchs vom Gil Blas de Santillane sagt der Poet Fabricio Nuñez von einem gewissen Hausbofmeister, der seiner Unwissenheit ungeachtet den Kunstrichter machte: Quoiqu'il ait un babil imposant, ce n'est point un connaisseur. Il ne laisse pas de se donner pour un Tarpa. Der neueste Uebersetzer des Gil Blas giebt dies: „Ein mächtiger Schwadronör ist er, aber nicht Kenner. Demungeachtet macht er den Schnittler", und setzt in einer Note unterm Text hinzu: „Im Original steht Tarpa. Ich bekenne öffentlich, nicht zu wissen, was dies eigentlich sei; weder Sobrino noch Victor haben mir hierüber das mindeste Licht verschafft. Wie mein englischer Vorgänger sich's bequem zu machen und zu sagen: He sets up for a Tarpa, fand ich nicht rathsam" (der Engländer hatte seine guten Ursachen!). „Hin und her über das Tarpa sinnend, fiel mir das italienische tarpare (verschneiden, abstümpfen) ein, wovon sich jenes Wort füglich herleiten ließe u. s. w. Tarpa bedeutet alsdann einen Kunstrichter gewöhnlichen Schrots, der alle Feinheiten und Schönheiten eines Werks des Witzes so lange verschneidet und verstümpft, bis sie seinem Stumpfsinn gänzlich angemessen sind" u. s. w. Und nun fährt der Uebersetzer in seiner Note fort, ganz diensame Sachen über die Bedeutung der Worte Schnittler und Krittler zu sagen — um derentwillen aber freilich seine Ableitung des Worts

[1]) Teutscher Merkur 1780, III. S. 43—45. — A. d. H.

Tarpa von dem italienischen tarpare allen ehrlichen Schulcollegen in ganz Germanien nicht weniger ein herzliches Lachen zubereitet haben würde, falls solchen wackern Leuten eine deutsche Uebersetzung eines französischen Romans in die Hände käme. Ich weiß nicht, ob ihm etwa Jemand das Räthsel schon aufgelöst hat; auf allen Fall will ich's hier thun. Wer Tarpa sei, darüber konnte ihm freilich weder Victor noch Sobrino Licht verschaffen; aber ein gewisser alter lateinischer Autor, Namens Horatius, hätt' es können. Denn ich wollte, wenn ich Corporal Trim wäre, meine Reitmütze dran setzen, daß Lesage (der in dem ganzen Werke voll dergleichen Anspielungen ist und seinen Schulsack immer auf der Schulter trug) unter diesem Tarpa keinen andern Menschen meinte noch meinen konnte als den nämlichen Tarpa, dessen Horaz in der zehnten des ersten Buchs seiner Satiren in folgenden Versen erwähnt:

Turgidus Alpinus jugulat dum Memnona dumque
Diffingit Rheni luteum caput, haec ego ludo.
Quae nec in aede sonent certantia, judice Tarpa,
Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Zu besserm Verständniß dieser Verse merkt der alte Scholiast an, daß damals die Dichter zu Rom (die dramatischen nämlich) ihre Werke im Tempel des Apollo oder der Musen fünf dazu von Polizei wegen bestellten Kunstrichtern vorlesen und den Beifall derselben (vermuthlich galt die Mehrheit der Stimmen dabei) erhalten haben mußten, eh sie auf den Schauplatz gebracht werden durften. Zu Horazens Zeit war Spurius Metius Tarpa einer dieser Kunstrichter, und man hat nicht die mindeste Ursache zu vermuthen, daß er seinem Amte nicht mit Ehren vorgestanden. Lesage, der (ohne deswegen weniger Bel-Esprit zu sein) dies so gut wußte als sein Schulmeister, wollte also durch Tarpa keinen Schnittler oder Kunstrichter von gewöhnlichem Schrot, sondern einen Kunstrichter vom ersten Rang, oder was man sonst einen Aristarch zu nennen pflegt, andeuten. Sapienti pauca!

Mademoiselle de Lussan. [1])

Mademoiselle de Lussan, die Verfasserin der Veillées de Thessalie, behauptet einen ehrenvollen Platz unter den Schriftstellerinnen aus dem Jahrhundert Ludwig's XIV., dem goldnen Alter der französischen Literatur.

Sie wurde um das Jahr 1682 geboren und lebte bis ins Jahr 1758. Da sie sich ihrer Mutter, die unter dem Namen La Fleury bekannt war, wenig zu rühmen hatte, so war es immer sehr glücklich für sie, daß ihr das Publicum in der Ungewißheit den berühmten Prinzen Eugen von Savoyen zum Vater gab, welchem damals, als er noch der Abbé de Carignan hieß und von Ludwig XIV. weder eine geistliche Pfründe noch ein Regiment erhalten konnte, Niemand zutraute, daß er sich in der Folge als einen der größten Feldherren und Staatsmänner zeigen würde.

Vermuthlich war es eine Folge des (von Andern zwar bezweifelten) Antheils, den ein erlauchter Vater an ihrem Dasein nahm, daß Mademoiselle de Lussan mit diesem Namen auch eine Erziehung erhielt, die ihre Geistesgaben entwickelte und den Grund zu den sittlichen Eigenschaften legte, welche ihr bis ans Ende ihres Lebens die öffentliche Achtung und die Freundschaft edler Menschen, selbst unter Personen vom höchsten Range verschafften; eine Freundschaft, die man um so sichrer auf Rechnung ihres Charakters und der Annehmlichkeiten ihres Umgangs schreiben kann, weil die Natur mit andern persönlichen

[1]) Vorrede zu: „Thessalische Zauber- und Geistermärchen" aus dem Französischen der Mademoiselle de Lussan, übersetzt von J. S. G. S(chorcht). Zittau und Leipzig 1890. — A. d. H.

Reizen äußerst karg gegen sie gewesen war. In ihrem fünfundzwanzigsten Jahre hatte sie das Glück, mit dem eleganten und gelehrten Bischof von Avranches Huet bekannt zu werden. Dieser Prälat, der sich durch seine Abhandlung über den Ursprung der Romane als einen Liebhaber und Kenner dieser Art von Werken der Phantasie und des Geschmacks gezeigt hatte, machte gar bald das Talent seiner jungen Freundin ausfindig; und er soll es gewesen sein, der sie aufgemuntert, sich dieser Art von Composition zu widmen, worin die berühmte Gräfin Lafayette eine neue Bahn eröffnet und in Zaïde und der Prinzessin von Cleve zwei unübertreffliche Modelle aufgestellt hatte. Der erste Versuch unserer Dichterin, Die Gräfin von Gondez, machte der guten Meinung, welche Huet von ihren Fähigkeiten gefaßt hatte, Ehre; und der Beifall, den ihr dieser interessante und wohlgeschriebene Roman erwarb, verbunden mit dem Umstande, daß sie größtentheils von den Einkünften ihrer Feder leben mußte, machte sie in der Folge (nicht immer zum Vortheil ihres Ruhms) zu einer der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihrer Nation.

Unter allen ihren Werken sind die Anecdotes de la Cour de Philippe Auguste, die im Jahre 1733 zum ersten Mal in sechs Duodezbänden erschienen und eine Menge Ausgaben erlebten, und die Veillées de Thessalie unstreitig die vorzüglichsten und die noch jetzt (da so viele vortreffliche französische und engländische Producte aus diesem Fache, unter so mancherlei neuen Formen die ältern nach und nach verdrängt haben) sich mit Vergnügen und Interesse lesen lassen. In den letztern, scheint es, habe Mademoiselle de Lussan das Wunderbare der Feenmärchen, welchen die sinnreiche und liebenswürdige Gräfin d'Aulnoy einen fast unglaublichen Beifall verschafft hatte, mit der Darstellung jener Art von liebenswürdigen Charakteren und Sitten verbinden wollen, welche die Werke der Frau von Lafayette auszeichnen, und die sich dem hohen Ideal sittlicher Schönheit und Vortrefflichkeit nähern, ohne sich so weit, als in den heroischen Romanen des Calprenède und der Scudéry geschieht, von der wirklichen Natur zu entfernen. Die Versetzung der Scene nach Thessalien (ein Land, das von uralten Zeiten her und noch in den Tagen Lucian's und Apulejus' wegen der Zauberkünste, die ihren Sitz darin hatten, berüchtigt war) gab ihr eine ebenso vortheilhafte Gelegenheit, dem wunderbaren Theil ihrer Dichtungen die Grazie der Neuheit zu verschaffen,

als der Einfall, einige liebenswürdige thessalische Schäferfamilien sich in traulichen Abendzusammenkünften mit den sonderbarsten Begebenheiten ihres Lebens wechselsweise unterhalten zu lassen, ihr einen bequemen und neuen Rahmen verschaffte, um einer Reihe solcher Geschichten eine gemeinschaftliche angenehme Einfassung zu geben.

Was auch eine strenge Kritik an diesem Roman, als Kunstwerk (zumal wenn es als ein Werk griechischer Art und Kunst betrachtet werden sollte), mag auszustellen haben, immer kann ihm das Verdienst einer reichen Einbildungskraft, sinnreicher Erfindung und verständiger Behandlung der Süjets, einer lebhaften, wiewol etwas zu weitläufigen und zu viel dramatisirten Erzählung, interessanter Situationen, angenehmer Gemälde und, was in meinen Augen nicht wenig ist, einer reinen und in den gemeinsten Verhältnissen des Lebens anwendbaren Moral nicht abgesprochen werden. Wer die Verfasserin kannte, stimmt darin überein, daß sie eine schöne Seele, ein Herz voll Gefühl, Güte, Menschlichkeit und Großmuth, ein Herz, das der wärmsten Freundschaft und der edelsten Handlungen fähig war, besessen habe. Dieses Herz, diese Seele hat sich auch ihren Werken mitgetheilt und athmet vorzüglich in diesen Erzählungen, die zu ihrer Zeit mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und sehr oft wieder aufgelegt wurden, und von welchen ich die neue Uebersetzung als eine angenehm unterhaltende, unschuldige und lehrreiche Lectüre, besonders für junge Personen des schönen Geschlechtes um so zuversichtlicher empfehlen kann, da es bei der unzähligen Menge von zeitkürzenden und zeittodtenden Romanen noch immer so sehr an solchen fehlt, die man der Jugend ohne Nachtheil ihres Verstandes, ihres Herzens und ihrer Sitten in die Hände geben kann.

Ueber eine Aeußerung Rousseau's in den Lettres écrites de la Montagne in Bezug auf Wunder.[1])

Zu der Stelle eines Aufsatzes, Rousseau's Lehre von den Wundern von einem Anonymus (Teutscher Merkur 1787, III. 169—174):

„Gesetzt aber, daß ich selbst ein Mirakel gesehen zu haben glaubte? Auf diesen Fall erwidert Rousseau: Au lieu, de me rendre crédule, j'aurais grand peur qu'il ne me rendit que fou. Diese Aeußerung hat man ihm sehr übel genommen. Ich glaube, mit Unrecht. Mich dünkt, Rousseau wollte nur sagen: Eine mir unmerkliche Täuschung meiner Sinne oder meiner Einbildungskraft zu vermuthen, wäre in diesem Falle noch immer natürlicher, folglich vernünftiger, als eine Ausnahme von bekannten beständigen Naturgesetzen anzunehmen,"

bemerkt Wieland in einer Anmerkung:

„Ich denke nicht, daß dies der Sinn der angezogenen Worte Rousseau's sei. Ich übersetze sie so: „Wenn ich in den Fall käme, etwas zu sehen, das ich für ein Mirakel halten müßte, so besorge ich sehr, es würde mich, anstatt gläubig, närrisch machen, oder ich würde den Verstand darüber verlieren." Er will vermuthlich damit sagen: ein einziger Fall, wo das Zeugniß seiner Sinne mit dem, was vermöge des ordentlichen Laufes der Natur geschehen müßte, im Widerspruch wäre,

[1]) Teutscher Merkur 1787, III. S. 173. — A. d. H.

würde ihn in die Alternative setzen, entweder seinen eigenen Sinnen oder seiner Vernunft nicht mehr trauen zu dürfen; und der violente und unnatürliche Zustand, in welchen er sich dadurch versetzt fände, wäre hinlänglich, ihn um den Verstand zu bringen. Mich dünkt, Rousseau habe hiemit eine große Wahrheit gesagt. Es giebt Fälle, wo nur Diejenigen den Verstand nicht verlieren, die keinen haben, oder, was sehr oft auf das Nämliche hinausläuft, die sich die unglückliche Gewohnheit zugezogen haben, bei gewissen Gelegenheiten keinen Gebrauch von ihrem Verstande zu machen."

Voltaire's Candide, ins Deutsche übersetzt.[1])

Man sage nicht: „Wozu einen Candide übersetzen, den doch Jedermann lieber im Original lesen wird?" Es ist allemal Gewinnst für die Literatur, wenn ein ausländisch Originalwerk wie Candide, ein Lieblingsbuch aller Leute von Verstand, gut übersetzt wird. Dies Verdienst kann dem neuen Uebersetzer nicht abgesprochen werden. Er hat sich des Geistes seines Autors bemächtigt, und man fühlt durchaus, daß er mit innerlichem Beruf, Lust und Liebe gearbeitet. Sein Ausdruck hat alle Tugenden eines guten Colorits; er hat den komischen Stil sehr in seiner Gewalt; sein Ton ist meistens gut und soutenirt, wenigstens begegnet's ihm nicht oft, daß er um ein Tantillum höher oder tiefer stimmt, als Tonart und Harmonie erlauben. Das haarscharf treffende Gefühl fürs Zuviel und Zuwenig ist freilich das Non plus ultra aller menschlichen Kunst; dazu gehört viel Studium und Uebung, und zu beiden viel Fleiß und Länge der Zeit, ohne welche nichts reif wird. Genie macht's nicht aus; denn die Natur allein macht keine Künstler, und Künstler muß Der doch sein, der ein Kunstwerk hervorbringen will? Die zuweilen vorkommenden niedrigen Redensarten nehmen wir dem Uebersetzer nicht ohne Unterschied übel. Manche niedrige Redensart (z. B. die O Jemineesgestalt S. 19) fällt uns nur auf, wenn sie der Autor braucht, wo er in eigner Person spricht; im Munde einer Person aus dem Pöbel würde sie nicht anstößig sein. Diesen Unterschied vergessen

[1]) Diese Anzeige von „Candide oder die beste Welt, aufs Neue verteutscht. Mit 5 Kupfern von Chodowiecky, Berlin 1778", stand im Teutschen Merkur 1778, I. S. 297—299. — A. d. H.

heutiges Tages Autoren und Leser gleich oft. Hingegen wünschten wir Sprachunrichtigkeiten, offenbare Fehler wider die Grammatik, besonders auch die so sehr zur Mode werdende Auslassung der Hilfs- und Verbindungswörter an Orten, wo sich's gar nicht schickt, von Jedem, der gut schreiben kann, eben so sorgfältig vermieden, als ein wohlerzogner Mensch sich hütet, mit Löchern in den Strümpfen in gute Gesellschaft zu gehen oder das Hemd aus dem Hosenlatz hervorgucken zu lassen. Gute Schriftsteller müssen sich vor solchen Licenzen um so mehr hüten, weil es jetzt eine Epidemie unter dem papierbeklecken den Völklein ist, eine Sprache zu schreiben, die gar keine Regeln hat. Die Freiheit, die sich der Uebersetzer mit seinem Original genommen hat, hier und da einen kleinen Zug einzuweben, der dem Ganzen mehr die Miene eines deutschen Products geben soll, ist am Ende nur Ausübung des Vergeltungsrechts; die Franzosen machen's Engländern und Deutschen schon lange so und nicht immer mit so viel Discretion als unser Uebersetzer. Aber wie er sich hat dazu gebrauchen lassen können, auch den sogenannten zweiten Theil des Candide, der doch weltkündiger-, auch handgreiflichermaßen nicht von Voltaire ist, frischweg, als ob es Voltairens Werk wäre, zu übersetzen; wie er nicht gewußt, nicht gemerkt hat, daß diese Fortsetzung eines vollendeten Werks — von einem After-Voltaire und des ächten Candide gar nicht würdig sei, oder wenn er's gewußt, warum er seine Leser nichts davon merken lassen — begreifen wir nicht. Doch wollen wir bei dieser Gelegenheit unsern angebenden Schriftstellern einige Bekanntschaft mit der Literaturgeschichte, wenigstens unsers Jahrhunderts, als etwas nicht ganz Unnöthiges empfohlen haben. Die jungen Herren scheinen sich eine Ehre aus der Unwissenheit aller philologischen Kenntnisse zu machen, und wollen fast alle da anfangen, wo Sokrates aufhörte. Das ist nicht wohlgethan, wiewol's für sie sehr bequem sein mag.

Zur Probe einer Uebersetzung der Pucelle d'Orléans.[1])

Der Name des Verfassers gegenwärtiger Probe einer freien Uebersetzung der Voltairischen Pucelle d'Orléans, über welche er das Urtheil der Liebhaber zu vernehmen wünscht, ist der gelehrten Welt durch eine so musterhafte Dolmetschung der römischen Geschichte des Dion Cassius bekannt, daß seine in deutsches Gewand umgekleidete Jeanne d'Arc außerordentlich reizend sein müßte, wenn sie die Freunde der Geschichtskunde und alten Literatur dafür entschädigen sollte, daß Herr Penzel die darauf verwandte Zeit nicht lieber der Fortsetzung und Vollendung jener verdienstlichern Arbeit gewidmet hat. Vermuthlich hat er durch dieses Spiel der komischen Muse vielmehr eine diätetische Regel, welche allen mit anstrengenden Arbeiten beschäftigten Gelehrten nicht genug empfohlen werden kann, befolgen, als sich (was vielleicht noch schwerer gewesen wäre, als die Manen des Dion Cassius zu befriedigen) um die Ehre beeifern wollen, von Voltairen ein Zweiglein aus seinem Lorbeerkranze zum Lohne zu erhalten, wenn ich dem Herrn von Nikolay diesen Ausdruck aus einem seiner Ariostischen Gedichte abborgen darf. Ich gestehe, daß das Mädchen von Orléans, wiewol ihm von Kennern und Liebhabern die Oberstelle unter den Voltairischen Dichterwerken zuerkannt wird, eben keines von denen ist, womit ich unsre Literatur vor andern bereichert zu sehen wünsche. Wenn es aber ja übersetzt werden

[1]) Teutscher Merkur 1797, I. S. 330—333. Die Uebersetzung (S. 333—354) war von A. J. Penzel. — A. d. H.

soll, so kann man, denke ich, mit Recht verlangen, daß die Nachbildung dem Urbilde an Leichtigkeit und Grazie, Witz, Laune, Geist und Salz so nahe komme, als dem talentvollsten Dichter in unsrer Sprache nur immer möglich wäre. Dies ist nicht mehr, als was der Schöpfer eines von den Grazien vorzüglich begünstigten poetischen Werkes von seinem Uebersetzer fordern kann, und hierin tritt nach dessen Tode unstreitig das Publicum in seine Rechte ein. Ob Herr Penzel dieser Forderung eine Genüge gethan habe, und (da ihm wol selbst die seinem Versuch anklebenden Mängel nicht verborgen sein können) ob eine sorgfältige Ueberarbeitung und Auspolirung hinreichen werde, sie zu befriedigen, überlassen wir dem Urtheil der Leser. Ich hoffe demselben nicht vorzugreifen, wenn ich sage, daß ich Herrn Penzel's Arbeit weder getreu genug finde, um eine Copie der Voltairischen Pucelle, noch frei genug, um ein schönes Original zu sein. Was mir das Allernöthigste scheint, ist, daß ein Uebersetzer dieses komischen Heldengedichts sich vor allen Dingen eine bestimmte Idee von Voltaire's Manier mache und sich dann zur Ausführung eine eigene Sprache bilde, welche, — so wie die Sprache und Diction in Voltaire's Pucelle zwischen dem sogenannten Stile de Marot und dem modernen Tone, der pikanten Drolligkeit und der gutlaunigen Persiflage des Grafen Anton Hamilton das Mittel hält — gleichergestalt eine Art von Mezzotinto zwischen dem Stil unsers Hans Sachs und dem der komischen Epopöen von Zachariä oder dem des Dichters der Wilhelmine ausmache; eine Mischung, die mir das einzige Mittel scheint, sich wenigstens eines sehr wesentlichen Theils des flüchtigen Salzes und der eleganten, durch ihre Unbefangenheit unschuldig scheinenden Leichtfertigkeit des Originals zu bemächtigen. Daß hiezu sehr viel Talent, Geschmack und Gewandtheit des Geistes gehöre, ist nicht zu leugnen; ich besorge sogar, daß dadurch aus dem, was nach Herrn Penzel's Absicht ein bloßes Spiel zur Erholung sein sollte, eine sehr ernsthafte mühsame Arbeit werden dürfte, wobei vielleicht das Schwerste wäre, dem Leser die Mühe, die es dem Dichter gekostet hätte, um so leicht zu scheinen, gänzlich unmerkbar zu machen; aber um einen wohlfeilern Preis können wir das Lorbeerzweiglein, das hier zu gewinnen ist, nicht geben. Es bedarf übrigens kaum der beiläufigen Bemerkung, daß eine zierliche, leicht und harmonisch dahin fließende Versification (zu deren Anmuth der Gebrauch der rimes re-

doublées in Voltaire's Pucelle so viel beiträgt) und eine gänzliche Freiheit von allen tadelhaften Nachlässigkeiten, als da sind Flickwörter, harte Verse, Auswüchse und Einschiebsel, wodurch blos dem Reime fortgeholfen wird u. s. w., Bedingungen sind, wovon wir einem Dichter, der uns gefallen will, nicht das Geringste erlassen können. Nirgend ist die Proprietät des Abdrucks, die von den ältern französischen Kritikern so sehr urgierte expression unique nothwendiger als in einem scherzhaften Gedichte dieser Art. Endlich versteht sich auch von selbst, daß es Pflicht für jeden Uebersetzer der Pucelle sein wird, nicht nur die asotischen Stellen und Episoden des Originals, welche ihr Urheber selbst aus Achtung für die öffentliche Ehrbarkeit zu verleugnen sich genöthigt sah, gänzlich wegzulassen, sondern auch über manche andre den Schleier der Grazien zu werfen, die nur ein Schriftsteller wie der ehmalige (sogenannte) Philosoph von Ferney sich für erlaubt halten konnte.

Anzeige einer deutschen Uebersetzung des nachgelassenen Werkes von Helvetius De l'homme.[1])

Der Buchhändler Johann Ernst Meyer in Breslau hat uns unlängst den ersten Theil einer deutschen Uebersetzung des merkwürdigen Nachlasses des berühmten Helvetius an die denkende Welt, nämlich von dessen Werke über den Menschen, dessen Geisteskräfte und dessen Erziehung, d. i. über den Menschen, wie ihn die Natur macht, und wie ihn die Kunst ausbilden und vollenden könnte, geliefert. Von dem Buche selbst läßt sich mit gleich viel Wahrheit sehr viel Böses und sehr viel Gutes sagen. Es enthält viele, mehr oder weniger nahrhafte, zum Theil ziemlich leichte, zum Theil ziemlich unverdauliche Seelenspeise für philosophische Köpfe; aber Vieles, was ein gesunder denkender Kopf wohl verdauen kann, ist Gift für schwache oder leichtsinnige oder nicht genug unterrichtete Leser. Um so mehr hätte der Uebersetzer eines solchen Buches dasselbe nicht ohne das nöthige Gegengift, nicht ohne eine gründliche Beurtheilung und ohne prüfende oder zurechtweisende Anmerkungen in die Welt schicken sollen. Konnte er nicht? Wollte er nicht? Ließ ihm der Verleger nicht Zeit dazu? Im zweiten Falle hätte der Uebersetzer, im ersten und dritten der Verleger sehr Unrecht. Werke von diesem Schlage müssen entweder gar nicht oder von Männern übersetzt werden, welche Genie, Gelehrsamkeit, guten Willen und Muße genug haben, sie durch gehörige Scheidung des Guten und Bösen unschädlich und gemeinnützig zu machen.

[1]) De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation, herausgegeben vom Fürsten Galyzin (London 1772). Die Uebersetzung war von Wichmann. — Unsere Anzeige brachte der Teutsche Merkur 1774, II. S. 361f. — A. d. H.

Ueber den Anti-Macchiavel Friedrich's des Großen.[1])

Ueber den Werth des Anti-Macchiavell's zu urtheilen, oder die Frage, ob der große König dieses Buch zwanzig Jahre später wol auch geschrieben oder nicht wenigstens in vielen Stücken besser gemacht hätte, zu beantworten, maße ich mich hier nicht an. Wenn der erhabene Verfasser des Anti-Macchiavell's sich gleich darin geirrt hat, daß er den guten Macchiavell, der in seinem Leben und in seinen übrigen Schriften sich als einen der eifrigsten Freunde der Freiheit und republikanischen Verfassung zeigt, mit dem Verfasser des ersten, im Jahr 1586 herausgekommenen Anti-Macchiavell's (dem französischen Advocaten Gentillet) für ein Ungeheuer, das die Menschheit ausrotten will, erklärt, so verdienen darum die Grundsätze, Reflexionen und Sentimens, die er dem Principe des Florentiners entgegensetzte, nicht weniger Beifall; wie denn unfehlbar Derjenige, der für Gerechtigkeit und Güte gegen Gewalt, Betrug und Tyrannei declamirt, allemal Recht behalten wird. Ob es aber billig sei, einen so großen Geist, wie Macchiavell war, wegen seiner meisterhaften Darstellung dessen, was die meisten und berühmtesten Fürsten gewesen sind, für ein Ungeheuer auszuschreien und als einen angeblichen Vergifter junger Fürstenseelen und Feind des menschlichen Geschlechts dem Abscheu und den Verwünschungen der Nachwelt von einem Jahrhunderte zum andern zu übergeben, ist eine andere Frage. Gesetzt auch, daß es ein nicht vollkommen aufzulösendes Problem wäre: ob Macchiavell in seinem Fürsten eine verdeckte Satire gegen die Borgias und Medicis und gegen alle gekrönten

[1]) Teutscher Merkur 1786, III. S. 244—247; Zusatz zu dem Aufsatz „Friedrich der Große", T. M. 1786, III. S. 195—243. — A. d. H.

und nach Kronen strebenden Bösewichter, oder ob er ein Modell für die Fürsten habe schreiben wollen, so ist doch eine unter den Gelehrten ziemlich ausgemachte Sache, daß das Erste viel wahrscheinlicher als das Letzte ist; und das Gewicht Derjenigen, die sich für die erste Meinung erklärt haben, wiegt das Verdammungsurtheil eines Menschen wie der Jesuit Possevin*) und der längst vergessene Advocat Gentillet und die nachhallenden Stimmen aller der wackern Leute, die gerne Bücher über Lieux-communs schreiben, wo sie um der längst ausgemachten Güte der Sache willen bei der ganzen Welt schon zum Voraus Recht haben, so sehr zu Boden, daß man ganz neue, mir wenigstens unbekannte Gründe müßte anführen können, wenn man es lieber mit den Possevin, Noze, Ribadeneira, La Popelinière und ihresgleichen über diesen Punkt halten will, als mit einem Baco von Verulam, der in seinem unsterblichen Werke De Augmentis Scientiarum sagt: „Macchiavell und seinesgleichen Schriftsteller verdienten unsern Dank dafür, daß sie offenherzig und auf eine angenehm unterhaltende Art zu Tage legten, was die Menschen zu thun pflegen, nicht, was sie thun sollten." „Es ist zu verwundern," sagt Bayle in seinen Nouvelles de la République des Lettres. Janv. 1687, „daß noch so viele Personen in der Meinung stehen, Macchiavell lehre die Fürsten eine gefährliche Politik; es ist just umgekehrt, die Fürsten haben den Macchiavell gelehrt, was er geschrieben hat. Man verbrenne sein Buch, widerleg' es, übersetz' es und commentir' es, so lang und oft man will, in Absicht der Staatsverwaltung wird Alles in der Welt bleiben, wie es war. Eine unglückselige Nothwendigkeit will nun einmal, daß die Politik sich immer über die Moral wegsetzt; sie gesteht es nicht ein, aber sie macht es doch nicht besser als Achilles beim Horaz: jura negat sibi nata."[1]) Wie dem auch sein mag, Preis und Ehre und Unsterblichkeit und Statuen und Tempel dem Könige, der Weisheit, Güte — und

*) Dieser Jesuit war es hauptsächlich, der dem Macchiavell in seinem auf Befehl Papst's Innocentius IX. abgefaßten und 1592 publicirten Verdammungsurtheil über vier der berühmtesten damaligen Schriftsteller, La Noue, Bodin, du Plessis-Mornay und Macchiavell, einen so bösen Ruf gemacht hat; wiewol der berühmte Couring in der Vorrede seiner trefflichen Ausgabe von Macchiavell's Princeps augenscheinlich beweiset, daß der Jesuit das Buch, das er verdammt, nicht einmal gelesen hatte, sondern es nur aus Widerlegungen kannte.

[1]) Hor., A. P., 122. — A. d. H.

Glück genug hätte, seine ganze Regierung durch dem Grundsatz des königlichen Anti-Macchiavell's unverbrüchlich getreu zu bleiben und gleichwol, wie Friedrich der Große, seinem Nachfolger seine Staaten um die Hälfte größer, mächtiger, bevölkerter und reicher zu hinterlassen, als er sie empfangen hätte! Und so viel zu Versöhnung des gekränkten Schattens des weiland Nicolaus Macchiavell's, der bei seinen Lebzeiten schon zu viel von Fürsten leiden müssen, um noch zweihundert Jahre nach seinem Tode in Gestalt eines Ungeheuers hinter dem literarischen Siegeswagen eines jungen Königssohnes nachgeschleppt zu werden.

Ueber Galiani's Dialogues sur le commerce des blés.[1])

Es war mir eine sehr angenehme Erscheinung, als ich bei Eröffnung eines Briefes von einer mir unbekannten Hand die folgende Uebersetzung des achten der Dialogen des Abt Galiani über den Getreidehandel (die vor mehr als dreißig Jahren von allen Personen von Geschmack und Geist in ganz Europa mit so vielem Vergnügen gelesen wurden) erblickte und mich zugleich von dem Verfasser dieser Uebersetzung ersucht fand, sie, wenn ich seine Unternehmung, das ganze Werk in unsre Sprache überzutragen, billigte und mit dieser Probe nicht unzufrieden wäre, in meinen Merkur einzurücken und ihr dadurch vielleicht eine größere Anzahl von Lesern zu verschaffen, als durch Einrückung in die Schlesischen Provinzialblätter hätte geschehen können. Schon vor vielen Jahren pries ich diese Dialogues sur le commerce des blés*) in einer meiner Schriften**) gelegentlich als eines der lehrreichsten und zugleich witzigsten und interessantesten Bücher unsers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beistimmung Aller, die in Sachen dieser Art eine Stimme haben, sagen können: sie verdienten sowol wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollsten Stellen unter den classischen Werken, welche als solche allen Nationen und Zeiten angehören. Der Verfasser (bekanntermaßen einer der hellsten Köpfe und der geistvollsten Schriftsteller, deren Italien sich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptgegenstandes dieser Gespräche, die wichtigsten Probleme der Staats- und Regierungskunst, von deren

*) Wovon im Jahre 1795 zu Berlin eine neue Ausgabe herausgekommen ist.
**) Geschichte des weisen Danischmend, Cap. 15.

[1]) Teutscher Merkur 1800, III. S. 243—246. Aus der Einleitung zu einer Uebersetzung des achten Gesprächs. — A. d. H.

Auflösung die Entscheidung desselben abhängt, auf eine so feine Art herbeizuführen, den ernsthaftesten und verwickeltsten Untersuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Amönität der Einkleidung das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der Gründlichkeit, so geschickt zu benehmen, kurz, einem Stoff, der zu einer Conversation unter solchen Personen, wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenschaftet scheint, so viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leser sich immer angezogen und festgehalten fühlt und, indem er blos zum Vergnügen zu lesen fortfährt, sich am Ende unvermerkt weiser und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anschlag zu bringen, und in bloßer Rücksicht auf die Composition dieser Gespräche, zähle ich sie unter die vorzüglichsten Meisterstücke und Muster der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunst des Dialogs und weiß ihnen (wenigstens unter den Neuern) außer den Moralists des Grafen von Shaftesbury kein anderes Werk des Genie's in diesem Fache an die Seite zu setzen. Es scheint also keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß es eine sehr verdienstliche Unternehmung wäre, unsre Literatur mit einer guten Uebersetzung dieser Galianischen Dialogen zu bereichern, und ich kann daher nicht umhin, den geschickten Verfasser der folgenden Probe zu Vollendung seiner (wie er mir meldet) schon weit vorgerückten Arbeit aufzumuntern, indem ich ihm zugleich das Festina lente um so mehr empfehle, da es hier nicht blos um den Stoff, sondern ebenso viel um die schöne Form zu thun ist und der deutsche Leser die Hälfte des Vergnügens, welches er aus diesen Dialogen schöpfen würde, verlöre, wofern er in der Uebersetzung die Leichtigkeit und Zierlichkeit des schönsten Conversationstons und überhaupt das Vollendete des Originals nicht so vollständig, als nur immer möglich ist, wiederfände. Ich ersuche ihn, in dieser Rücksicht einige kleine Abänderungen, die ich (auf seine Erlaubniß) hier und da in seiner Uebersetzung gewagt habe, als Winke für den Verständigen anzusehen, die er vielleicht dazu benutzen könnte, sie einer Vollkommenheit, wodurch sie selbst den Werth eines Originals bekäme, desto näher zu bringen.

Ueber des Grafen Lamberg Mémorial d'un Mondain.[1])

Wir erwähnen dieses Buches, wiewol es französisch geschrieben ist und diese Recensionen sich gewöhnlich nur auf deutsche Producte einschränken, weil es im Grunde wirklich ein deutsches Product ist und unter die Merkwürdigkeiten unsrer Zeit gehört. Denn der Urheber ist ein deutscher Cavalier, der die Leser seiner Rhapsodie durch eine Belesenheit und einen Reichthum von Kenntnissen, die man, Niemand zu Leide gesprochen, von einem Weltmann seinesgleichen gar nicht vermuthet, ebenso angenehm unterhält als in Erstaunung setzt. Das Buch ist freilich, wie er selbst sagt, nicht sowol ein Buch, als farrago libelli, ein Haufen untereinandergeworfene Materialien, woraus man ein Buch oder (wenn man nur Lusthäuschen bauen wollte) etliche Dutzend artiger Büchelchen machen könnte. Es ist eine wahre Silva, eine bis zur Ueppigkeit fruchtbare Wildniß von allerlei Bemerkungen, Betrachtungen, Einfällen, Reverien, Cruditäten, Witz, Verstand, Sentiment, Anekdoten von einer Menge bekannter und merkwürdiger Personen, Collectaneen in alle mögliche Gefache, Fragmenten von Dialogen und Briefen, Beiträgen zur Natur-, Kunst- und Menschenkenntniß, kurz, von Allem, was der Verfasser in Corsica, in Italien und anderswo gesehen, gehört, gelesen, gedacht und excerpiret hat; wo freilich nicht Alles von gleichem Werth ist,

[1]) Le Mémorial d'un Mondain par Mr. le Comte Max. Lamberg, Chambellan de Leurs Majestés Imperiales. Italiam, Italiam. — Au Cap Corse. Wieland's Anzeige steht im Teutschen Merkur 1774, IV. S. 245—247. — A. d. H.

nicht Alles die Probe aushält und Manches mit unterläuft, wie es bei solchen Reisememorialen und Collectaneen zu gehen pflegt, was der Verfasser vermuthlich selbst für nichts mehr giebt, als — was es ist. Aber dafür wird man durch eine Menge interessanter Sachen und vortrefflicher, eines freien und edeln Mannes würdiger und zum Theil überraschender Gedanken reichlich entschädigt; und man kann sich nicht enthalten, den Wunsch zu thun, daß recht viele deutsche Edelleute (zumal in gewissen Gegenden, wo man noch durch Belesenheit, Kenntnisse und Geschmack zu derogiren glaubt) ihre Köpfe so möbliren und über manche Dinge so denken möchten wie Graf Max von Lamberg. Dem Verfasser zuzumuthen, daß er diese anmuthige Wildniß ein Wenig aushauen, ausputzen und aufräumen sollte, um eine schöne, gemächliche Promenade daraus zu machen, möchte wol zu indiscret sein. Aber wenigstens nur eine neue Ausgabe des Buchs, wie es ist! Denn jetzt ist es in einem so abominabeln Geschmacke gedruckt, daß man durch das Lesen desselben beinahe einen Märtyrerkranz verdient. Die Entschuldigung in der Vorrede ist witzig, aber entschuldigt nichts. Etwas mehr Correction in der Sprache möchte auch eine Vollkommenheit mehr sein; denn Popens qu'importe dans quelle langue on écrive, womit sich der Herr Graf als mit einem Schilde bedecken zu wollen scheint, geht vermuthlich nicht auf Sprachnachlässigkeiten, so sehr sie auch jetzt unter uns Mode werden. Wer viel gelesen hat, wird zuweilen von seinem Gedächtniß betrogen. Dies begegnet auch zuweilen unserm Verfasser. Z. B. Seite 132, wo ihn eine Anekdote von Graf Alexis Orlow an einen ähnlichen Zug von verwegenem Heldenmuth des Julius Cäsar erinnert, den er aber, aus dem Gedächtniß, unrichtig erzählt. Der junge Cäsar, da er Seeräubern in die Klauen gefallen war, ließ als ihr Gefangner keinen von ihnen hängen — wie hätt' er das auch machen sollen? — er drohte ihnen nur zum Scherz damit. Aber da er sich wieder losgekauft hatte, jagte er ihnen nach, holte sie ein und machte nun aus dem Scherz Ernst, indem er sie alle hängen ließ — sagt Plutarch.

Ueber die beabsichtigte neue deutsche Bearbeitung des Bayle'schen Dictionnaire.[1])

Wenn ich der hier angekündigten Unternehmung und den Regeln, welche der (mir persönlich unbekannte) Gelehrte, der sich derselben unterziehen will, dabei zu beobachten verspricht, sowol als der beigefügten Probe meinen Beifall gebe, so darf ich, aus Gründen, deren Auseinandersetzung überflüssig wäre, hoffen, hierin von einer großen Mehrheit aller Derer, die in dem literarischen Gemeinwesen Sitz und Stimme haben, unterstützt zu werden. Ueber Bayle und sein berühmtes Wörterbuch hat Herder im ersten Heft der Adrastea, S. 101 ff.,[2]) hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte, worin Bayle als Dialektiker und Zweifler erscheint, so scharfsinnig und richtig geurtheilt, daß ich mich begnügen kann, den Leser auf jenen Artikel einer Zeitschrift, die in Jedermanns Händen ist oder zu sein verdient, zu erinnern oder zu verweisen. Wenn dieses Urtheil eine vollständige neue Auflage des ganzen Bayle'schen Wörterbuchs nicht sehr zu begünstigen und ebenso entbehrlich für das Publicum als mißlich für den Unternehmer zu erklären scheint, so dünkt mir hingegen der von Herder geäußerte Wunsch, „daß man es unsrer Zeit gemäß einrichten möchte, so daß das Nützliche, das Gedankenweckende, Baylens Geist, allein da stände", gerade das zu sein, was unser Ungenannter beabsichtigt und unter Modificationen, die ich gehörig und zweckmäßig finde, auszuführen gesonnen ist. Denn ein Esprit de Bayle ohne das Historische, d. i. ohne den Leib, in dem er uns sichtbar wird, und wodurch er sich uns mittheilt, kann hier nicht gemeint sein.

---

[1]) Zusatz zu der vorläufigen Ankündigung und Probe einer solchen; Teutscher Merkur 1803, III. S. 514—516. — A. d. H.

[2]) Herder's Werke, Th. XIV. S. 64—68. — A. d. H.

Rüge einer in Nr. 198 des Moniteur Universel publicirten ungeheuren Unwahrheit.[1])

Mit Erstaunen lese ich in dem Blatte des Moniteur vom 16. Julius d. J. unter dem Dato Mainz, den 4. Julius, folgenden Artikel:

„*) Die allerschärfsten Strafen sind allen Denen aufbehalten, die ihre Meinung über die französischen Angelegenheiten bekannt machen. In ganz Deutschland, ohne selbst die freien Reichsstädte auszunehmen, wo die Fürsten des Reichs einigen Einfluß haben, sieht man überall nichts als Inquisitionskammern, wo sogar die Worte als Verbrechen verurtheilt werden. Wer nur irgend die Verwegenheit hat, anzuerkennen, daß die Nationen **Rechte** haben, und von den **Pflichten**, die ihren Oberhäuptern obliegen, zu sprechen, wird als ein Ungeheuer angesehen, das aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen werden muß."

Wir wissen nicht, was für eine besondere Bewegursache oder Veranlassung der Herausgeber des Moniteur gehabt haben kann,

*) Les châtimens les plus rigoureux sont reservés à tous ceux qui manifestent *leur opinion sur les affaires de France. Toute l'Allemagne*, sans en excepter les villes libres, où *les Princes de l'Empire* ont quelque influence, ne présente plus que des *chambres inquisitoriales*, où l'on condamne *jusqu'aux paroles.* On regarde comme *un monstre qu'il faut chasser de la société* tout homme assez hardi, pour reconnaître que les *Nations* ont des *droits*, et parler des devoirs, qui sont imposés à leurs Chefs.

[1]) Teutscher Merkur 1792, II. S. 437—439. — A. d. H.

einen für die deutschen Fürsten und für die ganze deutsche Nation so injuriösen Artikel gerade von Mainz aus zu datiren; aber dies glauben wir in die Seele aller Deutschen, in denen nur ein Funken von Gefühl für die Ehre des deutschen Namens glimmt, sagen zu können, daß Keiner von ihnen eine so monstrose Verleumdung unsrer Fürsten und unsrer Nation (denn auf diese fällt sie am Ende doch mit ihrer ganzen Last zurück) ohne den lebendigsten Unwillen entweder schon gelesen hat oder hier lesen wird. Diesen Unwillen im Namen aller patriotisch gesinnten Deutschen öffentlich zu zeigen, ist Pflicht; die Verleumdung widerlegen zu wollen, wäre beinahe ebenso beleidigend als sie selbst.

Englische Literatur.

Die Bunkliade,

oder

Quintessenz aus Johann Bunkel's Leben, Bemerkungen und Meinungen.[1])

---

[1]) Nach der Fassung im fünften Bande der Supplemente zu Wieland's Werken. Ursprünglich erschienen unter dem Titel: „Zergliederung des Buchs, genannt: Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkel's, mit hinzugefügten Bemerkungen und Meinungen und sechzehn Kupferstichen von Chodowiecki Berlin, bei Friedrich Nicolai, 1778", im Teutschen Merkur 1778, III. S. 75—90, 165—172; IV. S. 55—75, 158—173, 248—269. Daselbst 1777, III. S. 94—96 war ein Auszug aus der Ankündigung des Werkes gebracht, wobei Wieland bemerkte: „Nach dem Begriffe, den uns der gelehrte Herr Verleger davon giebt, ist es allerdings unbegreiflich, wie ein so sonderbares und interessantes Werk unsern auf alle ausländische, besonders engländische literarische Erscheinungen so aufmerksamen Deutschen, zumal der so gierig nach Neuigkeiten schnappenden Uebersetzerzunft hat entgehen können, da es doch schon vor geraumer Zeit erschienen ist und fünf bis sechs Ausgaben davon in England gemacht worden sind." — A. d. H.

[1]) Vor einigen Jahren kam zu Paris kein Büchlein in Prosa oder Reimen, in dessen Aufnahme Autor und Verleger einiges Mißtrauen setzten, zum Vorschein, ohne daß es durch eine Anzahl Vignetten von Eisen und Longueil unterstützt wurde. Bei uns ist jetzt Chodowiecki der Nothhelfer; und wahrlich, wenn der Gewinn, den ein deutscher Verleger durch ihn macht, den des französischen so weit überträfe, als Chodowiecki über Eisen ist, so wär' es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch selbst ihre Erwartung noch so übel betrogen hätte, sich nicht zu beklagen, wenn sie z. B. für 3½ Thaler Conventionsgeld sechzehn Kupferstiche von Chodowiecki von den besten Abdrücken und nach billigem Abzug eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch enthalten mag, noch vier baare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen.

[2]) Ob dies auch bei Herrn Johann Bunkel's Leben und Meinungen der Fall sei, wollen wir nicht voraus entscheiden; so viel scheint gewiß zu sein, daß der Herausgeber nach der hohen Meinung, die ihm von dem innern Werthe des Buches selbst von so glaubwürdigen Männern als die Monthly Reviewers beigebracht worden war, zu urtheilen, dasselbe durch die Kupfer von unserm berühmten Künstler vielmehr zu ehren

---

[1]) Ursprünglich ging der Spruch voran: *Practica est multiplex.* — A. d. H.

[2]) Die beiden folgenden Absätze sind ganz verändert. Ursprünglich stand hier unter Anderm der Satz: „Bei tausend andern Büchern, die ohne Ankündigung mit Trompeten und Pauken, auf ihre eigene Gefahr in die Welt treten, würde eine Zergliederung ganz überflüssig sein, und neunhunderten wenigstens unter tausend würde dadurch zu viel Ehre geschehen." Zeige sich, daß die Erwartung getäuscht worden, heißt es zum Schlusse, so werde dadurch die alte Wahrheit bestätigt, „daß kein Buch so elend ist, aus dem sich nicht wenigstens eine Moral ziehen ließe, womit ein Mann, wenn er sie beim rechten Ende nimmt, auf die eine oder andre Art so viel gewinnen kann, als das Buch werth ist." — A. d. H.

als zu unterstützen gedachte. Denn wahrlich, „die Biographie seines eignen Lebens, von einem funfzigjährigen Manne geschrieben, der auf sein wohlgelebtes Leben mit gutem Gewissen und völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, zurücksieht — und ein Schriftsteller, der (nach dem vollgiltigen Zeugniß der monatlichen Musterschreiber in London) nicht nur vollkommen einzig für sich und in seiner Art ebenso original als Shakespeare und Samuel Richardson, sondern auch der sonderbarste, der launigste, der angenehmst-seltsamste Schriftsteller ist, der je die Feder geführt" — ein solches Buch von einem solchen Verfasser macht sein Glück durch sich selbst und bedarf keiner fremden Unterstützung.

So dachte (wie ich wenigstens jetzt, im Jahre 1798, gänzlich versichert bin) der deutsche Herausgeber dieses in der That in seiner Art ganz einzigen Werkes, als er es ankündigte, und wenn wir Andern auf seine und der Reviewers Garantie hin auch zu sanguinisch in unsrer Erwartung waren, so sind wir doch wenigstens zu entschuldigen, wenn wir nach einer solchen Ankündigung erwarteten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne sein werde.

[1]) Wie diese Erwartung erfüllt worden, ist ohne Zweifel manchen von den Lesern, welche Johann Bunkel im Jahre 1778 hatte, und die seinen literarischen Tod überlebt haben, noch erinnerlich. „Genug, die beinahe allgemeine Wirkung, die es auf den Leser that, war so beschaffen, daß der Verfasser der Bunkliade[2]) sich bewogen fand und im eigentlichsten Verstande des Wortes ein gutes Werk zu thun glaubte, eine so sonderbarst-seltsamste Erscheinung in der literarischen und moralischen Welt genauer zu beleuchten, und da sie doch nur eine schnell vorübergehende Dauer zu versprechen schien, wenigstens die Quintessenz oder den Geist derselben auszuziehen und die große Mehrheit der Käufer des Buchs, die sich unmöglich überwinden konnten, es von einem Ende zum andern zu durchlesen, für das, was sie dadurch verloren hätten, einigermaßen zu entschädigen. Und nun kein Wort weiter zur Einleitung, Rechtfertigung oder Entschuldigung der folgenden Blätter!

---

[1]) Der folgende Absatz ist ganz neu hinzugekommen. — A. d. H.

[2]) Wieland nannte schon 1778 (unten S. 205 sowie in den Ueberschriften der Fortsetzungen im Teutschen Merkur, IV. S. 55 und 158) den Aufsatz „Johann-Bunkliade", desgleichen im Briefe an Merck vom October 1778 (Briefe an Merck, I. S. 146 f.) und 1779 (unten S. 247). — A. d. H.

Wessen man sich zu Herrn Johann Bunkel, was seine Fähigkeiten betrifft, zu versehen habe, lernen wir von einem Zeugen, gegen dessen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden ist, von Herrn Johann Bunkel selbst. „Ich habe", sagt er (Th. 1. S. 288), „wenig Recht, auf außerordentliche Erkenntniß Ansprüche zu machen, da ich nur einen langsamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bei der niedrigern Art von Gelehrten antrifft." Damit man aber gleichwol begreifen könne, woher so viel philologische, metaphysische, mathematische, theologische, mineralogische, chemische u. s. w. Schul- und Collectaneengelehrsamkeit, als er in seinem Buche auslegt, in seinen langsamen Kopf gekommen sei, setzt er hinzu: „Aber ich bin sehr fleißig gewesen, und mein ganzes Leben ist mit Lesen und Denken zugebracht." Aus diesem Zeugnisse von sich selbst sehen wir, daß wir wenig von seinem Witz zu erwarten haben, und so können wir uns billig verwundern, wie die mehrbesagten Reviewers diesen langsamen Alltagskopf mit Shakespearen und Richardson zusammenstellen und sagen konnten: „Wenn jene Vortrefflichkeit aus angebornem, uncultivirtem Genie[1]) hergerührt, so scheine hingegen Johann Bunkel's erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu sein, die durch romantisches Wesen und religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." Unstreitig verdient über diesen Punkt Bunkel selbst und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben als die Herren Musterer, und was liegt auch am Ende daran, wenn Bunkel kein Dichtergenie hat? Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muß er, trotz der Langsamkeit seines Kopfes, ein desto stärkerer und tieferer Denker sein, und so können wir darauf rechnen, für das, was ihm an Einbildungskraft und Witz abgeht, reichlich entschädiget zu werden. Was für neue, tief geschöpfte, reichhaltige Bemerkungen, was für eine lehrreiche Geschichte seines Geistes haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicherweise findet sich aber von dem Allen nichts in seinem Buche; nichts, nichts, was man im strengsten Sinne nichts heißt; nicht zwei neue Bemerkungen von einiger

---

[1]) Früher stand hier die Anmerkung: „Clarissa das Werk eines uncultivirten Genies? — O Ihr Reviewers!" — A. d. H.

Erheblichkeit; nicht einmal die Gabe, den Gemeinörtern, wovon das ganze Buch voll ist, ein Ansehen von Neuheit zu geben. Zehnmal wird uns das nämliche wässerige, kühle, sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm äußerst verhaßte Artikel der altbergebrachten christlichen Dogmatik bald in etwas veränderten Worten, bald durch andere Personen aufgetischt; und so heftige und unermüdliche Gegner des Athanasischen Glaubensbekenntnisses Herr Johann Bunkel und alle die polemischen Damen und Herren, die er nach und nach auftreten läßt, sind (denn offenbar ist das ganze Buch blos dazu geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und die 39 Artikel der englischen Kirche Luft zu machen), so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein einziger Grund für seinen christlichen Deismus, der nicht wer weiß wie oft von Seinesgleichen und Bessern, als er ist, meistens viel besser vorgebracht worden wäre. Und so ein Mann sollte die Hälfte seines Lebens mit Denken zugebracht haben?

Noch lustiger ist's, wenn man die Versicherung, die er uns Th. 1. S. 7. giebt, „daß er auf der Schule mit besonderem Fleiße Locke's Buch über den menschlichen Verstand studirt und nichts Anders vorgenommen habe, als bis er dieses Werk dreimal durchlesen und den richtigen Gebrauch seines Verstandes daraus erlernt habe" — ich sage, noch lustiger ist's, wenn man diese Versicherung und die angehängte Ermahnung an die liebe Jugend, „nur den Locke recht zu studiren, weil sie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniß gelangen würden, welche die größte Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens sei", mit seinem Buche selbst vergleicht, mit der jämmerlichen Verworrenheit und Seichtheit seiner Begriffe und Vernünfteleien, die der Uebersetzer oder Commentator (der zwar auch ein Rationalist, aber doch ein ganz anderer Denker als Master Bunkel ist) beinahe so oft zu verbessern nöthig findet, als dieser seinen lehrreichen Mund zum Raisonniren[1]) aufthut. Und Johann Bunkel sollte von Johann Locke seine Begriffe zergliedern, bilden, unterscheiden, verbinden gelernt haben? Wahrlich, wenn dem so wäre, so wär' es eines der auffallendsten Beispiele, daß Dem, den die Natur am Ver-

[1]) Früher stand „Y – aaanen". – A. d. H.

stande verwahrlost hat, weder Aristoteles noch Bacon, weder Locke noch Leibniz Verstand eintrichtern können!

Bevor Bunkel zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens schreitet, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton an, uns seiner wahren Gottergebenheit und Hoffnung einer bessern Zukunft zu versichern. „In diesem Leben", sagt er, „sei ihm das Loos nur kümmerlich gefallen, aber er hoffe einst Welten vortheilhaft zu verwechseln". Man sieht augenscheinlich, daß der Autor des Buchs (der wol in jedem Betracht ein armer Schlucker sein mag) hier in einem unfreiwilligen Zurücksinken in sich selbst plötzlich vergißt, daß er und Johann Bunkel ex hypothesi nur eine Person sein soll. Denn daß Bunkel unverschämt genug sein könnte, sein Loos in dieser Welt kümmerlich zu nennen, er, der achtmal das große Lotterieloos des menschlichen Lebens, achtmal das beste, weiseste, frommste, zärtlichste, schönste und reizendste Weib, das nur immer ein Plato idealisiren und ein Pygmalion schnitzeln könnte, gezogen, mit jeder dieser Frauen ein ansehnliches Vermögen erheirathet, immer nichts gethan, als was ihm behagte, den besten Theil seines Lebens in paradiesischen Einsiedeleien und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genuß Alles dessen, was sich der wollüstige Jünger eines Saint Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen könnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht u. s. w. — daß er das Alles nur für ein kümmerliches Loos halten sollte, das läßt sich doch unmöglich denken. Es wäre der vollendende Zug zum Bilde eines Menschen, für dessen Verkehrtheit sich kein Name in irgend einer Sprache fände.

Die Lobrede, die er auf der 3. Seite des 1. Theils seinem eigenen moralischen Charakter hält, hätte er billig ersparen sollen, da er im Begriff war, ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heißt es: „Zeige mir Deinen Charakter aus Deinen Werken!" Er bekennt, „sein Leben sei nicht von großen Vergehungen frei geblieben. Allein bei dem Allen hab' er doch stets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief empfunden und, um Andern Gutes zu erweisen, weder Mühe noch Kosten gescheut. Daher habe er das Vertrauen, daß, wenn er einst von dieser Erde genommen werde, er aus

einem dunkeln und wolkichten Horizont zu den Gegenden der Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde erhoben werden. Dieser Glaube", spricht er, „erheitert meine Tage bei allen Zufällen, unterstützt mich in allen Trübsalen und macht mich fähig, daß ich überhaupt mein Leben in beständiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann."

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Lesen eines Buchs bringen kann, so weit gelesen hat, würde sich nun vorstellen, daß das ganze Leben eines so weisen und frommen Mannes, wenigstens Alles, was er uns davon erzählt, darauf hinaus liefe: daß er in den Gebirgen, durch die Gebirge und unter den Gebirgen von Westmoreland, Cumberland, Durham u. s. w. herumklettert; immer aus dem wildesten, unzugangbarsten, schauerlichsten Chaos von Felsen, Höhlen und Wasserfällen in irgend ein romantisches Thal, ein kleines Elysium kommt, wo er stracks auf einen Engel von einem Mädchen stößt, die so aufblühend wie Hebe, so schön wie Venus und wenigstens eine so große Virtuosin, Philologin und Theologin als Anna Maria von Schurmann ist — sich gleich stehenden Fußes mit ihr in ein weitläufiges dogmatico-polemisches Colloquium gegen die Athanasische Glaubensregel, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift u. s. w. einläßt, hernach sich zu einer sybaritischen Tafel hinsetzt und etliche Tage wie jedes andre Weltkind mit ländlichen Ergetzungen, Fischen, Jagen, Kartenspielen, Tanzen, Essen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das schöne Wundermädchen heirathet, aber bald darauf wieder begräbt, dann wieder klettert, und, krack! wieder eine romantische Einsiedelei und wieder ein Engel mit dem Verstand des Aristoteles im Kopf einer Phryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus, und wieder auf den Athanasius und die englische Kirche losgedrescht, und wieder geschmaust und geheirathet und begraben! und nun von Neuem geklettert — kurz, die ganze Komödie von fünf Acten so oft wiederholt, bis alle die Engel von Schönheit, Deisterei, Talenten und erstem Christenthum der Reihe nach durchgeheirathet sind; hierauf, um seiner Geschichte einen neuen Schwung zu geben, sein mit allen diesen Weibern zusammengeheirathetes Vermögen[1]) in einer Nacht verspielt

[1]) Hier stand früher noch: „(das zwar eigentlich seinen Kindern gehört, von denen aber, als einem ganz unerheblichen Gegenstande, nie die Rede ist)". — A. d. H.

und, um wieder zu Casse zu kommen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Copulation in eine lange Ohnmacht fällt, eilends begraben läßt; bald darauf wieder eine Andere freiet, sie aber ebenso bald wieder verliert, dagegen seine begrabene Braut als Frau Doctorin Stanville wiederfindet und (weil der Herr Doctor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen) sie nun im Ernste heirathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegentliche Ursache aller Abenteuer unsers antitrinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditirung der zurückgelassenen Manuscripte seines heterodoxen Herrn Sohnes ganz zum reinen christlichen Deismus bekehrt anzutreffen; sodann, nachdem er auch diese Frau durch die Blattern wieder verloren, den Einfall bekommt, zur See zu gehen und, wiewol er vom Seewesen nichts versteht, als Capitän seines eigenen Schiffes in der Welt herumzustreichen; endlich im funfzigsten Jahre seines Alters zurückkommt, ein Landgut kauft und nun — sich unter den Schatten seines Feigenbaums hinsetzt um auf ein so wohlgelebtes Leben mit völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, zurückzusehen und aus dieser schönen Kette von Landstreicherei, Heirathen, Religionsgesprächen, Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schalste, platteste, impertinenteste Buch zusammenzuflicken, das je aus dem Gehirn eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bacchanalia lebenden,[1]) mißgeschaffnen Dritteldings von Deisterei, Pietisterei und Epikurismus hervorgegangen ist! Das laß mir, als Beispiel betrachtet, das Leben eines Christen oder, als ein poetisches Werk, ein Originalmeisterstück von Erfindung und Zusammensetzung sein!

Wahr ist's, wir werden zwischen den Acten dieser feinen Komödie mit allerlei unerwarteten, lehrreichen, erbaulich-lustigen Zwischenspielen regalirt, als da sind: die wundervolle antitrinitarische Frauenzimmerrepublik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Bösewichts, der, nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und eingefleischter Teufel begeben kann, zuletzt ein

---

[1]) Nach Juvenal, II. 3. — A. d. H.

Einsiedler und (was sich von selbst versteht) ein antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bei den Philosophen zu Ulubrä, wo ein merkwürdiger Zweikampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppelt reflectirendes Teleskop beobachtet, mit großer Darstellungskunst beschrieben wird — u. dergl. m. Aber unglücklicherweise ist der Autor von dem antiathanasischen Teufel so schrecklich besessen, daß er uns keines von seinen Intermezzi geben kann, ohne daß wir durch Anhörung einer langweiligen, wortreichen und kläglich raisonnirten antitrinitarischen Deduction oder einer ascetischen Predigt dafür bezahlen müssen. Denn auf das, was man eigentlich Dialog nennt, findet er aus Ursachen für gut, sich niemals einzulassen. Wenn er zwei oder mehrere Personen über irgend einen Artikel seiner heterodoxen Theologie sprechen läßt, so ist's doch immer nur eine, die das Wort führt; die andern sind allerseits schon voraus von dem, was gesagt werden wird, überzeugt, oder wenn ja eine Einwendung zum Vorschein kommt, so greift man doch mit Händen, daß es nur pro forma geschieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Autor in seinem System gewahr worden, nach Möglichkeit zuzustopfen.

Insofern muß man allerdings diesem theuren Rüstzeug sein gebührendes Lob ertheilen, daß er den großen und letzten Hauptendzweck seines Werkes nie aus den Augen verliert, indem selbst die Zwischenspiele, Episoden und Abschweifungen unversehens zu wirklichen Theilen des Ganzen werden und zu zweckmäßigen Mitteln, sein System von christlichem Deismus und deistischem Christenthum zu befestigen oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen, dienen müssen. Nur ist, wie der scharfsinnige Verfasser der Anmerkungen und Zusätze mehr als einmal bemerkt, zu bedauern, daß Herr Johann Bunkel sich selbst und seiner großen Diana, dem Rationalismus, nicht immer getreu bleibt, sondern, ehe man sich's versieht, gegen seine notorischen Grundsätze wie ein Mysteriker spricht; welches denn dem besagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen scheint, weil Bunkel als ein Mann, der seinen Locke dreimal durchstudirt hat, sehr oft die Sachen, von denen er schwatzt, nur in einem Nebel sehe, d. i., es deutsch herauszusagen, nicht immer so eigentlich wisse, was er wolle — eine Hypothese, die das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weswegen wir Herrn Johann Bunkel sehr lobenswürdig finden, ist die Mannichfaltigkeit, welche sein fruchtbares Genie, zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie, in die Art und Weise gebracht hat, wie er seine Amoureuses oder die schönen Engel, die so nach und nach unter Garantie des Franciscanermönchs Vater Fleming die eheliche Decke mit ihm beschlagen, sowol aufführt als wieder abtreten läßt. Mit Miß Noel, welche unglücklicherweise unmittelbar vor dem Beilager stirbt, wird er zuerst in einem Gartentempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtische sitzend, bekannt. Seine erste wirkliche Frau, Miß Charlotte Melmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte, und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Cajüte, worin sie beinahe ertrunken wäre, ins Trockne herauszutragen; welches denn, wie leicht zu erachten, zu einem der interessantesten unter den 16 Chodowiecki'schen Kupferstichen erwünschte Gelegenheit gab. Miß Statia Henley, seine zweite Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortrefflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen dreiblättrigen Steineiche sich befand", neben ihrem Großvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweißen Haaren, auf einer dieser Bänke sitzen. Mit seiner dritten Hauskrone, Miß Antonia Cranmer, fängt sich die Bekanntschaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterschiede, daß Herr Johann Bunkel, als ein weidlicher junger Wittwer, der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwischen ihr und ihm liegenden Graben rüstig hinübersetzt und, „nachdem er mit seinem Hut in der Hand ihr seine Ergebenheit bezeigt",[1]) die Kühnheit seines unvorbereiteten Besuchs entschuldigt und im nämlichen Athemzug eine wohlgedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterlose Mädchen abdrückt, die sich hier mit ihrer schönen Base Agnesia Vane in einer gar romantischen Einsiedelei allein befindet und nichts Dringenderes hat, als den holden Johann Bunkel baldmöglichst zum Herrn und Inhaber ihrer schönen himmlischen Person und ihres großen Vermögens zu

[1]) Früher mit der Anmerkung: „Das heißt man doch Homerische Manier im Erzählen!" — A. d. H.

machen. Sein Liebesverständniß mit Jungfer Spence, seiner vierten Gemahlin, fängt sich zwar auf eine sehr alltägliche Weise beim Gesundbrunnen zu Harrogate an; allein da Miß Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundsprache zu citiren wußte, so biß sie nicht so hastig in den Angel wie die liebeshungrige Antonia, sondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und diese Verzögerung giebt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zusammenkunft mit einer andern schönen Dame, bei der unser Pilgrim nach der seligen Ewigkeit sich ohne einiges Bedenken etliche Tage sehr weltlich lustig macht, sondern sogar zu einer der besten Thaten seines „wohl gelebten und unbescholtenen Lebens" Gelegenheit, nämlich durch studirte Betrügerei zwei hübsche Mädchen zu entführen oder, wie er die preiswürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sclaverei bei ihrem geizigen Vormunde zu befreien — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen nicht dafür gut sein, daß nicht jede der vorbemeldeten Arten, wie Herr Bunkel seine erste Aufwartung bei seinen Damen macht, schon vor ihm in andern Romanen vorgekommen, aber von einer wenigstens getrauen wir uns zu versichern, daß sie ganz original ist und, wiewol sie eine treffliche Wirkung thut, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder epischen noch dramatischen, gebraucht worden, und das ist die Art und Weise, wie er mit der Schwester seines Freundes Karl Turner bekannt wird.*) Er war nach seiner löblichen Gewohnheit im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Wege über steile Felsen, wo jeder Mißtritt Tod war, zu den Philosophen von Ulubrä zurückzukehren, als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Höhle gewahr ward, in welche man als auf einer Treppe herabsteigen konnte. Aus dieser Höhle ging seitwärts ein andrer, aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Oeffnung in eine andre Höhle führte, welche gegen den Tag offen zu sein schien. Bunkel, wie er immer ein großer Waghals ist, entschließt sich, herabzuklettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht „von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen". Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben und zeigte in der Mitte ein sauberes, artiges kleines Landhaus. Herr Bunkel entdeckt durch sein Fernglas ein

*) S. 78f. im 2. Theile.

hübsches junges Frauenzimmer, das mit Nadelarbeit[1]) beschäftigt vor der Thüre saß, während nicht weit davon eine andre Zaubrerin stand und Fische angelte. Zwei hübsche Mädchen in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel — was eine goldfarbige Fliege am Angel für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefähr noch 6 Ruthen, um wieder ans Tageslicht zu kommen; aber weil der junge Herr „vor Ungeduld, die zwei Zaubrerinnen kennen zu lernen", nicht mehr wußte, wo er war, noch was er that, glitscht' er mit dem Fuß aus und „rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art" herunter. „Es war eben Mittag," fährt er fort, „als ich bei den Frauenzimmern anlangte, und da sie mich nicht eher sahen, als bis sie sich von ungefähr umwandten, so waren sie über meinen Anblick so erschrocken, daß sie die Farbe veränderten und die Eine laut zu schreien anfing. Aber diese Furcht verging bald, wie ich sie versicherte, daß ich ihr gehorsamster Diener sei" u. s. w. Man muß gestehen, daß dies wirklich eine drollige und affenteuerliche Art, sich zum gehorsamen Diener zu erklären, ist, und vermuthlich sind es Einfälle dieses Schlages, die unserm Helden die Ehre zugezogen haben, für den „launigsten und angenehmst-seltsamsten Schriftsteller," der je die Feder geführt, erklärt zu werden.[2]) Aber freilich, wenn nicht auch noch dann und wann so ein angenehmst-seltsamster Schnak oder eine schöne Beschreibung einer unterirdischen Reise, eines bezauberten Thals oder eines schönen jungen Religion und Wollust athmenden himmlischen Mädchens mit unterliefe, wo sollte Einer die Geduld hernehmen, sich durch den dumm-ernsthaften Theil des Buchs, der zuletzt doch wenigstens sieben Achtel vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müssen gestehen, in der Art, wie Herr Bunkel seiner schönen Weiber wieder los wird, zeigt sich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in diesem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieser läßt bekanntermaßen von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht eine der andern gleich

---

[1]) Ursprünglich „mit einiger Art von Nadelarbeit", mit der Anmerkung: „Welche Präcision im Stil! — mit einiger Art von ꝛc. anstatt schlechtweg mit Nadelarbeit! Herr Bunkel ist ein Muster in dieser Art von Präcision." — A. d. H.

[2]) Im Merkur wird dies als Aeußerung Nicolai's bezeichnet. — A. d. H.

sein. Herr Bunkel hingegen richtet vier von seinen Sultaninnen durch die nämliche Todesart hin. Miß Noel stirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in sieben Tagen „die feinste menschliche Bildung in den scheußlichsten und widerlichsten Klotz verwandelten. Das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe," überall schändlich zugerichtet[1]), wurde das „garstigste und unerträglichste Schauspiel!" O Bunkel! Bunkel! Seine liebe Charlotte stirbt zwar nach einem entzückenden Zeitlauf von zwei Jahren, worin er der glücklichste Mann von der Welt war, an einem hitzigen Fieber; aber Statia, die ihm wenige Tage darauf sein Leid ergetzt, geht ebenfalls an den Blattern darauf, und Bunkel „wird wieder in tiefe Trauer gesetzt". Wohl ihm, daß es noch mehr hübsche Mädchen gab! daß es eine schöne und reiche Antonia Cranmer gab, die ein Mann wie er nur ansprechen durfte! Das Mädel „war gut wie ein Engel;" aber nach zwei Jahren starb sie gleichfalls an den Blattern und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miß Spence, die Nächste, an welche die Ehre kommt, mit unserm betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, stirbt wie Nr. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miß Turner, seiner fünften (respective sechsten) Gemahlin schadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichen ist; denn sie stirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worin Mann und Weib saßen, durchgingen. Unglücklicherweise für uns Arme — kam Herr Bunkel frisch und gesund davon! Mit der reichen Agnesia Dunk, die er hiernächst ihrem Vater entführt (aber freilich war es auch nur ein Trinitarier und ein Bösewicht!) spielt seine Phantasie noch wunderlicher; die wird gar zweimal todt gemacht, einmal blos zur erlaubten Gemüthsergetzung der Leser an keiner Krankheit, das zweite Mal aber im vollen Ernst an den leidigen Blattern, nachdem der liebe Mann vorher seine Interimsgemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige, die er sich in der Zwischenzeit seiner doppelten Verheirathung mit Fräulein Agnesia antrauen ließ, in einem Bache, wo sie fischen wollte, jämmerlich ertrinken lassen. Also eine ertrunken, eine von Pferden geschleift, zwei am hitzigen Fieber und vier an den Blattern! In Summa acht Weiber

[1]) Hier stand die Parenthese: „(überall? Herr Bunkel muß sehr vorwitzig gewesen sein)". — A. d. H.

in zehn Jahren! Chaucer's berüchtigtes Wife of Bath hatte nur fünf Männer in einem halben Jahrhundert; aber die war denn auch nur ein gottloses trinitarisches Belialskind! Das macht freilich einen Unterschied.

---

[1]) Man kann die Johann-Bunkliade als ein dreileibichtes Ungeheuer unter dreierlei verschiedenen Gestalten betrachten — als Roman, als theologisches Lehrbuch und als Vorbild und Beispiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.

Was sie als Roman, Werk der Einbildungskraft, historisch-poetische Composition ist, haben wir gesehen.

Was sie von ihrer theologischen, dogmatico-polemischen Seite werth sei, ergiebt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inconsequenz und die groben Irrthümer dieses „langsamen Kopfs, der den Locke dreimal durchstudirt hat, um denken zu lernen",[2]) meisterlich, obwol, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich, als es das Interesse des Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, einem elenden Buche durch die Anmerkungen und Zusätze aufzuhelfen[3]), ließe sich nicht uneben mit einem Gastmahle vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge größtentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel ein besonderes Pulverschächtelchen oder Arzneigläschen gestellt wäre, damit ein Jeder, der von ihr gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte.

Lassen wir uns nun die Mühe nicht verdrießen, dem

---

[1]) Der zweite Artikel begann ursprünglich hier mit folgender Einleitung: „Und haben wir denn unsern Lesern wirklich eine solche Fortsetzung versprochen? Das war unbarmherzig gegen uns selbst! Aber weil's nun einmal versprochen ist, so muß es auch gehalten sein, so schwer es uns ankommt, uns dem Ekel, den dieses angenehmst-seltsamste aller Bücher aus allen Blättern duftet, noch einmal auszusetzen". — A. d. H.

[2]) Im Merkur mit der Anmerkung: „Es ist ungefähr, als wenn Jemand Hacquet's Buch von der Digestion studiren wollte, um verdauen zu lernen." — A. d. H.

[3]) Hier stand früher das freilich sehr verletzende „ist einer von den schlausten Kniffen unsers Sosius", und darauf war davon die Rede, daß diese Portion „3½ Thlr. Leipziger Courant" koste. — A. d. H.

ehrwürdigen John Bunkel auch als Beispiel und Vorbild der Lehre, die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten.

Es ist nicht zu leugnen, bei aller seiner Bosheit gegen den guten Athanasius und die englische oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche hat er doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem, was zum thätigen Christenthum gehört. Ein Christ ist nach seiner Theorie ein Mensch, der seinen Glauben an Gott und Jesum Christum dadurch beweiset, daß er „nach den Vorschriften des Evangeliums handelt," daß er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbstverleugnung, in Entsagung weltlicher Gesinnung u. s. w. Christo ähnlich ist; ja, daß er sich sogar bestrebt, „Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen und nach seinem Vermögen*) vollkommen zu sein wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist" u. s. w. — und als einen solchen Christen erklärt und bekennt sich Johann Bunkel unzähligemal durch sein ganzes Buch. Wer ihn schwatzen hört und gewohnt ist, die Leute nach dem, was sie schwatzen, zu beurtheilen, sollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigstens ist man berechtigt, von einem Manne, der solche Grundsätze und Gesinnungen vorgiebt, ein mit denselben übereinstimmendes Leben zu erwarten, und hätte der Verfasser seinen Johann Bunkel in den verschiednen Verhältnissen und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnütziger Thätigkeit dargestellt, so könnte sein Buch[1]) wenigstens von dieser Seite noch einigen Nutzen geschafft haben. Aber nichts weniger als das. Johann Bunkel schwatzt zwar immer — nicht wie ein Christ — denn die schwatzen nicht —, sondern, als ob er einer wäre; lebt aber immer, wie alle Zöllner und Sünder auch leben, bringt seine Zeit mit gut Essen und Trinken, Scherzen, Spielen, Tanzen, Herumschwärmen und Müssiggehen zu — verliebt sich in ein schönes Mädchen nach dem andern, heirathet eine nach der andern, begräbt eine nach der andern,

*) Diese moralische Clausula salvatoria steht hier nicht für die Langeweile da. Denn wenn Meister Bunkel, wie am Tage liegt, ein gar elender Nachahmer Gottes ist, so kann er sich immer mit seinem wenigen Vermögen entschuldigen. Das Schlimmste ist nur, daß jeder Schurke eben das sagen kann, und mit so gutem Fug als er.

[1]) Früher stand hier noch: „(so dumm und langweilig es übrigens nach dem einstimmigen Zeugniß der meisten Pränumeranten ist)". — A. d. H.

liegt schon wieder bei einer neuen, ehe die vorige recht erkaltet ist, und rechtfertigt sich deswegen[1]) — mit seinem Temperament! — verspielt sein ganzes Vermögen in einer Nacht — entführt einem Vormund durch die niederträchtigsten Ränke seine Pflegetöchter, einem Vater sein einziges Kind — kurz, ist, von vorn und hinten besehen, weder mehr noch weniger als ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer, antitrinitarischer Müssiggänger, Wollüstling und Libertiner — und hat die Unverschämtheit, — sein Leben zu schreiben!

Bedarf es Beweise dieser Beschuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne Alles davon ab, was Geschwätz ist, und sehe, was übrig bleibt!

Nur einige kleine Proben, wie viel der Mann auf Essen und Trinken hält — blos aus dem zweiten Theile, der mir just zunächst liegt.

S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen, und die Herren (die Philosophen zu Ulubrä) setzten sich mit mir bei verschiedenen vortrefflichen Schüsseln nieder. Hier fand sich das Beste von jeder Art Speise und Trank, und es war Alles aufs Zierlichste angerichtet. Ihr Wein besonders war alt und edel[2]) und wurde nicht sparsam eingeschenkt. Wir tranken nach der Mahlzeit ein fröhliches Glas und lachten einige Stunden auf eine vergnügte Weise weg." Bald darauf, nachdem sich Herr Bunkel bei Herrn Harcourt und seiner apokalyptischen Tochter, Miß Henriette Eusebia,[3]) als ein christlicher Pilgrim und Märtyrer introducirt, wird (S. 41) an einer vortrefflich besetzten und mit einem großen Schenktisch benachbarten Tafel tüchtig geschmaust und der Nachmittag abermals mit Scherz zugebracht. Freilich bezahlt Herr Johann beim Spaziergang für seine Mahlzeit durch eine sehr ernsthafte Kathederrede gegen die Lehre von der Dreieinigkeit. Bald darauf purzelt er auf die neulich beschriebene Art zu Miß Turner und Miß Jaquelot herab, die er als ein paar — reizende Prinzessinnen beschreibt. „Mit diesen Frauenzimmern", sagt er, „brachte ich drei Tage

---

[1]) Hier sind die Worte „der garstige Bock!" weggefallen. — A. d. H.

[2]) Früher mit der Anmerkung: „Schade für den edeln alten Wein, den so ein Schuft getrunken hätte — wenn's wahr wäre! Aber das Beste ist, daß der Mensch allem Ansehen nach nur in seiner Imagination trinkt und schwelgt." — A. d. H.

[3]) Früher mit der Anmerkung: „Von welcher nebst den übrigen merkwürdigen Frauenzimmern ein andermal." — A. d. H.

zu, und wir vertrieben uns die Zeit mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir waren ein glückliches Kleeblatt" u. s. w. Indessen mußt' es zuletzt doch geschieden sein! Aber auf unsern Antitrinitarier warten lauter glückliche Abenteuer. Er kommt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, springt an seiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moralisirt (d. i. Wasser ins Meer gießt), und findet endlich den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herrn Berrisfort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt, daß es jetzt zehn Uhr sei und man also ans Frühstück denken sollte. Die Schwester des Herrn Berrisfort wird ersucht, sogleich Anstalt dazu zu machen; und bald sieht Herr Johann zu seiner großen Freude verschiedene Bediente ein schönes und vortreffliches Frühstück hereinbringen. Bunkelchen wird eingeladen und bringt abermals etliche Tage auf Kosten andrer Leute mit Vergnügen zu. Vormittags wird sechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden sie zu Hause allemal ein herrliches Mittag- und Abendessen. Das beste Essen und Trinken, was der Geschmack nur wünschen kann, setzt Bunkel als Einer, dem von der Erinnerung noch das Maul wässert, hinzu, als ob es an dem herrlichen Beiwort noch nicht genug gewesen wäre! Da Bunkel nächst gutem Essen und Trinken nichts in der Welt lieber hat als ein schönes Mädchen, so folgt auch hier eine hübsche Beschreibung der Miß Berrisfort. Ihr einziger Fehler war, daß sie eine ganz abscheuliche Fuchsjägerin war und immer bei den Hunden sein mußte, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichsten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick", sagt Meister Bunkel, „erwartete ich, daß sie sich den Hals, den lilienweißen Hals brechen würde. Sonst wurde ich von Allen, die mich kannten, für einen desperaten Reiter*) gehalten; aber mit diesem jungen Frauenzimmer konnt' ich nicht fortkommen" u. s. w. „Doch", setzt er hinzu, „wenn Ehre ruft und Schönheit uns leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zurückbleiben?" Diese loyale, altritterliche Art zu denken kostete unserm geistlichen Amadis schon am zweiten

*) Eine feine Qualität an einem Evangelisten und Reformator!

Tage einen erschrecklichen Fall, wobei er doch leider mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davonkam. Dafür hatte er aber auch die Satisfaction, daß die schöne Diana, Julie Berrisfort, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewol es gottlob ohne Schaden ablief und blos zu einer nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen Beiden Anlaß gab, auch bald darauf bei einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit und einigen Flaschen alten und edeln Weins Alles wieder vergessen wurde; worauf bei einer Pfeife Tabak über den lehrreichen und weisen Satz: daß der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom großen Verfall des Christenthums sei", und über die Aechtheit der heiligen Schrift eine feine Unterredung erfolgte, — vermittelst welcher wir unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag auch die ganz neue Entdeckung machen, daß Gott — Gott sei. Die Unterredung schließt sich auf seine erbauliche Art mit der Apostrophe: „Wir wollen daher, mein theurer Robert, Christen sein, den Aposteln gehorchen und uns nach den Vorschriften der Offenbarung also beherrschen und aufführen, daß, wenn Jesus Christus einst wiederkommen wird, uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren" u. s. w. Und in Gemäßheit dieser guten Entschließung begiebt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange sofort wieder auf den Weg und springt über Graben, Stock und Stein wieder zu den Philosophen von Ulubrä zurück, um — ihnen die Abenteuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen.

Wir würden unsern Lesern Ueberdruß verursachen, wenn wir noch mehr Beispiele häufen wollten, mit welcher thierisch-sinnlichen, schmatzenden Behaglichkeit Herr Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahlzeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt wiederkäut. Das Buch ist bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers voll davon. Uebrigens wird ihm Niemand übel nehmen, daß er gern was Gutes ißt und trinkt, sondern nur, daß er so viel Aufhebens davon macht und dieser und andern sinnlichen Vergnügungen durch die Art, wie er davon spricht, einen so großen Werth beilegt. Und auch dies nimmt man ihm nur darum übel, weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in einem

mehr als Epikurischen Tone von Essen und Trinken zu reden. Ein jeder Andrer, der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt, mag ungetadelt seinem Gaumen gütlich thun und in guter, fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen und sich seines Lebens freuen, so lang er will und kann. Aber einem Menschen, der immer im Munde führt, daß ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen müsse, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatralischen Vorstellungen u. s. w., weil sie zum Laster verleiten, nicht mitmachen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und sich nach geistigen Grundsätzen bilden müsse*) — einem solchen Menschen steht es wahrlich übel an, sich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus seinem Munde ganz unsinnig, wenn er uns erzählt: daß er mit einem Dutzend Herren und Damen, die alle so lustig und einnehmend waren, als die wohlerzogensten Leute sein können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, singen, schwatzen und sich an Harlekinen und Luftspringern ergetzen**) — und wenn er von Allem diesem just in dem Tone spricht, wie ein Jünger von Mylord Chesterfield oder wie das ungöttlichste aller Weltkinder nur immer sprechen kann. Das ist's, was wir dem Wesen, das zu einer andern geistigen Welt gehört, übel nehmen — und um so mehr übel nehmen, weil wir nirgends sehen, durch was für eine Art gemeinnütziger Thätigkeit und Erfüllung auch nur seiner bürgerlichen Pflichten er das Recht, sich zehn Tage lang durch Ergetzlichkeiten zu erholen, erlangt habe. Es ist Unsinn und mehr als Unsinn, es ist Aergerniß und Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beispiel eines wohlgeführten Lebens aufzustellen!

Ich sehe, daß ich mich unvermerkt ereifere — und, weil ich gerade keinen Freund bei mir habe, der mir auf gut Tristramisch durch ein Twittel-Diddel, Diddel-Diddel, Twittel-Diddel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte, so wollen wir versuchen, ob Herr Johann Bunkel nicht selbst dazu gut ist. Ziehen wir doch ein Wenig in aller Ehrbarkeit den Vorhang weg und sehen, wie sich der Mann mit seinen

*) III. Th. S. 109 f.
**) II. Th. S. 347 f.

schönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbstverleugnung übt. Wir werden finden, daß der wohlselige Robert von Arbrissel nur ein Kind gegen Herrn Sanct Johann Bunkel ist.

[1]) Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der wohlgelehrten Miß Noel in freundlicher Antwort auf ihre philologisch-kritische Vorlesung über die erste Sprache „ein halb Dutzend Küsse von ihren balsamischen Lippen raubt",*) wollen wir als einen ungezogenen Jünglingsstreich um so eher übersehen, da Miß Noel selbst so schnell ist, ihm zu verzeihen, und er gleich darauf sich wieder so artig aufführt, als man von irgend einem akademischen Stutzer erwarten kann. „Anfangs zwar", sagt er, „fand sie sich dadurch sehr beleidigt. Allein da ich sie um Vergebung bat und ihr vorstellte, daß keine mutbwillige Grobheit, sondern die Zauberkraft ihrer majestätischen Augen**) und die glänzenden Eigenschaften ihrer Seele mich so entzückt und hingerissen haben, so wurde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und sie fragte mich, ob wir Karten spielen wollten. Mit Freuden, antwortete ich, und sogleich wurde ein Spiel hereingebracht. Wir setzten uns nieder zu Cribbage" u. s. w. Nach einigen Spielen wurde Miß Noel gewahr, daß eine Flöte aus seiner Rocktasche hervorguckte. „Sir", sagte sie, „Sie spielen wol auf diesem Instrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuspielen."[2]) Nun, denken wir, wird der Bursche sein Stückchen blasen. Mit nichten! Um ihr zu zeigen, daß er auch Verse mache, nimmt er aus seinem Taschenbuch einige Zeilen hervor,

*) I. Th. S. 75. Es möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magisterin dadurch hätte insinuiren wollen, daß es sich für ein so hübsches junges Mädchen nicht schicke, Katheederreden über die erste Sprache zu halten, und über die Cherubim und Elohim eine besondere Meinung zu haben. Aber das ist es nicht. Buntel raubt sein Halbdutzend Küsse wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernst.

**) Buntel ist wol der Erste, auf den Majestät eine solche faunische Wirkung thut. Aber dafür ist auch nie ein Buchmacher gewesen, der sich weniger ums Schickliche bekümmert hätte als er. Das sibi convenientia fingere ist eine Regel, wovon er, seinem Locke zu Trotz, gar keinen Begriff zu haben scheint.

---

[1]) Hier fing im Merkur mit einem in den Werken ausgelassenen Uebergang die zweite Fortsetzung an. — A. d. H.

[2]) Hiezu im T. Merkur die Anmerkung: „Eigentlich im Grundtext: „Sie werden mich verbinden, wenn Sie belieben wollen, mir ein Stück darauf vorzuspielen." Diese schändliche Art von wortreicher Höflichkeit beobachtet der Duns durch sein ganzes Buch und amplificirt es in diesem Geschmack, zum herzlichen Ekel der Leser, um viele Bogen. Das muß man ihm lassen: in Complimenten a la Menantes und in Tautologien sucht er seinesgleichen." — A. d. H.

die er ihr vorliest, und sagt: daß er sie den vorigen Tag „zu einer Arie des — Lulli" (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal, von dem herkommen sind die Geiger und Pfeifer?) gemacht habe; und sogleich (setzt er hinzu) „fing ich an, auf das Lieblichste — wie ich konnte, zu blasen." Aber auch dabei ließ er's nicht bewenden. Um alle seine kleinen Talente auf einmal auskramen zu können, muß der Jungfer Noel alter eisgrauer Vater dazukommen und sogleich vermuthen, daß Meister Bunkel ohne Zweifel ebenso gut singe als spiele. „Mit Beidem will ich aufwarten, so gut ich kann", antwortet der junge Pennal; und stracks fängt er an, sein Lied zu singen (vermuthlich eine Arie des Lulli), das dem alten Herrn „nicht nur wegen des artigen Gesangs, sondern auch wegen des moralischen Inhalts" (denn es handelte von der Einsamkeit) so wohl gefällt, daß der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Laffen sogleich eine Liebeserklärung thut und nach Verlauf von zwei Monaten schon die Heirath zwischen ihm und Miß Henrietten festgesetzt wird; welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, erzähltermaßen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe in den scheußlichsten und widerlichsten Klotz und in das garstigste und unerträglichste Schauspiel verwandelt hätten". Im Vorbeigehen gesagt, romanhaft denkt und fühlt Hänschen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers sagen mögen. Man erinnere sich nur, wie St. Preux in Rousseau's Neuer Heloise am Bette seiner an ebenso scheußlichen Blattern tödtlich darnieder liegenden Geliebten sich beträgt, und vergleiche dessen Sprache und Betragen mit Bunkel's! Einem wahren Liebenden, ich will nicht sagen, einem Wesen, das sich nach geistigen Grundsätzen gebildet hat, würde freilich unmöglich gewesen sein, über die Leiche seiner zum Engel entfalteten Geliebten ein solches Nachtbecken voll scheußlichster Beiwörter herabzuschütten — aber einem Kerl von Bunkel's Temperament ist's allerdings nicht so sehr zu verdenken, wenn er griesgrämig darüber wird, daß ihm ein so appetitlicher Bissen, als Miß Noel vor den Blattern war, so nahe am Hochzeittag von dem garstigen Knochenmann vorm Maule weggeschnappt werden soll!

Wie gesagt, das halbe Dutzend so ex abrupto geraubte Küsse ausgenommen, führt sich Buntel in seiner ersten Liebe

ganz leidlich ehrbar auf. Bei Miß Charlotte Melmoth, seiner zweiten Geliebten, treibt er die Bescheidenheit und Enthaltung sogar bis zum Heroism. Ungeachtet sich ihre Bekanntschaft damit anfängt, daß er sie so nackend, wie sie Gott erschaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt, ungeachtet diese Miß außerordentlich schön war und Bunkel drei ganzer Wochen im Wirthshause Talbot mit ihr verblieb und sie selten von einander waren (ausgenommen wenn wir schliefen, setzt der vorsichtige Mensch hinzu): so erhielt sich ihre gegenseitige Liebe doch in den Schranken der reinsten und edelsten Freundschaft; denn in wenigen Tagen waren sie einander „durch eine wunderbare Zaubertraft in ihren Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Gesinnungen so ähnlich geworden, daß sie zwei geistige Sosiasse oder Copeien Eines von des Andern Seele waren."*) „Auf den Leib", sagt er, „ward gar nicht gesehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus." Bravo, Master Bunkel! das ist doch eine Aufführung, wie sich's für einen feinen, empfindungsvollen Liebhaber und für einen Menschen aus der andern Welt geziemt! Aber freilich merkt der Mensch, so dumm er sonst ist, gleichwol hier selbst, daß auch bei den leichtgläubigsten seiner Leser einiger Zweifel über die Möglichkeit einer so Platonischen Liebe bei einem Temperament wie das seinige, bei einem dreiwochigen stäten Beisammensein in einem Wirthshause und zu einer so außerordentlich schönen Person, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entstehen könnte; und er scheint sich dieses Phänomen selbst nicht wohl anders als durch die Macht, welche das Bild der schönen Miß Noel noch über seine Sinne hatte, erklären zu können. Er meint, wenn's länger als drei Wochen gedauert hätte, so könnte er nicht sagen, was aus dieser Platonischen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser Herr Johann wurde, sobald er einmal von diesem bezauberten Fleische gekostet hatte, so läßt sich für nichts stehen. Indessen müssen wir doch ihm und der schönen Melmoth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie auf ihrer Seite alles Mögliche gethan, um dem bösen Widersacher das Concept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend

*) Th. I. S. 101.

bis um Mitternacht allein beisammen; aber — „anstatt von der Venus und irgend Einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten sie sich mit den moralischen Werken des Cicero, mit seinen Academicis und De Finibus u. s. w., mit der Frage: ob Oedipus oder Elektra die beste Tragödie des Sophokles sei, und in welchen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten". Kurz, sie schwatzten von einer Menge Dinge „von der Bibel an bis zu den Wolken des Aristophanes und von griechischen und römischen Lust- und Trauerspielen bis zur Minerva des Sanctius und Hickes' Nordischem Thesaurus,*) — und da konnt' ihnen der Asmodeus freilich nichts anhaben. Es war gerade, als ob sie den großen Rosenkranz zusammen gebetet hätten. Die Lehre, welche sich unsre liebe Jugend hieraus ziehen kann, ist die einzige Moral im ganzen Buche, die man nicht längst auf allen Dächern predigen gehört hat: nämlich, „Bübchen und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts zwölf Uhr Tête à tête in Wirthshäusern beisammensitzen, insofern sie nur die Vorsicht gebrauchen, immer den Tisch zwischen sich zu haben und von nichts Anderm zu reden als von Cicero De Finibus, Hickes' Thesaurus und Sanctii Minerva." Gewiß ein unfehlbares Arcanum, auf dessen Erfolg Jedermann, auch ohne es probirt zu haben, sicher schwören könnte.

Herr Bunkel war ungefähr im 23sten Jahre, als er diese Probe von Platonischem Heldenthum und stoischer Kälte ablegte; und wir finden unmittelbar nach seinem Abschied von Miß Melmoth während seines Aufenthalts bei der frommen Frau Martha Price und so fort bis zu seiner Vermählung mit vorbesagter Miß Melmoth eben nichts, was als ein Flecken an seiner Jungfräulichkeit angesehen werden könnte; es wäre denn der starke Eindruck, den, seinem Geständnisse nach, die Dame Azora (Stifterin und Großmeisterin der herrlichen Frauenzimmerrepublik, die uns im ersten Theil der Länge nach beschrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug und „mit ihren wohlgestalteten Füßchen, die sich bei ihrer kurzen Kleidung in schwarzseidenen Schuhen und den feinsten weißen Strümpfen sehen ließen", auf ihn machte; welches ihm jedoch als eine Anwandlung von menschlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu

*) Th. I. Seite 102 f.

verzeihen ist — zumal da das Aergerniß, wofern hier eines statthatte, offenbar ein gegebnes war; denn wer hieß eine junge Dame, die sich an die Spitze eines religiösen Frauenzimmerordens gestellt hat, einen so kurzen Rock tragen?

Was aber den zweijährigen Ehestand betrifft, worin er ungefähr bis in sein 25. Jahr in Orton's Einsiedelei (die nicht durch seinen, sondern des ehrlichen Nachbar Fleming's Fleiß zu einem kleinen Paradiese gemacht worden war) mit der schönen Philologin Charlotte Melmoth lebt, so möchten wir wol sehen, was denn Herr Bunkel als Einer, der in Selbstverleugnung und Ertödtung zu leben versprochen hat, in diesem seinem häuslichen Stande thut, um sich seiner erhabnen Grundsätze würdig darzustellen. Man sieht nicht einmal, was er thut, um nur werth zu sein, daß er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er spricht zwar von seiner Ehe als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels und scheint sich viel damit zu wissen, „daß er gegen seine Frau (die, seinem Sagen nach, ein Engel von Vollkommenheit war) Alles, was ihm die Vorsichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorschrieb, beobachtet und sich also in seiner Ehe so aufgeführt, wie die geoffenbarte Religion und die damit übereinstimmende Natur es erfordert". Aber außerdem, daß er ein Ungeheuer hätte sein müssen, um mit einem solchen Engel übel zu leben, so sind das Alles nur kahle gemeine Formeln, womit uns ein Biograph im Grunde — nichts sagt; und es scheint doch wol keine übertriebne Forderung, wenn wir von einem Menschen, der sich zu einem göttlichen Leben anheischig gemacht, etwas Mehreres erwarten als ein Dasein, in wollüstiger Ruhe und an einer stäten Kette sinnlicher Ergetzungen hingeschlendert. „Ganze Tage brachten wir zu," sagt er, „daß wir fischten und in einer kühlen Grotte am Rande des Wassers oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Flusses speisten.*) Zu andern Zeiten hatten wir unsre Lust, so viele Karpfen und Schleihen, als wir wollten, in einem großen stehenden Wasser zu fischen u. s. w.

*) Bunkel glaubte vermuthlich durch dergleichen eingemischte Bilderchen seine platte Lebensbeschreibung interessanter zu machen. Aber was geht das uns an, wenn er sich's unter einem alten Baum oder in einer kühlen Grotte wohl schmecken ließ? Gut für ihn und Prosit die Mahlzeit! uns braucht er nicht zu Zuschauern dabei zu machen. Solche Züge werden nur interessant, wenn uns die Personen, wovon die Rede ist, sehr lieb geworden sind. Aber wer könnte Herrn Johann Bunkel und seine aus der Luft gegriffenen Weiber lieb gewinnen?

In den schönen Sommertagen belustigten wir uns auch mit der Schießjagd vor dem Hund. Charlotte liebte diesen Zeitvertreib über Alles und ging manche Stunden mit mir, um zuzusehen, wie ich dieses Vogelwerk niederschoß, bis wir des Abends spät über die felsichten Berge zu unserm reinlichen, geruhigen kleinen Hause zurückkehrten und bei unsern Vögeln eine so köstliche Abendmahlzeit genossen, als die Großen sie halten u. s. w. Nach dem Abendessen schwatzten wir entweder bei einer kleinen Punschschale auf eine angenehme Weise bis zur Schlafzeit, oder ich spielte auf meiner Flöte, wobei Charlotte ihre göttliche Stimme hören ließ. So glücklich lebten wir! Selbst der Winter — fiel uns nicht zu strenge. Wir hatten einen vortrefflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben u. s. w. Unsre Bedienten und Mägde verschafften uns ein bequemes Leben, ersetzten unsre Bedürfnisse und machten unsre Glückseligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahrszeit, jede Stunde ergetzte uns und machte uns Freude." Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund und Nachbar, trug dazu das Seinige ehrlich bei. „Es war unmöglich," sagt Bunkel, „in seiner Gesellschaft mißvergnügt zu sein. Seine Gemüthsart und sein Singen bei einer Punschschale waren schon zureichend, den Milzsüchtigsten aufzumuntern und den Verdrießlichsten zum Lächeln zu bringen." All gut, Herr Bunkel! Aber das sagt uns immer nur, wie Ihr Euch gute faule Tage gemacht, und was Ihr genossen, nicht, wie Ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht, was Ihr gethan. Essen und trinken und müssig gehen und sich erlustigen und Andre für sich arbeiten lassen, ist, wenn Ihr wollt, eine gute Art von Sardanapalischem, sybaritischem, schlaraffenländischem Wohlleben; aber exemplarisch und einer Biographie würdig ist es wahrlich nicht! Das heißt weder leben wie ein Christ, noch braucht man ein Christ zu sein, um so zu leben; der gemeinste Heide im ganzen Heidenthum kann das ebenso gut, und ohne daß er sich darum einbildet, um ein Haar besser als ein Andrer zu sein.

Indessen stirbt Madame Bunkel nach zwei so glücklich mit ihrem theuren Ehewirth verlebten Jahren ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicherweise werden auch Freund Thomas Fleming und ein Bedienter nebst zwei Mägden von der nämlichen Krankheit weggerafft. Die Art, wie sich Bunkel bei dieser Prüfung beträgt, ist — seiner würdig; denn er beträgt sich dabei weder als ein Mensch, noch als ein Weiser, noch als

ein Christ, sondern als — Johann Bunkel. „Wie untröstbar mußte ihr Gatte sein!" ruft er aus, und dieser untröstbare Gatte setzt sich unter die Leichen hin und stellt eine Gemeinplatzbetrachtung über den Tod an; das schändlichste Gewäsche, das jemals ein Jesuiterschüler in der rhetorischen Classe als ein Schulerercitium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragensten Lumpen von Sentenzen und eiskalten Antithesen zusammengeflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „Der Tod ist es, der den Eroberer sich seines Namens schämen läßt u. s. w., der Tod ist es, der den Stolzen und Uebermüthigen sagt, daß sie Niederträchtige sind u. s. w., der Tod ist es, der den Reichen zur Rechenschaft fordert und ihm beweiset, daß er ein Bettler, ein nackter Bettler ist u. s. w., der Tod ist es, der vor die Augen der Schönen ein Glas hält und sie darin eine Scheußlichkeit erblicken läßt u. s. w. — Welchen Keiner belehren konnte, den hast Du, o Tod, überzeugt; was Keiner sich unterstehen durfte, das hast Du gethan u. s. w. Doch, mächtiger Tod, Du vermagst noch mehr! Du führest zur Auferstehung vom Tode, zum Tage des Gerichts u. s. w. Du, o Tod, sei daher Morgens und Abends der Gegenstand unsrer Betrachtung. Lehre uns, daß alle menschliche Dinge übel sind u. s. w. Lehre uns, daß wir nicht zu Menschen, zu denkenden, vernünftigen Wesen in der Absicht gemacht worden, daß wir alle unsre Gedanken und Zeit in Sinnlichkeit und Vergnügungen, Essen und Trinken und Ergetzlichkeiten (wie ich Johann Bunkel, hätt' er hinzusetzen sollen) verschwenden sollen; sondern daß wir uns auf die Stunde des Todes vorbereiten, damit wir, wenn Gott uns abruft" u. s. w. Wir haben von je her große Dunse in unserm lieben Deutschland gehabt und sind dato noch im Ueberfluß damit versehen; aber von dem Grad der Dunsheit und Eselei, der dazu gehört, um solche muffige Brocken von der ersten besten Leichenpredigt herabzuschneiden und sie einem mit unverwandten Blicken vor dem Leichnam der geliebtesten Gattin sitzenden zärtlichen Ehemann als Betrachtungen in den Mund zu stecken — davon haben wir doch unter allen unsern Dunsen kein Beispiel. O Bunkel! Bunkel! Du lehrreichster, Du originalster, Du launigster, Du angenehmst-seltsamster aller Schriftsteller!

Für einen Menschen, dem es um Ertödtung seines alten Adam's und Vorbereitung auf die Todesstunde zu thun gewesen

wäre, war nun keine Entschließung natürlicher, als in Orton's Einsiedelei zu bleiben oder allenfalls sich noch tiefer ins Gebirge hineinzuarbeiten, um den Rest seines Lebens als ein ächter Eremit in Enthaltung, Gebet und Abgeschiedenheit zuzubringen. Oder hätte Bunkel sich etwa erinnert, daß ein Christ nicht zur Abgeschiedenheit, sondern zur edelsten Thätigkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens berufen ist, so hätte er diesen Tod seiner Gattin als einen Ruf angesehen, aus seiner Einsiedelei hervorzugehen und sich irgend einer ehrlichen und nützlichen Lebensart zu widmen. Aber so was läßt sich Bunkel gar nicht einfallen. Er verläßt zwar seinen bisherigen Aufenthalt, aber blos, „weil es ihm in dem Gemüthszustande, worin er war, unmöglich fiel, in seiner Wildniß fortzuleben". Denn seine Philosophie und Religion verläßt ihn allemal just, wo er sie nöthig hat. Er geht fort, aber doch mit der Hoffnung, daß ihn das Schicksal wol einst wieder dahin zurückführen könnte. Denn, sagt er, „es ließ sich ja gedenken, daß herzliche Freundschaft, Fröhlichkeit und geselliges Leben noch einmal hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung lehrt, welche wunderbare Dinge[1]) durch den Zufall können bewirkt werden." Des feinen Christen, der in den Trübsalen des Lebens keinen Trost findet, als den er vom Schicksal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch sei, Meister Bunkel wird von diesem Gedanken auf einmal wieder lustig und „macht sich auf, nicht", sagt er, „wie Don Quixote in Hoffnung, ein Königreich zu erobern oder eine schöne Prinzessin zu heirathen, sondern um zu sehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen und ein Wenig mehr Geld erlangen könnte. Denn", setzt er mit einer unbegreiflich stupiden Naivität hinzu, „diese beiden Dinge zusammengenommen waren allein vermögend, mich wirklich glücklich zu machen." Sein Diener, O-Finn, muß also an einem schönen Morgen sein Felleisen mit kalter Küche und einigen Flaschen versehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch selbigen Tages in einem sehr anmuthigen Lustwalde bei dem Skelett von weiland Karl Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was sollte auf diesem

[1]) Ausgefallen ist die Parenthese: „(als ob es dazu ein Wunder gebraucht hätte!)" — A. d. H.

Pergament Anders geschrieben stehen als wieder ein Stück Leichenpredigt? Aber freilich ein schönes Stück und über einen Text, über den sich schon was — extemporisiren läßt. Denn es handelt von den letzten Dingen und endigt sich, wie leicht zu erachten, mit einem: „Nimm dies daher zu Herzen, weil es noch Zeit ist, Sterblicher!" u. s. w.

Voller Verwunderung — vermuthlich über seine eignen guten Einfälle — verläßt Bunkel diesen Ort, und in der billigen Vermuthung, daß ein Skelett nicht der einzige Bewohner eines so schönen Landgutes sein werde, rückt er weiter vor, bis er bei dem alten silberbaarigen Herrn Basil von Basilholz anlangt, der nebst seiner Enkelin auf der oben belobten schönen und vortrefflich eingerichteten Rasenbank an einem Springbrunnen sitzt. Der Mann war beinahe 100 Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erst 20, hatte große schwarze, funkelnde, sehr schöne Augen, eine stattliche Leibeslänge, war im Gesicht vollkommen schön gebildet u. s. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wässerte. „Ihre Schönheit", sagt er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, „entzündete mein Herz sogleich und flößte meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie vorher so stark empfunden hatte." Bunkel macht sein Compliment, wird so gut aufgenommen, als er sich's nur wünschen kann, und in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tisch bald mit kalten Speisen besetzt wird. Sie lassen sich nieder,[1]) Bunkel muß seine Geschichte erzählen, und der alte kindische Herr findet großes Belieben daran, daß sein Gast alle seine angeblichen Trübsale sich dadurch zugezogen, daß er sich gegen eine falsche Religion[2]) erklärt. „Morgen früh um 8 Uhr beim Frühstück[3]) sollen Sie erfahren," sagte er, „was ich für Sie thun will; wir wollen jetzt das Uebrige aus unsrer Flasche zu uns nehmen, und dann zu Bette!"

Morgens früh beim Frühstück erklärt der alte Großpapa, daß er entschlossen sei, Bunkel's antitrinitarische Standhaftigkeit

---

[1]) Hier stand ursprünglich: „wobei sie sich niederließen", mit der Anmerkung: „Diese scheußliche Schreibart und Manier zu erzählen herrscht durchs ganze Buch!" — A. d. H.

[2]) Weggefallen ist die Anmerkung: „Nicht zu vergessen, daß hierunter die Religion der griechischen und lateinischen, römisch-katholischen und sämmtlichen protestantischen Kirchen gemeint ist!" — A. d. H.

[3]) Im T. Merkur mit der Parenthese: „(wir hätten sonst denken können, morgen Abends um 8 Uhr beim Frühstück)." — A. d. H.

durch seine Enkelin Statia mit den großen schwarzen, funkelnden, sehr schönen Augen und einem großen funkelnden, sehr schönen Vermögen zu belohnen. Nur setzt er die unwillkommne Clausel hinzu, daß er noch warten müßte, bis das Mädchen das 22ste Jahr zurückgelegt. Bunkel, dessen große Bescheidenheit wir schon kennen, antwortet, wie man's in allen schalen Romanen zu lesen gewohnt ist: es sei ihm zwar viel Ehre, aber er besitze nicht Eitelkeit genug, zu glauben, daß er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte; und daß sie dazu gezwungen werden sollte — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indessen, weil er doch so großmüthig dazu eingeladen werde, wolle er sich einige Monate zu Basilholz aufhalten und „der Miß Henley die Versicherung geben, daß er ihr gehorsamer Diener sei" u. s. w. Dictum factum! Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da und wird in dieser Zeit von Jungfer Statia sehr bezaubert. Soll auch Niemand kommen und sagen, er habe seine Zeit wie ein Müssiggänger zugebracht! Denn „Vormittags saß er gemeiniglich in der Bibliothek und machte Auszüge aus seltnen Handschriften und raren Büchern, und Nachmittags spielt' er mit Miß Henley Karten". Zu Anfang des März starb der alte Großpapa, und sobald er begraben war, meinte Bunkel, nun sei weiter nichts zu thun, als zu heirathen. „Ich wollte", sagt er, „schon nach dem Franciscaner Fleming schicken" (denn dieser Mönch ist der Mann, von dem unser Antitrinitarier alle seine sieben Ehen — pro forma — sanctificiren läßt). Aber Fräulein Statia, „wie sie sah, daß sie nun ihre eigene Gebieterin war und ein großes Vermögen baar Geld und ein Gut hatte, so — hatte dies Alles (wer hätte sich's träumen lassen sollen?) einen Einfluß auf ihre Denkungsart und machte eine Verändrung." Kurz, die junge Dame gab unserm heißhungrigen Wittwer eine Art von Hofbescheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, daß sie keine Lust hätte, sich und ihr Vermögen dem ersten Abenteurer, der ihr aufstieße, und wenn er zehnmal so viel für den christlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein sie hatte es mit einem Menschen zu thun, der sich nicht so leicht abweisen ließ. Bunkel hielt mit Zähnen und Klauen fest, und da sonst nichts verfangen wollte, richtete er seine Batterie gegen die Neigung, die sie (freilich nicht in ganzem Ernste) zu dem ehelosen Leben geäußert hatte. Er demonstrirte ihr, einem schönen, gesunden, vollblühenden, reichen Mädchen von 20 Jahren

— der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — daß die Ehe eine gar gute Einsetzung sei, und behauptete, „sie könne ihre Abneigung gegen dieselbe vor dem weisen und gütigen Vater der Welt nicht verantworten, da sie eine Christin sei und als eine solche die Taufe für ein Denkmal des Gnadenbundes erkennen müsse.“ Es ist Schade, daß wir, weil diese Auszüge sonst leicht selbst zu einem Buche von vier Bänden anschwellen möchten, unsern Lesern nicht die ganze Deduction voranalysiren können, um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, daß die Taufe ein Denkmal des Gnadenbundes ist, nothwendig folgt, daß Jungfer Statia sich von Herrn Johann Bunkel heirathen lassen mußte. Diese Deduction nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein und ist die angenehmst-seltsamste Art, sich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemals einem Original zu Sinn gekommen, oder deutsch herauszusagen, das vollkommenste Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemals aus einem menschlichen Hirnkasten herausgeschüttelt worden. Nur etwas Weniges davon zur Probe! „Betrachten Sie, vortreffliche Statia,“ sagt der theure Mann, der von Locke so gut raisonniren gelernt hat, „wenn der Allerhöchste mit Abraham den Bund in diesen Worten aufrichtete: Ich will Dein Gott sein und Deines Samens nach Dir u. s. w., — bedenken Sie, sage ich, daß diese unschätzbaren Segnungen u. s. w. nicht allein mit der größten Dankbarkeit angenommen, sondern auch bis ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem Nachdenken künftiger Geschlechter eingeschärfet werden! Die Beschneidung war das erste bestimmte Denkmal u. s. w., und als das Neue Testament an die Stelle des Gesetzes kam, so mußte der Bund, an welchem die Kinder Theil hatten, durch das Zeichen, welches die Taufe genannt wird, bestätigt werden, indem diese Handlung bestimmt ist, der künftigen Nachkommenschaft einen Antheil an der Liebe Gottes u. s. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verschaffen. Aber was wird aus diesem großen Vorrechte, wenn christliche Frauenzimmer u. s. w. sich zu einem einzelnen Leben entschließen und dadurch künftige Geschlechtsfolgen abhalten, an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Jesu Christi Theil zu nehmen u. s. w.? Sein Sie daher vorsichtig, vortreffliche Statia! — Es ist ein großes Verbrechen, die regelmäßige*) Fortpflanzung von

*) Herr Bunkel gewinnt nichts durch dieses eingeschobene regelmäßige, denn sein Beweis gilt ebenso viel von der unregelmäßigen. Der Franciscaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache.

Menschen zu verhindern; lassen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräulichen Leben fahren — verehlichen Sie Sich, ruhmwürdige Statia, verehlichen Sie Sich und lassen Sie den Segen Abraham's über die Heiden kommen! Setzen Sie Sich nicht dem evangelischen Bund entgegen, sondern gedenken an die tröstliche Verheißung: Ich will meinen Geist auf Deinen Samen gießen u. s. w. Dies fordert ihre heilige Religion von Ihnen; und wenn wir uns nun — zum Buche der Natur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unsern Augen aufgezeichnet, daß es in dem Herzen der Menschen Bosheit sein müsse, welche bei der Zerstörung und dem Untergang des künftigen Menschengeschlechts unbekümmert bleiben, und welchen nur so viel guter Wille mangelt, ein Geschöpf auf eine rechtmäßige und geheiligte Art in die Welt zu setzen. — Preiswürdige Statia, was sagen Sie dazu? Weil Sie eine aufrichtige Christin sind, werden Sie Sich zum Ehestande entschließen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem gegenseitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer so wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?"

Wie ist Euch zu Muth, liebe Leser? Und was für eine Wirkung, denkt Ihr, daß eine solche Standrede, mit gehörigem Ernst von einem Manne wie Johann Bunkel[1]) vorgetragen, auf die preiswürdige Statia habe machen müssen? Die Wirkung einer tüchtigen Dose von Ypekakuanha oder Tartarus emeticus, vermuthet Ihr? Unfehlbar, wenn Miß Statia etwas Besseres als ein Geschöpf des Herrn Bunkel selbst gewesen wäre, ein Werk seiner Hände, das er so albern machen konnte, als er's zu seinem Zweck vonnöthen hatte. Aber so lief es freilich günstiger für den lieben Mann ab, als es sonst menschlicherweise zu vermuthen war. „Unter dieser meiner frommen Vorstellung", sagt er, „verbreitete sich ein Lächeln auf dem Gesichte der Statia, die Verwunderung leuchtete aus allen ihren Geberden hervor, und als ich meine Rede geendigt hatte, sagte diese Schöne zu mir: „Ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den Sie mir gegeben haben. Ich bin eine Christin. In meinem Herzen ist keine Bosheit. Lassen Sie den Vater Fleming kommen, und ich will Ihnen meine Hand geben.""" „Bezauberndes Wort!" ruft der Mann in seinem

[1]) Ursprünglich: „mit all dem dummen Ernst, dessen so ein Brutum wie dieser Bunkel fähig ist". — A. d. H.

Drang, den Himmel zu bevölkern, aus, und eilends wird O-Finn nach dem Mönch gesandt und der Knoten zugestrickt.

Bunkel lebt nun abermals zwei Jahre zu Ortons-Lodge „in einem Stande der Freude, daß man sich denselben auf tausend Jahre hätte wünschen mögen", ohne daß er uns zu eröffnen würdigt, ob und wie viel diese Ehe „von dem Segen Abraham's über die Heiden gebracht habe". Ein hübsches Geschichtchen in jeder Betrachtung!

Indessen da Herr Bunkel beschlossen hat, binnen den nächsten fünf oder sechs Jahren noch mit fünf schönen Mädchen zu Bette zu gehen, so muß sich Frau Statia nach Verfluß der zwei Jahre, so gut wie ihre Vorgängerin, über Hals über Kopf an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht diesmal nicht so viel Ceremonien als bei seiner ersten Frau. Doch versichert er uns, „er habe in drei Tagen die Augen nicht aufgeschlagen —" drei ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, ist freilich eine sehr denkwürdige That; es war aber auch Alles, was Fleisch und Blut bei einem Manne wie der unsrige fähig war. Am vierten Morgen ließ er sich sein Pferd satteln und zog — wieder auf die Freite. Der Zufall bringt ihn zu einer Gesellschaft von zehn Ehepaaren, die in großer Abgeschiedenheit von der Welt, nach einem Entwurf des ehemals berüchtigten Labadistischen Predigers Yvon, der christlichen Vollkommenheit nachjagten. Daß es bei dieser Gelegenheit wieder Declamationen über den Verfall des Christenthums bei den herrschenden Kirchen auf Seiten Meister Bunkel's absetzt, kann man sich leicht vorstellen. „Uebrigens", sagt er am Schluß einer kleinen Beschreibung von diesem wirklich liebenswürdigen Institut, „ein Kloster von dieser Art hat meinen Beifall; es ist ein göttliches Leben." Aber Theil an diesem göttlichen Leben zu nehmen, dazu spürte er keinen Beruf. Denn man mußte da arbeiten, sehr eingezogen leben, Kinder nicht nur zeugen, sondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer so angenehm sind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Statia aufgefordert hatte — und ein solches Leben war nun einmal seine Sache nicht.

Er reitet also fürder und geräth wie gewöhnlich in eine einsame Zaubergegend, wo sich ein reiches schönes Mädchen von 18 Jahren, Namens Antonia Cranmer, eine vater- und mutterlose

Waise, zuweilen aufhielt;*) ein Mädchen, das alle Eigenschaften hatte, um die Beute des ersten besten Taugenichts, der sich ihr in einer gefälligen Maske darstellen mochte, zu werden. Auf die erste Nachricht, die ihm eine Art von Einsiedler giebt, wird der Gedanke in ihm rege: „Das wär' ein Mädel für Dich!" und sogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Statia war zwar kaum einige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterließ bei ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu besetzen. In diesem Stücke war sein Horror vacui ganz außerordentlich. Er präsentirte sich also vor der jungen Antonia, die „so vortrefflich gebildet war, als — ein Frauenzimmer sein kann,"[1]) und — „was mußte in mir vorgehen", ruft er aus, „als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam!" Nun, Herr Bunkel, das können wir uns ungefähr einbilden, ohne daß Ihr Euch deutlicher erklärt. Gut für Euch, daß das Mädchen, „dessen Begriff von einer Mannsperson nicht weit reichte", so gierig war, nach Euch zu schnappen! Denn, da er sich nach dem Frühstück empfehlen wollte, bat sie ihn, beim Mittagessen zu bleiben; und nach dem Mittagessen ließ sie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bei ihr gegessen hatte — und so frühstückten, dinirten und soupirten sie etliche Wochen lang zusammen, bis der gute Mönch Fleming herbeigerufen wurde, die neue Winkelehe, so gut er konnte, zu vidimiren. Nun ging's wieder ans Genießen! „Unsre gegenseitige Liebe ging bis zur Ausschweifung," sagt der gottselige Bunkel, „und das, was menschliche Glückseligkeit heißt, genossen wir in vollem Maße. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwei Jahre in einem unaussprechlichen Vergnügen beisammen."

Das Beste war indessen, daß es auch nicht länger als zwei Jahre dauerte; denn im ersten Monat des dritten Jahres starb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern und hinterließ den armen Mann „untröstlich" — so untröstlich, daß, nachdem

*) Die Erzählung von dieser und andern seiner Wanderungen würde wegen der Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen, die er darin aus seinen Collectaneen zusammenhäuft, noch immer eine Art von Interesse geben, wenn die Schreibart des Menschen nur nicht so unausstehlich platt, ungelenkig und hölzern wäre!

[1]) Hier ist die Parenthese weggelassen: „(d. i. sie hatte alle 33 Schönheiten)". — A. d. H.

er seine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Statia) in Thränen gebadet, er sich aufmacht und nach dem Gesundbrunnen zu Harrogate reiset, um sich — die vierte Frau zu holen. Das Schnödeste dabei ist, daß ihm immer die Religion zum Feigenblatt für die Blöße seines böckischen alten Adam's dienen muß. Denn wenn wir seinem Geschwätze mehr als seinen Handlungen glauben wollten, so verließ er Ortons-Lodge blos, um, wie es ihm die Religion auflegte, sein Leben zu erhalten.

Und hier ist's, wo den seltsamen Menschen endlich einmal eine Art von Scham anwandelt, da er im Begriff ist, schon auf die vierte Frau auszugehen, ohne daß er bei seinen verschiedenen Ehen das Mindeste von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er seinen Lesern hierüber giebt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weisen und Christen klingt sie gar zu schändlich. „Damit ich also hierauf ein für allemal eine allgemeine Antwort gebe", sagt der rohe Topinambu in einem spöttelnden Ton, als ob die Frage die armseligste Kleinigkeit beträfe, „so halte ich es schon für zureichend, anzuführen, daß ich eine zahlreiche Geschlechtsfolge angeben könnte, weil ich wirklich viel Kinder habe. Aber da sie in keinem wichtigen Geschäfte verflochten sind und auch, so viel ich gehört habe, niemals etwas Merkwürdigers verrichtet haben, als aufstehen und frühstücken, lesen und herumlaufen, essen und trinken, so würde es nach meiner Einsicht nicht schicklich sein, sich bei der Erzählung ihrer Geschichte aufzuhalten." So? Und was Merkwürdigers verrichtet denn Johann Bunkel selbst, und wo sind die wichtigen Geschäfte, in denen er verflochten ist? Elender Mensch, der von den Knospen der Menschheit, die in jeder Stufe ihrer Entfaltung so interessant, in ihrer angebornen Reinheit und Unschuld so lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewußter Kräfte, die in ihrem ganzen Wesen zwar noch schlummern, aber bei jeder Berührung aufzittern und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, so merkwürdig, so unendlichmal merkwürdiger einer aufmerksamen Beobachtung sind als alle Ungeziefer seiner Philosophen zu Ulubrä — elender Mensch! (wiederhol' ich zum zweiten und dritten Mal) der Vater ist und von Kindern, von seinen Kindern in diesem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für allemal sprechen kann! Deine Einsicht reicht freilich nicht weit, wenn

Du die Morgendämmerung des Menschenlebens, die Jahre der ersten Entwicklungen, der ersten Eindrücke, des reinsten Spiels der noch unverstimmten Natur und ihrer ersten so viel bedeutenden Winke für unbedeutender hältst als die schalen Märchen, die Du uns von Deinen eignen männlichen Jahren zu erzählen hast! — Doch warum uns ereifern? Warum sollte Bunkel sich nicht überall selbst gleich sein? Und was für ein jämmerliches Gelese wäre auch die Geschichte seiner Kinder, von ihm erzählt? Lieber wollt' ich sie mir von ihrer Wärterin erzählen lassen. Aber wer hätte denn auch die Geschichte seiner Kinder von ihm verlangt? Kann ein Vater, der die Geschichte seiner sieben Ehen schreibt, von seinen Kindern nicht mit menschlichem Gefühl reden oder nichts Interessantes von ihnen sagen, ohne gleich ihre ganze Geschichte zu schreiben?

Aber freilich hat auch der arme Wittwer jetzt gerade keine Zeit, an seine Progenitur zu denken. Er muß über Hals über Kopf nach Harrogate, um sich seine vierte Frau zu holen.[1]) Und wo, denken wir wol, daß er[2]) seine erste Bekanntschaft mit ihr macht? Wo anders als auf dem — Tanzboden? Die Dame nannte sich Miß Spence und war eine Art von Composition, wie man diesseits des großen Hundssterns noch keine gesehen hat; denn sie hatte den Kopf des Aristoteles, das Herz eines ersten Christen und die Gestalt der Mediceischen Venus.[3]) Herr Bunkel ist sehr bescheiden, daß er sie nicht auch noch, als eine zweite Pandora, mit dem Non plus ultra aller übrigen Vollkommenheiten der Natur und Kunst ausgestattet hat. Denn warum sollte die vierte Frau eines Mannes wie er nicht auch noch die Leyer Homer's, den Meißel des Phidias und den Pinsel des Apelles in ihrer Gewalt haben? Bei solcher Bewandniß kann ihm denn freilich Niemand übel nehmen, „daß er nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne sich äußerst in sie zu verlieben — und ihr seinen Antrag zu thun". Miß Spence war „nicht grausam", aber sie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beißen; und die Plattheiten, die er sie darüber sagen läßt, können nur durch diejenigen übertroffen werden, die er ihr in sei-

---

[1]) Der Uebergang ist hier verändert. Der Teutsche Merkur begann hiermit eine Fortsetzung. — A. d. H.

[2]) Ursprünglich „unser Heiliger". — A. d. H.

[3]) Weggefallen ist hier: „Das heißt nun allerdings mit drei Zügen eine Halbgöttin darstellen, vor der sich sogar Lucian's Panthea beugen muß, und". — A. d. H.

ner eignen steif-lächerlichen und dumm-ernsthaften Manier dafür zurückgiebt. Indessen läßt sie ihm doch Hoffnung und bescheidet ihn bei ihrer Abreise zu sich auf ihr Gut zu Cleanor.[1]) Ihr gehorsamster Diener folgt ihr einige Tage später nach, verirrt sich aber einigemal auf dem Wege, und jedesmal aus weisen — Autorabsichten, d. i. um verschiedener Episoden willen, welche wie alle übrigen, aus deren ungefährem Beisammensein das Ganze dieses wirklich in seiner Art einzigen Werkes besteht, ohne mindesten Schaden des Uebrigen auch hätten nicht da sein können.

Die erste Verirrung bringt ihn zu einer gewissen Miß Wolf, mit der er im Jahre 1715 als Knabe in Irland[2]), seinem Vaterlande, manchen Contretanz getanzt, auch Komödie gespielt hatte, wo sie seine Imoinda und er ihr Valentin gewesen war. In dem Augenblick, da sie sich erkennen, „faßt er sie in seine Arme und erstickt sie beinahe mit Küssen"; und so glücklich ist Valentin Bunkel bei den Damen, daß Miß Wolf, weit entfernt, darüber ungehalten zu sein, vielmehr „über diesen seltsamen Einfall von Herzen lacht". Nun erzählen sie einander ihre Geschichte; dann gebt's zu einem auserlesenen Mittagsmahl, wobei sich sechs sehr hübsche Damen und sechs Herren und also (wie Bunkel mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzusetzt) ihrer Zwölf einfanden. Nach dem Kaffee wurde erstlich in der Karte gespielt, hierauf Contretänze getanzt, und die reizende Imoinda war seine Beitänzerin. „In diesem herrlichen Vergnügen brachte ich vierzehn Tage zu", ruft unser neuer Apostel aus,[3]) erinnert sich aber doch endlich an Miß Spence und beurlaubt sich von Miß Wolf, um spornstreichs nach Cleanor zu eilen; „aber mein Schicksal führte mich einen andern Weg." Natürlicherweise erwartet der Leser, das Schicksal werde irgend eine erhebliche Ursache dazu haben; denn man mischt doch sonst die Göt-

[1]) Hier stand ursprünglich noch: „Bunkel hatte im Grunde zwar zu Harrogate nichts weiter zu suchen und hätte also gleich mitreisen können. Aber weil das Buch auf diese Weise bälder zu Ende gewesen wäre, als es seine Rechnung mit seinem Verleger erforderte, so läßt er die christliche Venus mit dem Aristoteleskorf voranreisen und". — A. d. H.

[2]) Ausgefallen ist hier die Parenthese: „(denn Bunkel ist ein geborner Irländer)". — A. d. H.

[3]) Hier stand früher noch: „und komm' uns Einer von den zwölf Alten, der so was von sich sagen kann!" und es hieß dann: „Bunkel nimmt endlich von Miß Wolf Abschied, des ernsten Vorsatzes, nun spornstreichs zu Miß Spence zu reiten". — A. d. H.

ter nicht nur so für die Langeweile ins Spiel. Aber es geschieht blos, um Bunkeln in einem Wirthshause mit einem gewissen Mr. Wincup zusammenzubringen, der sich ihm durch seine gute Laune so wohl empfiehlt, daß Bunkel „mehr trinkt, als er Willens war", und sich sodann leicht bewegen läßt, mit Jenem nach Worcester zu gehen, um in einer lustigen Gesellschaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren zehn Tage lang recht vergnügt zu leben. „Wir tranken", sagt er, „tanzten, sangen, schwatzten, und dann war es Nacht. Tänze aber waren unsre vornehmsten Vergnügen; und meine Beitänzerin war nicht allein schön von Gesicht und Person, sondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Diese war Miß Veyssiere von Cumberland, das theure Geschöpf!" Und hier ergreift der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daß er in seiner Jugend ein ebenso starker Tänzer als toller Reiter gewesen sei. „Der berühmte Paddy Murphy", sagt er, „gemeiniglich der kleine Stutzer genannt, und der in Lukas' Kaffeehaus zu Dublin wohl bekannt ist, dieser Herr und Langban, ein Müller, welche alle Nacht bei des berühmten Stretche's Puppenspiel tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden Beide wegen ihres vortrefflichen Tanzes bewundert, jedoch übertraf ich sie weit; aber gegen Miß Veyssiere konnte ich nicht aufkommen. Ihre Schritte waren unendlich, und sie wußte solche mit einer solchen Behendigkeit zu machen, daß sie ein in der Luft tanzender Engel schien. Wir tanzten acht Nächte zusammen, und die ganze Gesellschaft sagte, daß wir recht für einander geboren wären. Sie hatte mich auch dermaßen eingenommen, daß ich mich (des Engagements mit der Aristotelischen Venuschristin ungeachtet) um ihre Liebe würde beworben haben, wenn Wincup mir nicht gesagt hätte, daß ihr Vater Willens wäre, sie einem alten Manne, der ihr Großvater sein könnte, um ein großes Leibgeding aufzuopfern" u. s. w.

Man weiß nicht, ob man über den Pinsel lachen oder unwillig werden soll, der mit solcher Spinnstubenwaschhaftigkeit seine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt und bei jeder Gelegenheit, wo ihn sein eigner Charakter überrascht, denjenigen, den er angenommen hat, so gänzlich vergißt wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da sie eine Maus erblickte. Man muß gestehen, dergleichen Stellen, wo

man nolens volens lachen muß, giebt's hier und da in diesem Wunderbuche; aber freilich nicht über die Laune des Verfassers, sondern über seine Dummheit, die so ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daß man ihm zugleich Maulschellen geben möchte.

Am 1. Junius 1731 Morgens um 5 Uhr nahm er von dem ehrlichen Wincup Abschied, um nun in ganzem Ernst zu Miß Spence nach Cleanor zu wallen. Aber das Schicksal spielt schon wieder Blinde Kuh mit dem lieben Manne. Er verliert seinen Weg abermals und kommt „zu einem an einem steilen einsamen Ort belegenen Bierhause, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte, wo er zu seiner großen Freude Landeskraft, nämlich den Irländer Tommy Clancy antrifft, der den Wirth in dieser kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendessen[1]) — welches aus Forellen, schönem Bier und einer Schale Punich bestand" — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geschichte zweier Dorfprinzessinnen bekannt, die sich bei ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Namens Cock, auf einem nahe gelegenen Gute aufhielten. Man kennt, besonders aus Fielding's und Smollet's Werken, die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geschichte so zu erzählen, daß sogar Der, dem sie begegnet ist, zuletzt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein irländischer Dorfschenke erzählt und ein irländischer Bel-Esprit wie Herr Johann Bunkel zuhört, so kann man sich vorstellen, was aus der an sich selbst sehr alltäglichen Historie zweier reicher junger Mädchen und eines alten geizigen Vormunds werden mußte. Jeder vernünftige Mensch hätte darin nichts weiter gesehen als einen alten Vormund und ein Paar junge Mädchen, wie sie ordentlicherweise je und allezeit gewesen sind und sein werden. Die Mädchen hätten gern hübsche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Lustbarkeiten, Anbeter und, je eher je lieber, einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund, ein Mann, der seine besten Jahre unter Acten und Geschäften verbracht hat, in allen diesen Dingen wie Salomo nichts als Eitelkeit sieht und den Werth des Geldes und guter Wirthschaft kennt — hat sich in den Kopf gesetzt, daß ein Paar leichtsinnige, unerfahrne, naseweise Dirnen nichts Bessers thun können, als sich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren

[1]) Hier stand noch die Parenthese: „(ei, so friß!)". — A d H.

zu lassen. Man sieht, was aus so stark contrastirenden Charakteren folgen muß. Die Mädchen sehen den alten runzlichten Vormund für einen Popanz und sich selbst für ein Paar arme Prinzessinnen an, die in einem verwünschten Schlosse gefangen gehalten werden; und der erste beste Abenteurer, der sich anbeut, sie zu befreien, ist willkommen. Aber wer würde es einem gescheiten, gesetzten Mann verzeihen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzusehen? Gut! aber einem Bunkel ist Alles zu verzeihen — oder nichts.[1]) Wir wollen es uns also nicht befremden lassen, daß er auf die erste Nachricht eines so würdigen Zeugen wie Thomas Clancy, Wirth zur Katze und Sackpfeife in einem einsam belegenen Bierhause, alsbald den christlöblichen Entschluß faßt, diese verwünschten Damen zu erlösen, d. i. auf gut Deutsch, sie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher sein als die Trugschlüsse, womit uns der Mensch bereden will, diese nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen höchst unerlaubte und strafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. Wahrlich, es giebt keine Uebelthat, die sich unter gewissen Umständen nicht vermittelst der nämlichen Trugschlüsse rechtfertigen ließe. Stehlen, ehebrechen, falsch Zeugniß geben, Kirchenraub, Giftmischerei, das Aergste mit einem Wort ist nach Bunkel's Art zu raisonniren erlaubt, sobald man sich einbilden kann, daß ein guter Zweck dadurch befördert oder einem bösen Menschen sein Concept verrückt werden könne. Um die an dem alten Cock verübte Büberei vermuthlich noch mehr zu beschönigen, macht er uns sowol von seiner äußerlichen Gestalt als von seinem Inwendigen das ekelhafteste Zerrbild. Kurz, Bunkel — angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel und Reformator — entführt (es sei nun aus welchem Beweggrunde) zwei junge Mädchen ihrem rechtmäßigen Vormund und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nämlich durch ein ganzes Gewebe vorsätzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Menschen ohne alles Gefühl von Ehre erzählt,*) der mit seiner Schande prahlt und sich was Großes darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden

*) S. II. Th. S. 357—360.

[1]) Hier ist ausgelassen: „denn er ist Bunkel, d. i. ein Narr und ein Schuft unter einem Hut, der je und allezeit in dem einen oder andern Charakter handelt und ziemlich oft in beiden zugleich". — A. d. H.

alten Mann durch die niederträchtigste Art von Betrügerei, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit übertölpelt zu haben.[1])

Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäßig macht, ist, daß er die beiden noch unmündigen Erbinnen, jede mit 30 Guineen in der Tasche, 60 englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt und nach einem kleinen Wirthshause in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läßt er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, daß „sie ihr Frühstück, Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit einander verzehren. Zu Hause," setzt er hinzu, „spielten wir entweder Karten, oder wir sangen, oder ich unterhielt sie mit meiner Flöte —" u. s. w. — Kurz, „die ganze dortige Lebensart war wirklich angenehm, und da die Mädchen munter und lebhaft und in Ansehung ihrer jungen Jahre im Geringsten nicht unwissend waren, so würde ich gewünscht haben, viel länger da zu bleiben." Aber das wollte sich freilich für die Mädchen nicht recht schicken, und er selbst mußte doch endlich sein der Miß Spence gegebenes Wort halten. „Ja," sagt er, „wenn das nicht gewesen wäre, so hätte ich gleich entweder die schöne Miß Tolston oder die noch schönere Miß Llandsoy — (oder warum nicht lieber alle Beide? um den Segen Abraham's über desto mehr Heiden zu bringen —) heirathen können. Aber freilich," setzt er gleich wieder weislich hinzu, „wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit als Frau gestorben wäre, so konnte ich nichts gewinnen und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt." Er sah sich also genöthiget, den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären, er achte sich verbunden, sie wenigstens an einen sichern Ort zu bringen. Und wo, meinen wir, daß er sie nun hinbrachte? Wohin anders als in seine Einsiedelei Ortons-Lodge? — einen Ort, wo sie wenigstens sicher waren,

[1]) Hier ist die Stelle ausgefallen: „Bunkel würde übel dabei bestehen, wenn wir Zeit und Lust hätten, ihm in seiner Erzählung Schritt vor Schritt zu folgen. Aber wir besorgen, bereits mehr Zeit an ihn verschwendet zu haben, als er werth ist; und es sind noch so viel Bunklische Thaten übrig, die wir wenigstens berühren müssen, da uns nun einmal der fast allgemeine Wunsch der Pränumeranten, die das Buch selbst unmöglich lesen können und doch für ihre viertehalb Thaler einigen Genuß davon haben möchten, zu Verlängerung dieses Artikels verleitet hat. Man erlaube uns also, nur noch so lange bei der saubern Entführungshistorie zu verweilen, bis wir die Mädchen wenigstens sicher unter Dach gebracht sehen." — A. d. H.

daß die böse Welt nicht darüber afterreden konnte, weil sie nicht — wußte, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daß Creaturen, die so bereit waren, sich von dem ersten besten breitschultrigen Landstreicher entführen zu lassen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Im Gegentheil, sie sähen ihn als ihren Schutzengel an, sagten sie, und wären bereit, sich je eher je lieber von ihm an den süßen Ort der Ruhe führen zu lassen. Am zweiten Abend waren sie schon angelangt, nachdem sie eine Nacht ihr Lager auf dem Gebirge im Farrenkraut hatten nehmen müssen. Die beiden Mädel erstaunten, als der Schutzengel seine Vorrathshäuser aufschloß und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleisch in Töpfen, eingemachte Sachen und verschiedne Getränke hervorbrachte". Nun ging wieder ein Leben à la Bunkel an, und der heilige Epikur verdaute bis zu Ende des Junius mit diesen schönen jungen Geschöpfen sehr wohl und glücklich. „Bei ihren schönen Gesichtern und Personen", setzt er gleich hinzu, „waren sie sinnreich, munter und einnehmend und versüßten mir jeden Augenblick.[1]) Hätte ich mich bereits nicht mit Miß Spence eingelassen, so wäre ich gewiß bei diesen zwei jungen Damen (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, und in ihrer Gesellschaft würde mir Ortons-Lodge ein Eden gewesen sein.[2]) Sie waren Beide reizende Frauenzimmer. Miß Llandsoy war ein recht göttliches Mädchen."

Bei Allem dem mußt' er der Miß Spence Wort halten. Er setzt sich also den 1. Julius auf seine Rosinante und reitet wieder auf Harrogate zu, geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reihe fürchterlicher, felsichter Berge, endlich auf einen sehr schmalen Paß durch die Felsen, auf dem es so finster war als in der schwärzesten Nacht. Bunkel schickt seinen Sancho Pansa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das so fortgehe, und „was für eine Art von Land und Einwohnern" hinter den Bergen sich befinde. Da aber O-Finn nach sechs Stunden noch nichts wieder von sich hören läßt, geht er ihm nach und watschelt beinah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden schenkeltief im Wasser.

Zuletzt endigt sich dieser unlustige Pfad wie alle unlustige

[1]) Hier stand noch in Parenthese: „(Wer sollte das gedacht haben?)". — A. d. H.

[2]) Ausgelassen ist hier die Parenthese: „(Ei, gar ein doppeltes Eden, Adam Bunkel! denn der erste Adam hatte nur ein Evchen)". — A. d. H.

Pfade unsers Abenteurers in einer schönen blumenreichen Gegend, ungefähr 20 Morgen Landes groß — kurz, der Mann (nachdem er seinen O-Finn lange vergebens gesucht, endlich wiedergefunden, dann sein Mittagsmahl aus dem Felleisen gehalten und hierauf sechs schrecklich hohe Berge hinter einander überstiegen) verirrt sich in ein gar schönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrifft und gar wohl angelegte, mit den schönsten Zwergbäumen u. s. w. versehene Gärten, Alles an einem gar schönen See gelegen und mit gar schön hervorragenden Felsen überschattet, von denen sich in geringer Entfernung dem Hause gegenüber gar schöne Wasserfälle in den See stürzen. „Ich bin weiter in Norden und Süden gewesen", sagt der lügenhafte Prahler, „als die meisten Menschen; ich bin mit Nationen umgegangen, die noch viele Grade hinter den eiskalten Lappländern leben; ich habe unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heißen Himmelsgegend versengt werden: aber in keinem Theile der Welt hab' ich etwas so Schönes und Rührendes, als dies Ganze war, gesehen!" Aber freilich wäre dies Ganze weder so schön noch so rührend gewesen, wenn Herr Bunkel, indem er durchs Stubenfenster guckte, nicht eine schöne junge Dame sitzen gesehen hätte, die ein musicalisches Buch in der Hand hatte und gar meisterlich sang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat, und auf einmal besann er sich, daß er diese hübschen Mädchen schon anderswo gesehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten sie noch eine Mutter. Seines Bleibens in diesem Hause konnte also nicht länger als drei Tage sein. Sodann bestieg er wieder seinen Gaul, speiste den 5. Julius bei dem Mönch Fleming in seinem Hause in Richmondshire, ritt von da nach einem Karthäuserkloster, an dessen einsame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gastfreien Söhnen des heiligen Bruno mit guten Fischen, gutem Brod, Wein (ob gut oder schlecht, hat er uns zu sagen vergessen), vortrefflichen Früchten und schönen Gartengewächsen bewirthet.

Den 8. Julius reiste er weiter und gelangte endlich, wo Cumberland und Northumberland an einander grenzen, in der Gegend von Wardrow, gegen Nordwest von Thielwall-Castle, zu einer wunderbaren Schwefelquelle und von da zu der Hütte einer beinah ebenso wunderbaren Art von Einsiedler, des einzigen Bewohners dieser höchst wilden Gegenden. Er hieß

Claudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der Welt unglücklich gewesen war und sich nach diesen Elyseischen Feldern begeben hatte, um seine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen". Dieser Mann bewirthete unser theures Rüstzeug mit einer vortrefflich eingesalznen Forelle, Zwieback, schönen Früchten und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nößel Rum und etwas Cremor Tartari einen guten Punsch zu machen, und redete dabei als ein Mann, der Verstand, Erziehung und aufgeräumtes Wesen hat. Als die Punschschale geleert war, wischte Bunkel sein Maul und zog seine Straße; der Einsiedler aber schenkte ihm noch eine Handschrift auf den Weg, die Regel der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung betitelt — wovon uns Bunkel sofort das Wichtigste in einem Auszug mittheilt. Lese, wer mag und kann, das platte wortreiche Locus-Communis-Gewäsche und Schulexercitium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Mensch zweifelt, und den ekelhaften Potpourri der schon zehnmal aufgewärmten Socinianischen Meinungen über Christenthum, Geheimnisse, Dreieinheit, Erlösungswerk u. s. w. Man schläft freilich bald genug darüber ein; aber wenigstens ist es keines von den angenehmsten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wissen nicht warum, von Knaresborough nach Harrogate zurück und findet da einen alten Brief von Miß Spence an ihn, worin sie ihn ersucht, sie nach London zu begleiten und zu dem Ende seinen Weg über Westmoreland zu der Chester Landstraße zu nehmen. Dieser Brief setzt ihn in Verwunderung. „Ja, theure Seele," sagt er, „ich werde über Westmoreland meinen Weg nach London nehmen!" Er steigt also Morgens um 4 Uhr zu Pferde und trifft Abends um 6 Uhr zu Cleanor ein — „nachdem ich", sagt er, „des Tags 75 Meilen zurückgelegt, nämlich:

von Harrogate nach Knaresborough . . .	8	Meilen
von da nach Cataric	22	„
von Cataric nach Gretabridge	15	„
von Gretabridge nach Bows	6	„
von Bows nach Brugh in Westmoreland .	12	„
von da nach Kirkby-Steven bei Whartonhall	6	„
von Kirkby-Steven nach Cleanor	6	„
und also zusammengerechnet	75	Meilen."

Hat man je gehört, daß ein Biograph seines eignen Lebens die Welt umsonst und um nichts sogar mit Auszügen aus seinem Postbuche regalirt hat? Aber vermuthlich meinte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns seinen albernen Roman desto leichter für wirkliche Geschichte aufzubesten. Er findet nun endlich die so lange im Nebel gesuchte Miß Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieser Dame über seine Person ertheilt und alle die Flaschen Wein, die er mit ihrem Vetter ausleert — einem alten Geistlichen, den er sehr lieb gewinnt, „weil er ein eifriger Anhänger des Durchlauchtigen Hauses Hannover zu sein schien" — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von besagter seiner geliebten Maria meldet — als „von ihrer Stärke im Lesen, Reiten, Fischen, in der Geschichte und Mathematik, besonders in der Rechnung der Fluxionen" u. s. w., vor Allem aber von ihrer Stärke im christlichen Deismus, als dem großen Eins ist Noth unsers neuen Evangelisten — wir übergehen Alles dieses, um unsern Lesern die interessante Nachricht zu geben: daß Herr Bunkel „mit diesem vortrefflichen jungen Frauenzimmer und ihren zwei Bedienten, nämlich ihrem Lakai und ihrer Kammerjungfer, den 31. Julius von Cleanor abreiste, den 10. August sehr wohl mit ihnen zu London ankam und den letzten Tag dieses Monats die Ehre und das Glück hatte, mit dieser Dame verehlichet zu werden."

Und nun, liebe Leser, schaut auf und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächste Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weiß! „Der Mensch handelt weise," sagt er, „der sich sowol auf seinen als seiner Freunde Tod vorbereitet. Schon am Morgen, als ich mich mit der schönen und sinnreichen Miß Spence ehelich verband, stellte ich mir den Verlust als möglich vor und entschloß mich, wenn er über mich verhängt würde, durch diese Widerwärtigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit in mir wirken zu lassen." Nun sehe man einmal, — wie klüglich der Mann daran gethan hatte! denn sie starb, noch ehe ein halbes Jahr verfloß — an einem bösartigen Fieber, dessen Geschichte nebst der Art, wie solches von vier berühmten Aerzten behandelt worden, er uns umständlich mittheilt, auch am Ende weitläufig und kunstmäßig dartut: daß, wenn die Herren bei der kranken Frau in Zeiten zur Aderlaß geschritten und ihr anstatt der verderblichen Alexipharmacorum die Conserva lujulae in emulsione ex semine fr. cum Amygd.

in aqua hordei gegeben hätten, sie ohne Zweifel mit Gottes Hilfe glücklich curirt worden wäre. Warum er aber diesen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis sie todt war, davon sagt er uns kein Wörtchen. Genug, sie war nun todt, und Bunkel ließ, wie er sagt, Natur, Gnade und Zeit das Ihrige thun, die Wunde zu heilen. „Sollte ich", setzt der lästerliche Mensch hinzu, „den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Ja, ich will!" Und so geht er denn, nachdem er seine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde bestattet, „wieder in die Welt, sich aufzumuntern und noch einmal sein Glück zu versuchen".

Diesmal geht der Weg nach London. Unterwegs macht er zu Nottingham im Wirthshause mit einem gewissen dünnen Menschen, Namens Mr. Ribbel, Bekanntschaft, der ihm eine gar hübsche Vorlesung über die Diät schwindsüchtiger Leute und über Chymie, Alchymie, Spießglas, Wismuth, Zink, Arsenicum und Gold hält, auch seine Erzählung „mit einer — moralischen Anwendung (im Geschmack der Bänkelsängermoral: „Ihr lieben Christen insgemein, wenn wollt Ihr Euch verbessern?") beschließt". Bald darauf geräth unser Wanderer wieder in eine sehr stattliche Gegend, wo er auf einen Herrn von 40 Jahren, Namens Monkton, stößt, der ihm ein Nachtquartier auf seinem Landgut anbeut. Bunkel ist kein Mann, der eine solche Gelegenheit zum Essen und Trinken von der Hand weiset. Herr Monkton führt ihn also in sein Haus und giebt ihm eine schöne Mahlzeit. „Nach dem Essen tranken wir noch ein paar Flaschen," sagt Bunkel, „redeten von tausend Sachen (das mag ein schönes Salmigondy gewesen sein!) und begaben uns darauf zur Ruhe." Die beiden Herren nahmen einander so gut an, daß Bunkel sechs Tage da blieb und Herrn Monkton etliche Dutzend Flaschen leeren half. Dieser Herr Monkton war wirklich ein merkwürdiger Mann — wie unsre Leser aus seiner kurzen Ehestandsgeschichte, die uns Meister Bunkel mittheilt, zu ersehen belieben werden. Herr Avery Monkton, ein langer und sehr schmaler Mann, bewirbt sich in seinem fünfundzwanzigsten Jahr um ein schönes Frauenzimmerchen, in die er sich verliebt hat. Er hat große Mühe, sie endlich vermittelst eines starken Wittwengedinges dahin zu bringen, sich in das heilige Sacrament der Ehe mit ihm zu begeben; „denn sie hatte sich steif in den Kopf gesetzt, daß die christliche Vollkommenheit in einem

jungfräulichen Leben bestehe." Indessen ging es drei ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau „gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weise — zu erkennen",*) und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre, so zugebracht, könnten nur Minuten sein — als es sich begab, daß er in Geschäften eines Morgens früh nach der Stadt reisen mußte. Leider sehen unsre Leser voraus, was weiter kommen und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergessen hatte, mußt' er wieder umkehren und machte sich sogleich einen großen Spaß aus dem Gedanken, seine geliebte Hälfte, die er in süßem Schlafe anzutreffen hoffte, auf eine angenehme Weise zu überfallen. „Ich kam durch die Thür des Waschhauses hinein", fährt der liebe Mann[1]) fort, „ging leise nach meiner Stube, faßte das Schloß sanft an und wollte, wenn meine Zaubrerin schlummerte, diesem Abgott meines Herzens einen Kuß geben. Aber da ich die Thür öffnete, sah ich" — Nun, Leser und Leserinnen, was meinen Sie, daß der Mann sah? Sie errathen die Sache; aber ich setze Alles daran, was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchst delicate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiß, um uns eine so ärgerliche Sache auf eine sittsame und feine Art zu verstehen zu geben — „sah ich — einen Mann an der Seite des Bettes und — meine zärtliche getreue Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte. — Das war nun freilich eine Vision, die sogar einen Bunkel mit allen den moralischen und biblischen Sprüchen, womit er sich in der Noth so gut zu helfen weiß, hätte stutzen machen können. „Ich gerieth in die äußerste Bestürzung — aber nicht in Wuth", sagt Herr Cornifiz; „ich sagte blos: „Ist das Louise, die ich sehe?" und schmiß die Thüre zu. Ich ging sogleich die Treppe hinunter und denselbigen Weg wieder hinaus, den ich hereingekommen war — und von der Zeit an hab' ich meine Frau niemals wieder gesehen."[2])

*) Wir können unsern jungen Autoren nicht genug empfehlen: um schreiben zu lernen, brauchen sie nichts als Bunkel's Vortrag und Stil zu studiren. Neologisch ist er gewiß nicht, das wird ihm Niemand nachsagen!

---

[1]) Hier stand „Hahnrei". — A. d. H.

[2]) Im Merkur folgte noch als Schluß dieses Abschnittes: „Eine gar feine Historia — in ein Lesebuch für Handwerksbursche und Waschnymphen! O Bunkel!

Ein Mann, der (wie von unserm Bunkel gerühmt worden) „mit gutem Gewissen und mit völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein", in sein Leben

---

Bunkel! — Und o! was sollen wir von Dir sagen, preiswürdiger, hochverdienter Herausgeber und Verleger eines so angenehmst-seltsamsten, so erhaben-sonderbaren, so erbaulichst-lehrreichen Originalwerkes? — Und was von Dir, treufleißiger Ladenjunge, der Du durch eine so würdige Uebersetzung eines solchen Operis der Welt schon in Deiner zarten Jugend gezeigt hast, was sie von einem Ganskopf und drei Schreibfingern wie die Deinigen dereinst noch zu erwarten hat!"

Der „Beschluß der Auszüge aus Johann Bunkel's Leben" begann statt des folgenden Absatzes folgendermaßen: „Wie? viermal aufgewärmten Bunkel? das ist zu arg! — hören wir unsre Leser rufen. Es ist freilich arg genug. Wenn sie aber gleichwol bedenken, daß sie eigentlich ein Werk von 1662 Octavseiten hätten lesen sollen, und daß wir ihnen den Extract davon in vier bis fünf Bogen geben, und sie also für 3 Gr. 8 Pf. bekommen, was die Herren und Damen, die in Herrn Nicolai's Netz eingegangen sind, baare vierthalb Thaler gekostet hat, so werden sie hoffentlich desto geneigter sein, uns zu gut zu halten, daß wir aus Gefälligkeit gegen diese Letztern (die doch eine Anzahl von mehr als 700 Köpfen ausmachen) einen so kleinen Theil unsers Journals dazu anwenden, sie für den Einkauf dieser theuern Maculatur in etwas zu entschädigen. Wem diese Rücksicht noch nicht hinlänglich scheint, den bitten wir in Betracht zu ziehen, daß die Rede von einem Buche ist, das man uns mit dem größten Prunk angekündigt und im entscheidendsten Ton als eines der herrlichsten Producte des menschlichen Verstandes, als ein unendlich angenehmes, lehrreiches und erbauliches Buch empfohlen hat — und das so viele ehrliche Leute lediglich auf Treu und Glauben des wohlberühmten Namens, der sich für die Zuverlässigkeit dieser Anpreisung öffentlich zum Bürgen machte, für das, wofür man's ihnen gab, gekauft haben. Daß nun alle Käufer ohne Ausnahme (wie man wenigstens mit der höchsten Wahrscheinlichkeit voraussetzen kann) so unglücklich sind, dieses nämliche Buch, von dem sie sich bona fide so viel Unterhaltung, Vergnügen und Nutzen versprochen hatten, so langweilig, abgeschmackt, platt, impertinent, ärgerlich, mit einem Wort, so detestabel, daß es gar nicht zu genießen ist, zu finden, das ist freilich — ein Unglück von einer so seltsamen Art, daß man seit Erfindung der edlen Buchdruckerkunst nichts Aehnliches gesehen hat; aber eben dadurch wird Bunkel in gewissem Sinn eines der merkwürdigsten Bücher aller Zeiten; und so verlohnt es sich am Ende doch der Mühe, eine Erscheinung, die in ihrer Art einzig ist, etwas näher zu betrachten. Uebrigens versichert der Verfasser dieses Artikels, daß er, wenn er blos auf sich selbst hätte sehen wollen, auf die Belustigung, die damit verbunden sein mag, gerne Verzicht gethan hätte, und daß er gar wohl fühlt, was es auf sich hat, sich der Ungnade eines Mannes auszusetzen, der die Allgemeine Teutsche Bibliothek und den Kleinen Almanach herausgiebt. Aber was thut man nicht aus Liebe zum gemeinen Besten? — so wenig Gedächtniß auch das liebe Publicum für das, was man zu seinem Nutzen oder Vergnügen thut, haben soll!

„Wir sind immer noch daran, uns an dem wohlgelebten Leben des theuern Johann Bunkel zu erbauen. Durch was für eine Zauberbrille muß der Mann geguckt haben, um (wie sein berühmter Lobredner sagt) mit gutem Gewissen und mit dem völligen Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, auf dies sein Leben zurücksehn zu können? Und doch ist Alles, was wir bisher von ihm gehört haben, nur Vorspiel zu den großen Scenen, die er noch spielen wird." — A. d. H.

zurücksehen kann, muß doch wol werth sein, daß wir diesen Auszug aus seinen Confessions — die (unsrer Absicht nach) das Durchlesen der vier dicken Bände seiner Biographie für Alle, die nicht so viel Zeit auf ihn wenden können, überflüssig machen soll — noch mit einigen Blättern vermehren, da wir in der That noch denkwürdige Dinge von ihm zu melden haben.

Bunkel ist nun auf dem Wege, sich die fünfte Frau zu holen, und sein moralischer Charakter zeigt sich bei jeder neuen Freierei und in jeder neuen Wittwerschaft in höherm Lichte. Der geneigte Leser erinnert sich noch der schönen Miß Turner, zu welcher unser Held (im II. Theil, S. 78) so abenteuerlich durch einen hohlen Berg herabgetaumelt kam. Diese — ist das Erste, was ihm, sechs Stunden nach seiner Abreise von Herrn Monkton, in einem abgelegenen Wirthshause, wo er zu seiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwei Bedienten in den Wurf kommt. Bunkel erkennt sie nicht gleich wieder, weil sie indessen viel fetter und, „wenn's möglich ist", sagt er, „etwas hübscher" geworden war. Aber sein Bedienter O-Finn hatte eine feinere Nase. Genug, es war Miß Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigener Herr geworden und im Begriff war, nach London zu gehen und sich dort in der großen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt sich ihr statt dessen ohne Umschweif zum Manne an und meint, sie würden „in irgend einem stillen, angenehmen Aufenthalte so vergnügt mit einander leben, als zwei junge Sterbliche es hier auf Erden sein könnten". „Was sagen Sie hiezu, Miß Turner?" fragt er sie — und zu einer Probe, wie es in Miß Cäsia Turner's Kopf aussah, hören wir einmal ihre Antwort: „Sie sollen, Sir, in wenigen Tagen meine Gesinnung hierüber erfahren. Aber da ich einmal auf dem Wege nach London begriffen und schon so weit gekommen bin, so halt' ich es wol für das Rathsamste, bei meinem Vorsatze zu bleiben. Die Stadt kann mir einen neuen Geschmack für die Einsamkeit einflößen; es kann aber auch das Stadtleben mir alle Lust und Liebe zum Lande benehmen. Doch da ich die Sache noch einmal überlege, entschließe ich mich kurz und gut, nicht nach dieser Hauptstadt zu reisen. Ich will nach Skelsmore-Thal zurückkehren. So bin ich jetzt gesinnt; wie ich aber morgen denken werde, das kann ich nicht sagen. Unterdessen haben Sie die Gewogenheit,

Karten zu fordern, und lassen Sie uns diesen Abend bei dem Spiele zubringen!" — Ei, Du holdes, wackelichtes Schwindelköpfchen! — „Aber ehe wir noch einige Stunden gespielt hatten," sagt Bunkel, „sah ich schon, daß die theure Seele ganz die Meinige war. Sie saß vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemälde in der Galerie der Venus (wo mag das wol sein, Herr Bunkel?!), gedankenvoll, warm von Verlangen und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich wünschte mir nur, meinen Freund, den Pater Fleming, bei der Hand zu haben, um den eingepflanzten Antrieb rechtmäßig zu machen" u. s. w. O-Finn mußte sich also über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu holen. Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete sein Amt, an welches unser religiöser Freidenker in diesem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat, und so setzten sie sich noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendessen nieder. Und was denken wir, daß der Mann Gottes den Leuten, die es ein Wenig unartig finden, daß er, dessen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, schon wieder mit einer andern schönen fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir, daß er ihnen antwortet? Er schilt sie kurzweg mürrische Kerle, Träumer und Dummköpfe. „Ich antworte ihnen kurz," sagt er, „eine todte Frauensperson ist keine Ehefrau, und der Ehstand ist immer rühmlich. Es ist eine göttliche Einsetzung; es ist besser freien, als Brunst leiden oder —" u. s. w. Nach diesen Vordersätzen hätte nun freilich Bunkel so viele Weiber nach einander wegheirathen können, als jemals ein morgenländischer Schach auf einmal gehabt hat; und man muß es ihm noch zu großer Bescheidenheit anrechnen, daß er sich an sieben genügen ließ.

Es gefiel dem neuen Ehepaar so wohl in dem einsamen Wirthshause, daß sie sechs Wochen dort verblieben; „und es läßt sich nicht mit Worten ausdrücken," sagt der große Sponsirer der Frauen, „welch eine dauerhafte Glückseligkeit wir zu besitzen schienen." Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da sie an der Seite eines steilen Hügels fuhren, wurden die Pferde scheu. O des glücklichen, dreimal glücklichen Mittels, das sich dem lieben Mann so unverhofft darbietet, wieder eine Frau loszuwerden! Man sieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von

der Sache spricht, wie pressirt er ist, sich wieder an eine andre machen zu können. „Die Pferde wurden scheu, liefen herunter, und meine Geliebte kam ums Leben.“ Doch lebte sie (nachdem sie ums Leben gekommen war) beinahe noch eine Stunde, indem sie mehr als einmal folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boissard wiederholte:

Nil prosunt lacrimae, nec possunt fata moveri.
Nec pro me queror; hoc morte est mihi tristius ipsa.
Moeror Atimeti conjugis *ille* mihi.

Dieses Leiden hätte sich die gute Frau ersparen können. Denn, so groß auch die Traurigkeit ihres Atimetus seinem Vorgeben nach war, so behielt er doch kaltes Blut genug, um sich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „daß es ganz fruchtlos für ihn wäre, beständig wehzuklagen“. Das war auch seine Sache ganz und gar nicht. Er bestattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächsten Kirchhof zur Erde und ritt dann, so geschwind er konnte, nach London, um sich durch Zerstreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er sich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in dessen Hause und regalirt uns bei dieser Gelegenheit mit der Geschichte einer bekehrten Sünderin, einer Locus-Communis-Geschichte, die durch seine eingestreuten Betrachtungen blos ein Wenig platter wird, als sie an sich selbst ist. Sodann kommt er wieder auf sich selbst zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zwei irländischen Gentlemen, Jemmy King und dem berühmten Sachwalter, der die schöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntschaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen und da all sein Hab und Gut bei einer Würfelbank zurückgelassen. „Ich wußte zwar,“ sagt der unbegreifliche Pinsel, „daß diese Männer die ruchlosesten Leute von der Welt waren, daß sie keine Religionsbegriffe hatten, daß sie sich den Lüsten ergaben, jeden gesunden Gedanken und jede Besorgniß durch niedrige, lasterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten“ — allein, wiewol er das Alles wußte, macht' er doch ohne mindeste Noth oder vernünftige Absicht Kameradschaft mit ihnen, weil er als ein großer Logicus glaubte, daß „sie doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im Leibe hätten“. Was für ein Begriff mag das wol sein, vermöge dessen solche Leute noch Ehre im Leibe haben können?

Oder, wenn dies der gewöhnliche Begriff von der Ehre ist, was für ein Unsinniger muß Der sein, der in eine solche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen setzt als in die Großmuth eines Wucherers oder in die Keuschheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieser Unsinnige; denn wiewol er wußte, daß sie gewissenlose Bösewichter waren, so wußte er doch nicht, daß sie all das Ihrige in Irland verspielt hatten und nun in England vom Spiel leben wollten. Er ließ sich also bereden, mit ihnen in eine Spielgesellschaft zu gehen, wo, ihrem Vorgeben nach, von den ehrlichsten Männern Bank gehalten und ganz redlich gespielt würde. Sie stellten ihm vor, daß er nur etliche Guineen zu wagen brauchte und vielleicht hunderte gewinnen könnte. Nun wissen wir, daß Johann Bunkel außer einem hübschen Mädchen nichts lieber hat als klingende Münze. Wie hätt' er also einer so lockenden Stimme widerstehen können? Bei seinem Eintritt ins Gemach sah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tisch sitzen, auf welchem ein großer Haufen Gold lag. So wohlgekleidete Herren mußten ja nothwendig, aufs Wenigste nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel setzte sich also hin, würfelte und gewann in zwei bis drei Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit, aufzuhören; aber der weise Mann, der gern den ganzen großen Haufen Gold gehabt hätte, spielte fort, und eh es Morgen war, verlor er nicht allein, was er gewonnen hatte, sondern bis auf etliche Pfund „auch Alles, was er in der Welt hatte, alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen hatte, deren Güter er verkauft und das Geld bei einem Banquier niedergelegt hatte". Die beiden Irländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren gingen einer nach dem andern weg, „und mich", sagt der liebe Mann, „überließen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden gewesen, und in welcher Lage ich mich jetzt befände".

Nun, es ist freilich nicht zur Nachfolge geschrieben, daß ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinnigerweise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheirathete große Vermögen, und, was wohl zu merken ist (wiewol Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Skrupel macht), ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkelspielhause verliert. Gleichwol — man hat Beispiele, daß die größten Heiligen in einer unseligen Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben und noch tiefer

gefallen sind als Bunkel. Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer sein? Erwarten sollte man's wenigstens — von jedem Andern — nur nicht von Johann Bunkel. Laßt hören, wie sich der dazu anschickt! „Ich war ganz außer mir", sagt er, und wir wollen's ihm gerne glauben. Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beim Spiel zu thun? Mir fehlte ja nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfelspiel, welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige genommen! Hier hab' ich mich niedergesetzt, um mich durch Spitzbuben und falsche Würfel zu Grunde richten zu lassen? Bei dieser Ueberlegung erstarrten meine Sinne eine Zeit lang, und darauf sprang ich auf, war wild und rasend." Und das ist die ganze Geschichte seiner Buße und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserei vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte; Bunkel entdeckte ihm Alles, und Curl that ihm bei einem Glase Wein im Kaffeehause den Vorschlag, die einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen alten Geizhalses, Namens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig englische Meilen von London in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, daß er sich im Stande sah, zur Entführung allen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curl, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was mußte Derjenige sein, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschaffnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel mußt' er sein! weiter nichts! Dem steigt bei so einem Antrag auch nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Kopfe. Denn, „wenn Jungfer Dunk's Vater stirbt, so hat sie jährlich 1000 Pfund Einkommen, wenn er auch sein eignes Vermögen Andern vermachen sollte" — und Bunkel, der Alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit Allem, was er zu Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunk's Landhaus, übergiebt der Miß sein Creditiv von dem edeln Curl, thut ihr seinen Antrag, spricht von seiner schönen Einsiedlerei Ortons-Lodge, verspricht, ihr dort zu einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt Alles dies (wie ihm denn

das Christenthum bei jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug seiner Lüste und Bubenstücke dienen muß) durch die Vorstellung, „daß ein Christ sich nicht dieser Welt gleichstellen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und nach geistigen Grundsätzen bilden müsse"; woraus (setzt er hinzu) „richtig folge, daß eine anmuthige Landgegend für ein glückliches Ehepaar angenehm genug sei". Miß Agnesia Dunk, als eine Person, „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bei der schönsten Beurtheilungskraft blöde und mißtrauisch auf ihre Einsicht war", bat sich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Herrn Curl die Antwort schriftlich zu geben, die sie dem Herrn Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel kommt mit dem Briefe zurück, worin die junge Dirne sich erklärt: „daß ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniß schon recht wäre, wenn sie sich nur darauf verlassen könnte, daß sein Herz so gesund sei als sein Verstand".[1]) Diese Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl brauchte ja nur seine unbescholtne Ehre zum Pfand für Bunkel's gutes Herz einzusetzen. Seine Ohren hätt' er freilich nicht verpfänden können; denn die waren zu London am Pranger angenagelt. Bunkel geht sogleich wieder mit Curl's Pfandbriefe ab, übergiebt dem Alten, der das Bette hüten muß, Parlamentsacten, trifft die schöne Agnesia in einer Rosenlaube in der artigsten Nachtkleidung, die so nett und sauber als möglich war, und wird noch selbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er sie vier Wochen lang unter mancherlei Vorwand von Geschäften, die der sinnreiche Curl erdachte, besucht hatte, willigte Agnesia in die Entführung; und so gingen sie um Mitternacht mit einander davon.

Das ist die zweite Entführung, die Herr Johann Bunkel auf seiner armen Seele hat, und er scheint also beim ersten Anblick blos sich selbst copirt zu haben. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit erweisen, zu gestehen, daß er in der zweiten sich selbst übertroffen hat. Als er die beiden Mündel des alten Cock's entführte, handelte er blos als Narr und ohne eigennützige Rücksicht; aber hier bestiehlt er einen Vater um sein einziges Kind, um ihr Geld in seine Gewalt zu bekommen. Dort war er blos Don Quixote; hier ist er Schurke.

---

[1]) „Arme Agnesia! wo war Dein eigner?" hatte Wieland hinzugefügt. — A. d. H.

Es ist also klar, daß er hier mehr Bunkel ist als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's ist, hat er sogar noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Miß Agnesia habe Recht daran gethan, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit ihm davonzulaufen. Das Raisonnement, womit er uns dies weismachen will, ist eines von den Meisterstücken der Bunkel'schen Logik. „Leidender Gehorsam", sagt er, „ist in einer Privatfamilie ebenso viel Unverstand als in der Regierung eines Fürsten. Der Vater muß wie der König ein ernährender Vater, ein vernünftiges, leutseliges Oberhaupt sein, und so lange er dies ist, gebührt ihm aller Dienst und Gehorsam. Aber wenn der Vater wie der Fürst Tyrann wird, seiner Tochter alle natürliche Rechte und Freiheit nimmt, ihr kein vergnügtes Leben gestattet, sondern sie in Banden und Elend hält, dann giebt die Selbsterhaltung und ihr gerechter Anspruch auf die Ergetzungen ihres Lebens u. s. w. ihr ein Recht, ihren Zustand zu verbessern. Wenn sie bei einem ehrlichen Manne Brod, heitre Tage, Freiheit und Friede haben kann, so handelt sie gerecht gegen sich selbst, wenn sie mit einem solchen Erretter davongeht. Vernunft und Offenbarung rechtfertigen sie." Meister Bunkel macht, wie wir sehen, kurzen Proceß mit den Vätern und den Königen. Giebt der Fürst nicht allen seinen Unterthanen zu essen, ist er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutseliges Oberhaupt — gestattet der Vater seinen Töchterchen nicht alle ihre natürliche Freiheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben, so ist der Fürst und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind sind aller Pflicht gegen sie entbunden. Herrliches Haus- und Staatsrecht! — Und sieht der stumpfsinnige Mensch denn nicht, daß die Redensarten vernünftig und leutselig sein und natürliche Freiheit und vergnügtes Leben bloße schale Wörter sind, wobei Unterthanen und Kinder denken können, was sie wollen? Sieht er nicht, daß ihre Launen und Leidenschaften ewig die Ausleger ihrer Rechte und Freiheiten und die Richter zwischen ihnen und ihrem Fürsten oder Vater sein würden, und daß es Unsinn ist, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem so hat uns Bunkel auch nicht einmal den Schatten eines Beweises gegeben, daß der alte Dunk mit seiner Tochter als ein Tyrann verfahren sei. Alles beruht auf der bloßen Aussage eines ehrlosen Kerls, der gleichwol nichts weiter sagt, als: „Dunk schränke seine

Tochter sehr ein und gehe in allen Stücken grausam mit ihr um." Wer sieht nicht, daß dies in einer Geschichte, sie mag nun wirklich geschehen oder erdichtet sein, nichts gesagt ist? Man muß uns sagen, worin der Vater die Tochter einschränkt, und was er für Ursachen dazu hat, und in welchen Stücken er grausam mit ihr umgeht, oder wir wissen nichts Bestimmtes von der Sache und sind berechtigt, alles Böse, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgesagt wird, für baare Verleumdung zu halten. Denn quilibet praesumitur bonus etc.[1])

Doch es ist Zeit, aufzuhören! Nach dieser letzten Probe der merkwürdigen Meinungen und des erbaulichen Lebens unsers Helden könnten wir nichts so Schlechtes und Ungereimtes mehr von ihm berichten, dessen man sich nicht schon zu ihm versehen hätte, und in der That das Einzige, was ihm noch übrig blieb, um einem so wohlgeführten Leben die Krone aufzusetzen, war, die Geschichte desselben zu schreiben.

Es ist ein starkes Stück! Und doch begreift sich, daß ein Mann wie Herr Johann Bunkel dessen fähig war. Aber wie ein solches Buch unter Briten und Deutschen Liebhaber finden konnte, in deren Augen es die Blüthe und Quintessenz eines Geistes war, der mit Shakespeare, Richardson und Sterne in gleicher Reihe geht: dies wird wol, so lange es Buchmacher und Leser geben wird, eines der unauflöslichsten Räthsel bleiben.[2])

---

[1]) Ursprünglich stand hier noch der Schluß der Regel: „donec contrarium probetur". — A. d. H.

[2]) An der Stelle der beiden letzten Absätze stand früher: „Hier, liebe Leser, spüre ich, daß der Ekel, einem so elenden Menschen länger in dem, was er sein Leben und seine Meinungen nennt, zu folgen, unausstehlich zu werden anfängt. Allem Vermuthen nach ist's Euch ebenso. Im ganzen Ernst, es ist so arg, daß ich, um zu begreifen, wie ein Mensch in diesem Grade verwirrt denken, verkehrt handeln und elend schreiben könne, keinen andern Weg sehe, als vorauszusetzen, daß es in seinem Kopfe nicht richtig gewesen. Wäre seine Narrheit noch von der belustigenden Art, und hätte man uns den Narren für das, was er ist, gegeben — so möcht' es noch hingehen; aber das Buch eines miserabeln Menschen, der in einer Art von Verrückung schreibt, und an dem menschlich und christlich gehandelt worden wäre, wenn man ihn in einem Spital versorgt hätte — so ein Buch für die Blüthe und Quintessenz eines Geistes, der mit Shakespearn, Richardson und Sterne im Reihen geht, auszugeben — in der That, das hieß das berühmte Phlegma der deutschen Nation auf eine Probe setzen, der sogar das lappländische hätte unterliegen müssen." — A. d. H.

Abgenöthigter Nachtrag
zur
Johann-Bunkliade.[1])

Als ich beim Beschluß meiner Auszüge aus „Johann Bunkel's Leben und Meinungen" im Vorbeigehen sagte: „ich wisse wohl, was es sei, sich der Ungnade des Buchhändlers Nicolai auszusetzen", konnte mir zwar von der Broschüre, die er vor einigen Wochen wider mich herausgegeben,*) noch nichts bekannt sein; ich konnte aber leicht voraussehen, daß ein Mann wie er die Freimüthigkeit, womit ich über seinen Bunkel und nebenher auch über die Art und Weise, wie er solchen dem deutschen Publico aufzuhängen gewußt hat, in öffentlichem Druck gesagt, was Tausende in Zimmern, Buchläden und überall, wo zwei Pränumeranten zusammentrafen, einander mündlich

*) Sie besteht aus zwei Bogen in 8°, betitelt: „**Ein paar Worte**, betreffend Johann Bunkel und Christoh (soll ohne Zweifel Christoph heißen) Martin Wieland, von Friedrich Nicolai", Berlin und Stettin 1779. Ich würde dieses feine Geistesproduct des Herrn Friedrich Nicolai, um es zu seiner verdienten Ehre möglichst bekannt machen zu helfen, mit Vergnügen im „Teutschen Merkur" haben abdrucken lassen, wenn Herr Nicolai nicht bereits rühmlichst dafür gesorgt hätte, daß es alle nur mögliche Publicität erhalte. Denn er versichert uns auf der andern Seite des Titelblatts, daß dieser Aufsatz auch in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", Anhang zum XXV. bis XXXVI. Bande, in der ersten Abtheilung zu finden sei, wohin ich also Diejenigen hiermit verwiesen haben will, welche besagten merkwürdigen Aufsatz etwa nicht als Broschüre habhaft worden sind; wiewol es Herr Nicolai, wie leicht zu erachten, an einer starken Auflage nicht wird haben fehlen lassen.

[1]) Teutscher Merkur 1779, I. S. 154–172. Obgleich Wieland diesen „Nachtrag" bei seiner „Bunkliade" später wegließ, so ist er doch in mancher Beziehung zu bedeutend, als daß wir denselben übergehen dürften. In einem Anhange lassen wir noch Nicolai's Vertheidigung folgen, durch welche gegenwärtiger Abgenöthigte Nachtrag veranlaßt wurde, da dieselbe zum Verständniß des Nachtrags erforderlich ist. — A. d. H.

gesagt hatten — daß er, sage ich, diese Freimüthigkeit als eine schwere Beleidigung aufnehmen und aufs Empfindlichste zu rächen suchen würde.

Was ich vorhersah, ist nun erfolgt. Herr Nicolai hat seine Rache genommen, und (was bei einer so unheilbaren Sache wie die seinige ebenso leicht vorauszusehen war) die Rache eines Verzweifelten. Denn was hat er gethan, als den ganzen Streitstand über Johann Bunkeln (wenn anders über den Werth oder Unwerth eines solchen Buchs ein Streit unter gescheiten Leuten möglich ist) zu verändern und, da er alle Hoffnung, seinen Bunkeln retten zu können, verloren geben muß, den Spieß nun gegen mich zu drehen, mir schlechte Leidenschaften und Absichten Schuld zu geben und durch gehässige Gegenbeschuldigungen die Verachtung des Publicums wo möglich von sich ab und auf mich zu wälzen?

Was Herr Nicolai gegen meine Zergliederung und Auszüge an sich selbst vorbringt, ist so, daß es keiner Antwort bedarf. Er fühlt selbst zu wohl, daß dies seine schwache Seite ist, und begnügt sich also, hinter dem Schilde der Monthly Reviewers hervor, so leise als möglich, ich weiß nicht was zu Vertheidigung des elenden Buches zu sagen, blos damit er etwas gesagt zu haben scheine. Er leugnet, daß er es für ein vortreffliches Werk gegeben habe, und will uns weismachen, die Gutherzigkeit, die in allen Blättern seines Bunkel's athme, habe ihn (den gutherzigen Nicolai — scilicet!) so eingenommen, daß er auf seine Fehler nicht geachtet habe. Er stellt sich, als ob ihm das allgemeine Mißvergnügen der Pränumeranten verborgen wäre, als ob ich der Einzige sei, dem sein Bunkel nicht gefallen habe, und als ob das ein Wunder sei, das sich unmöglich erklären lasse, wenn man nicht voraussetze, daß Zorn und Rachgier gegen ihn (den Pflegvater des mißgeschaffnen Mondkalbs) mir nicht gestattet hätten, den Verdiensten desselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Glaub' ihm das, wer Lust hat! Aber wer wird's ihm glauben? Bunkel ist ja, Dank sei den vorsichtigen Maßregeln, welche Herr Nicolai genommen! in mehr als siebenhundert Häusern anzutreffen, der Teutsche Merkur auch. Es sind also Leute genug da, die mit ihren eignen Augen sehen können, oder vielmehr, die bereits gesehen haben, was zu sehen war. Die Art, wie meine Auszüge aufgenommen worden, ist mir Bürge da-

für, das Publicum sei überzeugt, daß ich Bunkeln kein Unrecht gethan. Keinem Menschen (außer Herrn Nicolai) ist's zweifelhaft vorgekommen, ob ich in guter oder böser Laune gewesen, da ich die Anti-Bunkels (wie ich sie jetzt Kürze halber nennen will) geschrieben. Im Gegentheil, die gute Laune, worin sie geschrieben sind, hat sich auch den Lesern mitgetheilt; und beinahe hätte man um der Auszüge willen dem Herrn Nicolai das unausstehliche Buch vergeben, das sie veranlaßte. Wer wird nun gegen das Zeugniß seines eignen Bewußtseins und Gefühls einem Menschen, der so offenbar alles Recht in Sachen Johann Bunkel's und Consorten (die so sehr seine eigne ist) zu stimmen und zu urtheln verloren hat, auf sein Wort glauben: daß meine Behandlung seines Bunkel's „eine plumpe Verunstaltung sei" — daß ich mit diesem trefflichen Werke umgegangen sei „wie ein Schlachter mit einem Schlachtvieh", kurz, daß ich von Eigensinn, Zorn, übler Laune und Rachgier besessen gewesen, da ich über Bunkeln geschrieben u. s. w.

Aber Herr Nicolai führt ja einen **Beweis** dieser letztern Beschuldigung? Ein feiner Beweis! Ein Beweis aus lauter Vermuthungen gewebt, und aus so schlecht ersonnenen Vermuthungen, daß man Mitleiden mit dem Manne haben möchte, der zu solchen Behelfen seine Zuflucht nehmen muß. Aber freilich, wenn Einer nun keine bessere hat? Und dann ist ja auch gegen einen so boshaften, so verächtlichen Menschen, wie ich die Ehre habe in den Augen des Herrn Friedrich Nicolai zu sein, Alles erlaubt! Also — „wenn die Zergliederung Bunkel's", sagt Herr Nicolai, „nicht eine ganz besondere Veranlassung gehabt hätte, wie käme es, daß ein Mann wie Wieland*) ein Buch, das ganz elend, äußerst schal und platt sein soll, so äußerst genau, so äußerst weitläufig, so äußerst hämisch zergliedert hätte?" Die Antwort auf die Frage, warum ich so viele Zeit auf ein so elendes Buch verwandt, steht (weil ich sie leicht voraussah) schon zwei- oder dreimal ganz leserlich gedruckt in meinen Auszügen aus der Johann-Bunklias; und wenn Herr Nicolai sich die Mühe nicht nehmen mag, sie

*) Dies ein Mann wie Wieland kommt sehr häufig in der Nicolai'schen Broschüre vor, und alle ehrliche Leute finden freilich, daß ein Mann wie Wieland zwischen einem Manne wie Bunkel und einem Manne, wie der Buchhändler Nicolai ist, auf dem Titelblatt dieser Schmähschrift sehr hervorsteche.

dort zu lesen, so kann ich sie ihm hier mit zwei Worten wiederholen. Sie ist: weil er dieses elende Buch, ein Buch, das kein Mensch von Verstand und Geschmack, ohne vor Ekel krank zu werden, durchlesen kann, in einem äußerst weitläufigen, umständlich motivirten Avertissement dem Publico als ein sehr gutes, sehr interessantes Werk angepriesen und durch diese Anpreisung eine Menge ehrlicher Leute verleitet hatte, auf seinen Credit hin auf dieses besagte Buch zu pränumeriren. Hätte der Herr Buchhändler Nicolai es mit diesem Buche gemacht, wie hundert andre seines Gewerbes es mit hundert andern schlechten Originalen und schlechten Uebersetzungen schlechter engländischer und französischer Bücher machen; hätte er, weil er doch einmal in der Meinung stund, daß Johann Bunkel einen gangbaren Artikel abgeben könnte, das Buch in aller Stille übersetzen lassen, hätt' es dann wie andre Fabrikwaaren dieser Art auf die Messe gebracht und es nun darauf ankommen lassen, ob es Liebhaber finden werde oder nicht: hätt' er so verfahren, so kann er versichert sein, ich würde seinem Bunkel die Ehre, ihn näher zu beleuchten, ebenso wenig erwiesen haben als andrer Maculaturwaare dieses Gelichters, womit Deutschland überschwemmt wird. Oder wenn dessen ja unter der Rubrik Bücheranzeigen erwähnt worden wäre, so wär' es mit zwei Worten gethan gewesen. Aber die Art, wie er ein **solches Buch** herausgegeben, die Art, wie er es als ein interessantes, erbauliches, gemeinnütziges Werk dem Publico aufgeschwatzt, dies machte Bunkeln einer genauern, umständlichern Zergliederung und Beleuchtung würdig. Natürlich ist's übrigens, daß der gerechte Verdruß, den so viele hundert ehrliche Leute mit mir darüber empfanden, sich in ihrer Erwartung auf eine so unerhörte Art betrogen zu sehen, auch einigen Einfluß hatte. Wahrlich, wenn es nicht gerecht wäre, über so etwas unwillig zu werden, so möcht' ich wol wissen, worüber man unwillig werden dürfte. Und wenn ich bei aller guten Laune und beim festesten Vorsatz, über Bunkel, insofern er ein Thor und alberner Tropf ist, blos zu lachen, doch zuweilen durch seine ganz unausstehliche Verkehrtheit genöthigt wurde, ernsthafter zu sprechen und Unwillen auszudrücken, wo kein ehrlicher Mann **lachen kann:** so möcht' ich Den sehen, dem es (sofern er sich überwinden könnte, das ganze Buch, wie ich gethan, durchzulesen) nicht ebenso ergehen sollte. Es bedarf

also, um das Phänomen, worüber sich Herr Nicolai so befremdet stellt, zu erklären, keiner andern Bewegursachen als der innern Beschaffenheit des Buches selbsten; und er hatte gar nicht nöthig, zu einer so armseligen Hypothese seine Zuflucht zu nehmen, als die Voraussetzung ist: ich hätte geglaubt, daß ich noch ein Hühnchen mit ihm zu pflücken habe.

Die Deduction, die er hierüber macht, ist sowie das ganze Libell, eines Herausgebers und Lobredners Herrn Johann Bunkel's vollkommen würdig. Man werde sich erinnern, sagt er, daß ich im ersten Vierteljahr des „Teutschen Merkur's" von 1775 sehr unbestimmte und gänzlich unbewiesene Klagen wider die „Allgemeine deutsche Bibliothek" und ihn bekannt gemacht, und daß er mich hierauf im XXV. Bande der besagten Bibliothek öffentlich aufgefordert, die Beweise davon öffentlich der Welt vorzulegen. Dies hätt' ich nicht gekonnt und hätte also schweigen müssen. „Dies erzwungene Stillschweigen", setzt der Mann, der so scharfsinnig in meinem Inwendigen liest, hinzu, „mag ihm (Herrn Wieland) eine unangenehme Stunde gemacht haben, weil er wohl empfinden mußte, in welchem zweideutigen Lichte er dadurch vor dem ganzen deutschen Publico erschiene. Er hatte sich aber vermuthlich die Sache hinters Ohr geschrieben. Nun dachte er mich bei dem „Leben Bunkel's" auf einer schwachen Seite ertappt zu haben; daher brach er los; denn er glaubte, jetzt dürfe er mir wieder eine unangenehme Stunde machen."

Es ekelt mir, auf dies alberne Geschnatter der lächerlichen Eitelkeit dieses Menschen antworten zu müssen. Meine Antwort wird aber sehr kurz sein. Die Rede ist hier von einer Thatsache, und von einer Thatsache, die ich wol am Besten wissen muß, nämlich von dem Grunde, warum ich zu seiner **öffentlichen Aufforderung** in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" **geschwiegen** habe. Herr Nicolai stellt sich, als ob er diese Ursach wisse, und versichert mit der ihm eignen Frechheit: ich habe schweigen müssen, weil das, was ich ihn oder seine „Allgemeine deutsche Bibliothek" beschuldiget, nicht wahr sei. Ich will ihm besser sagen, warum ich geschwiegen habe. Salomo sagt zwar in seinen Sprichwörtern: „Antworte dem Narren nach seiner Narrheit"; aber eben dieser Salomo sagt auch unmittelbar darauf: „Antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit!" — und er überläßt es dem Verständigen, selbst zu urtheilen, wo und wann es sich

für ihn schicke, zu antworten oder nicht zu antworten. Ich hatte (bei einer Gelegenheit, wo ich von einer bereits vergessnen Broschüre des Herrn Nicolai vielleicht allzu günstig geurtheilt hatte) zu Rechtfertigung meiner Unparteilichkeit hinzugesetzt: man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man glaubte, daß ich Herrn Nicolai zu Gefallen so urtheile. Er sei nie mein Freund gewesen; ich wäre in seiner „Allgemeinen Bibliothek" fast immer schief angeklagt, oft muthwillig mißhandelt und nicht ein einzigmal (daß ich wüßte) durchaus unparteilich beurtheilt worden. Herr Nicolai schrieb mir hierüber und verlangte, daß ich diese Stelle widerrufen oder beweisen sollte. Ich antwortete ihm, daß ich jenes nicht thun würde und dieses für sehr unnöthig hielte. Er schrieb wieder und drohte. Ich ließ es dabei bewenden. Ein gemeinschaftlicher Freund in Berlin schrieb mir darauf: „Herr Nicolai wäre sehr ungehalten auf mich und stünde im Begriff, mir öffentlich den Krieg anzukündigen; er (der Freund) wollte mir seine bona officia angeboten haben, diese unangenehme Fehde noch in Zeiten gütlich beizulegen". Ich antwortete ihm ungefähr des Inhalts, was ich im Vorbeigehen über die Beurtheilungen meiner Werke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" gesagt hätte, wäre eine notorische, vor aller Welt Augen liegende Sache und bedürfe keines Beweises. Ich hielte mich nicht verbunden, mich mit Nicolai in einen Federkrieg einzulassen, der seiner Natur nach ein *Procès sans fin* werden müßte. Herr Nicolai könnte thun, was er wollte u. s. w. Der Freund zog also seine Hand ab; die Kriegserklärung des Herrn Nicolai erschien (wie ich **hörte**; denn gelesen hab' ich sie nie) in öffentlichem Drucke. Ich blieb bei meinem Vorsatz, keine Notiz davon zu nehmen, und ich bleibe noch dabei, weil ich überzeugt bin, daß ein Jeder, der im Stande ist, von solchen Dingen richtig zu urtheilen, meine Schriften und die besagten Beurtheilungen nur zu lesen braucht, um zu sehen, daß ich sie recht qualificirt habe. Die unparteiische Welt und die Nachwelt (wenn anders von meinen Werken und der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" alsdenn noch die Rede sein wird) mag Richter zwischen uns sein! Und eben diese Welt mag urtheilen, ob die Partei, zu schweigen, wo Reden oder Schreiben **überflüssig** und in mehrern Rücksichten **unverantwortlich** wäre,

nicht die beste ist, die ein Mann, der sich seiner guten Sache bewußt ist, ergreifen kann. Denn (um nur zwei Worte davon zu sagen) wie könnte ich den ganz unnöthigen Beweis, den mir Herr Nicolai abfordert, führen, ohne mich in eine genaue Beurtheilung und Analyse meiner eignen Schriften einzulassen? Mit welcher Anständigkeit könnt' ich das? In welchen Detail würd' es führen? Wann sollte das Schriftenwechseln aufhören? Was läßt sich nicht anklagen, vertheidigen und entschuldigen? Worüber läßt sich nicht chicaniren? Und würde, wenn ich auch Jahre lang mit einem so ekelhaften Schriftenwechsel zugebracht hätte, Herr Nicolai nicht doch immer das letzte Wort behalten? Es wäre lächerlich, nur eine Silbe mehr über eine so unsinnige Zumuthung zu verlieren.

Es ist also nicht erzwungenes, sondern **höchst freiwilliges Stillschweigen,** daß ich zu seiner Aufforderung geschwiegen habe und schweigen werde, so lange ich noch von irgend einem Theil meiner Existenz einen bessern Gebrauch zu machen weiß. Es ist also auch nicht wahr, daß ich, wie er sagt, eine unangenehme Stunde darüber gehabt habe, oder daß ich nur einen Augenblick geglaubt, um eines so gerechten und mir so anständigen Stillschweigens willen in einem zweideutigen Lichte vor der Welt zu erscheinen. Ich scheue keine Art von Beleuchtung, und mit der zartesten Empfindlichkeit für das Urtheil der verständigen und guten Menschen wie mit der herzlichsten Verachtung Alles dessen, was moralischer Pöbel in der Verkehrtheit seines Sinnes von mir denken und sagen mag, erwart' ich das Urtheil der unbestechlichen Zeit mit Bescheidenheit und Ruhe. Ich habe viele edle und gute Menschen zu Freunden und bin mir bewußt, keinen Feind zu verdienen.

Das Publicum kann also nun über diesen Punkt urtheilen, was es für Recht hält. In Sachen, wo es auf Ja oder Nein ankommt, gilt mein Nein wenigstens so viel als des Herausgebers von „Johann Bunkel" sein Ja, und wenn er es auch mit zehnmal mehr vermeintlichen Präsumtionen zu seinem Vortheil ausstaffiren könnte.

Indessen geht Herr Nicolai doch von diesen luftigen Präsumtionen aus, mich in den ehrenrührigsten Ausdrücken, mit den sichtlichsten Verdrehungen des Sinnes meiner Worte und mit einer Consequenzenmacherei, deren sich ein Abderitischer Sykophant beinahe schämen würde, zu beschuldigen,

daß ich ihn an seiner bürgerlichen Ehre angegriffen. Laßt sehen, wie er auch hier mit seinem Beweise bestehen wird!

Ich hatte meine „Anti-Bunkels" mit dem Weidspruch *Practica est multiplex* angefangen. Der Sinn dieses Sprichworts ist Jedermann bekannt; er ist ebenso weitläufig als die Anwendung, die täglich davon im gemeinen Leben gemacht wird. Jeder Stand, jedes Handwerk hat seine *Practicam* und seine Kniffe, und wo es der ganzen Welt offenkundig vor Augen liegt, daß ein Mann sich solcher *Practica* und Kniffe bedient hat, da ist es auch erlaubt, die Anwendung jenes Sprichworts auf ihn zu machen.

Daß Johann Bunkel's Leben und Meinungen, so wie der Buchhändler Nicolai es uns geliefert hat, in jeder Betrachtung, es sei nun als eine wahre Lebensgeschichte oder als ein philosophisch-christlicher Roman, als ein Werk des Genie, Witzes oder Geschmacks oder als ein zum Unterricht und Beispiel geschriebenes Sittenbuch betrachtet, ein höchst plattes Geschmiere, eine mit schalen Predigtfragmenten, übel raisonnirten Raisonnements, falschen Grundsätzen und ärgerlichen Beispielen angefüllte Rhapsodie sei, daß dieses Alles den größten Theil davon ausmache, daß selbst die wenigen romantischen Situationen und interessanten Naturgemälde, die das Beste davon sind, durch den äußerst elenden Stil des Autors und Uebersetzers so verhudelt sind, daß dem Leser alle Freude daran verkümmert wird, daß die Hauptabsicht des Verfassers offenbar keine andre ist, als unter dem beliebten vehiculo romanhafter Liebes- und Heirathsgeschichten die Lehre der allgemeinen Kirche von der Dreieinigkeit und andere für wesentliche Glaubensartikel von ihr angenommene Lehren zu bestreiten, daß diese vorgegebene Lebensgeschichte eines Menschen, der immer die Nachahmung Christi im Munde führt, der Lebenslauf eines Menschen sei, dem kein vernünftiger ehrlicher Mann gleich zu sehen wünschen kann u. s. w. — Alles dies bedarf keines andern Beweises, als daß ein Mensch, dem Gott Vernunft und fünf Sinne gegeben hat, sich auch das Maß von Geduld erbitte, das erfordert wird, dieses Buch zu lesen, und sich dann hinsetze und es aufmerksam von Anfang bis zu Ende durchlese, oder wenn es ja eines mehrern Beweises bedarf, so hoffe ich ihn in meinen „Anti-Bunkeln", so weit es nöthig war, zur vollen Genüge geführt zu haben.

Sobald nun das Buch wirklich erschien, war das Mißvergnügen, sich in der Erwartung, welche Herr Nicolai erweckt hatte, so gröblich getäuscht zu finden, allgemein und äußerst lebhaft. Und auf wen schob man die Schuld? Auf wen konnte man sie schieben? Wer war denn der Mann, der dieses Buch in einer Nachricht an das Publicum, vier mit kleiner Schrift gedruckte Octavblätter stark, so umständlich und mühsam angepriesen hatte? Wer war der Mann, der sich auf das Zeugniß der Monthly Reviewers berufen hatte, daß dieses Buch in seiner Art so original als Shakespeare und Richardson sei — daß Bunkel der sonderbarste, der launigste, der angenehmst-seltsamste Schriftsteller sei, der jemals die Feder geführt habe? Wer war der Mensch, der die Stirne hatte, zu sagen, es sei die Lebensbeschreibung eines Mannes, der auf sein **wohlgeführtes** Leben mit gutem Gewissen und mit völligem Bewußtsein, unbescholten und nützlich gewesen zu sein, zurücksieht?*) **Friedrich Nicolai** war dieser Mann! Die Urkunde, worin er das Alles der Welt vorgespiegelt hat, liegt in öffentlichem Druck und ist auf alle mögliche Art bekannt gemacht worden. Ich selbst, da ich mir nicht beigehen lassen konnte, daß Jemand unverschämt genug sein könnte, ein Buch so weitläufig, so nachdrücklich anzupreisen, wenn es nicht wenigstens des Lesens werth wäre, habe mich mißbrauchen lassen, es bekannter machen zu helfen.[1])

Wahrlich, nach einer solchen Ankündigung von einem Buchhändler, der selbst ein Schriftsteller ist, von dem Jedermann die Präsumtion hatte, daß er überzeugt sein werde, das Buch sei das wirklich, wofür er es dem Publico gab, daß er es also vorher gelesen und geprüft haben müsse oder sonsten gewiß nicht in solchen Ausdrücken, mit solcher Gewißheit seiner Sache davon gesprochen und das Publicum durch Pränumeration zu einem Kauf angelockt haben würde, wobei kein Reukauf möglich war — nach einer solchen Ankündigung, unter einer solchen Garantie, wie konnte man weniger erwarten als ein Buch, das die größten und

*) Ein Buch, das dies ist, nennt man mit einem Wort ein sehr erbauliches Buch, wiewol Herr Nicolai gerade das Wort nicht gebraucht. Es ist einerlei, ob er's mit einem Wort oder mit vielen sagt. — A. d. H.

[1]) Vgl. oben S. 191, Anm. 1.

seltensten Vollkommenheiten in sich vereinige? Nach den Ausdrüden, worin die Reviewers und Herr Nicolai davon sprachen, konnte man nicht anders. Entweder die Herren wußten nicht, was sie sagten, oder Bunkel mußte (ich wiederhol' es) mehr als Cervantes, Fielding und Sterne sein. Als nun statt dessen den Pränumeranten ein Werk in die Hände geliefert wurde, wie Bunkel **wirklich** ist — das ist (um jetzt von allen seinen übrigen Gebrechen zu abstrahiren) das langweiligste, platteste, genie-, witz- und geschmackloseste Buch, das vielleicht seit Jahrhunderten in Europa erschienen ist, mußte das Publicum sich nicht für hintergangen halten? Und über wen konnte man sich beschweren? Natürlicherweise über Niemanden als Herrn Nicolai. Haben ihn die Reviewers betrogen, so bleibt ihm sein Regreß an die Reviewers unbenommen, aber wir halten uns an ihn. Denn von ihm kam die Ankündigung; er ist der Herausgeber; ihm haben wir geglaubt; ihm haben wir bezahlt; aus seiner Hand haben wir den häßlichen Wechselbalg eines irländischen nonconformistischen Zwitters von Schwärmer und Freigeist für ein angenehm-nützliches, geistreiches, erbauliches Werk erhalten.

Aber wie? Er ist ja nur der Verleger; mit welchem Rechte kann er für den Werth oder Unwerth desselben responsabel sein? — Wie? Er wäre blos Verleger? Wahrlich, ein Verleger, der ein Buch so ankündiget, es durch solche Anstalten ausbreitet, es noch zum Ueberfluß durch eine weitläufige Vorrede in die Welt einführt: ein solcher Verleger ist ein Herausgeber, und man kann wenigstens von ihm fordern, daß er wisse, was er thue.

Alles, was ich bisher von der Nicolai'schen Ausgabe des Bunklischen Buches gesagt habe, sind Thatsachen; was nun folgt, ist ein Raisonnement, und wenn ich nicht irre, ein sehr bündiges.

Entweder hatte Herr Nicolai, da er Bunkeln ankündigte, das Buch gelesen oder nicht. Hat er es **nicht** gelesen, so war es unverantwortliche Unvorsichtigkeit, auf das bloße Wort der Reviewers das ganze deutsche Publicum zur Pränumeration auf ein Buch einzuladen, das **vielleicht** das nicht war, wofür es jene gaben, und von diesem Buche in selbsteigner Person auf fremdes namenloses Zeugniß hin eine so vortheilhafte Meinung zu erwecken.

Hat er's aber gelesen und seine Herausgabe darum unternommen, weil er es wirklich für ein vortreffliches Buch hielt: was soll die Welt von seinem Kopfe oder im entgegengesetzten Fall von seinem Charakter denken? Man kann freilich Niemanden ins Herz sehen. Aber ich frage die ganze unparteiische Welt, ob es **wahrscheinlich** sei, daß Herr Nicolai nicht wenigstens nahezu habe wissen können, was an seinem Bunkel sei. Und gesetzt auch, es lasse sich denken, daß er bona fide geglaubt, er gebe uns was Gutes, ist es der Welt, die den Mann blos nach seinen Handlungen beurtheilen kann, zu verargen gewesen, wenn sie bei solcher Beschaffenheit eines auf solche Weise ihr aufgeschobnen Buches glauben mußte, daß die ganze Geschichte des Nicolai'schen Bunkel's weder mehr noch weniger als ein Verlegerkniff und also ein hübsches Exempelchen zu dem Sprichwort: Practica est multiplex sei?

Und was will also der Mann mit seiner lächerlichen Aufforderung: „Wenn Herr Wieland irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige Ränke, irgend eine Unredlichkeit von mir weiß, so mache er sie bekannt; so will ich öffentlich meine Schande gestehen. Kann er aber nichts anzeigen und beweisen, so bleibe die Schande der Verleumdung auf ihm, und er hüte sich inskünftige, mit dem guten Leumund eines ehrlichen Mannes zu spielen?" Im Ernste, meint Herr Nicolai, mit dem Ton, womit er diese elende Platitüde vorbringt, der vernünftigen Welt Staub in die Augen zu werfen? Glaubt er, wir sollen nicht merken, wie er mit der Vieldeutigkeit aller Worte und Ausdrücke seiner Schreibart sein Spiel treibt? Was nennt er Praktiken und Kniffe und Ränke und Unredlichkeit? Versteht er Handlungen darunter, auf welche die bürgerlichen Gesetze den Staupbesen gesetzt haben? Wo hab' ich ihn jemals solcher Handlungen beschuldigt? Sind aber unter Praktiken und Kniffen die nur allzu gewöhnlichen Verlegerkünste gemeint, wodurch man dem Publico ein schlechtes Buch oder eine elende Uebersetzung eines guten Buches für gut aufbeftet, so bedarf es keines andern Beweises, als den Herr Nicolai durch die Pränumerationssache auf seinen Johann Bunkel vor aller Welt Augen selbst geführt hat. Und nie werd' ich ihm auf jene schamlose Aufforderung eine andere Antwort geben als diese: Wer

hat Johann Bunkeln mittelst eines weitläufigen anpreisenden Programms auf Pränumeration mit Kupfern von Chodowiecki herausgegeben?*)

Ich habe immer gehört und gesehen, daß sich die Leute nie ärger geberden, als wenn man sie da anrührt, wo sie sich bewußt sind, daß sie keine Untersuchung aushalten könnten. Herr Nicolai, der sonst, wie ich höre, ein feiner, weltkluger Mann sein soll, muß gewaltig vom Zorn übereilt worden sein, als er durch die ungeberdige Art, wie er die sanfteste Züchtigung seiner an dem Publico begangnen Sünde aufnimmt, eben dieses Publicum reizte, die Sache in genauere Erwägung zu ziehen. Der Herausgeber Johann Bunkel's hat immer eine verlorne Sache, er mag sich winden und krümmen, wie er will.

Aber Herr Nicolai läßt es nicht am Herausfordern bewenden, er recriminirt auch; und seine Recriminationen machen mehr als die Hälfte seines Libells aus. Ich müßte gänzlich vergessen haben, was ich mir selbst, und noch mehr, ich müßte die Achtung vergessen haben, die ich der gesunden Vernunft und Ehrlichkeit meiner Zeitgenossen schuldig bin, wenn ich mich in eine Beantwortung seiner Gegenbeschuldigungen einlassen wollte. Ich kann diese Erörterung mit vollkommenster Ruhe dem Publico anheimstellen. Um nur zwei Worte (und beinah ist's an diesen zu viel) darüber zu sagen: hätte Herr Nicolai blos auf den ersten Theil seines „Bunkel's" Pränumeration verlangt und es den Käufern freigelassen, ob sie nach Lesung desselben auch auf die übrigen pränumeriren wollten oder nicht, so würden ihm zum zweiten wol nicht sehr manche übrig geblieben sein. Unfehlbar wäre dies mein Fall auch gewesen, wenn ich das Publicum durch den Merkur betrogen hätte, wie Nicolai mit der schamlosen Frechheit vorgiebt, die ihn gleich dem Zeichen Kain's auf eine so auffallende Art auszeichnet. Dieses Journal würde sich nicht, trotz so vieler nachtheiliger Umstände, ungeachtet der inzwischen entstandenen Menge ähnlicher periodischer Werke, ungeachtet der Menge von Mißvergnügten, die der Herausgeber eines Journals dieser Art wider Willen machen muß u. s. w., dennoch schon sechs Jahre durch erhalten haben, wenn die Welt, welche ohne

*) Ich tadle nicht überhaupt, daß man den Werth eines Buches, das man herausgeben will, vorher anzeigt; ich tadle nicht, daß man ein Buch auf Vorschuß herausgebe, nicht, daß man es mit Kupfern von Chodowiecki ziere; aber daß man Alles dies vornehme, ein Buch, wie Bunkel ist, dem Publico aufzuhängen, das ist nicht zu entschuldigen. Gegen den Sophisten, mit dem ich's hier zu thun habe, und gegen ihn allein, war eine solche Anmerkung nothwendig.

Leidenschaft urtheilt, so davon dächte wie Herr Nicolai — dem seine unverständige Wuth so wenig Urtheilskraft und Geschmack übrig gelassen hat, daß er die „Palmblätter des Abulfauaris" als ein Document meiner schlimmen Gesinnung gegen die Religion anführt und das Gedicht „Schach Lolo" mit Naserümpfen in die Rubrik Siebensachen und Lückenbüßer wirft.

So ruhig, als ich über den vermeintlichen, aber schon beim ersten Anblick so absurden Parallelismus, den er zwischen seinem „Bunkel" und meinem „Merkur" ziehen will, die ganze unparteiische Welt urtheilen lasse: so gewiß bin ich auch, daß ich in der Pränumerationssache auf die verbesserte und vermehrte Ausgabe des **„Agathon"**, welche Herr Nicolai mit seiner würdigen Wendungen in Erinnerung bringt, keinen seiner gehässigen und schändlichen Vorwürfe verdiene, so kränkend es mir auch damals war, daß der Gang, den diese Sache ohne mein Verschulden nahm, ein falsches Licht auf mich werfen konnte. Die ganze Sache war ein gutherziger Einfall einiger warmen Freunde, die von dem deutschen Publico (wie der Erfolg auch zeigte) nicht zu edel zu denken glaubten, wenn sie es fähig hielten, zu Gunsten eines Schriftstellers, der der Nation lieb zu sein schien, eine Subscription auf eines seiner (wie sie glaubten) vorzüglichsten Werke gutzuheißen, wobei es nicht um einen wohlfeilen Preis, sondern um eine Aufmunterung für den Verfasser zu thun wäre. Ich hatte auf einen weit niedrigern Subscriptionspreis gedrungen; aber meine Freunde bestanden auf dem höhern. Da meine damalige Lage mir schlechterdings keine Zeit ließ, die Auflage selbst zu besorgen, so nahmen sie freiwillig den ganzen Detail davon auf sich. Aber sie waren über 40 Meilen von mir entfernt, und dies nebst unvorhergesehenen wichtigen Veränderungen in meinen Umständen und in den ihrigen verzögerte nicht nur den Druck, sondern machte es ihnen endlich gar unmöglich, solchen ihrem ersten Vorsatz und Versprechen nach zu bewerkstelligen. Diese Umstände waren die Ursachen jener mir unvermeidlichen Folgen, die nur ein Mann wie der Buchhändler Nicolai fähig ist, einer vorsätzlichen betrügerischen Gewinnsucht beizumessen, einem Laster, das gerade unter allen möglichen dasjenige ist, dessen mich alle Menschen, die jemals mit mir gelebt haben, am Unfähigsten kennen. Aber, auch diese Sache von ihrer schiefsten, nachtheiligsten Seite betrachtet, wie wenig läßt sie sich

mit der Bunklischen vergleichen? **Ich** gab meinen Pränumeranten den „Agathon"; **Nicolai** gab den seinigen den „Johann Bunkel". **Ich** gab den meinigen ein Buch, das sie größtentheils schon kannten; **er** den seinigen ein Buch, das Niemand kannte. **Ich** gab den meinigen ein Buch, dessen Beschaffenheit und Inhalt Niemands Erwartung betrog (denn daß die versprochene Geschichte des Archytas daran fehlte, kam von Hindernissen her, die ich nicht hatte voraussehen können, und die Welt fand meine Entschuldigung giltig, weil sie anerkannte, daß es nicht so in der Gewalt eines Schriftstellers sei, binnen einer gewissen bestimmten Zeit einen Archytas zu schreiben, als es in der Gewalt eines Schusters steht, binnen der versprochnen Zeit ein Paar Stiefeln zu liefern, wiewol auch dem Schuster ehhafte Hindernisse vorfallen können); Herr Nicolai hingegen gab seinen Pränumeranten ein Buch, das gerade das Gegentheil von Allem war, was es seinem Versprechen nach sein sollte, **da es doch nur von ihm abgehangen hatte, es für das zu geben, was es war, und wofür es alle Vernünftige halten.** Denn hätt' er das gewollt, so brauchte er es nur ohne Practica, ohne Anpreisungen, ohne eine dadurch erschlichene Pränumeration und ohne Ankündigung Chodowiecki'scher Kupfer auf seine eigne Gefahr in die Welt laufen und sein Glück versuchen lassen. — Doch wozu noch mehr Worte, wo die Sache selbst schon so laut spricht?

Herr Nicolai hätte also das Seinige gethan, mich wo möglich **zu ihm hinabzuziehen.** Nachdem er so bündig bewiesen hat, was für ein verächtlicher Mensch einer von den größten Schriftstellern (wie es ihm beliebt mich zu schelten) ist, so kann er nun in eben der Methode auch beweisen, was für ein verächtlicher Schriftsteller dieser verächtliche Mensch sei. Es wird ihm nicht um einen Deut mehr Aufwand von Sophisterei und Unverschämtheit kosten. Mir aber wird sein Schelten just so viel als sein Lob und sein Lob just so viel als sein Schelten sein, und alle Rache, die ich jemals dafür nehmen werde, soll darin bestehen, daß ich die Opera omnia, die es ihm belieben wird gegen mich zu schreiben, zusammendrucken lasse und das Werk **mit seinem Bildniß erläutert** (wo möglich von Chodowiecki) auf alle Bibliotheken in Deutschland stifte, damit seines Namens und Charakters Gedächtniß bleiben möge für und für.

Anhang.

Nachricht.

Die Vertheidigung wider Herrn Wieland's Recension,

Bunkel's Leben betreffend.

Von Fr. Nicolai.[1])

Herr Wieland hat für gut gefunden, in drei Stücken seines Merkur's Johann Bunkel's Leben, Bemerkungen und Meinungen zu zergliedern, wie er selbst seine Arbeit sehr emphatisch benennet; denn wahrhaftig, so wenig ein Schlachtvieh, dem ein geschäftiger Schlächter den Hals aufschneidet, das Blut in den Koth laufen läßt, die Haut abzieht, die Knochen zerhackt, Glied von Glied trennt und das beste Fleisch in die Gedärme stopft, noch einem beseelten Geschöpfe ähnlich sieht, so wenig kann ein Buch einem Buche ähnlich sehen, wenn ein Mann wie Wieland nebst allem seinem Witze noch Eigensinn, Zorn und üble Laune aufbietet, um dessen beste Bestandtheile so zu trennen und unter einander zu werfen, daß Niemand mehr sehen kann, wie eins zu dem andern gehört.

Ich kann allen Tadel sehr wohl ertragen. Ich habe dies, ich denke, bei Büchern, die ich selbst geschrieben habe, mehr als einmal gezeigt: wie sollte ich denn nicht ertragen können, daß ein Buch getadelt werde, von dem ich blos Verleger bin und sonst nicht den allergeringsten Antheil daran habe? Wie wenig ich besonders für das Leben Bunkel's ein uneingeschränktes Lob verlange, zeiget die Recension desselben, die

[1]) Anhang zu dem XXV. bis XXXVI. Bande der Allg. deutschen Bibliothek, I. S. 678—692. — A. d. H.

ich in die Allgemeine deutsche Bibliothek (Anhang z. XXV. bis XXXVI. Bande, 1ste Abtheil. S. 664) eingerückt habe, ob ich gleich mit dem einsichtsvollen Verfasser derselben in vielen Stücken nicht einerlei Meinung bin. Der bloße Tadel also an sich würde nicht einmal meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; aber schon der Tadel eines Mannes wie Herr Wieland kann aufmerksam machen, und wenn eines solchen Mannes Tadel ohne sichtbare Ursache so unbescheiden, zudringlich, heftig und bis zum Unbarmherzigen weitläuftig ist, so kann die Aufmerksamkeit bis zum Befremden steigen.

Man möchte in der That zuweilen seinen Augen kaum trauen, wenn man siehet, wie viel Mühe sich Herr Wieland giebt, den rechten Gesichtspunkt, aus welchem man ein Buch wie das Leben Bunkel's ansehen muß, schlechterdings zu verrücken, und wie weit er seinen Eifer gegen den armen Bunkel selbst treibt. Nichts wird dem treuherzigen, aufrichtigen, menschenliebenden Bunkel von Herrn Wieland zu Gute gehalten, und Vieles wird ihm aufgebürdet, woran er sehr unschuldig ist. Nichts, gar nichts kann er recht machen. Alles, was er thut, soll übel gethan sein; alle seine Tugenden sollen nichts werth, seine unschuldigste Handlungen sollen Vergehungen, seine geringste Vergehungen sollen Sünden und seine allerkleinste Sünden sollen Laster sein. Ich will nur einige wenige Beispiele anführen, wie Herr Wieland Bunkeln behandelt. Z. B. Weil Bunkel warmen Eifer für die Religion zeigt, so legt es ihm Herr Wieland sehr übel aus, daß er oft gut gegessen und getrunken, sich in Frauenzimmer verliebt und bei Gelegenheit gejagt, Karten gespielt und getanzt hat. Dies nennt Herr Wieland „ein Sardanapalisches, Sybaritisches, schlaraffenländisches Wohlleben"; und damit sich Niemand wundere, daß gerade Herr Wieland ein ganz gewöhnliches Wohlleben so sehr sündlich finde, so giebt er sehr weise zur Ursach an: „Weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in mehr als Epikurischem Tone*) von gut Essen und Trinken zu reden. Ein jeder Anderer,

*) Eine von Herrn Wieland's gewöhnlichen Uebertreibungen; denn im Leben Bunkel's findet man nichts, als zuweilen angezeigt, daß die Mahlzeit gut und die Gesellschaft fröhlich gewesen sei; das beliebt dem Herrn Wieland „die thierische, sinnliche, schmatzende Behaglichkeit Herrn Johann Bunkel's" zu nennen.

der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt (also natürlich auch Herr Wieland selbst), mag ungetadelt seinem Gaum gütlich thun und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen und sich seines Lebens freuen, so lang er will und kann." Wenn Bunkel sehr feierlich sagt: „es gezieme einem Christen, Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen und nach seinem Vermögen vollkommen zu sein wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist," u. s. w. so entblödet sich Herr Wieland nicht, folgende Anmerkung dazu zu machen: „Diese moralische clausula salvatoria steht hier nicht blos pro forma da. Denn wenn Meister Bunkel (wie am Tage liegt) ein gar elender Nachahmer Gottes ist, so kann er sich immer mit seinem wenigen Vermögen entschuldigen. Das Schlimmste ist nur, daß jeder Schurke eben das sagen kann, und mit so gutem Fug als er." Daß Bunkel so oft heirathet, findet Herr Wieland ganz unverzeihlich. Wenn Bunkel glaubt, Gründe der Religion und des Gewissens zu haben, warum er bald nach Absterben einer Frau wieder habe heirathen müssen, so sagt Herr Wieland: „Das Infamste dabei ist, daß ihm die Religion zum Feigenblatt für die Blöße seines böckischen alten Adam's dienen muß." Wenn Bunkel ehrlich gesteht, daß auch sein Temperament eine der Ursachen sei, warum er öfter geheirathet habe, so ruft Herr Wieland dabei aus: „Der garstige Bock!"

Sollte man glauben, es sei möglich, daß Wieland, der Mann von Verstand und Einsichten, Wieland, der große Schriftsteller, und — auch — Wieland, der Verfasser des Idris und der komischen Erzählungen, so schreiben könnte! Aber dies sind nicht die einzigen Waffen, deren sich jeder ehrliche Mann und am Meisten ein Mann wie Wieland schämen sollte, und die er doch zum Angriff gegen Bunkeln nicht verschmähet. Sollte man glauben, es sei möglich, daß der Verfasser der Palmblätter des Abulfauaris sich so weit vergessen könne, Bunkeln einen christlichen Deisten zu schelten? Denn daß dies Beiwort ein Scheltwort sein solle, siehet man daraus, daß er, gänzlich im Geiste und im Tone der Bützowischen kritischen Sammlungen, ihm „wässerichtes, kahles sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm verhaßte Artikel des christlichen Lehrbegriffs — wovon nicht ein ein-

ziger Einwurf gegen die Orthodoxen — nicht schon wer weiß wie oft von Seinesgleichen vorgebracht worden", Schuld giebt. Sollte man nicht in Versuchung gerathen, seinen eignen Augen nicht zu trauen, wenn man lieset, daß, wenn Bunkel gesagt hat: „ein liebenswürdiges Frauenzimmer sei durch die Blattern überall schändlich zugerichtet worden," Herr Wieland sich nicht schämet, dabei zu bemerken: „Ueberall? Herr Bunkel muß sehr vorwitzig gewesen sein!" „Pfui!" kann man hier mit Rechte über Wielanden ausrufen, „Pfui! der garstige Bock!"

Da man siehet, daß Herr Wieland in seinem blinden Zorn gegen Bunkeln so ganz vergessen kann, wer er ist, so darf man sich wol sehr viel weniger wundern, daß er sich befleißet, dem Buche, dessen Helden und Verfasser Ekelnämchen in großer Menge anzuhängen, um sie lächerlich zu machen. So heißt das Buch die Johann-Bunkliade, ein dreileibichtes Ungeheuer, der Held heißt „Master Bunkel, Meister Bunkel, Bunkelchen, Herr Johann Bunkel V. C., Sanct Johann Bunkel, Hänschen", und er soll sein „ein junger Pennal, ein Schuft, ein Brutum, ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser, ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer antitrinitarischer Müssiggänger, Wollüstling und Libertiner"; seine Reisen eine „Landstreicherei"; wenn er lehrt, thut er „seinen lehrreichen Mund zum Yaaanen auf" u. dergl. Der Verfasser heißt „ein Buchmacher, ein armer Schlucker, ein Alltagskopf" u. s. w., und dessen Buch: „das schalste, platteste, impertinenteste Buch, das je aus dem Gehirne eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bacchanalia lebenden, mißgeschaffenen Dritteldings von Deismus, Pietisterei und Epikurismus hervorgegangen".

Es würden mich alle diese Floskelchen, die jeder vernünftige Leser bald für das schätzen wird, was sie werth sind, nicht bewegt haben, eine Feder zur Vertheidigung des Lebens Bunkel's anzusetzen. Dies Buch liegt der Welt vor Augen, Herrn Wieland's Zergliederung auch. Kann es sich durch eignen Werth nicht erhalten, und ist es vollends das äußerst elende Buch, wozu es Herr Wieland machen will, so mag es fallen.

Ich würde mein Stillschweigen auch deshalb nicht brechen, weil Herr Wieland spöttelt: „daß die Liebhaber sich gar nicht zu beschweren hätten, wenn sie für ihre pränumerirten 3 Thlr. 12 Gr. sechzehn Kupferstiche von Chodowiecki

von den besten Abdrücken und nach billigem Abzuge eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch allenfalls enthalten möchte, noch wenigstens vier baare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen". Ich weiß, wie viel ein solcher Einfall bedeutet, und im Grunde, wenn ein Verleger sorgt, den Pränumeranten den Werth von ihrem Gelde zu geben, so hat er gethan, was er thun konnte, und mehr, als manche Autoren thun, die sich Geld vorauszahlen lassen.

Aber da selbst die geflissentliche Verunglimpfung des Lebens Bunkel's an sich deutlich genug zeiget, und da Herr Wieland es auch nicht an wirklichen Insinuationen fehlen lässet, als hätte ich „aus niederträchtigen, gewinnsüchtigen Absichten der Welt nicht nur ein schlechtes, sondern das schalste, platteste Buch aufzuhängen und die Pränumeranten ums Geld zu bringen gesucht", so sehe ich mich genöthigt, meinen ehrlichen Namen zu retten und zu zeigen, daß mit der gewissenhaften Genauigkeit eines ehrlichen Mannes Alles erfüllet sei, was ich dem Publicum versprochen habe.

Herr Wieland nimmt Imagination und bösen Willen*) zusammen, um Alles, so viel immer möglich, von der falschen und von der nachtheiligen Seite vorzustellen. Er sagt, das Leben Bunkel's sei mit Trompeten und Pauken angekündigt worden. Ich berufe mich auf Jeden, der meine gedruckte Nachricht von diesem Buche gelesen hat oder lesen will, ob sie ganz simpel und bescheiden, oder ob sie in dem Trompeten- und Paukentone abgefaßt sei, mit dem so viele andere Bücher angekündigt werden, oder in dem Trompeten- und Paukenton, worin weiland die ehemalige, nicht die jetzige Erfurtische oder Hallische gelehrte Zeitungen seine damalige neueste Productionen ankündigten, oder in dem wohlbehaglichen selbstischen Ton, in welchem Herr Wieland selbst vor Zeiten seine Alceste oder seinen Merkur der Welt bekannt machte. Ich habe von dem Buche, dessen Uebersetzung ich ankündigte, meine Meinung gesagt. Ob ich darin mehr oder minder ge-

*) Dieser böse Willen geht so weit, daß er (Oct. S. 63) ein Beispiel von Bunkel's schlechter Schreibart geben will und dazu eine Stelle nimmt, die Bunkel aus Sir Walter Raleigh anführt, und die von Raleigh's Zeitalter etwas an sich hat. Man sehe des Leben Bunkel's II. Th. S. 207. Der böse Willen gehet so weit, daß Bunkel nicht sagen darf, er habe den Locke gelesen, um denken zu lernen, so setzt Wieland hinzu: dies sei ebenso, als wenn man Hacquet von der Verdauung lesen wollte, um verdauen zu lernen.

irret, ob ich etwan eine zu vortheilhafte Meinung von diesem Buche gehabt habe, kommt mir nicht zu, zu entscheiden, und Herr Wieland wird es in dem Zorn, den er gegen dies Buch gefaßt hat, auch nie entscheiden können. Ich glaube aber wenigstens, es falle in die Augen, daß das, was ich von diesem Buche gesagt habe, überhaupt wahr sei, und daß ich, so weit meine Einsicht reichet, bei dieser Ankündigung aufrichtig und ehrlich zu Werke gegangen bin.

Ich habe gesagt, es sei eins der sonderbarsten und der merkwürdigsten Bücher. Und ich dächte, Sonderbarkeit und Merkwürdigkeit würde ihm Jeder zugestehen müssen, gesetzt, er wollte es auch nicht einmal für ein gutes Buch im höchsten Verstande des Wortes halten. Ich habe gesagt, daß, ungeachtet einiger romantischen Charaktere, das Buch nicht den Zuschnitt eines Romans habe, sondern daß die Erzählung den ruhigen natürlichen Gang einer eignen Lebensbeschreibung eines funfzigjährigen Mannes gehe. Dies ist wahr, und es ist auch wol hauptsächlich die Ursache, warum das Buch manchen Lesern mißfallen hat, da sie einen Roman in Form erwarteten und gar nicht geneigt waren, sich in den Geist und in die Absicht des Verfassers hineinzudenken. Ich habe es auch geradezu gesagt, daß die Betrachtungen des Verfassers über verschiedene wichtige Wahrheiten, daß seine theologischen Untersuchungen einen ansehnlichen Theil seines Buchs ausmachen. Ich habe nicht einmal verhehlt, daß ich voraussahe, nicht wenig Leser würden alle ausführliche theologische Untersuchungen überschlagen. (Und am Ersten war dies von Herrn Wieland zu vermuthen.) Ich sagte aber auch, „diese würden in der natürlichen, beinahe anschauend gemachten Erzählung der Begebenheiten,*) in den Beschreibungen voll Wahrheit der mannichfaltigen Gegenstände aus der Natur, besonders der vortrefflichen romantisch-wilden Aussichten in den Gebirgen Westmorelands,**) an der Dar-

*) So oft ich Bunkeln lese, so fällt mir das Natürliche der Erzählung des alten Mannes, das Anschauende in der Bemerkung der kleinsten Umstände auf. Ich will noch nicht streiten, ob die Begebenheiten wichtig oder unwichtig sind; aber fürs Anschauen sind sie wahrhaftig gebracht, und Mancher, der mit seinem vielen Witze hier und da herumtappt, ehe er eine kleine Begebenheit hervorbringt, könnte von Bunkeln natürlich erzählen lernen.

**) Daß in Bunkel's Wanderungen Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen häufig vorkommen, und daß diese eine Art von Interesse geben, fällt so sehr in die Augen,

stellung vieler äußerst sonderbaren, meines Erachtens aber im höchsten Verstande des Worts wahren menschlichen Charaktere,*) besonders an dem Charakter Bunkel's selbst und an der bei aller Sonderbarkeit und Ausschweifung**) durch das ganze Werk durchscheinenden Gutherzigkeit, guten Laune und edlen Philanthropie für ihren Geist noch Nahrung finden". Sollte ich mich hierin geirret haben, so weiß ich nicht, wie ich meinem Irrthume helfen soll; denn noch hat nichts, am Wenigsten aber Herrn Wieland's plumpe Verunstaltung desselben***) meine Empfindung von der Beschaffenheit dieses Werks ändern können.

daß auch Herr Wieland, so sehr er Bunkeln Alles abspricht, dieses zu leugnen sich nicht getrauet. Freilich hat Herr Wieland nach seiner gewöhnlichen Gemüthsbilligkeit hinzugesetzt, der Verfasser habe diese Beschreibungen aus seinen Collectaneen zusammengehäuft. Herr Wieland mag mir aber vergeben, wenn ich darin anderer Meinung bin. Seltsame Zaubergegenden und wunderbare Erscheinungen aus der Feenwelt, so wie sie etwan im Idris vorgestellt werden, kann man erfinden, sobald man sich in einem lebhaften Gehirne Collectaneen aus hundert Feenmärchen gemacht hat. Sie bedürfen keiner Wahrheit als im poetischen Detail, und je toller und seltsamer sie auf einander folgen oder neben einander stehen, desto besser sind sie. Aber wahre wilde, bergichte, romantische Gegenden, Wasserfälle, Aussichten und andere wahre Naturerscheinungen, so wie sie Haller und der Verfasser des Lebens Bunkel's beschrieben hat, muß man gesehen und empfunden haben, wenn man sie schildern will.

*) Da ich hierüber weder weitläuftig sein kann noch will, so berufe ich mich auf die Charaktere der sechs Irländer, die Bunkel im Bade zu Harrogate antrifft (II. B. S. 205 u. f.), besonders des Gallasph und Gollogher.

**) Herr Wieland hat diesen Charakter aufs Hämischste verunstaltet. Wer das Buch lieset, urtheile, ob Herr Wieland oder ich ihn richtig beurtheilt haben.

***) Daß Herr Wieland nichts, was man von diesem Buche sagt, verstehen will, will ich nur noch durch ein einziges einleuchtendes Beispiel beweisen. Ich führte in meiner Nachricht auch das Urtheil der Verfasser des Monthly Review über das Leben Bunkel's an. Meine Absicht dabei war nichts weiter, als überhaupt zu zeigen, was in England vernünftige Gelehrten, und die sonst eben nicht sehr lobselig sind, von diesem Werke geurtheilt haben, ohne daß ich deshalb eben nöthig hätte, jedes von ihren Urtheilen schlechterdings zu dem meinigen zu machen. Sie sagen unter Andern: „Bunkel sei so vollkommen einzig für sich und in seiner Art so original wie Shakespeare oder Richardson." Sie setzen aber hinzu: „Mit dem Unterschiede, daß dieser Männer Vortrefflichkeiten blos aus angebornem Genie herrühren, dagegen Bunkel die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu sein scheint, die durch romantisches Wesen und durch religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." Wer sieht nicht, daß die Reviewers weiter nichts sagen wollen, als Bunkel sei in seiner Art so einzig wie Shakespeare und Richardson in der ihrigen (und das ist er wahrhaftig, da er in seiner Art zu denken und zu schreiben Niemandes Manier nachahmt, sondern sich einen ganz neuen Weg bahnt). Uebrigens setzen sie offenbar durch ihr Gleichniß Bunkeln ebenso weit unter Shakespeare und Richardson, als Jedermann eine getriebene Frucht unter

Da ich dieses Werk für merkwürdig und nützlich hielt, was war simpler, als daß ich die Uebersetzung gern in Verlag nahm und auf gewisse Weise veranlaßte?*) Aber so simpel und unbescholten will Herr Wieland die Sache nicht haben; sondern in seiner Zergliederung Bunkel's sucht er, wo er kann, aufs Gehässigste zu insinuiren, als ob ich unredlich dabei zu Werke gegangen wäre. Seine Zergliederung hebt an: „Practica est multiplex", er redet, „von einem der schlausten Kniffe unsers Sosius".**)

Was nun zuerst die Benennung eines Sosius betrifft, so scheint er nur blos aus der Herrn Wieland so behaglichen Laune, die Dinge nicht mit ihrem rechten Namen zu nennen, herzukommen. Denn er hat ja den Buchhändlern die Ehre angethan, in ihre Zahl zu treten. Er treibt ja mit seinem Merkur durch Verlag, Einkauf und Verkauf, Geldeinnehmen und Geldausgeben, Creditirung, Berechnung, Annehmung von Pränumerationen, Ablieferung und Spedition der Exemplarien u. s. w. nicht allein alle Geschäfte eines Buchhändlers, sondern er sorgt auch nach Art der römischen Sosier, ut prostet liber *mundus*, durchs Einheften, oder wie es auf Wielandisch Deutsch heißt, durchs Broschiren. Er wird also wol, da er sich selbst sonst so

eine natürliche setzt. Was thut Herr Wieland? Er giebt nicht etwan blos zu verstehen, die Reviewers hätten Bunkeln ganz so hoch gesetzt wie Shakespeare und Richardson. Dies wäre blos eine gemeine Ungerechtigkeit gegen die Reviewers. Er träumt noch etwas hinzu, das so hämisch als absurd ist, nämlich: „Nach einer solchen Ankündigung, von Nicolai garantirt, mußte Jedermann erwarten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne sein würde." Was in aller Welt, das die Reviewers oder ich können gesagt haben, kann eine solche Erwartung veranlassen? Wer aber solche Erwartung träumt, kann denn leicht finden, daß sie nicht befriedigt worden sei, und so mit seinem eigenen Hirngespinnste streiten.

*) Ich besaß dieses Buch, wie viele meiner Freunde wissen, an sechs Jahre und hatte es selbst gelesen und vielen Personen mitgetheilt, ohne an eine Uebersetzung zu denken. Erst im Jahre 1775, als einst zufälligerweise von diesem Buche geredet wurde, theilte ich es dem Herausgeber mit. Er las es, es gefiel ihm, er erbot sich, die Uebersetzung zu besorgen und nicht allein das Buch, wo es nöthig, abzukürzen, sondern auch Zusätze und Erläuterungen hinzuzuthun. Es ist sehr kindisch, wenn Herr Wieland zu verstehen giebt, die Zusätze wären nach dem Interesse des Verlegers eingerichtet; denn der Verleger ist über die Beschaffenheit der Zusätze gar nicht gefragt worden und hat nicht verlangt, darüber gefragt zu werden.

**) Aug. S. 166. Dieser schlauste Kniff soll sein: „ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zusätze paßlich zu machen". Man sollte denken, Herr Wieland müßte sich besser auf Kniffe verstehen, als daß er so etwas für schlau ausgeben könnte.

gerne schont, nicht den Stand eines Buchhändlers verächtlich machen wollen.

Aber „die mannichfaltige Praktika, meine Kniffe, einer der schlauesten meiner Kniffe". Diese Beschuldigungen sind von einer ernsthaftern Natur. Wie? Bin ich etwa durch mannichfaltige Praxis, durch Kniffe, durch schlaue Kniffe so bekannt? Ich hoffe nicht! Mein Gewissen zeihet mir, daß ich niemals anders als ehrlich, redlich, geradezu, ohne Winkelzüge gehandelt habe. Ich bin auch nicht Willens, die Beschuldigung der Unredlichkeit ungerügt auf mir sitzen zu lassen. Ich fordere daher Herrn Wieland hier öffentlich vor dem ganzen Publicum auf: „Wenn er irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige „Ränke, irgend eine Unredlichkeit von mir weiß, so mache er sie „bekannt und beweise sie. Kann er sie anzeigen und beweisen, „so will ich öffentlich meine Schande gestehen. Kann er aber „nichts anzeigen und beweisen, so bleibe die Schande der Ver„leumdung auf ihm, und er hüte sich inskünftige, mit dem guten „Leumund eines ehrlichen Mannes zu spielen."

Jeder Leser des Merkur's muß wol beim ersten Blick übersehen können, daß die sogenannte Zergliederung Bunkel's eine ganz besondere Veranlassung gehabt haben müsse; denn wie käme es sonst, daß ein Mann wie Herr Wieland ein Buch, das ganz elend, äußerst schal und platt sein soll, so äußerst genau, so äußerst weitläuftig, so äußerst hämisch zergliedert? Es kann sein, daß Herr Wieland geglaubt hat, er hätte noch mit mir ein Hühnchen zu pflücken.

Man erinnert sich vielleicht, daß es Herrn Wieland beliebte, in seinem Merkur im ersten Vierteljahre 1775 sehr unbestimmte und gänzlich unbewiesene Anklagen wider die Allgemeine deutsche Bibliothek und wider mich bekannt zu machen, und daß ich ihn im XXV. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek, S. 628 u. f. öffentlich aufforderte: „die Beweise davon öffentlich der Welt vorzulegen". Dies konnte er nicht; denn es war nicht wahr, was er in einer von seinen querköpfischen Launen, die man an ihm schon gewohnt ist, behauptet hatte, um so wie jetzt der Galle, die er auf dem Herzen hatte, sich durch die Feder zu entledigen. Er durfte es auch nicht wagen, wieder mit bloßen unbestimmten Worten Eins daher zu

schwatzen oder sich mit seiner gewohnten vornehmen Miene durchzuhelfen; denn ich hatte ihn vorher schriftlich versichert: „daß ich zwar ungern die Feder zu meiner Vertheidigung ansetzen, aber sie auch nicht eher niederlegen würde, als bis ich mich völlig gerechtfertigt hätte". Er mußte also schweigen. Dies gezwungene Stillschweigen mag ihm eine unangenehme Stunde gemacht haben, weil er wol empfinden mußte, in welchem zweideutigen Lichte er dadurch vor dem ganzen deutschen Publicum erschiene. Es thut mir leid! Aber er hatte sie sich wahrhaftig ohne die geringste Veranlassung selbst zugezogen, diese unangenehme Stunde, und ich bin mir bewußt, wie schonend ich gegen ihn verfahren bin. Er hatte sich aber vermuthlich die Sache hinters Ohr geschrieben. Nun dachte er mich bei dem Leben Bunkel's auf einer schwachen Seite ertappt zu haben; daher brach er los; denn er glaubte, jetzt dürfe er mir wieder eine unangenehme Stunde machen.

Ist dieses, wie es der ganze Ton seiner Zergliederung Bunkel's genugsam zeigt, sein Zweck gewesen, so hat er, ich gestehe es, diesen Zweck nur allzu sehr erreicht. Denn welche Stunde kann einem Manne, der Literatur herzlich liebt und Diejenigen, welche sie befördern, aufrichtig hochschätzen möchte, unangenehmer sein als die Stunde, in der er sieht, daß ein Gelehrter, mit den seltensten Talenten begabt, die ihm die Zuneigung und die Ehrfurcht seiner Zeitgenossen erwerben könnten, vergißt, wer er ist, vergißt, was seiner würdig ist, herabsinkt, um stinkender Eitelkeit, um kindischer Rachgier zu frohnen, zu den Künsten der niedrigsten Scribler. Mußte ihm die Stunde nicht äußerst unangenehm sein, wenn noch die bittere Unannehmlichkeit hinzukommt, daß er zu seiner eignen Vertheidigung, und um seinen ehrlichen Namen zu retten, sich in die Nothwendigkeit gesetzt sieht, einem der größten Schriftsteller öffentlich zu sagen, welch ein verächtlicher Mensch er ist, damit das Publicum dessen hämischen und unbewiesenen Beschuldigungen nicht aufs Wort trauen möge?

Wenn Herr Wieland ein Wenig Selbsterkenntniß besäße, so würde ihm, wo nicht die Billigkeit, doch die Klugheit gelehret haben, mir nicht muthwilligerweise ungegründete Vorwürfe zu machen. Er hätte sich an das gute alte deutsche Sprichwort erinnern sollen: Wer ein gläsern Dach hat,

muß Andere nicht mit Steinen werfen. Wie? Herr Wieland will mir wider alle Wahrheit eine mannichfaltige Praxis vorwerfen? Herr Wieland? Er, der ein so guter Praktikus ist, durch Pränumerationen seinen Pränumeranten ihr Geld abzunehmen und wissentlich ihnen den Werth nicht zu geben! Hat er denn so ganz und gar vergessen, daß im Jahr 1772 mit höchstem Trompeten- und Paukenschall eine neue Ausgabe seines Agathon angekündigt und dabei eine Fortsetzung „versprochen ward, worin die schöne Danae ihre Geschichte erzählen wird und Archytas in einer Reihe von Unterredungen dem Agathon seine Philosophie beibringt, wodurch dieses bisher unvollendete Werk erst ein Ganzes wird"? Für Alles dieses ward ein Louisd'or Pränumeration gefordert, mit einer Miene, ob schäme man sich, für so etwas Außerordentliches, das geleistet werden sollte, von uns so wenig zu fodern. Man fügte aber auch ausdrücklich hinzu: „Die typographische Ausführung des Werks wird dem angesetzten Preise angemessen sein." Man mußte in der That eine außerordentliche typographische Pracht erwarten, wenn 80 Bogen (so stark ward die Ausgabe angekündigt) einen Louisd'or kosten sollten. Auch liefen die Pränumerationen haufenweise ein. Herr Wieland aber fand für gut, plötzlich vom Agathon seine Hand abzuziehen, die Unterredungen des Archytas gar nicht zu liefern und die Besorgung der Ausgabe einem Buchhändler aufzutragen, als ob ihn dieselbe, ungeachtet der Verbindung, in die er mit den Pränumeranten getreten war, gar nichts anginge. Die Ausgabe, obgleich an sich sauber und gut, war so beschaffen, daß der Buchhändler (aus Mangel der Praxis) sie Denen, die nicht pränumerirt hatten, nur für drei Thaler zwölf Groschen verkaufte. Aber Herr Wieland ließ den Buchhändler walten, sackte die Louisd'ore fleißigst ein und gab die Ausgabe, so wie sie war, sagte auch seinen Pränumeranten hierüber weiter nichts,*) als daß die Unterredungen des Archytas (durch die laut der Nachricht das unvollendete Werk erst ein Ganzes werden sollte) nicht zum Agathon gehörten, daß sie gelegentlich im Merkur erscheinen sollten (wo sie noch nicht erschienen sind); und obgleich offenbar das

*) Agathon, IV. Th. S. 286 [der Ausgabe von 1773].

Versprochene nicht gehalten war, so setzte er mit einer Wielandischen Stirn hinzu, „daß statt derselben in andern Stücken mehr, als man versprochen, gehalten worden sei". Hier ist doch eine Practica multiplex oder nirgend!

Wenn Herr Wieland sich selbst kennte, so hätte ihm sein Gewissen noch öfter geschlagen, und er würde sich gehütet haben, gewisse Ideen bei seinen Lesern wieder rege zu machen. Welche Unbesonnenheit, im Merkur von Werken zu reden, die mit Trompeten- und Paukenschall angekündigt werden! Im Merkur, worin Wieland's trompetende Briefe über seine eigene Alceste stehen, welcher besagte Merkur selbst mit solchem Trompeten- und Paukenschall angekündigt worden, daß noch jetzt das Ankündigungsblatt und die Vorrede zum ersten Theile des Merkur's*) die ärgste Satire auf dieses Werk sind, indem von Alledem, was versprochen worden, fast nichts, so wie es versprochen, geleistet worden ist! Welche Unbesonnenheit, im Merkur zu sagen, es sei einer der schlausten Kniffe, wenn man ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zusätze paßlich macht! denn welchem Leser des Merkur's müssen dabei nicht so viel

*) Da der gegenwärtige Aufsatz durch eine Recension eines Buchs im Merkur veranlaßt worden ist, so verdient aus dieser Vorrede die Stelle angeführt zu werden, worin Herr Wieland verspricht, wie seine künftige Recensionen beschaffen sein sollen. Der Contrast ist sehr komisch, wenn man den Ton patelin dieser Stelle gegen die Zergliederung Bunkel's hält. „Nur gute Schriftsteller" (sagt Herr Wieland S. XII) verdienen eine scharfe Beurtheilung." (Ei! Ei! so könnte ja Johann Bunkel wol gar ein guter Schriftsteller sein!); „denn an ihnen ist Alles bis auf die Fehler lehrreich. Unser Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich giebt. Man wird uns ansehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken, daß wir die letztern nicht mühsam suchen, aber uns ebenso wenig scheuen, sie anzuhalten, wenn sie uns aufstoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritischen Herostraten, welche aus Verzweiflung, sich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Musen und der Grazien in Brand zu stecken versuchen und zufrieden sind, daß man das Schlimmste von ihnen spreche, wenn sie nur erhalten können, daß von ihnen gesprochen wird. Wir sind uns bewußt, daß nichts als die Schranken unserer Einsichten uns verhindern könnten, allezeit gerecht zu sein; aber eben darum werden wir über nichts urtheilen, das wir nicht verstehen. Wir können uns zuweilen irren; aber wenigstens werden wir alle mögliche Behutsamkeit anwenden, damit es nicht geschehe. Kurz, wir wünschen dem deutschen Merkur das Ansehen des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befestiget war, daß Götter selbst kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen." Siehe da! Wie murmelt auch der gedämpfte Paukenschall!

elende Aufsätze in diesem Journale einfallen, die Herr Wieland selbst für elend erkannte und sie blos durch seine weisen Anmerkungen und Zusätze paßlich machte, in den Merkur eingerückt zu werden! Welche Unbesonnenheit, im Merkur solche ebengedachte schlechte Aufsätze mit guten Anmerkungen mit einem „Gastmahle zu vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge zwar größtentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel weislich ein besonderes Pulverschächtelchen und Arzneigläschen gestellt wäre, damit ein Jeder, der von jenen gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte"! Denn, wahrlich! hiebei müssen ja dem Leser des Merkur's nicht allein eben jene saft- und kraftlose Speisen im Merkur, zu denen Herr Wieland seine Pillenschächteichen und Arzneigläschen stellt, zuerst einfallen, sondern auch noch so manche andere saft- und kraftlose ungesunde Aufsätze, die Herr Wieland ohne alle Arznei im Merkur uns einstopft, unser innerer Mensch mag sich dabei befinden, wie er will. Endlich, welche Unbesonnenheit, im Merkur von Büchern zu reden, die gegen ein halb Alphabet des Besten vier Alphabete Maculatur enthalten! denn dabei wird jedem Leser des Merkur's nicht sowol das Leben Bunkel's als der Merkur selbst einfallen, der als ein Werk der Nation austrompetet worden, und dessen kleinster guter Theil nichts als die Schreibtafel Herrn Wieland's und einiger seiner Freunde ist, worin sehr oft auch Abschnitzel von unverdauten Entwürfen fallen, und wenn uns das unterzeichnete W. das Beste erwarten läßt, Schach-Lolo und andere solche Siebensachen die Lückenbüßer sein müssen; dessen größter und schlechter Theil mit einer Menge der mittelmäßigsten Aufsätze, Uebersetzungen, Schulexercitien mit Herrn Wieland's Anmerkungen, worin bewiesen wird, daß sie nichts taugen, ellenlange Recensionen, Versteinerungen und Schalthiere betreffend, Zeitungsraisonnements über Politik angefüllt ist, wo zuletzt Logogryphen und Bücheravertissements den Bogen füllen müssen, und nicht etwa Kupferstiche von Chodowiecki vorhanden sind, welche dem unbilligsten Beurtheiler das Geständniß abdringen müßten, daß die Pränumeranten sich über das, was sie für ihr Geld erhielten, gar nicht zu beschweren hätten.

Genug! Obgleich Herr Wieland noch bis jetzt nicht Genug! sagt. Ob er gleich bei der ersten Fortsetzung seiner Zergliederung so fein bemerkte, daß er dadurch (wie es in der That wahr ist) gegen sich selbst unbarmherzig würde, so merkt er doch bei den ferneren Fortsetzungen nicht, wie unbarmherzig er dadurch gegen seine Leser wird. Es ist noch keine Schonung zu hoffen. Im October, S. 75 steht sehr ausdrücklich: „Die Fortsetzung nächstens". Der Himmel weiß, wenn es zum Beschlusse gedeihet! Nächstens gewiß nicht. Meinethalben mag er auch über Bunkeln schwatzen, so lange er will; mag tadeln Bunkeln und alle Bücher, die ich je künftig verlegen oder schreiben werde: ich werde darüber ferner um so viel weniger eine Feder ansetzen dürfen, da allenfalls die Welt zu einem ungerechten Tadel den Schlüssel haben würde. Aber Beschuldigungen, die sich auf Thatsachen gründen, wodurch mein ehrlicher Namen und mein moralischer Charakter in einem nachtheiligen Lichte erscheinen könnte, werde ich nie unbeantwortet lassen und nie die Feder niederlegen, als bis ich alle Umstände aufgeklärt habe, womit man meine ehrliche Gesinnungen anfechten will.

Berlin, den 12. Wintermonats 1778.

Friedrich Nicolai.

Kleinere Aufsätze und Anzeigen.

Der Geist Shakespeare's.[1])

Shakespeare ist, däucht mich, unter allen Büchern das letzte, das sich ein Mann von Verstand und Geschmack nehmen lassen sollte. Es ist leicht, dem Sophisten Voltaire (welcher von dem Dichter Voltaire wohl zu unterscheiden ist), der weder Englisch genug weiß, um ihn zu verstehen, noch, wenn er Englisch genug könnte, den unverdorbnen Geschmack hat, der dazu gehört, seinen ganzen Werth zu empfinden — es ist leicht, sage ich, diesem Voltaire und Seinesgleichen nachzulallen: „Shakespeare ist unregelmäßig; seine Stücke sind ungeheure Zwitter von Tragödie und Possenspiel, wahre Tragi-Komi-Lyrico-Pastoral-Farcen ohne Plan, ohne Verbindung der Scenen, ohne Einheiten; ein geschmackloser Mischmasch von Erhabnem und Niedrigem, von Pathetischem und Lächerlichem, von ächtem und falschem Witz, von Laune und Unsinn, von Gedanken, die eines Weisen, und von Possen, die eines Pickelhärings würdig sind, von Gemälden, die einem Homer Ehre brächten, und von Caricaturen, deren sich ein Scarron schämen würde." Aber wer müßte Der sein, der Shakespearen lesen könnte und über seinen Schönheiten, über seinen Vorzügen vor jedem andern menschlichen Schriftsteller, über Allem, was man beinahe auf jedem Blatte von ihm lernen kann, seiner Mängel nicht vergessen sollte?

Die wahre Quelle dieser Mängel liegt nicht (wie man zu sagen gewohnt ist) in der Ansteckung des falschen Geschmacks seiner Zeit — denn ein Geist wie der seinige läßt sich nicht so leicht anstecken — noch in einer unedeln Gefälligkeit gegen denselben — denn wie frei und stark sagt er nicht im Sommernachtstraum und im Hamlet den Dichtern, den Schauspielern und dem Publico die Wahrheit! — sie liegt in der Größe und in dem Umfang seines Geistes. Sein Genius umfaßt, gleich

[1]) Teutscher Merkur 1773, III. S. 183-195. — K. d. H.

dem Genius der Natur, mit gleich scharfem Blick Sonnen und Sonnenstäubchen, den Elephanten und die Milbe, den Engel und den Wurm; er schildert mit gleich meisterhaftem Pinsel den Menschen und den Caliban, den Mann und das Weib, den Helden und den Schurken, den Weisen und den Narren, die große und die schwache, die reizende und die häßliche Seite der menschlichen Natur, eine Kleopatra und ein Austerweib, den König Lear und Tom Bedlam, eine Miranda und eine Lady Macbeth, einen Hamlet und einen Todtengräber. Seine Schauspiele sind, gleich dem großen Schauspiele der Natur, voller anscheinenden Unordnung — Paradiese, Wildnisse, Auen, Sümpfe, bezauberte Thäler, Sandwüsten, fruchtbare Alpen, starrende Gletscher; Cedern und Erdschwämme, Rosen und Distelköpfe, Fasanen und Fledermäuse, Menschen und Vieh, Seraphim und Ottergezüchte, Großes und Kleines, Warmes und Kaltes, Trocknes und Nasses, Schönes und Ungestaltes, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster — Alles seltsam durcheinandergeworfen und gleichwol, aus dem rechten Standpunkte betrachtet, Alles zusammengenommen, ein großes, herrliches, unverbesserliches Ganzes!

Welcher Schriftsteller hat jemals so tief in die menschliche Natur gesehen? wer ihre geheimsten Triebräder, ihre verdecktesten Bewegungen, alle ihre Gesetze, Abweichungen und Ausnahmen — wer das Unterscheidende jeder Leidenschaft, jedes Temperaments, jeder Lebensart, jeder Classe, jedes Geschlechts besser gekannt als er? Wer besitzt einen größern Reichthum an Bildern, die von der Natur unmittelbar abgedruckt sind? Wer hat in einem so hohen Grade diese Anschauungskraft, welcher zu eben der Zeit, da sie den ganzen Kreis der Menschheit umspannt, die feinsten Züge und die leichtesten Schattirungen der Individualformen nicht entwischen? Wer hat jemals jede Art und Classe von Menschen, jedes Alter, jede Leidenschaft, jeden einzelnen Charakter die ihm eigenthümliche Sprache so meisterlich reden lassen? Für welchen Gedanken findet er nicht ein Bild, für welche Empfindung nicht einen Ausdruck? für welche Bewegung der Seele nicht die geschickteste Wendung oder den richtigsten Schwung? Welche Stärke in seiner Zeichnung! welche Wahrheit in seinen Gemälden! Wie glühend sind seine Farben, wenn er die Glorie der Tugend, wie schmeichelhaft ist sein Pinsel, wenn er die sanften Wallungen der zärtlichern Leidenschaften, wie stark und glücklich-verwegen, wenn er die wilden Stürme der Seele schildert! Ich kenne die Weisen der Griechen und

Römer, und nicht von gestern her: aber ich kenne keinen, der Shakespearen an Kenntniß des Menschen übertreffe; ich kenne unter allen Dichtern keinen größern Dichter, unter allen Sittenlehrern keinen größern Sittenlehrer. Mit dem feinsten sittlichen Gefühl verbindet er die wärmste Empfindung für seine Mitgeschöpfe und den lebhaftesten Eifer für die Rechte der Menschheit. Durch alle seine Werke athmet Liebe der Wahrheit und Tugend, Haß der Ungerechtigkeit und Unterdrückung; alle beseelt ein freier, unerschrockner, edler und wohlthätiger Geist. Und welcher andre Dichter ist so voll von ungemeinen, starken und erhabnen Gedanken? so voll von Bemerkungen, die durch ihre Neuheit und Scharfsinnigkeit treffen und doch augenblicklich so stark einleuchten, daß man sie unmittelbar selbst zu machen glaubt? so voll von Stellen, die man dem Gedächtniß einzuprägen wünscht?

Die Franzosen haben uns die merkwürdigsten Stellen und die besten Gedanken aus den Schriften des Montaigne, Bacon, Bayle, J. J. Rousseau u. A. unter dem Namen des Geistes des Montaigne, Bacon, Bayle, Rousseau gegeben. Wer verdient wol mehr als Shakespeare, daß man auf eine ähnliche Weise etwas von dem Geiste seiner Werke ausziehe? Ich kann den Gedanken nicht loswerden, wenigstens einen kleinen Versuch davon zu machen. Gefällt mein Einfall den Lesern, so soll dieser Artikel fortgesetzt werden.

Ich bediene mich hiezu der bekannten deutschen Uebersetzung der Shakespeare'schen Werke,[1]) welche zu Zürch in acht Großoctav-Bänden herausgekommen ist. Niemand kennt ihre Mängel besser als ich selbst; aber ich kenne auch das Gute derselben und weiß sehr wohl, daß ihr Herr Lessing durch das, was er in seiner vortrefflichen Dramaturgie zu ihrem Schutze sagte, blos Gerechtigkeit widerfahren ließ. Angenehm ist es mir, daß ich dem Publico zu einer neuen und sorgfältig verbesserten, vermuthlich auch vollständigen Ausgabe dieser Uebersetzung Hoffnung machen kann, an welcher die Herren Orell, Geßner, Füeßli und Comp. wirklich arbeiten lassen. Da ich diese Verleger ersuchen mußte, die Verbesserung (welcher ich aus Mangel der dazu erforderlichen Muße mich nicht selbst unterziehen konnte) einem andern dazu geschickten Gelehrten[2]) aufzutragen, so wünsche ich um so mehr (und gewiß wünscht es jeder Freund der Literatur mit mir), daß Shakespeare's guter Genius über dieser Arbeit wachen möge. Der Verbesserer wird nur zu manche

[1]) Von Wieland selbst. — A. d. H. [2]) Eschenburg. — A. d. H.

Stellen, wo der Sinn des Originals verfehlt oder nicht gut genug ausgedrückt worden, und überhaupt Vieles zu poliren und zu ergänzen finden. Aber möchte er sich vor der Verschönerungssucht hüten, unter welcher Shakespeare's Genie mehr leiden würde als unter meiner vielleicht allzu gewissenhaften Treue! Mein Vorsatz, als ich (in den ersten fünf Jahren der sechsten Dekade unsers Jahrhunderts) in dieser mühsamen Uebersetzung Erholung von noch mühsamern Geschäften und curarum dulce lenimen[1]) suchte, war, meinen Autor mit allen seinen Fehlern zu übersetzen, und dies um so mehr, weil mir däuchte, daß sehr oft seine Fehler selbst eine Art von Schönheiten sind. Verschönern ist keine so große Kunst, als sich Einige einbilden, und sehr oft würde mir eine Stelle, über welcher ich stundenlang brütete, nur einen Augenblick gekostet haben, wenn ich den Shakespeare hätte reden lassen wollen, wie er selbst vielleicht sich ausgedrückt hätte, wenn er Garrick's Zeitgenosse gewesen wäre. Aber ich glaube, wer in dem Falle ist, sich an der Copie von dem Gemälde eines großen Meisters begnügen lassen zu müssen, wird eine getreue Copie, die mit den Schönheiten des Originals auch seine Fehler darstellt, einer von fremder Hand vermeintlich oder auch wol wirklich verschönerten Copie, die eben dadurch keine Copie mehr ist, vorziehen. Ein Homer, ein Lucrez (wo er Dichter ist), ein Shakespeare muß getreu copirt werden (sollte auch der Sprache dadurch einige Gewalt geschehen) oder gar nicht. Und wer könnte dies Letztere bei Shakespeare's Werken wünschen?

(Hier folgen Auszüge aus dem „Hamlet".)

Wann ist jemals unter allen Schriftstellern ein vollkommnerer Maler gewesen als Shakespeare? Und wer muß der Dichter sein, der, wenn er eine Stunde zugebracht hat, die göttlichen Werke dieses großen Mannes anzuschauen, nicht in Versuchung kommt, seine eignen ins Feuer zu werfen? Auf mich wenigstens hat das Lesen im Shakespeare diese Wirkung sehr oft gethan; und vielleicht hab' ich es dieser Empfindung zu danken, daß einige meiner Versuche das Feuer weniger verdienen. O Ihr jungen und alten Söhne des Musengottes, ächte und unächte, leset Shakespearen! und wenn Ihr nichts Vortreffliches machen könnt, o, so schwört — sein Geist ruft Euch wie der Geist in „Hamlet" zu: Schwört, schwört! — daß Ihr lieber nichts machen wollt!

[1]) Hor., Carm., I. 32. 14. 15: „laborum dulce lenimen". — A. d. H.

William Shakespeare's Schauspiele.

Neue Ausgabe, von Johann Joachim Eschenburg ꝛc. 8. 1775. I. II. III. IV. Theil.[1])

Mit wahrem Vergnügen eile ich, diese vier ersten Theile der neuen verbesserten und vollständigen Ausgabe des größten, lehrreichsten und unterhaltendsten Schauspieldichters, der je gewesen ist und vermuthlich je sein wird, anzupreisen. Wer ihn nicht englisch lesen kann, müßte sich selbst Feind sein, wenn er säumen wollte, sich diesen deutschen Shakespeare anzuschaffen — er müßte denn nur gar nicht lesen können. Herr Eschenburg hat, so viel ich bei der ersten Durchlesung sehe, Alles geleistet, was er versprochen, und was man nur immer erwarten konnte. Seine Bemühung verdient einen der Größe und den Schwierigkeiten seiner Arbeit angemessnen Dank; einer Arbeit, die, besonders in den vorher gar nicht übersetzten Stücken und in den hier und da von dem ersten Uebersetzer entweder ganz weggelassnen oder nicht so treffend übersetzten Liedern, sehr groß war. Diese Ausgabe hat überdem Vieles gewonnen durch die erläuternden Anmerkungen (wobei der Herausgeber Alles, was nur immer in und außer England über Shakespeare geschrieben worden, sich zu Nutz gemacht) und durch den jedem Theile beigefügten Anhang kritischer Nachrichten von jedem darin enthaltnen Stücke. Besondere Anmerkungen, insonderheit über den Beifall, der fast immer dem D. Johnson gegen den Warburton gegeben wird, behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor.[2])

---

[1]) Teutscher Merkur 1775, II. S. 286. Wieland hatte schon daselbst 1774, I. S. 367 f. auf das baldige Erscheinen der beiden ersten Bände empfehlend hingewiesen: Eichenburg habe sowol von seiner Stärke in der englischen Sprache als von seiner Belesenheit in den kritischen Schriften der Engländer rühmliche Proben abgelegt und nicht erst seit ehegestern ein besonderes Studium aus Shakespeare's Werken gemacht. — A. d. H.

[2]) Hier folgt das Verzeichniß der in diesen Bänden enthaltenen Stücke — A. d. H.

Ueber eine Stelle in Shakespeare's „Macbeth".[1])

In der schrecklichen dritten Scene des zweiten Acts kommt Lady Macbeth, von der Unruhe der Erwartung umhergetrieben, heraus, um zu sehen, ob Macbeth die That vollbracht hat. Sie hört Jemand im Dunkeln aus des Königs Schlafzimmer herabschleichen. Es ist der Mörder Macbeth selbst, der, indem er gleichfalls Jemand zu hören glaubt, in der Angst seines Gewissens mit halb stockender Stimme ruft: „Wer ist da? He!" — Darüber erschrickt die Lady, aus Furcht, er möchte in Verübung der That gestört worden sein. Und nun macht sich das entsetzliche Weib einen Vorwurf, daß sie die That nicht selbst gethan habe, als sie sich in die Schlafkammer geschlichen und die Dolche neben die durch einen Schlaftrunk betäubten Kämmerlinge gelegt. Und da sagt sie zur Entschuldigung gegen sich selbst:

„Hätt' er nicht, wie ich ihn so schlafen sah, meinem Vater gleich gesehen, ich hätt' es selbst gethan."

Jedermann fühlt, daß dies einer von den sublimen Zügen ist, wovon, wenn so einer hier und da in dem Werk eines andern Meisters vorkommt, man glauben möchte, die Natur hab' ihm den Pinsel aus der Hand gerissen und den Zug selbst geführt, die aber bei Shakespearen, und nur bei ihm, so gewöhnlich sind, daß er eben dadurch der erste aller Seelenmaler ist, die je gelebt haben.

Warburton macht dabei eine Anmerkung, die Herr Eschenburg ohne Widerspruch unter seine Noten aufgenommen hat.

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, I. S. 29—33. — A. d. H.

Anstatt den Zug von Natur in diesen Worten zu sehen, sieht der engländische Philolog darin sehr viel Kunst. Er meint, so wie der Dichter Macbethen und sein Weib charakterisirt habe, hätte man eher erwarten sollen, daß Lady Macbeth die That ausführen würde; und in dieser Stelle liege eine Entschuldigung, warum er's nicht gethan. Die Richtigkeit derselben will uns der kalte Metaphysiker durch eine sehr subtile psychologische Bemerkung begreiflich machen. „Wiewol", sagt Warburton, „der Ehrgeiz alles natürliche Gefühl für gegenwärtige Gegenstände bei ihr verdrängt hat, so macht doch die Aehnlichkeit mit einem ehmaligen, den sie mit Ehrerbietung anzusehen gewohnt war, daß sie auf einen Augenblick den Empfindungen des Instincts und der Menschlichkeit Raum giebt." Ich gesteh', ich sehe das Treffende dieses angegebnen Grundes nicht ein, und mich dünkt, Shakespeare habe bei diesem großen Zuge weder so raisonnirt noch anders, sondern blos hingeschrieben, was ihm der Genius der Natur, sein Dämon, eingab — das ist, etwas, wobei der Dichter selbst nur sieht und fühlt, indem er's schreibt, und das just deswegen so herrlich ist, daß allen Kunstrichtern der Welt, wenn sie sich an der Wahrheit und Schönheit, Höhe und Tiefe des darin liegenden Sinnes müde analysirt haben, am Ende doch nichts übrig bleibt, als zu schweigen und anzubeten. Wenn Shakespeare aber ja raisonnirt hätte, so däucht mich, er hätte doch nicht so raisonnirt. Es bedurfte keiner Entschuldigung gegen den Leser, warum er die That nicht durch Lady Macbeth vollbringen lassen. Die **Natur** nimmt die Rechtfertigung auf sich. Lady Macbeth ist ein Weib. Sie kann also wol, da sie ein höchst ehrgeiziges Weib ist, ihren Mann, der ein Held ist, zu einer blutigen That, an der eine Krone hängt, anreizen und der Mann, um die That zu thun, dieser Anreizung nöthig haben; aber sie verrichtet sie nicht selbst, so lang sie einen Mann dazu gebrauchen kann. Denn Lady Macbeth ist ein Weib, wiewol dies Weib Lady Macbeth ist. Der Dichter konnte, mußte sogar, um sie als das, was sie ist, darzustellen, ihr nicht den Vorsatz, aber doch einen zufälligen augenblicklichen Anfall von Versuchung, den König selbst zu ermorden, und nachher, da sie glaubt, Macbeth habe seinen Streich verfehlt, einen Augenblick Reue, es nicht gethan zu haben, geben. Nur zur Ausführung konnt' es, durft' es nicht kommen. Denn Lady Macbeth, so schlimm sie ist, durfte kein Ungeheuer, keine Teufelin

sein, mußte doch noch immer ein Weib bleiben: wie hätten wir sonst an ihr Theil nehmen können? wie hätte sonst ihr so schrecklich-rührender, so schrecklich-lehrreicher Wahnsinn im fünften Act nur möglich sein können? Also da sie mit gezücktem Dolch sich dem schlafenden König nähert, einen Blick auf den guten alten Mann, den wohlthätigen Herrn, den freundlichen und unter seinen geglaubten Freunden sicher ruhenden Gast wirft — glaubt sie ihren alten Vater zu sehen und schaudert zurück. Hätt' er nicht, wie ich ihn so schlafen sah, meinem Vater gleich gesehen — welch ein Zug! welch ein Schlag an unser Herz, um es zugleich für den guten König aufs Zärtlichste zu rühren und uns, selbst in diesem von Ehrsucht entweibten Weibe, noch eine Nerve von Menschlichkeit zu zeigen, die beim Anschlagen der Natur noch rein erklingt, noch kindliches, töchterliches Gefühl beim Anblick — eines Vaters. Menschenmord ist entsetzlich — Fürstenmord noch entsetzlicher! aber Vatermord das Allerentsetzlichste, was menschliche Natur denken — kaum in Gedanken ertragen kann — was kein menschliches Wesen, eh es ganz aufgehört hatte, Mensch zu sein, je vollführen konnte! — Lady Macbeth hat noch, selbst in diesem gräßlichen Augenblick der Leidenschaft, des heißen Durstes nach der höchsten Befriedigung ihres ungeduldigsten Wunsches — noch einen Rest von Menschengefühl. Sie sieht in dem guten, schuldlosen schlafenden König ihren Vater und kann die That nicht thun! — Shakespeare, der Alles, was Natur ist, in jedem Falle, für jedes Geschlecht und Alter, für jeden Stand und Personalcharakter, nach allen Verhältnissen und Bestimmungen, so rein, so stark, so vollständig fühlt und erkennt, sah und fühlte, daß dies so sein mußte — sah seine Lady Macbeth, da sie mit dem Dolch in der Hand vor den schlafenden König hintrat — fühlte, was sie in diesem Augenblick fühlen mußte — schrieb's hin und grub sich, ohne daran zu denken, mit diesem einzigen Zug auf ewig in jedes Menschenherz.

Ueber
W. Shakespeare von J. J. Eschenburg.
Mit Shakespeare's Bildnisse. 1787.[1])

Herr Hofrath Eschenburg hat endlich sein vorlängst gegebenes Versprechen erfüllet, und Deutschland besitzt gegenwärtig über Shakespeare ein Werk, wie das für seinen Liebling und Stolz so enthusiastische England bisher noch keines aufzuweisen hat, würdig des deutschen Fleißes, der ausgebreiteten Gelehrsamkeit, des vollendeten Geschmackes und der innigen Bekanntschaft des Verfassers mit Shakespeare's Geiste und der englischen Literatur. Unstreitig treibt Herr Eschenburg seine Bescheidenheit zu weit, wenn er seine gegenwärtige Arbeit eine Art von literarischem Apparate nennet, dessen größter Theil vielleicht nur wenigen Lesern, nur denen interessant sein werde, „die durch Lesung und öfteres Studium der Werke Shakespeare's eine so innige Liebe für ihn gefaßt haben, daß ihnen alle auch an sich minder erhebliche Nachrichten und Aufklärungen, die seine Person, sein Genie und seine Schriften betreffen, wichtig und lesenswürdig sind". Außerdem daß diese Gattung von Lesern so ziemlich den bessern Theil des lesenden Publicum ausmachen wird, so ist auch im Werke selbst genug für Diejenigen gesorgt, die an den literarhistorischen Details (deren Vollständigkeit übrigens ein Hauptverdienst derselben ist) kein sonderliches Belieben tragen dürften. Für sie ist die eine Hälfte des Inhalts, welche 1) Shakespeare's Lebensumstände, deren freilich nur sehr wenige der Vergessenheit entronnen sind, 2) die Gelehrsamkeit des Dichters, 3) dessen

[1]) Teutscher Merkur 1787, III. S. CXXV f. Diese Anzeige ist ohne Zweifel von Wieland, der sie sich nicht entgehen lassen konnte (vgl. oben S. 281), obgleich weder W. noch d. H (der Herausgeber) am Schlusse steht. — A. d. H.

Genie, 4) dessen Fehler, 5) den Zustand der englischen Schaubühne zur Zeit Shakespeare's behandelt. Aber auch bei den übrigen Artikeln, nämlich 6) über die Eintheilung und Zeitfolge der Shakespeare'schen Schauspiele, 7) über die englischen Ausgaben und Herausgeber dieser Schauspiele, 8) über einzelne kritische Schriften, den Dichter und seine Herausgeber betreffend, 9) Verzeichniß der Umarbeitungen, Nachahmungen und Uebersetzungen der Shakespeare'schen Schauspiele, 10) über Shakespeare's Gedichte nebst einer Auswahl derselben, englisch und deutsch, wird nicht nur der Literator, sondern auch der Mann von Geschmack seine Rechnung finden; nur dürfte letzterer die Auszüge aus den beiden größern Gedichten Shakespeare's, Venus und Adonis und der Raub der Lucretia, vielleicht auch sogar das als Titelkupfer gelieferte Bildniß Shakespeare's wegwünschen.

Zu Bürde's Proben einer Uebersetzung von Milton's Paradise lost.[1])

Der hinter dem Vorhang[2]) stehende Verfasser der vorstehenden Proben einer neuen Uebersetzung des Verlornen Paradieses erwartet, ob ihn das Urtheil der Liebhaber der Dichtkunst, besonders der Kenner in der strengern Bedeutung des Wortes, zu Vollendung dieser Arbeit aufmuntern oder von derselben abschrecken werde. Wenn ich dem meinigen trauen darf, so kann er sich des Erstern versichert halten, und die Bescheidenheit, womit er sich über diese Proben gegen mich erklärt hat, bürget mir dafür, daß ein mit ebenso viel Talent und Geschmack als Liebe zur Sache ausgeführtes Werk, wenn es die letzte Politur erhalten haben wird, auch den strengsten Forderungen der Verehrer des großen englischen Dichters genugthun und unsre Literatur mit einer musterhaften Uebersetzung eines Gedichtes bereichern werde, welches bei Allem, was seine Tadler mit Recht und Unrecht daran auszustellen finden, immer eines der bewundernswürdigsten, größten und interessantesten Werke des Genie's und der Musenkunst bleiben wird. Besonders verdient meiner Meinung nach allen Beifall, oder ist vielmehr das, wovon der ganze glückliche Erfolg und die Vollkommenheit einer Uebersetzung des Miltonischen Werkes abhängt, daß der Verfasser die Versart des Originals, den zehnsilbigen Jamben (den er nur selten, und beinahe gar zu selten, mit dem elfsilbigen wechseln läßt) beibehalten hat; eine, wenn ich nicht sehr irre, schlechterdings nothwendige Bedingung, wenn Milton in einer Uebersetzung nichts oder doch so wenig als irgend möglich von dem Eigenen und Charakteristischen seines Stils und der zauberischen Musik seiner Versification verlieren soll.

---

[1]) Teutscher Merkur 1790, I. S. 18 f. — A. d. H.
[2]) Vgl. unten S. 289. — A. d. H.

Ueber eine jambische Uebersetzung Pope's.[1])

An Herrn ***.

Ich habe mich über meine Meinung von der Uebersetzungskunst und den Pflichten eines Uebersetzers schon so oft mit Wort und That erklärt, daß ich Ihnen über Beides nicht viel mehr zu sagen habe, als daß ich bisher noch keine Ursache gefunden, meine Gedanken über diese Gegenstände zu ändern. Mich dünkt, es lasse sich nichts Allgemeiners darüber festsetzen, als daß man das ausländische Werk, es sei nun antik oder modern, so getreu nachzubilden suchen müsse, als es nur immer geschehen kann, ohne unsrer Sprache Gewalt oder dem Geist und Charakter des Autors selbst bei den Lesern Schaden zu thun. Denn auch hier gilt die Maxime: „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig." Mit allen allgemeinen Regeln kommt es doch immer in Sachen des Geschmacks sowie in andern menschlichen Dingen bei der Anwendung auf feines Gefühl und richtiges Urtheil, und fast immer auf das nie genug einzuschärfende ein Wenig mehr oder minder an, welches oft den Unterschied zwischen Wahrheit oder Caricatur, naiv oder platt, zierlich oder geziert, sublim oder unsinnig u. s. w. ausmacht. In dieser Rücksicht kann man, däucht mich, mit Grunde sagen, daß Virgil anders als Homer, Ovid anders als Virgil, Lucian anders als Xenophon, Ariost anders als Tasso, kurz, daß beinahe jeder gute Schriftsteller auf seine eigene Art übersetzt werden müsse. Nicht selten muß der Geschmack be-

[1]) Teutscher Merkur 1790, II. S. 200—209, als zweite Nummer der „Vermischten Briefe über allerlei literarische und andre Gegenstände", blos mit der Ueberschrift: „An Herrn ***". — A. d. H.

stimmen, wie weit die Treue des Uebersetzers gehen darf, und wo es sogar eine Art von Pflicht gegen seinen Autor wird, sich von dessen Diction oder Construction zu entfernen — das, was er sagen wollte, bestimmter oder kürzer oder anständiger zu sagen, als er es selbst gethan hat, oder was er in seiner Sprache mit drei Worten deutlich genug sagen konnte, in zwei- oder dreimal so vielen zu sagen, um besser verstanden zu werden u. s. w. Aber eine der wesentlichsten Pflichten ist unstreitig diese: daß man den Stil oder die Manier seines Autors von der Sprache genau zu unterscheiden und jene nur in soferne nachzubilden suche, als es geschehen kann, ohne der Grammatik, dem Gebrauch und dem Genius der Sprache, in welche man übersetzt, zu nahe zu treten. Dies, wenn ich nicht sehr irre, mein Herr, ist der eigentliche Punkt, wo unsere Meinungen sich von einander entfernen; denn ich kann mich durch keine Gründe überzeugen, daß es z. B. erlaubt sein könne, unsrer Sprache die mindeste Gewalt anzuthun, um der Kürze, Kernhaftigkeit, Stärke und Rundung, die einen allgemein anerkannten Vorzug der Diction in Pope's Versuch über den Menschen ausmachen, so nahe als möglich zu kommen. Da Sie indessen hierüber anderer Meinung zu sein scheinen, so dächte ich, wir ließen das Publicum oder die Majorität Derjenigen, die wir als competente Richter in Sachen der Sprache und des Geschmacks anzusehen haben, den Ausspruch thun, und Sie hörten, wie jener alte Maler[1]) hinter seinem Vorhang unter dem Schutze des Incognito, was Kenner und Nichtkenner von der Probe sagen werden, die ich hier aus dem kleinen Stücke Ihrer Uebersetzung des Essay on Man zugleich mit dem Originale ausheben und abdrucken lassen will.

Great Nature spoke; observant Man obey'd,
Cities were built, Societies were made;
Here rose one little state; an other near
Grew by like means and join'd thro' love and fear.
Did here the trees, with ruddier burdens bend,
And there the streams in purer rills descend?
What War could ravish, Commerce could bestow,
And he return'd a friend who came a foe.
Converse an Love mankind might strongly draw,

[1]) Apelles. Vgl. Plin., H. N., XXXV. 36. 12. — A. d. H.

When Love was Liberty and Nature Law,
Thus states were form'd; the name of King unknown,
Till common intrest plac'd the sway in one.
'T was Virtue only, or in Arts or Arms,
Diffusing blessings, or averting harms,
The same which in a Sire the sons obey'd,
A Prince the Father of a People made.

So sprach Natur; achtsamer Mensch gehorchte.
Nun wurden Städt' erbaut, Gesellschaft*) ward
Errrichtet. Hier entstand ein kleiner Staat;
Ihm nach erhob durch gleiche Mittel sich
Ein andrer, der aus Liebe oder Furcht
Mit jenem sich verband. Bog schönre Luft
Die Bäume hier, und flossen Ströme dort
In reinern Bächen? Was konnt' rauben Krieg,
Konnt' Handel geben; wer als Feind kam, kehrt'
Als Freund zurück. Verkehr und Liebe konnt'
Verknüpfen stark das menschliche Geschlecht,
Als Liebe Freiheit war, Natur Gesetz.
So bildeten sich Staaten; unbekannt
War Königsname, bis gemeines Wohl
Die Herrschaft einem Einz'gen übergab.
Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg
Ausgießet Segnungen, abwendet Harm,
Die Tugend, die der Sohn im Vater ehrt,
Schuf Fürsten auch zu Vätern ihres Volks.

Da Treue und Genauigkeit im Uebersetzen Ihnen wichtig genug sind, um ihnen im Collisionsfalle Sprachrichtigkeit, Eleganz und Wohlklang aufzuopfern, so müssen Sie mir schon erlauben, es mit Ihnen etwas genauer zu nehmen als mit einem Uebersetzer, der außer der Treue auch noch den Grazien gehuldigt hat, und im Vorbeigehen zu bemerken, daß ich die Worte: „Bog schönre Luft die Bäume hier", für keine getreue Uebersetzung von: „Did here the trees with ruddier burdens bend" gelten lassen kann, daß das Verbindungswort and vor

*) Gesellschaft ist kein gleichviel bedeutendes Wort für Societies, welches bürgerliche Gesellschaften bezeichnet.

he return'd a friend u. s. w. ohne Nachtheil der Deutlichkeit eines ohnehin im Originale selbst der Gedrungenheit zu Lieb' nicht allzu deutlich ausgedrückten Satzes ausgelassen werden konnte, und daß die Verse: „Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg" u. s. w., den schöner ausgedrückten Sinn des Originals nicht ganz erreichen. Pope nimmt hier das Wort Virtue in derselben Bedeutung, die das Wort ἀρετή bei den alten Griechen hatte, da es den Inbegriff aller der Eigenschaften und Talente, wodurch man sich um die menschliche Gesellschaft im Frieden oder im Kriege verdient macht, und in einer noch weitern Bedeutung jede vorzügliche Kunstfertigkeit, jedes nützliche oder schöne Talent bezeichnete. Ich würde dem Texte näher zu kommen glauben, wenn ich diese vier Verse etwa in folgende sechs umsetzte:

Nur höheres Verdienst, es sei im Frieden
Den Staat durch Künste zu beglücken oder
Im Kriege Unheil von ihm abzuwenden,
Dieselbe Tugend, der in einem Vater
Die Söhne huldigten, war's, die den Fürsten
Zum Vater eines ganzen Volkes machte.

Um Ihnen also nicht zu schmeicheln, däucht mich, Sie würden mit dem Behelfe einer beobachteten größern Genauigkeit vor einem kritischen Areopagus nicht auslangen, wenn Sie dadurch so harte und selbst durch keine höheren Schönheiten zu vergütende Abweichungen von dem deutschen Sprachgebrauche und der schönen Schreibart entschuldigen wollten, wie z. B. diese sind:

So sprach Natur; achtsamer Mensch gehorchte.
— — — Was konnt' rauben Krieg,
Konnt' Handel geben? —
— — — Verkehr und Liebe konnt'
Verknüpfen stark das menschliche Geschlecht.

Ich gestehe Ihnen, es würde mir leid sein, die deutsche Literatur, in deren Morgenröthe ich zu leben anfing, noch vor meinem sechzigsten Jahre ihrem Niedergange schon so nahe zu sehen, als sie es sein müßte, wenn sich unser Publicum irgend ein Götter- oder Menschenwerk in einer solchen Sprache gefallen ließe wie die obige oder die folgende Stelle:

Who first taught souls enslav'd and realms undone
Th' enormous faith of many made for one?
That proud exception to all Nature's laws
T'invert the world and counterwork its Cause!
Force first made conquest, and that conquest, Laws,
Till Superstition taught the Tyrant awe,
Then shar'd the Tyranny, then lent it aid,
And Gods of Conqu'rors, slaves of subjects made.

Wer lehrte Sclaven erst, zerstörten Reichen
Den ungeheuern Glauben: Viele sind
Gemacht für Einen? Diese stolz' Ausnahme*)
Von allen der Natur Gesetzen, um
Welt umzukehren, gegen ihren Schöpfer
Zu streben? Erst eroberte Gewalt,
Gab dann Gesetze, bis der Aberglaube
Verehren lehrte den Tyrannen, dann
Auch Theil nahm an der Tyrannei, ihr half,
Aus Siegern Götter schuf, aus Völkern Sclaven.

Es liegt in dem Eigenthümlichen der englischen Sprache, daß Pope ohne Nachtheil der Klarheit und Eleganz so viel Ideen in so wenig Worte und so viel Antithesen in so wenig Verse zusammenpressen und ründen konnte. Sie, mein Herr, fühlten, wie billig, diese Concinnität, welche den sinnreichen englischen Versekünstler charakterisirt, und strebten ihr im Deutschen nach; ein rühmlicher Vorsatz! nur war das erste Gesetz, das Sie Sich vor der Ausführung selbst auferlegen mußten, daß es nicht auf Unkosten der Sprache und Eleganz geschehen dürfe. Aber was noch das Schlimmste ist: Pope gewinnt am Ende doch wenig oder nichts durch das, was die Leser bei Ihrem Streben nach seiner Gedrungenheit verlieren. Zum Beweise kann die Vergleichung Ihrer metrischen Uebersetzung der obigen Stelle mit der folgenden dienen, welche so wörtlich als möglich und doch, wenn ich nicht irre, darum weder steif noch undeutsch ist:

*) Wenn doch ja ein e weg muß, warum nicht lieber „diese stolze Ausnahm'"? In Ausnahme ist das e am Ende blos euphonisch und wird in vielen deutschen Dialekten weder gehört noch geschrieben; in stolze hingegen bezeichnet es hier das Geschlecht des folgenden Wortes und ist nach den Gesetzen der Grammatik schlechterdings unentbehrlich, wiewol ein heller Vocal darauf folgt.

„Wer lehrte unterjochte Seelen und umgestürzte Reiche zuerst den ungeheuern Glauben, Viele seien für Einen gemacht? diese übermüthige Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, um die Ordnung der Schöpfung umzukehren und ihrem Urheber entgegenzuarbeiten! Ueberlegene Stärke machte Eroberungen, Eroberung Gesetze, bis der Aberglaube dazukam und den Tyrannen mit Ehrfurcht ansehen lehrte, dann die Tyrannei mit ihm theilte, sie unterstützte und aus Eroberern Götter, aus Unterthanen Sclaven machte."

Freilich ist Ihre jambische Uebersetzung kürzer und sagt im Grunde nicht weniger; aber was würde aus unsrer Sprache werden, wenn man einem Uebersetzer die Freiheiten zugestände, welche Sie Sich genommen haben, um die acht epigrammatischen Verse des Engländers in zehn deutsche überzutragen? Wer kann „diese stolz' Ausnahme von allen der Natur Gesetzen, um Welt umzukehren" ertragen? Ich sehe wohl, daß Sie der Jamben wegen nicht sagen konnten: „diese stolze Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, um die Welt umzukehren" — aber worin bestünde auch die Kunst, gute Verse zu machen, wenn der Bequemlichkeit des Autors erlaubt würde, Worte nach Belieben zu verstümmeln, zu versetzen, des Artikels da, wo er unentbehrlich ist, zu berauben, und was dergleichen mehr ist? Auch der strengste Richter erlaubt ja wol einem Dichter, der sich seiner Einbildungskraft, seines Herzens und seines Ohres zu bemächtigen gewußt hat, zumal in einem langen mühsamen Werke, eine kleine Anomalie, wenn noch dazu eine Schönheit dadurch gewonnen wird; aber es bleibt darum nicht weniger eine große Regel, daß der Dichter sich selbst nichts erlauben noch herausnehmen und desto strenger gegen sich selbst sein soll, je mehr er sich auf die Nachsicht seines Publici verlassen darf.

Tristram Shandy's Leben und Meinungen.

9 Theile in 8°. Hamburg bei Bode.[1])

Wir kommen zu spät, dieses Werk anzukündigen oder anzupreisen; denn wo ist der Mann von Verstand und Geschmack, dessen Seele einen Sinn für die Launen des Genies, für Witz und Ironie, für attisches und britisches, Cervantisches und Rabelaisisches und (was feiner und pikanter ist als alle diese vier Arten) für Yorickisches Salz hat; für Alles, was jemals ein Buch so schmackhaft gemacht hat, daß man es auch dann, und dann erst am Liebsten liest, wenn Einem vor allen gewöhnlichen Seelenspeisen ekelt — wo ist, sage ich, ein solcher Mann, in dessen Händen Bodens Tristram nicht schon wäre, der nicht lieber alle seine übrigen Bücher und seinen Mantel und Kragen im Nothfall dazu verkaufen wollte, um sich dies in seiner Art einzige, dies mit allen seinen und seines Verfassers Wunderlichkeiten und Unarten dennoch unschätzbare Buch — worin die Weisheit, um uns Thoren besser zu gefallen, sich herabläßt, Thorheit zu scheinen — dies Buch, so recht geflissentlich zur Erbauung und Belehrung, zur Züchtigung und zum Trost aller Menschen geschrieben, welche Menschenverstand und Menschengefühl und ein Bißchen Witz zur Zugabe aus Deinen Händen, gute Mutter Natur, empfangen haben — anzuschaffen und von Stund' an zu seinem Leibbuch zu machen und so lange darin zu lesen, bis alle Blätter davon so abgegriffen und abgenutzt sind, daß er sich — zu großem Vergnügen des Verlegers —

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 247—251. Schon im T. Merkur 1773, II. S. 228 ff. hatte Wieland bei Erwähnung der Bode'schen Uebersetzung von „Klincker's Reisen" auf die von demselben zu hoffende Uebertragung von Sterne hingewiesen. Gegen eine andere elende Uebersetzung desselben Buches, bei der man auf den Titel gesetzt „auf Anrathen des Herrn Hofrath Wieland's verfaßt", hatte er sich in demselben Jahre im T. Merkur, I. S. 345 f. (vgl. II. S. 363 f.) erklärt. — A. d. H.

ein neues Exemplar anschaffen muß? Indessen wenn wir zu spät kommen, diese Uebersetzung anzukündigen, so ist es doch nicht zu spät, dem Uebersetzer den Dank dafür zu sagen, den er für eine Arbeit verdient, der er vielleicht allein unter allen Deutschen gewachsen war, und deren unendliche Schwierigkeit, nachdem er sie so glücklich überwunden, ihm ein unwidersprechliches Recht an einen großen Theil des Ruhms giebt, der dem Original gebührt. Diese Bodische Uebersetzung ist nicht nur eine neue, sie ist wirklich die einzige Uebersetzung von Tristram Shandy; sie versöhnt den Schatten des unsterblichen Yorick; oder vielmehr Sterne's Geist ist selbst auf Boden herabgestiegen, hat ihn mit seiner ganzen Laune erfüllt, ihm das Verständniß der feinsten Schönheiten seines Werkes geöffnet, ihm Alles oder doch beinahe Alles enträthselt, was auch eben nicht den unverständigsten Lesern des Originals räthselhaft war, ihm das Geheimniß gelehrt, die deutsche Sprache so zuzubereiten, daß er sein ganzes Original mit dem wenigstmöglichen Verlust in ihr abdrucken konnte, kurz, ihm alle Schwierigkeiten überwinden geholfen, und so haben wir dadurch nicht nur eine verständliche und getreue Uebersetzung des Tristram, eine Uebersetzung, worin Sterne's Geist lebt und webt, die seine ihm eigene Sprache redet, worin seine eigene Laune, sein eigenes air, seine ganze Sternheit durchaus herrscht, sondern auch ein Buch, das unsre Sprache ansehnlich bereichert und ausbilden hilft, gewonnen — nichts von dem Nutzen zu gedenken, den es uns dadurch schafft, daß es just in diesem kritischen Moment erschienen ist, wo so manche Köpfe Gefahr laufen, überzuschnappen, und wo Tristram eine wahre, vielleicht die einzige Arznei ist, die dem Fortgang des epidemisch werdenden Schwindels Einhalt thun kann.

Nun, nachdem ich so viel Gutes von Herrn Bodens Uebersetzung gesagt habe, sollte ich wol auch etwas von ihren Fehlern und menschlichen Schwachheiten sagen, aber — ich kann's nicht über mein Herz bringen. Freilich in einem meiner fünf Exemplare, das ich ausdrücklich dazu bestimmte, sind eine ziemliche Menge sogenannter Eselohren — in meiner Provinz nennt man sie so —, welche, aufrichtig zu reden, nicht viel Gutes bedeuten. Aber, wie gesagt, wenn ich bedenke, welch eine Arbeit es war, den Tristram zu übersetzen — wie oft auch ich gefehlt haben würde, wenn ich an Bodens Platz gewesen wäre — wie oft und mannichfaltig wir Alle fehlen — und wie

unendlichmal leichter es ist, Fehler zu suchen und zusammenzuklauben, als selbst was Gutes zu machen, so kann ich mich nicht überwinden, einen Catalogus von Erraten an den Rücken eines Buches zu heften, das im Ganzen und in der Hauptsache so vortrefflich ist. Hingegen soll mich nichts hindern, Herrn Boden zu bitten, daß er nach dem Beispiele des gelehrten und würdigen Uebersetzers der Youngischen Werke nicht aufhöre, an seiner Uebersetzung zu bessern, bis er im Stande sein wird, uns in einem Paar Jahren eine durchaus gefeilte, von den allzu häufigen Druckfehlern dieser ersten Ausgabe gereinigte und mit seinen versprochenen Commentarien bereicherte neue Ausgabe zu liefern — auf welchen Fall ihm alle Eselohren meines Exemplars von Herzen zu Diensten stehen. Damit inzwischen gleichwol nicht irgend ein Nasutulus uns vorrücke, als hätten wir uns hier nur airs geben wollen, als ob wir viel tadeln könnten, da wir doch nichts zu tadeln wüßten — so will ich nur etwas Weniges zur Probe anführen.

Im I. Theil, S. 164. „Was das argumentum tripodium betrifft, welches niemals von einer Frau gegen ihren Mann gebraucht wird." Dies macht die ganze Stelle zu Unsinn. Im Englischen steht: which is never used but by the woman against the man; welches nur die Frau gegen den Mann braucht.

Im III. Theil, S. 60, Z. 2. „Correggio's Correctheit." Nicht so! the *Correggity of Correggio* ist nicht seine Correctheit — die war ohnehin eben nicht, was ihn charakterisirt — es ist seine ihm eigene unnachahmbare Grazie, oder vielmehr etwas, wofür die Kunst gar keinen Namen hat, wiewol es alle Kenner in seinen Werken fühlen, und darum nennt es Tristram Correggio's Correggioschaft oder besser Correggität.

III. S. 115, Z. 9. „Ihre Reizbarkeit." Wessen? His sensibilities heißt ja seine Empfindlichkeiten.

Eod. S. 197. „Ob es gleich eine Insel giebt, die in der See schwimmt, obwol nicht völlig so geräumig." Not altogether at its ease, heißt wol: „nicht immer so gar gemächlich", welches der Fall der Engländer, auf die hier angespielt wird, ist; an Raum fehlt's ihnen nirgends.

IV. Theil, S. 55. Ist im Original selbst ein augenscheinlicher Druckfehler, der den Sinn zu Unsinn macht und also eigenen Gewalts vom Uebersetzer verbessert werden

darf — nämlich anstatt: „er kann aus zweimal Zwei keine Fünfe machen", muß es gerade das Gegentheil heißen: „er kann aus zweimal Zwei Fünfe machen"; denn dies ist, wie man aus dem Zusammenhang sieht, die leidige Meinung der Nasianer.

Ibid. S. 100. Das obstetricalische Instrument, das die Engländer mit seinem lateinischen Wort forceps nennen, nennt man in Deutschland ganz gewöhnlich Zange.

VII. S. 22, Z. 3, 4 v. u. hätte getreuer und humoristischer so heißen sollen: „daß mir der Nordwind weder mein Zelt noch mein Essen bringe" (statt zuwebete).

Aber halt! — Dies ist mehr als zuviel zur Probe — daß meine Eselohren sehr wenig zu bedeuten haben.

Lorenz Sterne, ein gefährliches Muster zum Nachahmen.

An Herrn * * zu D.[1])

Wie groß auch die Verschiedenheit zwischen Pindar (nicht dem modernen Peter Pindar, sondern dem alten Thebaner) und Lorenz Sterne sein oder scheinen mag, so kommen sie doch darin überein, daß sie Beide gefährliche Muster zum Nachahmen sind, und ich müßte mich sehr irren, oder es läßt sich auch von dem englischen Humoristen sagen, was Horaz von dem griechischen Odensänger sagte,[2]) daß sein Nachahmer Gefahr laufe, mehr durch seinen Fall als durch die Kühnheit seines Unternehmens berühmt zu werden. Um mit gutem Erfolg in der Manier oder, was noch gefährlicher ist, im Geschmack von Tristram Shandy zu schreiben, müßte man vor allen Dingen ein Erbe seines Genies, seiner zarten Organisation, seines Geschmacks, seines Witzes und seiner Laune oder wenigstens in allen diesen Stücken ihm von Natur sehr ähnlich sein. Aber so viel dies auch wäre, so reichte es doch noch lange nicht zu, man müßte auch seinen philosophischen Geist, seine tiefe Kenntniß des Menschen, seinen scharfen Blick in die geheimsten Falten des Herzens, die unbeschreiblich leichte Hand, womit er die feinsten Gefühle und Empfindungen in ihre oft sehr heterogenen Bestandtheile aufzulösen weiß, und zu der sichersten, schärfsten Zeichnung der Charakter, die er uns in so mancherlei Lagen, Stellungen und Gruppirungen darstellt, auch das ganze Geheimniß seiner unerschöpflichen Kunst im

---

[1]) Teutscher Merkur 1790, II. S. 209—216, unmittelbar nach dem Artikel über Pope (oben S. 288 ff.) und blos mit der Ueberschrift: „An Herrn * * zu D." — A. d. H.

[2]) Hor., Carm., IV. 2. 1. — A. d. H.

Mischen und Auftragen, im Nüanciren und beinahe unmerklichen Verfließen seiner Farben besitzen. Noch mehr, man müßte gleich ihm in seiner Composition und in seinem Stil wie in seiner Seele die ungleichartigsten und widersprechendsten Eigenschaften, eine Art von Ordnung und Methode mit der größten anscheinenden Planlosigkeit und Unordnung, das leiseste Gefühl für das Schöne und Gute mit einem Leichtsinn, der oft bis zur Leichtfertigkeit ausschweift, die zarteste Humanität und die innigste Ehrerbietung für Sittlichkeit und Religion mit dem ungebundensten Freisinn vereinigen, ein gleich großer Meister im Erhabenen und Idealischen und in Caricaturen sein, kurz, aus allen möglichen Tonarten, mit allen möglichen Arten des Ausdrucks, in allen möglichen Rhythmen und Zeitmaßen, mit der höchsten Virtuosität eines Tonkünstlers auf der menschlichen Seele zu spielen wissen und immer mit der äußersten Schwinge an Extremen schweben, ohne jemals (wenigstens nie anders als absichtlich) anzustoßen, jemals bei den größten Schwierigkeiten einen Mißton hören zu lassen oder von der feinen Linie des so schweren und durch keine Regeln zu lernenden poco più o meno abzuweichen, wodurch das Wahre vom Falschen, das Sublime vom Unsinn, das Schickliche vom Unschicklichen, mit einem Worte, wodurch sein Yorick von einem Hofnarren und eine Grazie von einer schönen Bacchantin unterschieden ist. Ich habe mit Allem diesem gewiß nicht wenig, aber bei Weitem noch nicht Alles gesagt, was Sternen zum Einzigen in seiner Art und für mich (ich gestehe es unverhohlen) unter allen Schriftstellern zu demjenigen macht, von dem ich mich am Letzten trennen ließe, und doch würde ich mit einem Nachahmer Tristram Shandy's, wenn er gleich alle diese verschiedenen Gaben und Geschicklichkeiten in keinem gemeinen Grade in sich vereinigte, noch nicht zufrieden sein können, wenn er nicht auch noch das Talent besäße, uns zu verbergen, daß er nachahme; wenn er sich nicht, anstatt seine Füße immer ängstlich in Tristram's Fußstapfen zu setzen, einen eigenen Weg zu bahnen, andere Materialien, andere Charakter in andern Situationen, oder doch die ähnlichen anders zu bearbeiten wüßte, kurz, wenn er nicht, wie Sterne, Imagination und Reichthum des Geistes und Menschenkenntniß genug hätte, um ein Werk hervorzubringen, das von dem großen Shandy'schen Familiengemälde wenigstens so verschieden wäre, als es Sterne's *Sentimental Journey* von seinem *Tristram Shandy* ist.

Finden Sie meine Forderungen an „Quisquis *Sternium* studet imitari“ zu abschreckend? Nun, so lesen Sie die folgenden Proben, die mir vor einiger Zeit zugeschickt wurden, und fragen Sie (da wir kein Delphi noch Dodona mehr haben, wo wir uns Rathes erholen könnten) Sterne's Genius, was ich dem Verfasser rathen soll. —

(Hier folgten drei Seiten „Probestellen eines Romans im Geschmack des Tristram Shandy“.)

Heiliger Yorick! was rathest Du diesem wackern Manne nach diesen Proben? Ich meines Orts gestehe, daß ich ein gutes Theil von der milchichten Natur des ehrlichen Oheim Toby's in mir habe und immer der Meinung gewesen bin, man sollte auf den Höhen und in den Thälern, ja selbst in den Schluchten und Sümpfen des Parnasses — Alles wachsen lassen, was wachsen will und kann. Ich möchte nicht gern irgend etwas, das einen Lebenskeim hat, ohne Noth ersticken. Wer weiß, denke ich, wozu es gut ist? welchem Geschöpf es zur Nahrung oder zur Arznei dienen kann? für welche Zunge es Wohlgeschmack oder für welche Nase es Wohlgeruch hat? — Also wenn der Roman bereits fertig und vielleicht schon unter der Presse ist — nun, so lassen wir ihn kommen und seinen Weg durch die Welt machen, wie er kann! Deutschland ist groß, und er kommt im letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts noch eben recht.

Sollte es aber noch nicht zu spät sein, wäre es da nicht wohlgethan, wenn wir ihm den freundschaftlichen Horazischen Rath[1]) gäben:

Privatas ut quaerat opes et tangere vitet
Scripta Palatinus quaecunque recepit Apollo?

d. i. lieber einen Roman in gar keiner Manier oder wenigstens in seinem eigenen Geschmack und in seiner eigenen Manier als im Geschmack des Tristram Shandy zu schreiben?

---

[1]) Hor., Epist., I. 3, 16. 17. — A. d. H.

Eine schwedische Nachahmung Sterne's.[1])

Das Muttersöhnchen auf der Galeere. Aus dem Schwedischen. In zwei Theilen. Leipzig 1782.

Dieses Buch kann nur in sehr uneigentlichem Sinne ein Roman genennt werden; es gehört vielmehr unter die humoristischen Reisejournale, von welchen Tristram Shandy's Reisebeschreibung im siebenten Theil das ewig unerreichbare Urbild, und wovon selbst Yorick's empfindsame Reise (wiewol beide einen Verfasser haben) nur die beste Nachahmung ist. Indessen hat doch diese hier Eigenthümliches genug, um vielleicht in gehöriger Entfernung die nächste Stelle an der besagten Tristramischen Reise einzunehmen; und wenn auch die Leser nicht allemal, so oft sich der Verfasser bei seiner witzig-fröhlichen Laune wohl sein läßt, mit von der Partie sein können, so scheint uns doch das Ganze die günstige Aufnahme, die das Buch in Schweden gefunden haben soll, genugsam zu rechtfertigen; zumal da es voller besonderer Nationalzüge ist, die in Schweden zwar die meiste Wirkung thun müssen, aber doch auch selbst in Deutschland nicht ganz verloren gehen, da wir uns noch immer von Gustav Adolf her für die schwedische Nation vorzüglich interessiren. Der Uebersetzer, Herr Christian Heinrich Reichel, der nach einem vieljährigen Aufenthalt in Schweden dermalen in Leipzig privatisirt, scheint, so viel wir ohne das Original urtheilen können, Alles, was zu fordern ist, geleistet zu haben, den verunglückten Titel ausgenommen, der mit dem Buche selbst nichts gemein hat und ihm beim ersten Anblick Schaden thut.

---

[1]) Teutscher Merkur 1782, IV. S. 192, ohne diese Ueberschrift, als Bücheranzeige. — A. d. H.

Der Abenteurer.

Ein Auszug aus dem Englischen. Zwei Bändchen in 8. Berlin bei Himburg, 1776.[1])

Ich mache mir Vorwürfe, daß ich es so lange habe anstehen lassen, diesen Auszug aus einem der beliebtesten und schätzbarsten moralischen Wochenblätter, die seit dem Spectator in London herausgekommen sind, allen Denen aus vollem Herzen anzupreisen, die eine Lectüre lieben, die zugleich nützlich und angenehm ist. Bei der unendlichen Menge von Büchern und Broschüren, welche Prätension machen, dies zu leisten, ist die Anzahl derjenigen doch fast sehr klein, in welchen wirklich gesunde Seelennahrung, gesund und wohlschmeckend zubereitet, aufgetragen würde; besonders wo die Absicht ist, eine Tafel zu decken, an die sich auch Unmündige und Schwache ohne Gefahr und Bedenken setzen dürfen. Der *Aventurer* oder Abenteurer gehört unstreitig unter diese kleine Zahl, besonders unter die wenigen, wofür jede Mutter, die ihren Töchtern (weil doch in unsern Tagen das Lesen leider auch für das weibliche Geschlecht zum Modebedürfniß worden ist) eine ganz unbedenkliche, in jedem Betracht nützlich-angenehme und den Zweck der Erziehung befördernde Lectüre zu verschaffen oft in Verlegenheit ist, dem Verfasser und Uebersetzer danken sollte. Die Moral, die in diesen Blättern herrscht, hat vor so vielen andern moralisirenden Schriften den Vorzug, daß sie ganz reine christliche Moral ist, auf die Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens, besonders in unserm gegenwärtigen Zeitalter, mit Sokratischem Verstand angewandt. Die Einkleidung, wofür der Verfasser ein sehr

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 95 f. — A. d. H.

vorstechendes Talent hat, ist Erzählung, zuweilen auch Allegorie; Beides unstreitig die beste Art, moralischen Unterricht faßlich, einleuchtend und herzrührend zu machen. Dem Uebersetzer gebührt verdientes Lob, sowol wegen der Wahl des Buchs als wegen des Geschmacks und Fleißes, womit die Uebersetzung ausgearbeitet ist, auch dafür, daß er alle die Blätter, die außer England und London wenig interessant sein konnten, weggelassen und also aus den vier Bändchen des Originals zwei gemacht hat. Dies ist einer von den Fällen, wo, wie Hesiodus sagt,[1]) die Hälfte besser als das Ganze ist. Doch sind dadurch auch manche von den witzigsten Stücken verloren gegangen, wie z. B. die Abenteuer eines Halbpfennings, für welche wir gerne die abgedroschne Vergleichung Alexander's mit einem Straßenräuber gegeben haben möchten.

---

[1]) Opera et dies, 40. — A. d. H.

Der Mann von Gefühl.

Nach der dritten Londner Ausgabe aufs Neue übersetzt.

Berlin bei Himburg. 8. 1778.[1])

Das englische Original von diesem „Mann von Gefühl" verdient aus dem großen Haufen der schalen Nachahmungen von Yorick's Empfindsamer Reise und dem, was in Tristram Shandy von ähnlicher Art ist, ausgehoben zu werden. Es ist ein Mann von Gefühl, mit dem sich allenfalls auch ein Mann von Verstande befreunden kann; und die eigentlich empfindsamen Seelen, für die diese Fragmente besonders geschrieben sind, werden zwar wenig Neues, aber doch auch weniger süßen Schaum und mehr substantielle Nahrung darin finden als in den meisten Büchelchen, womit diese Classe, weit über das wahre Bedürfniß unsrer Zeit, übersetzt ist. Vorzüglich rührend ist die Geschichte des alten Edward's, und überhaupt wird das Buch immer besser, je näher es zum Ende geht. Wir hatten schon eine sein sollende Verdeutschung dieses Man of Feeling; aber sie war von der schlechtesten Art Händewerk, eilfertig von einem Menschen hingehudelt, der (wie das so oft der Fall ist) weder Englisch noch Deutsch noch seinen Autor noch sich selbst verstund und daher auch von Niemand verstanden wurde. Herr Himburg glaubte also ein gutes Werk zu thun, indem er diese neue Uebersetzung veranstaltete, die uns das Original mit so wenig Verlust liefert, als man bei

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 94. Der englische Roman war das Erstlingswerk von Henry Mackenzie. — A. d. H.

solcherlei Waare nur immer verlangen kann. Der Mann von Gefühl, der vorhin so viel Unsinn vorbrachte, fühlt und spricht nun so, daß ehrliche Leute mitfühlen und verstehen können, was er will. Gleichwol stößt man hie und da (z. B. im Schluß der vierten Periode auf der 26. S.) auf eine Stelle, wo das Letztere kaum möglich ist. Dem Uebersetzer möchten wir fürs Künftige mehr Aufmerksamkeit auf die Reinigkeit der Sprache empfehlen.

Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets,

published by Joseph Retzer, Vol. 1.[1])

Dieses ist das erste Bändchen von vieren, in welchen uns der Herausgeber, der k. k. Hofconcipist und Büchercensor Herr Joseph von Retzer, ein Mann, der an Kenntniß der englischen, französischen und italienischen Literatur in Deutschland Wenige seinesgleichen hat, eine Auswahl der schönsten Blumen und Gewächse des britischen Parnasses, nach dem Muster der bekannten Élite de Poésies fugitives zu geben entschlossen ist. Eine Unternehmung, die um so verdienstlicher ist, da die flüchtigen Stücke der britischen Dichter und Liebhaber der Poesie noch wenig oder doch nicht im Verhältniß mit dem Reichthum ihrer Literatur in dieser Dichtart unter uns bekannt sind, und da sie in den meisten Gattungen von Gedichten, welche hier in die Wahl kommen, es beinahe den Franzosen selbst zuvorthun. Wenigstens muß man gestehen, daß sie in der unermeßlichen Opulenz ihrer (mit der Beute aller andern bereicherten) Sprache und in der Kürze ihrer größtentheils ein- und zweisilbigen Worte große Vortheile haben, wo es darauf ankommt, Fülle der Gedanken mit Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks zu verbinden und Empfindung oder Witz und Laune in Versen, wo beinahe jedes Wort eine funkelnde Spitze ist, spielen zu lassen. Dieser erste Band enthält 178 Stücke von einer großen Menge von Dichtern, worunter die größere Zahl

---

[1]) Teutscher Merkur 1784, I. S. XXVII. f. Daß diese nicht unterzeichnete Anzeige von Wieland ist, zeigt dessen Brief an den Herausgeber, den Freiherrn von Retzer, in der „Auswahl denkwürdiger Briefe von Wieland", II. S. 72. — A. d. H.

in Deutschland noch wenig bekannt ist; Herr von Retzer hat eben darum hauptsächlich aus solchen gewählt und dabei besonders auf Stücke, die den Dichter charakterisiren, Rücksicht genommen. Seine Auswahl macht seinem Geschmacke sowie die Zuschrift an den berühmten Herrn von Born seinem Geist und Herzen Ehre; und er hat mit bestem Grunde in der Anordnung mehr auf angenehme Abwechselung und Ueberraschung als Aehnlichkeit gesehen. „Meine Sammlung", sagt er, „sollte nicht einem wohlsymmetrisirten französischen Garten, sondern einem englischen gleichen, und die hier und da eingerückten altenglischen Balladen mögen die Stelle der Ruinen vertreten."[1])

---

[1]) Die beiden folgenden Bände wurden kurz im Teutschen Merkur 1785, III. S. CXVI. angezeigt. — A. d. H.

Ueber ein seltsames Compliment, das der deutschen Literatur im London-Magazine gemacht worden.[1])

Vielleicht irre ich mich — aber wenigstens hat kein unzeitiger Patriotismus noch ein Vorsatz, den Deutschen eine Schmeichelei zu sagen, Theil daran —, wenn mich däucht, die Aufmerksamkeit unsrer Nation auf auswärtige Gelehrsamkeit und die Sorgfalt unsrer Gelehrten, dem deutschen Publicum immer zuverlässige Nachrichten von dem Zustande der Literatur und der Künste in dem verfeinerten Theile von Europa zu geben, sei ein verdienstlicher Vorzug, den wir vor den Franzosen, Italienern, Engländern und der ganzen übrigen Welt voraus haben. Es ist schon lange, daß wir von der Geschichte der Philosophie und des Geschmacks bei den drei vorbenamten, ja bei allen übrigen Europäern so viel wissen als sie selbst. Wir kennen den Anfang und Fortgang ihrer Sprache und Literatur, jeden merkwürdigen Schriftsteller, jedes Werk, das auf irgend eine Art Epoche gemacht hat; wir kennen ihre Kunstrichter und die Geschichtschreiber ihres Parnasses; und wer ist unter uns, der eine gelehrte oder doch nicht ganz vernachlässigte Erziehung genossen hat, dem wenigstens die Namen der größten Dichter und Prosaisten von Italien, Frankreich und England und das Verhältniß eines jeden derselben gegen ähnliche Schriftsteller andrer Nationen ganz unbekannt wären?

Es mag sein, daß uns der Vorwurf einer zu großen Neigung

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 113—119. — A. d. H.

zum Ausländischen nicht ohne allen Grund gemacht wird, und daß wir uns vielleicht weniger um fremde Literatur bekümmern würden, wenn wir von unsrer eigenen nicht gar zu demüthig dächten. Indessen ist doch schwerlich zu leugnen, daß diese Achtung für den Geist und die Werke fremder Nationen gerade das Gegentheil einer sehr häßlichen und dem Fortgang der allgemeinen Geselligkeit sehr hinderlichen Untugend ist, nämlich der Verachtung der übrigen Weltbürger neben uns; daß wir dieser Art zu denken großentheils den Fortschritt unsrer eigenen Literatur zu danken haben, und daß sie uns wenigstens verhindert, ungerecht gegen andre Völker zu sein und uns durch schiefe und unwissende Urtheile über sie lächerlich zu machen.

Die Engländer mögen immer große Ursache haben, auf ihren Bacon, ihren Milton, ihren Dryden und Pope, ihren Locke und Hume und vornehmlich auf ihren großen Newton und ihren noch größern Shakespeare stolz zu sein; aber Vorzüge geben kein Recht zur Verachtung Andrer; und es kann einer so aufgeklärten Nation nie zur Ehre gereichen, wenn in ihrem Mittel von der deutschen, die den Mann hervorbrachte, der ihrem Newton die Fackel vortrug,*) wie von einer Horde von Barbaren gesprochen wird, welche nur eben aus dem langen Schlafe der Unwissenheit und Dummheit aufgewacht, Augen und Ohren, Hände und Füße zu versuchen anfingen, sich aber gleichwol so dabei geberdeten, daß man gute Hoffnung schöpfen könne, sie würden mit der Zeit so ziemlich den übrigen Menschen ähnlich sehen.

Was mir zu dieser Betrachtung den nächsten Anlaß gegeben hat, ist ein Aufsatz im London-Magazine, May 1773, unter der Rubrik: Versuch über die ländliche Poesie, worin ein sich so nennender Musidorus die Deutschen als ein Beispiel aufstellt, was der Geist einer aus der Barbarei erwachenden Nation für einen Schwung zu nehmen pflege. Ich ziehe nicht gerne unbestimmte Sätze aus einem einzelnen Falle, wie viele der neuesten Philosophen unsrer westlichen Nachbarn zu thun gewohnt sind, und noch weniger möchte ich die Unwissenheit eines Einzigen einer ganzen Nation vorrücken. Aber mich däucht, wenn mitten in London, in einem öffentlichen, in Jedermanns Hände kommenden Journale, an welchem Gelehrte von allen Arten Antheil haben, von einer Nation, die schon lange genug mit

*) Johann Kepler, Mathematicus der Kaiser Rudolph II. und Matthias.

der englischen in nähern Verhältnissen steht, um ihr nicht mehr unbekannt zu sein, so gesprochen wird, wie dieser Musidorus spricht: so kann man, ohne sich zu versündigen, voraussetzen, daß man sich in England um den Zustand der Gelehrsamkeit der besagten Nation kaum so viel bekümmere, als man sich bei uns um die Literatur der Lappen und Kamtschadalen bekümmert. Hören wir doch, was dieser Musidorus von uns sagt!

Zuvörderst offenbaret er seinen Lesern: „er habe jederzeit bemerkt (und er ist wol nicht der Erste, der so was gemerkt hat), daß in jedem Lande, wo der Geschmack seinen goldenen Samen auszustreuen beginne und die feinere Gelehrsamkeit über die Ruinen der gothischen Barbarei emporsteige, die Poesie allemal ihre erste Erscheinung in einem Kleide von musicalischer Prosa gemacht habe"; welche musicalische Prosa er (unmittelbar vorher) jene sanfte, harmoniöse, halb epische, halb schäferische Poesie nennt, die mit so gutem Glücke von den italienischen Barden der beiden letzten Jahrhunderte getrieben und hernach durch die blühende Phantasie des eleganten Fénélon ungemein vervollkommet worden sei, und welche er obiger Ursache wegen die Sprache der Natur zu nennen pflege". „Um diese Behauptung zu bestärken," fährt er fort, „laßt uns nur unsre Nachbarn, die Deutschen, ansehen. Diese alle, in den finstern und abscheulichen Arbeiten juristischer und mönchischer Gelehrsamkeit lange versunkene und allen Ueberbleibseln der Ungeschliffenheit ihrer barbarischen Voreltern hartnäckig anhangende Nation hat endlich ihren Klöstern und Schulen gute Nacht gegeben und die Zelle des Heineccius [risum teneatis, amici] mit dem Schreine des Apollo vertauscht. Viele von ihren Barden haben (um ihre eigenen Worte zu gebrauchen) das leichte Rohr zu stimmen versucht, und alle haben zuerst um die Gunst der ländlichen Muse gebuhlt. Geßner's simple Dichtart (da haben wir unsern Geßner mit einem Worte herrlich charakterisirt) ist unsern Landsleuten bereits wohl bekannt und wird allgemein bewundert; und wären die poetischen Werke seiner Zeitgenossen ebenso wohl in England bekannt, so bin ich gewiß (ich wahrlich nicht!), sie würden mit allem Beifall, den sie verdienen, aufgenommen werden. Bodmer, Breitinger, Kleist, Klopstock, Weiland sind ehrwürdige Namen, wo man sie kennt."

Was der ehrliche Musidorus sich für eine Vorstellung von uns armen Germanen macht! Der gute Heineccius, der die

Sprache der Römer so schön schrieb, mit ihren classischen Schriftstellern so vertraut war und so viel beitrug, die Barbarei aus den Schulen der Themis verbannen zu helfen, wie kommt wol Dieser dazu, als ein furchtbarer Tribonianischer Popanz dargestellt zu werden, aus dessen dumpfer Höhle wir armen Hirtendichter allzumal uns in die Nische des Apollo *(the shrine of Phoebus;* denn Herr Musidorus spricht durchaus musicalische Prosa) geflüchtet haben?

Doch es wäre lächerlich, über diese ganze Stelle Anmerkungen machen zu wollen. Der Mann mußte wol sehr wenig von der Nation, von der er spricht, wissen, der nicht wußte, wer Hagedorn, Gleim, Uz und Gellert ist, dem sogar Ramler und Lessing unbekannte Namen sind, und der, um etliche wenige Namen zusammenzubringen, sogar Breitingern, der zwar ein Lehrer unsrer meisten Dichter, aber niemals selbst Dichter gewesen ist, *veluti Judaeus* nöthigt, *in hanc concedere turbam.*[1])

Indessen verdient Musidorus doch immer für seinen guten Willen Dank. Denn daß er uns Ehre hat erweisen wollen, dies sieht man offenbar; und (wenn mich die besondere Wendung seiner letzten Periode nicht auf eine irrige Vermuthung bringt), so meint er es wol gar so gut mit uns, daß es ihn verdrossen zu haben scheint, daß vielleicht die englischen Kunstrichter (die, im Durchschnitt genommen, ungefähr eben solche Leute sind wie die unsrigen) vor dem einen oder andern von den respectablen Dichtern, die er nennt, wenigstens vor dem sogenannten Weiland, nicht völlig so viel Respect haben, als er glaubt, daß ihm gebühre. Ob die Schuld hievon an den englischen Uebersetzungen oder an den Kunstrichtern oder an Weiland selbst liege, wird die Zeit lehren.

---

[1]) Nach Hor., Sat., I. 4, 142. 143. — A. d. H.

Rüge gegen einen engländischen Kunstrichter.[1])

„Die Schreibart der griechischen Schriftsteller unter der Regierung des Kaisers Hadrian ist ungleich, steif, dunkel und affectirt; Lucian ist die einzige Ausnahme, die ich kenne", sagt der mit K. unterzeichnete Verfasser der History of the Origin and Progress of the usefull and Polite Arts in a Series of Letters (die im Universal-Magazin von 1776 nach und nach erschien) im sechsten seiner Briefe und verräth dadurch eine Unwissenheit, die an einem Manne, der als Kenner von Zeiten und Sitten und Künsten und Schriftstellern spricht, nicht zu entschuldigen ist, wiewol diese Art, auf die flüchtigsten und unvollständigsten Kenntnisse oder auf Treu' und Glauben eines andern unwissenden Sprechers in den Tag hinein zu entscheiden, in Frankreich, England und auch unter uns je länger je gewöhnlicher wird. Der Schwätzer K. (wer er auch sein mag) kennt keinen griechischen Autor aus Hadrian's Zeiten, der eine gute Schreibart habe, als Lucian. Alcinous der Platoniker, Dion Chrysostomus, an dessen Stil nichts als etwan die zu große Fülle seiner Perioden zu tadeln ist, Arrianus, dem seine Werke ihres Geistes sowol als der Schreibart wegen den Namen eines zweiten Xenophon's erworben haben, sind ihm also unbekannte Namen[2]) — und er unterwindet sich, über die Schriftsteller ihrer Zeit abzusprechen!

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, I. S. 170f. — A. d. H.
[2]) Es fällt auf, daß Wieland hier den Plutarch nicht nennt. — A. d. H.

Italienische Literatur.

Vorbericht zur Uebersetzung des ersten Gesanges des Orlando furioso von Werthes.[1])

Eine Uebersetzung von Ariost's Orlando furioso in achtzeiligen Stanzen, worin die Vers- und Reimart der italienischen Ottave rime vollkommen beibehalten wird, ist unstreitig eine der verwegensten und mühsamsten Unternehmungen, an die sich ein deutscher Dichter wagen kann; ja, in Ansehung der Armuth unsrer Sprache an Reimen und des großen Vorzugs, den die italienische überdies an Geschmeidigkeit vor der unsrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine solche Uebersetzung, wenn sie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben soll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwol hat sich ein junger Dichter gefunden, der mich auf eine sehr unerwartete Art mit dieser Probe, die ich hier dem Publicum mittheile, überrascht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich vielleicht zu nachsichtig gegen seine Arbeit macht, wiewol ich (zumal, wenn ich ihn mit seinem Original vergleiche) wünschen möchte, sie weniger unvollkommen zu sehen: so halte ich doch für billig, ihm das, was er geleistet hat, zum Verdienst anzurechnen und immer für viel zu halten, daß es ihm noch so gut gelungen ist. Was ich am Meisten an seinem Versuche zu loben finde, ist, daß er dem besondern Individualcharakter der Ariostischen Poesie oder dem, was ich (nach der Analogie von Yorick's Correggity)[2]) die Ariostheit

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, II. S. 288–292. — A. d. H.
[2]) Vgl. oben S. 296. — A. d. H.

des Ariost's nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen ist und dadurch einigermaßen ersetzt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, sobald er sich vornahm, in Ottave rime zu übersetzen. Doch meine Absicht ist nicht, dem Urtheile der Kenner und Liebhaber vorzugreifen. Finden diese, daß ich zu günstig von dieser Arbeit denke, so wird es der Uebersetzer bei dem ersten ohnehin noch nicht ausgefeilten Versuche bewenden lassen; wird er hingegen aufgemuntert, so verspricht er, mit verdoppelter Anstrengung fortzufahren, so lang ihn der Athem nicht verlassen wird.

Indessen kann ich nicht umhin, zu wünschen, daß er im letztern Falle der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime übersetzt zu haben, lieber entsagen möchte. Es ist wahr, diese Versart giebt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter nichts als Augen und Ohren braucht; überdies liegt unstreitig eine gewisse Musik in dieser Art zu reimen, die für die Italiener vermuthlich nur darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügungen des Ohrs empfindlicher sind als irgend ein andres Volk. Auch die überwundne Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles Uebrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügungen mehr und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmacke Ariost's oder Tasso's beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von Uebersetzung eines Ariosto ist, von sehr geringem Gewichte. Der gewisseste Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des Stils, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen diese verloren, so kann uns ein Uebersetzer zwar einen Rasenden Roland liefern, aber nicht den vom Ariost, und diesen sollten wir doch haben! Dies würde, wie nur zu sehr zu besorgen ist, der Fall unsers Uebersetzers sein. Eine flüchtige Vergleichung seiner Stanzen mit dem Original ist hinlänglich, meine Besorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreifachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so schönen, warmen und kräftigen Ausdrucke Ariost's getreu zu bleiben. Ich gestehe, daß es mir selbst und vielleicht jedem Andern unmöglich sein würde, unter der nämlichen Bedingung es besser zu machen (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe); aber eben dies scheint mir einen

unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den Ottave rime abstehen soll. Vielleicht wäre die Versart des Neuen Amadis[1]) zu einer Uebersetzung Ariost's zugleich die bequemste und angemessenste. Aber Demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beim ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am Meisten musicalischen Sinn und Aufmerksamkeit auf die Gesetze des poetischen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfordert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Parteilichkeit gezogen werden dürfte als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen, was er thun soll!

Uebrigens habe ich wol nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da der Teutsche Merkur wenige Leser haben wird, denen nicht wenigstens so viel davon bekannt sein sollte, daß die Italiener dieses poetische Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen und auf ihren Ariost als Originalgenie wenigstens so stolz sind als die Engländer auf ihren Shakespeare. Bei Denjenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen, und die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein so großer Geist als Galileo Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab, ein günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so weniger betrügen kann, da Galilei nicht blos ein großer Sternseher, sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner aller schönen Künste und selbst ein geistvoller Autor war. Doch wozu haben wir hier Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Ariost's Orlando, es sei, daß man ihn als ein Werk des poetischen Genius oder blos als unterhaltende Lectüre betrachte, wenig seinesgleichen hat. Und wenn auch dies nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Uebersetzung desselben dem deutschen Publicum zu empfehlen, so scheint mir der bloße Vortheil, der unsrer Sprache dadurch zugeben würde, schon wichtig genug, um dem Uebersetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienst um seine Nation einzugestehen.

---

[1]) Von Wieland. – A. d. H.

Zu den Proben einer neuen Uebersetzung des Orlando furioso in reimfreien jambischen Stanzen.[1])

Ungeachtet es nicht an ältern Uebersetzungen des Orlando furioso in unserer Sprache fehlt, so schien mir doch durch keine derselben ein neuer Versuch, das Original in einer so viel möglich getreuen Copie darzustellen, überflüssig gemacht zu sein, und ich gestehe daher, daß ich selbst den Verfasser der gegenwärtigen Proben zu dieser Unternehmung aufgemuntert habe. Ein Dichter, am Allerwenigsten Ariost, darf nicht in Prose übersetzt werden. Dies nehme ich hier als ein Gesetz an, das auf Gründen beruhet, die, wie ich glaube, von allen Kennern und Freunden der Dichtkunst anerkannt werden. Aber ein anderes, nicht weniger aus der Natur der Sache abgeleitetes Gesetz ist, daß der Uebersetzer eines Dichters wie Ariost sich eine — an sich schon mit großen Schwierigkeiten umgebene — Arbeit nicht durch freiwillig sich selbst auferlegte Fesseln noch schwerer und in gewissem Sinne unmöglich mache. Den Orlando furioso in ebenso viel Zeilen und Stanzen mit Reimen getreu zu übersetzen, halte ich für unmöglich; ja, ich habe sogar nach vielen selbstgemachten Versuchen die Hoffnung aufgegeben, daß eine Uebersetzung, die dem Original so nahe käme, als ich wünsche, ohne Reime in achtzeiligen jambischen Stanzen, die mit den Ariostischen immer parallel fortgehen, zu bewerkstelligen sei, ohne diese letztern auf das Bette des Prokrustes zu legen und bald zu stutzen bald gewaltsam auszudehnen. Der Verfasser dieses neuen Versuchs hat also zwar die Zahl der

[1]) Teutscher Merkur 1794, II. S. 43—45. -- A. d. H.

Stanzen beibehalten, aber auf meinen Rath sich die Freiheit genommen, einer jeden gerade so viel Zeilen zu geben, als herauskamen, indem er sich bemühte, sich auch in der Diction oder der poetischen Sprache und den Eigenheiten des Ariostischen Stils so nahe an das Original anzudrücken, als es ihm ohne Verletzung der deutschen Sprache, der Gesetze des schönen Versbaues und anderer Erfordernisse möglich war. Inwiefern es ihm nun hierin gelungen, und ob der Verfasser der hier mitgetheilten Proben zu Fortsetzung seiner Arbeit aufgemuntert zu werden verdiene, wird von dem Geschmack der Leser und dem Urtheil billiger Kunstrichter abhangen. Die Billigkeit, die ich meine, ist nicht Nachsicht, sondern blos, daß auch die mannichfaltigen und großen Schwierigkeiten, die ein Uebersetzer Ariost's zu bekämpfen hat, in Anschlag gebracht werden müssen; ingleichen, daß man mit gutem Grund erwarten kann, daß im Verfolg eines so langwierigen Werkes durch die Uebung selbst die Gewandtheit des Geistes, besonders in Rücksicht auf den mechanischen Theil der Arbeit, immer zunimmt und der Uebersetzer mit dem Charakter seines Autors immer vertrauter, also auch immer geschickter wird, sich des Besonderen desselben zu bemächtigen.

Nachschrift zur Uebersetzung des sechzehnten Gesanges von Tasso's „Befreitem Jerusalem" von Gries.[1])

Es ist der Fortschritte, welche die Musenkunst seit funfzig Jahren in Deutschland gemacht hat, würdig, daß wir Werte unternehmen und gelingen sehen, deren glückliche Ausführung noch kurz vor der Hälfte dieses Zeitraums Niemand zu erleben hoffen durfte.

Tasso's Befreites Jerusalem ist ein Ulyssesbogen, den seit Dieterich's von Werder erstem Versuch mehrere Deutsche vergebens zu spannen versucht haben. Ich müßte mich sehr irren, oder die Bestehung dieses schönen poetischen Abenteuers ist dem talentvollen jungen Dichter aufbehalten, der sich mit gegenwärtiger Probe wenigstens in meinen Augen aufs Vollständigste dazu legitimirt hat.

Ganz gewiß muß ein Dichter, der uns nicht blos den Stoff, sondern auch die Form seines Originals geben will,

---

[1]) Teutscher Merkur 1798, III. S. 152 f. Zweiundzwanzig Jahre vorher hatte Wieland zu Heinse's Ankündigung seiner prosaischen Uebersetzung des Tasso (T. M. 1776, I. S. 197) folgenden Zusatz gemacht: „Freunde der schönen Literatur! erinnert Ihr Euch noch des allgemeinen Trauerns und Wehklagens, das Ihr bei Meinhardt's Tode [der Verfasser der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" war 1767 gestorben] darüber anstimmtet, daß Ihr in ihm den Mann verloren hättet, der Euch mit dem Dichtergeiste Italiens bekannter zu machen angefangen hatte? durch einige — nicht ganz verunglückte, aber doch wahrlich noch schwache Proben von Uebersetzung der großen Meisterwerke eines Dante, Tasso, Ariost ꝛc. Euch schätzbar geworden war? — Hier ist, der Euch diesen Verlust ersetzen kann — hier ist (Ihr wißt es aus Proben, denen allgemeiner Beifall zugejauchzt wurde), hier ist mehr als Meinhardt: und nun wolltet Ihr keinen Gebrauch davon machen?" — A. d. H.

das Befreite Jerusalem in Ottave rime übersetzen, und um dies nur in dem Grade von Vollkommenheit zu bewerkstelligen, den man mit Recht von einem Nachbilder fordern kann, muß er beinahe Tasso selbst sein. Wer z. B. den sechzehnten Gesang in der Urschrift lieset, wird über die Schwierigkeiten erschrecken, die sich Demjenigen entgegenthürmen, der diese Zaubergemälde in unsrer Sprache copiren wollte; und wer die gegenwärtige Probe mit dem Original vergleichen kann, wird nicht weniger erstaunen, jene Schwierigkeiten so meisterhaft überwunden zu sehen. Noch mehr zu verlangen, wo mehr zu leisten in der That physisch unmöglich scheint, wäre Ungerechtigkeit; doch zweifle ich nicht, daß Herr Gries selbst, dessen feinem Gefühl, Gewandtheit des Geistes und hartnäckigem Fleiß ich Alles zutraue, in der Folge manche Stelle noch glätter zu poliren und seiner Nachbildung hier und da noch mehr das Ansehen eines Originals zu geben vermögend sein wird.

Die Canzonetta Romana.

[1]) Noch bitte ich unsre schönen Leserinnen um Erlaubniß, ihnen zum Beschluß dieses Jahres mit einem römischen Liedchen und einer neuen Melodie dazu aufzuwarten die (wenn ich nicht sehr irre) in die angenehm-tändelnde und geistreich-scherzende Laune des Dichters sehr glücklich einstimmt. Die Dolmetschung[2]) hat keine andre Prätension, als das Verständniß des Textes Denjenigen zu erleichtern, die des Italienischen nicht sehr mächtig sind. Wer diese Canzonette in gleicher Versart und ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen kann, soll mir der große Apollo sein!

Canzonetta Romana.

Quelle piume, bianche e nere
Che nel capo voi portate,
Belle Donne inamorate,
    Vi fan crescer la Beltà.
Rassembrate à chi vi mira
Tante lodole fastose,
Pavoncelle, che pompose
    Van sul prato in libertà.

---

[1]) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 275—280, ohne Ueberschrift. — A. d. H.

[2]) Der Uebersetzer war Goethe. Als solcher wurde er zuerst öffentlich genannt in Reichardt's „Musikalischem Almanach" für 1796, wo das Gedicht unter der Ueberschrift Der Federschmuck mit einer neuen Composition Reichardt's mitgetheilt ist. In Goethe's Werken (III. S. 385 f.) hat es die Ueberschrift Mode-Römerinnen. — A. d. H.

Nello scorso Carnovale
Bel vedervi in Argentina!
Chi Sovrana della China,
Chi Soltana rassembrò:
Chi nel Basso delle Scene
Non poteva ben vedere,
L'indiscrete Pennachiere
Sotto voce taroccò.

Così bella e Strana usanza
Non ne venne di Bretagna,
Non di Francia, non di Spagna,
Non di Persia, o dal Perù:
La portò fra voi, Romane,
Capo in giù Mercurio alato
Delli Dei Corrier pennato,
Che dal Cielo scese in giù.

Raccontò, che nelle stelle
Ogni Diva ha per costume
Di portar sul crin le piume
Quando bella si vuol far:
E Minerva modestina,
Occhi azurri, Verginetta,
Spennachiò la sua civetta
Per poter sen' adornar.

E d'Amor la Madre bella
Le colombe avea pelate,
E le penne ancor rubate
Sopra l'Elmo al Dio Guerrier:
E la moglie ancor di Giove,
Superbissima Giunone,
Colla coda di pavone
Se ne ha fatto un bel cimier.

Così voi vorreste ancora,
Care figlie Tiberine,
Colle piume sopra il crine
Tante Dee rassomigliar

Ma nascosto dietro un olmo
Veggo un Satiro maligno,
Che vi burla con un ghigno,
E lo sento mormorar:

E vi dice: Care Donne,
Quelle piume che portate
Volan certo, e voi volate,
Coll Cervello assai di più.
Non son penne di pavone,
Di colombe, in aria erranti;
Son le penne degli Amanti
Che pelate tutto il dì.

Chiudi, o Satiro maligno
Il tuo labro infame ed empio!
Le Romane son d'essempio
Di costume ed onestà:
Ancor bolle loro in petto
Di Lucrezia il sangue antico,
Hanno un' Alma e il Cor pudico
Pien d'amor e fedeltà.

*

Diese Federn, weiß- und schwarze,
Die Ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzenskönigiunen,
Eure Schönheit mehren sie:
Ihr erscheinet unsern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen, die stolzirend
Auf der Wies' in Freiheit gehn.

Prächtig war's am Carnavale,
In der Oper Euch zu sehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Mogol's Herrscherin:
Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauspiel sehen konnte,
Zog die unbescheidnen Federn
Sotto voce weiblich durch.

Diese schöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Persien, noch Catay:
Unter unsre Römerinnen
Schnell sich vom Olympus stürzend,
Brachte sie der Götterbote,
Der geflügelte Mercur.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn sie schön sich machen will;
Daß Minerva, die Bescheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Diese Mode mitzumachen,
Ihren armen Kauz gerupft.

Daß der Liebe schöne Mutter
Selbst ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihres Kriegesgotts entwandt,
Und daß sich die hohe, stolze
Juno, Jupiter's Gemahlin,
Von den Schweifen ihrer Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Billig reizt Euch das Verlangen,
Holde Töchter unsrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Götterfrauen gleich zu sein.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauschen,
Der, Euch ins Gesichte lachend,
Unterm Ziegenbarte knurrt

Und Euch zuruft: „Liebe Damen,
Diese Federn, die Ihr traget,
Fliegen freilich, doch Ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um;

Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Die Ihr jeden Tag berupft."

Unverschämter Satyr, schließe
Deine tückisch-bittre Lippe!
Unsre schönen Römerinnen
Sind so tugendreich als schön.
Itzt noch kocht in ihrem Busen
Der Lucretia alt Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Im Anschluß an Wieland's Aufforderung brachte der Teutsche Merkur bereits im Januarhefte von 1781 (S. 90 bis 92) die folgende von Voigt eingesandte

Uebersetzung der römischen Canzonette,

Quelle piume etc.

in Reimen mit beibehaltner Versart des Originals.

Von einem Ungenannten.

An den Herausgeber des T. M.

Die Schwierigkeit, welche im Teutschen Merkur, Dec. 1780, Dem vorgelegt worden, wer das dort gegebene artige römische Liedchen in gleicher Versart und ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen will, hätte billig eher abschrecken als aufmuntern sollen. Indessen hat nachstehende Uebersetzung Reim und Versart des Originals und, so viel möglich, die Vorarbeit im Teutschen Merkur beibehalten. Ist das wenigstens ihr Verdienst, so hat der Teutsche Merkur Anspruch auf sie zu machen, dem sie sich daher zum Januar oder Februar anbietet.

Den 10. Januar 1781.

* * i * *

Diesen Federn, weißen, schwarzen,
Die auf Euren Scheiteln wanken,
Habt Ihr neuen Reiz zu danken,
Damen, liebevoll und schön!
So viel aufgeputzte Lerchen
Scheint Ihr da uns, so viel Pfauen,
Die in Freiheit auf den Auen
Sich mit vollem Pompe drehn.

Bei dem Carnevalstheater
Mußte Euer Blick gewinnen,
Glichet China's Herrscherinnen,
Stelltet Sultaninnen vor.
Ueber unbescheidnen Zierrath
Flüstert' etwa, wer inzwischen
Wenig sah vor Federbüschen,
Spötterei in's Nachbars Ohr.

Nicht aus Persien noch aus Peru
Kam die schöne fremde Sitte,
Spanier, Franzmann nicht und Britte
War es auch nicht, der sie gab.
Nur Mercur, der Götterbote,
Brachte sie nach Rom hernieder;
Wohlversehen mit Gefieder,
Stürzt' er selbst sich himmelab:

Sprach, daß, wenn sie schön sich machten,
Längstens alle Götterdamen
Federn zu dem Haarschmuck nahmen,
Schon zur Mode würden die;
Daß die jüngferliche Pallas,
Die doch blaue Augen schmücken,
Um bescheidner zu entzücken,
Federn von dem Kauze lieh;

Daß der Liebe schöne Mutter
Federn gar von ihren Tauben,
Von des Kriegsgotts Helm zu rauben,
Sich im Mindsten nicht bedacht;

Daß selbst Jupiter's Gemahlin,
Wol die stolzeste der Frauen,
Sich vom Schweife ihrer Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Holde Töchter unsrer Tiber,
Billig reizt Euch das Verlangen,
Auch wie Göttinnen zu prangen
Mit dem Federbusch im Haar.
Aber hinter jener Ulme
Hält ein Satyr sich verborgen,
Der belachet Eure Sorgen,
Spottet*) knurrend Eurer gar;

Ruft Euch zu: „Ihr lieben Damen,
Federn, auf das Haupt gefüget,
Fliegen zwar, doch weiter flieget
Euer Hirnchen überall.
Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Sind von Tauben nicht erzupfet,
Sind Verehrern ausgerupfet,
Jeder Tag macht einen kahl."

Satyr, schließ die bittre Lippe!
Tücke nur ist Dein Beginnen;
Musterhafter Römerinnen
Tugend kömmt der Schönheit bei.
Noch ist's altes Blut Lucretiens,
Das in ihrem Busen fließet;
Denn ihr keusches Herz ergießet
Aechte Zärtlichkeit und Treu'.

Wieland begleitete das Gedicht mit folgender Bemerkung:

Der unbekannte Verfasser dieses Versuchs hat, däucht mich, ein Recht an den Beifall, den man Jedem schuldig ist, der etwas mit vieler Schwierigkeit Verbundnes nicht unglücklich zu

*) Die Handschrift sagte: Höhnet, dagegen würde aber Herr Adelung die rechtliche Einwendung machen, daß der Sprachgebrauch, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, nicht erlaube, dieses Zeitwort anders als mit der vierten Endung des Nennworts zu construiren. — (Anm. Wieland's.)

Stande bringt. Da das Eis nun einmal gebrochen ist, findet sich vielleicht ein Andrer, dem es gelingt, oder der Verfasser dieses Versuchs selbst findet nun vielleicht Mittel, aus dem nämlichen Silbentanz, mit den nämlichen Reimfesseln an Händen und Füßen sich mit noch mehr Leichtigkeit herauszuziehen. Reime sind, auch in Liedern, nur dann eine Art von Verdienst, wenn sie den Dichter nicht genirt zu haben scheinen, wenn sie sich unvermerkt wie von selbst an ihren Ort stellen, keine Flickwörter, keine schleppende, harte oder gewaltsame Wendungen und Wortfügungen veranlassen u. s. w. Der Versuch des Ungenannten hat meinen Unglauben, daß eine auf solche Art gereimte Uebersetzung dieser Canzonette in der nämlichen Versart möglich sei, eher bestärkt als vermindert; ich werde mich aber mit Vergnügen durch den Augenschein eines Andern überzeugen lassen.

Siebzehn Jahre später (1798) veröffentlichte der Neue Teutsche Merkur im Januar und März (S. 57—61 und 311 bis 317) eine Anzahl Gedichte von Gries, unter denen sich S. 57—60 wiederum eine Uebersetzung der Canzonetta befand, welche wir hier folgen lassen:

Die Federn.[1])

Nach dem Englischen.

Diese Federn, weiß' und schwarze,
Die auf Euren Häuptern prangen,
Ihr, voll zärtlichem Verlangen,
Holde Frau'n, verschönern Euch.
Allen scheint Ihr, die Euch sehen,
Stolzen Lerchen, prächt'gen Pfauen,
Die auf frisch beblümten Auen
Frei einherstolzieren, gleich.

In der letzten Faschingsoper,
Welch ein Zauber unsrer Sinnen!
Diese gleich den Sultaninnen,
Jene China's Herrscherin.
Nur wer auf den hintern Bänken
Vor den stolzen Federbüschen
Wenig sah, begann zu zischen,
Doch nur unterm Barte hin.

[1]) Soll doch wol „Italienischen" heißen. – A. d. H.

Diese schöne, fremde Sitte
Kam zu uns nicht aus Brittanien,
Noch aus Frankreich, auch aus Spanien,
Persien und Peru nicht.
Nein! ich sah, Ihr Römerinnen,
Den Mercur mit leichten Schwingen
Von Olymp herab sie bringen,
Kraft der Götterbotenpflicht.

Im Olymp, erzählt' er, lässet,
Ihre Schönheit zu erhöhen,
Jede Göttin Federn wehen
Auf dem stolzen Lockenbau.
Selbst die Eule rupfte Pallas,
Um mit Federn sich zu schmücken,
Sie, mit den bescheidnen Blicken,
Jüngferlich, von Augen blau.

Und Cupido's schöne Mutter
Rupfte nicht nur ihre Tauben,
Nein, sie hat — Ihr mögt es glauben! —
Mavors' Helmbusch selbst geraubt.
So auch Jupiter's Gemahlin,
Sie, die Königin der Frauen,
Schmückte mit dem Schweif der Pfauen
Ihr erhabnes Götterhaupt.

Billig, holde Liebestöchter,[1])
Billig reizt Euch das Verlangen,
Götterfrauen gleich zu prangen
Mit der Feder stolzer Pracht.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich, frechen Hohn im Blicke,
Einen Satyr, der voll Tücke
Also spottend Eurer lacht:

„Diese Federn, holde Damen,
Die auf Eurem Haupt sich wiegen,
Fliegen freilich; doch es fliegen
Eure Köpfchen weiter noch.

[1]) Doch wol Druckfehler statt „Tibertöchter". — A. d. H.

Sind nicht Federn stolzer Pfauen,
Auch der Tauben nicht, der scheuen:
Sind die Federn Eurer Treuen,
Rupfet Ihr sie täglich doch!"

End, o Satyr voller Tücke,
Solch ein frevelhaft Beginnen!
Beispiel sind die Römerinnen
Aechter Sitt' und edler Scheu.
Ja, es wallt in ihrem Busen
Noch Lucretiens alter Adel;
Geist und Herz sind ohne Tadel,
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Dem Abdrucke der Gries'schen Gedichte im März ist folgende Nachschrift von Wieland beigefügt:

Ich habe gegen den schätzbaren jungen Dichter, von dessen jede Aufmunterung verdienendem Talente der Merkur schon mehrere schöne Proben mitgetheilt hat, eine kleine Pflicht zu erfüllen, welche, wofern mein Gedächtniß mir nicht öfters seine Dienste zu versagen anfinge, schon im Januar, beim Abdruck der niedlichen Uebersetzung der ehemals so beliebten Canzonetta Romana: Quelle piume bianche e nere etc., hätte erstattet werden sollen. Ich erinnerte mich nämlich erst, da mir die Federn vor Kurzem im besagten Monatsstück des Merkur wieder vor die Augen kamen, daß ich das italienische Original dieser Canzonette nebst einer Uebersetzung in Versen ohne Reim und einer ungemein glücklich passenden, von Mlle. Schröter dazu componirten Melodie schon im December des Merkur's von 1780 gegeben hatte und vermuthlich in einer kleinen Anwandlung von Laune, da mir selbst der Versuch einer Uebersetzung in Reimen nicht hatte gelingen wollen, mir die etwas unvorsichtigen Worte hatte entfahren lassen: „Wer diese Canzonette in gleicher Versart ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen könnte, der sollte mir der große Apollo sein." Wiewol ich nun von Herrn Gries versichert bin, daß ihm seine Bescheidenheit nicht erlauben wird, sich dieser Art von Wette (die ihm aller Vermuthung nach nicht einmal bekannt war) nach dem strengen Rechte gegen mich zu prävaliren, so kann ich doch, da er so geschickt und glücklich zu Stande gebracht

hat, was ich für unmöglich hielt, an meinem Theile nicht weniger thun, als öffentlich zu erklären, daß er die Wette auf eine seinem Talent Ehre machende Art gewonnen hat, und daß ich jenes „Erit mihi magnus Apollo“ für ein Glück bedeutendes Wort halte, das diesem liebenswürdigen Zögling der Musen, wenn er fortfahren wird, in ihrem Tempel so fleißig zu dienen wie bisher, für den Beifall und die Freundschaft aller φιλοκάλων Bürge ist.[1])

---

[1]) An den Uebersetzungsversuchen der Canzonetta betheiligte sich auch Herder, unter dessen Papieren sich von seiner Hand eine Uebersetzung nebst nachstehendem Briefe gefunden hat:

„An den Herausgeber des T. M.

„Nicht zwar der unbekannte Verfasser des Versuchs im Januar 1781, aber sein Nachbar hat, da das Eis einmal gebrochen ist, gleichfalls versucht, die Canzonetta Romana in dem nämlichen Silbenmaß, mit den nämlichen Reimfesseln an Händen und Füßen (weil nach der Canzonetta nur der Mercur die Federn vom Himmel gebracht und in seiner Gewalt hat), ja, wo möglich selbst zu der schönen leichten Melodie, mit der uns die Signora S. beschenken wollen, ins Deutsche zu übertragen, damit sie nicht nur gelesen, sondern auch allenfalls, wo derselbe Fall wäre, gesungen werden könnte. Hätte die Uebersetzung das Unglück, den Unglauben des Herrn Herausgebers des Teutschen Merkur abermals zu bestärken, so ist ein andrer Nachbar fertig, sich ohne einen der gebrauchten Reime nochmals daran zu machen; denn der Titel: „der große Apoll“ in eines Wieland's Munde ist ihm eine gar zu süße Reizung. Er erwartet also das Urtheil in einem der nächsten Stücke des Teutschen Merkur.

Den 2. Febr. 1781. . . K. .“

Der andre Nachbar war Voigt, von dem außer dem oben mitgetheilten noch zwei Uebersetzungsversuche vorliegen. Wieland nahm die Uebersetzung Herder's nicht auf. Herder's Aerger darüber bezeugt ein noch erhaltenes Briefchen an Voigt. (Vgl. Jahn, Goethe's Briefe an Voigt, S. 453—466.) — A. d. H

Ein Wort über Macchiavell's „Fürsten".[1])

Daß Macchiavell die Fürsten oder vielmehr die Despoten und Tyrannen in seinem übelberüchtigten Principe nichts Neues gelehrt habe, wird, auch ohne Christian Hofmann's Macchiavellus ante Macchiavellum und andre ähnliche Schriften gelesen zu haben, von Niemand, der nicht erst ehegestern in die Welt gekommen ist, in Zweifel gezogen werden. Aber ob Macchiavell diesen seinen Regentenspiegel im Ernst, als einen Zauberspiegel, um darin zu sehen, was sie sein sollten, oder blos als eine ziemlich getreue Darstellung, was die schlauesten und schlimmsten unter ihnen von je her wirklich gewesen, und insbesondere als eine in die Gestalt einer ernsthaften Theorie versteckte Satire auf die Mediceische Familie aufgestellt habe, darüber sind die besten Köpfe von langer Zeit her bis auf diesen Tag verschiedener Meinung gewesen. Unter den letztern ist auch der große Bacon von Verulam, der (in seinem unsterblichen Werke De dignitate et augmentis scientiarum, L. VII. c. 2) kein Bedenken trägt, zu sagen, man sei Macchiavellen und seinesgleichen Schriftstellern Dank schuldig, daß sie ohne Zurückhaltung ans offne Tageslicht hervorgebracht, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie sollen. Wie viel aber auch von Macchiavell's Vertheidigern zu seiner Entschuldigung gesagt

1) Teutscher Merkur 1790, I. S. 59 f. als „Zusatz" zum Schlusse des vorhergehenden „v. K." unterzeichneten Dialogs: „Ueber reelle und persönliche Majestät", in dem es u. A. S. 57 f. heißt: „Was den Machiavellismus betrifft — Ach! der gute Secretär von Florenz! — Man hat ihn mißverstanden, hat die Geschichte dessen, was viele der Fürsten seiner Zeit thaten, und was zugleich ihre Geschichte und ihre Satire ist, für den Codex ihrer — vom Machiavell zugestandenen — Rechte gehalten!" — A. d. H.

worden ist, so haben doch seine Ankläger hinwieder so viel Scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drei ehrwürdigen Höllenrichtern Minos, Rhadamanthus und Aeakus selbst schwer fallen sollte, den Ausspruch zwischen beiden Parteien zu thun. In der That, außerdem daß in Macchiavell's ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bittrer Laune ist, der den Leser nur von ferne auf die Ahnung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, so ist wol nicht zu leugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernsthaft behauptet, daß ein ächter Staatsmann nicht immer ein rechtschaffner Mann sein könne.

Dieses Wenige nur im Vorbeigehen, um das allzu rasche, einseitige Urtheil meines Freundes, des Verfassers des Dialogen, so viel an mir ist, wieder gut zu machen und die ehrwürdigen Manes eines Bodin's, Jak. Thomasius und Friedrich II.[1]) zu versöhnen, die es doch wol mit einigem Recht übel finden könnten, durch eine so übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

---

[1]) Vergl. oben S. 178—180. A. d. H.

Zusatz zur Uebersetzung der Erzählung „Der Mohr von Venedig" in den Hecatomiti des Giraldi Cinthio.[1])

Da diese Erzählung des Cinthio dem großen Shakespeare den Stoff und die Grundstriche zu einem seiner besten Schauspiele gegeben hat, so habe ich den Verehrern dieses unvergleichlichen Dichters Vergnügen zu machen geglaubt, wenn ich sie ihnen mittheilte, um durch die Vergleichung beider Stücke mit eignen Augen zu sehen, was ein großes Genie aus dem Werke eines sehr mittelmäßigen Kopfes machen kann, insoferne nur Stoff und Anlage darin ist. Ich bemerke nur noch, daß schwerlich etwas Unangenehmeres sein kann als Cinthio Giraldi's und der meisten wälschen Novellenschreiber Stil und Art zu erzählen. Der Uebersetzer scheint (mit einer Treue, wofür ihm Niemand Dank wissen wird) sich recht beflissen zu haben, alles das Schleppende und Schwerfällige seines Originals, die äußerste Nachlässigkeit in der Wahl der Ausdrücke und in der Construction und einen so gänzlichen Mangel an Symmetrie und Numerus, daß er in den schlechtesten Kalenderhistorien nicht größer sein kann, in seine Uebersetzung überzutragen. Die Mühe, die der Herausgeber angewandt, diesen unausstehlichen Gebrechen hier und da zu helfen, hat zu nichts helfen können, als das Uebel ein Wenig erträglicher zu machen; und Alles, was ihn einigermaßen dabei tröstet, ist, daß dieses Stück (was

[1]) Zusatz zu derselben im Teutschen Merkur 1773, III. S. 86—88. — A. d. H.

die Schreibart betrifft) als ein Ideal des elenden Stils und also als ein Muster, wie man nicht schreiben soll, brauchbar sein könnte. Wer aus diesem Cinthio und seinen Gesellen, ja selbst aus dem Boccaz übersetzen will, muß sich zum ersten Gesetze machen, sich an die Schreibart und Construction dieser Wälschen gar nicht zu binden; und wer kein Ohr hat, das durch einen solchen Stil beleidiget wird, der kann lesen, was er will, aber schreiben wird er niemals lernen.

A. HUMMEL'SCHE BUCHD. BERLIN.